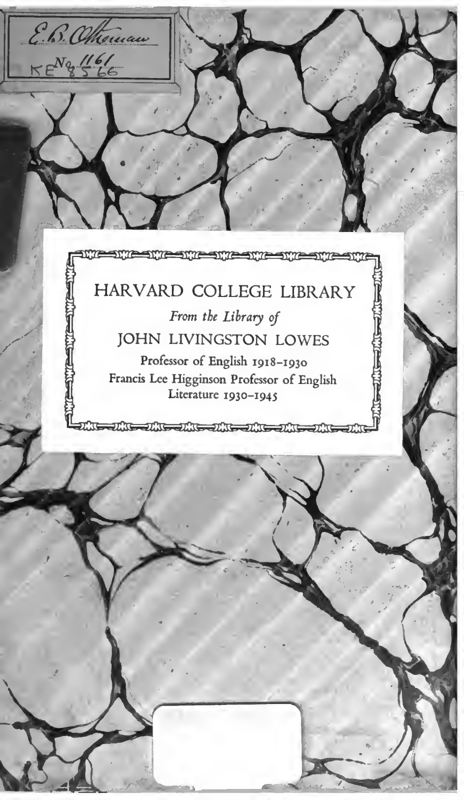
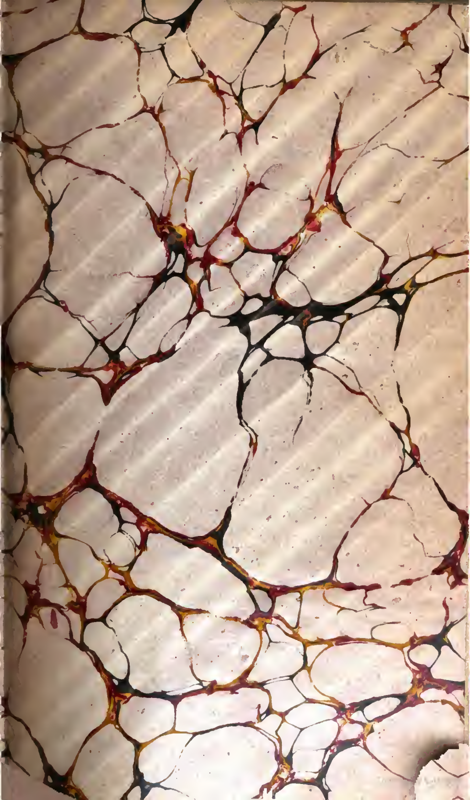
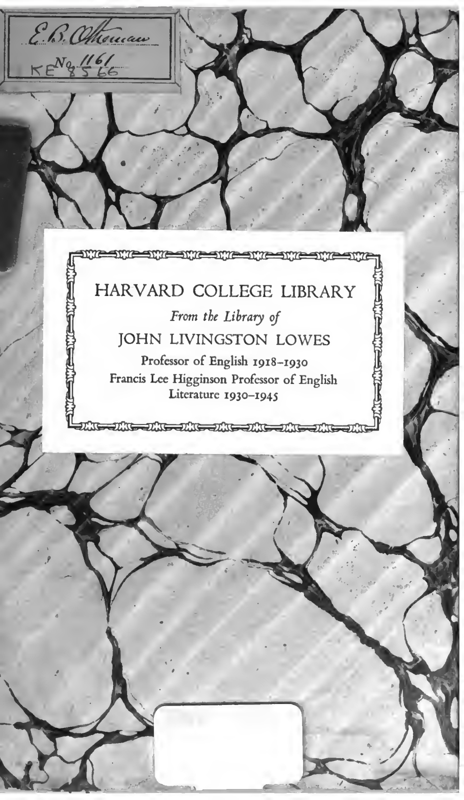


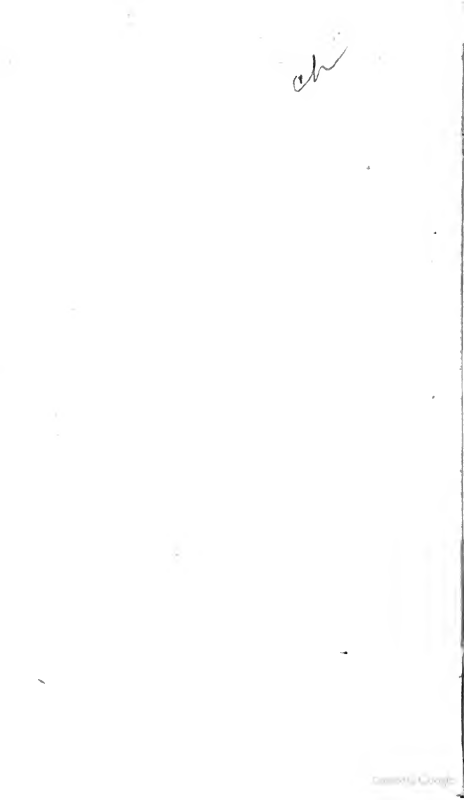


E. B. Otheman
No. 1161
KE 8566
HARVARD COLLEGE LIBRARY
From the Library of
JOHN LIVINGSTON LOWES
Professor of English 1918–1930
Francis Lee Higginson Professor of English
Literature 1930–1945

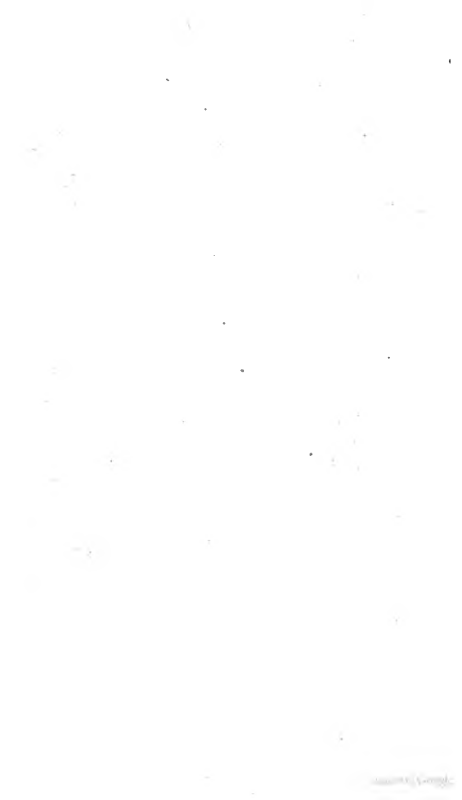



E. B. Oltman
No. 1161
KE 8566
HARVARD COLLEGE LIBRARY
From the Library of
JOHN LIVINGSTON LOWES
Professor of English 1918–1930
Francis Lee Higginson Professor of English
Literature 1930–1945





[illegible],
Cambridge, 1903



Dreihundert und achtzehn

Briefe

berühmter und geistreicher Männer und Frauen

zur

vielseitigen Bildung des Stils, des Tones und des Geschmacks im brieflichen Umgange.

Herausgegeben

von

J. D. F. Rumpf,

Königlich Preußischem Hofrathe.

Zweite durchgesehene und bis auf 400 Briefe vermehrte Ausgabe.

Berlin,

bei A. W. Hayn.

1835.

Vorwort.

Der Zweck dieser Briefsammlung ist zunächst auf Bildung des Stils und des Geschmacks im brieflichen Umgange gerichtet. Wir begegnen hier einer nicht unbedeutenden Anzahl von schönen und edlen Geistern, die sich sowohl durch Meisterschaft und Gewandtheit in der Sprache, als durch Feinheit des Tones im Ernst und Scherze, durch eine Fülle lebendiger Phantasie und tiefgeschöpfter Darstellung auszeichnen. Wer solche Briefe lieset, um sich mit ihrer Form zu befreunden, um das in ihnen waltende Geistige und Gemüthreiche in sich aufzunehmen, der wird sie gewiß nicht ohne lehrreichen und vielfachen Nutzen für den Briefstil aus den Händen legen.

Was aber außerdem Briefen großer Männer einen hohen Werth giebt, besteht darin, daß wir ihre edlen Naturen daraus näher kennen lernen und gleichsam persönlich mit ihnen vertraut werden.

Sind die Sachkundigen mit mir hierüber einverstanden, so habe ich nur noch ihrer Beurtheilung zu unter-

werfen, wie fern die Auswahl der Briefe dem Zwecke entspricht.

Berlin, im Mai 1829.

Der Herausgeber.

Bei der zweiten Ausgabe dieser Briefsammlung glaubt der Herausgeber dem vielseitig vernommenen Wunsche entgegen gekommen zu sein, daß er dieselbe nicht unbedeutend bereichert hat. Dabei leitete ihn das Urtheil, welches ein Recensent in der Jen. Allgem. Literaturzeitung von 1830 Nr. 127 dahin ausgesprochen hat:

„Wegen der trefflichen Auswahl liest man die Sammlung mit Vergnügen, weil sich edle Menschen darin aussprechen, und weder Witz aufsuchen, noch Höflichkeit darin verletzen. Viele Briefe haben durch ihre Veranlassung einen bleibenden Werth; die Auswahl ist so geistvoll als gemüthlich. Der Sammler sah hauptsächlich auf Reinheit des Stils; aber Hauptsache war ihm, den Geist des Lesers zu erheben. Außerdem hat er manche Ideen, die unserer Zeit entsprechen, oder ihr widerwärtig sind, mit vieler Geschicklichkeit in dieses Formularbuch eingeflochten, und fröhliche Laune und Geselligkeit mit den Bildern der höchsten Interessen der lebenden und künftigen Menschheit verbunden."

Inhalt.

1. Rabener an Gisele.

Also sind wir, mein lieber Freund, auf ewig getrennt? Der gestrige Tag wird mir unvergeßlich sein. Binnen einer Zeit von vier Wochen verlier' ich zwei so liebe Freunde. Dieser Verlust muß mir doppelt empfindlich fallen, da ich in der Wahl meiner Freunde so furchtsam bin, und weit mehr Zeit als vier Wochen brauche, ehe ich mich entschließen kann, nur den ersten Schritt zu einer neuen Freundschaft zu thun. Der Gedanke, daß Sie noch leben, daß Sie auch abwesend mein Freund bleiben, daß diese Veränderung der Grund Ihres künftigen Glückes sein kann; dieser Gedanke wird mir vielleicht zu einer anderen Zeit tröstend genug sein; jetzt ist er es noch nicht, unsere Trennung ist noch zu neu. Ich hatte mir vorgesetzt, mich diesen ganzen Sommer über unempfindlich zu gewöhnen, damit ich im Stande sein möchte, Ihren Abschied auf Michael etwas gleichgültiger anzusehen. Aber Sie haben meine Zärtlichkeit überrascht, und ich bin die ganze Rückreise über für die Standhaftigkeit, so ich bei dem letzten Abschiedskusse heuchelte, grausam bestraft worden. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und lieben Sie mich so zärtlich, als ich Sie lieben werde. O! wie zufrieden bin ich mit mir selbst, daß ich auf den Einfall gekommen bin, Sie am Sonnabende mit meinem ungehofften Besuche in Leipzig zu überschleichen. Werde ich wohl in der Welt jemals so glücklich sein, noch einige dergleichen freundschaftliche Wallfahrten zu thun? Ich glaube es nicht. Künftig werde ich mir ein Gesetz daraus machen, keinen Ausländer mehr zu meinem Freunde zu wählen. Es ist ein Vergnügen, das uns das Glück nur auf kurze Zeit leihet. Ich wünsche, daß Ihre Reise glücklich sein möge. Auf die Mittwoch werde ich nicht von Ihrem Wagen wegkommen, und Abends will ich mich einschließen, keinen Menschen zu mir lassen, alle meine Akten wegräumen, und Ihre Gesundheit aufs feierlichste ganz allein trinken; denn hier in diesem elenden Städtchen ist kein Mensch, welcher wüßte, warum er eben Ihre Gesundheit mittrinken sollte.

Bei Ihrer Ankunft in Hamburg vergessen Sie ja nicht, dem Herrn von Hagedorn meine Ergebenheit aufs über-

zeugendste zu versichern. Es ist mir daran um so viel mehr gelegen, da ich dieses auf gewisse Maße auch als einen Abschied auf ewig ansehen muß, den ich von diesem Manne, dessen Verdienste und Wohlthaten ich so hoch schätze, nunmehr nehme, da ich mit Ihnen, mein liebster Freund, zugleich alle Gelegenheit verliere, mich in dem Andenken desselben zu erhalten.

Noch einmal, leben Sie recht wohl! Ich schreibe diesen Brief mit vieler Bewegung. Warum mußte ich Sie denn so lieben? Ich sterbe als

Ihr

redlicher Freund
Rabener.

2. Rabener an Cramer.

Hier sende ich meinen Freund Knur, einen Mann, dessen guter Geschmack, dessen Eifer in seinen Amtsgeschäften, dessen menschenfreundliches, dessen empfindendes Herz, dessen ernster Haß gegen alle niederträchtige Thoren, dessen geprüfte Freundschaft — — — wie soll ich recht erklären, was ich denke? — mit einem Worte, hier sende ich Ihnen meinen Freund Knur, einen würdigen Dänen. Ich verliere ihn ungern. Untröstbar würde ich sein, wenn ich nicht wüßte, und zu der belohnenden Billigkeit seines Vaterlandes gewiß hoffte, daß ihn diese Entfernung von mir seinem dauerhaften Glück näherte. Lieben Sie ihn, wie ich ihn geliebt habe; er verdient es, und auch Sie verdienen einen solchen Freund. Er wird Ihnen viel von mir erzählen, und es wird so gut sein, als erzählte ich es Ihnen selbst, denn er weiß viel von meinen Umständen. Mein gegenwärtiges Befinden ist noch eben so traurig und sorgenvoll, als es bei dem Abgange meines letzten Briefes vom 22sten November war. — — — Leben Sie mit Ihrer Frau und kleinen Nachwelt gesund und vergnügter, als

Ihr

redlicher Rabener.

3. Cramer an Rabener.

Sie mögen Vorschläge zur Güte thun, und auf dem halben Wege mir entgegen reisen wollen, oder auch gar nicht antworten; Sie sollen und müssen mein und Charlottens Gevatter sein. Merken Sie es, Charlottens Gevatter — und ich bin auch nicht zu verachten. Ueberdies muß ich immer anfangen, meine Kinder zu versorgen. Müssen Sie sich nicht anheischig machen, daß Sie den Pathen in die Schule wollen gehen lassen? Sie mögen ihn auf der Universität und H.. auf der Schule erhalten; denn Sie sind reicher. Das ist ein unverschämter Gevatter, werden Sie denken; aber es ist nicht anders u. s. w.

4. Rabener an Cramer.
(Antwort auf den vorstehenden Brief.)

Sie sind sehr witzig, das weiß ich von langen Jahren her; aber so einen witzigen Einfall hätte ich von Ihnen doch nicht vermuthet, daß Sie mich würden zum Gevatter bitten. Sie und Ihre rechtschaffene Charlotte haben mir eine wahre Freude gemacht, wofür ich Ihnen, als ein aufrichtiger Freund, verbunden bin, und Ihnen und Ihrer Frau Wöchnerin und dem kleinen Buben mehr Gutes wünsche, als ich in drei Bogen wünschen kann. Den Vertrag von der Erziehung des Pathen lasse ich mir unter gewissen Bedingungen gefallen.

D. H.. soll ihn auf der Schule erhalten, so lange bis ich ihn werde auf die Universität nehmen. Das soll späte genug geschehen, und wenn es endlich geschieht, so will ich schon Anstalt machen, daß er im ersten halben Jahre relegirt wird. Ich hoffe, er wird es nicht an Ursachen fehlen lassen, da er mein Pathe ist.

Aber warum ist der Junge so klein? Haben Sie das dem Könige von Preußen zum Possen gethan? — rc.

5. Rabener an Gellert.

Dresden, den 4. Mai 1757.

Lieber Gellert!

Machen Sie mir doch hurtig und geschwind einen Informator nach beigehendem Recepte. Sie werden finden, daß diese Bedingungen nicht zu verachten sind.

Und da ich die Ehre habe, den Herrn Kriegsrath wohl zu kennen, so kann ich Ihnen versichern, daß er durch eine gute Aufführung diese Bedingungen noch mehr verbessern kann. Ich glaube nicht, daß die Fähigkeiten und die Arbeiten, die man verlangt, die menschlichen Kräfte eines S. S. Th. Candidati übersteigen. Er muß allerdings, wie Sie sehen, ein Theolog sein; denn der Vater will, daß seine Kinder Religion haben sollen. Freuen Sie sich aber nicht, lieber Gellert, daß, nebst dem Latein, auch die reine Muttersprache gelehrt werden soll? Wie glücklich ist Professor C.., daß er dergleichen Aergerniß nicht erlebt hat! Nur mit reimfreien Versen sollen die Kinder nicht angesteckt werden.

Merken Sie das wohl. Klopstock's Messias hat den Hof gegen sich, weil ihn die Kastraten nicht singen können. — Wie wird der Herr Kandidat mit dem Französischen zurecht kommen? Doch dieses wird mehr des Informators, als der Kinder wegen verlangt, weil über Tische nichts anders gesprochen wird, als Französisch. Man wird es dem teutschen Michel wohl vergeben, wenn er dafür nur weiße Wäsche und eine gesittete Perrücke hat.

Lassen Sie sich, mein lieber Gellert, die Beschleunigung der Sache angelegen sein, und antworten Sie mir bald.

6. Rabener an Gellert.

Liebster Gellert!

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben, oder doch durch Ihre finstere Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können, und sich in das dunkelste Gebüsch zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. „Aber", werden Sie mit Ihrer hohlen und krächzenden Stimme so einsylbig als möglich sprechen, „lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wissen — alle Kinder wissen es — freilich der König*) hat mit mir gesprochen." — O, mein hochgelahrter Herr Professor, freilich viel Ehre für Sie und den Witz! Aber das giebt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch also machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie sich! Ich bin Ihr Freund; aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor — verstehen Sie mich, Gellert? Kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt mir hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sei Alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald, bald antworten, und Alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde dem Publiko ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht, ja wie gesagt, daß eben dieser stille und friedliebende Gellert dem Könige bei seiner Unterredung mit ihm einen weitläufigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worin er gezeigt, wie der Krieg wenigstens noch zwei Jahre fortgeführt werden könne, ohne die brandenburgischen Unterthanen im mindesten zu belästigen. — Ja, ja, mein Herr, und haben wir einmal Friede, so sollen Sie — zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? — O, ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund

*) Friedrich II.

bin. Sie würden mich schon lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon, schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wuth liebte ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie vor Freuden tausendmal umarmen.

Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute haben, und erwarte die unruhigen Tage ohne alle ängstliche Sorgen. Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer in Kopenhagen, so werden Sie mehr wissen. Mein Herz ist darin; denn seit meinem erlittenen harten Unglücke ist mir Alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzt habe. Heben Sie diese beiden Briefe auf, vielleicht machen sie, wenn ich heuer sterbe, in meiner künftigen Lebensbeschreibung eine merkwürdige Anekdote, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan habe, als daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe.

7. Rabener an R.

Hannover, am 20. Mai 1748.

Wenn ich Ihnen einen Brief schreiben sollte, wodurch ich Ihren letzten so freundschaftlichen, so schönen und mir so unvergeßlichen Brief nur einigermaßen bezahlte; wie vortrefflich müßte ich denn nicht schreiben? zum wenigsten, wie Hagedorn! Mein Herz ist viel zu zärtlich, als daß ich nicht lange gewußt haben sollte, daß Sie mich lieben, und auch, daß Sie mich ungemein lieben. Aber, daß Sie mich so sehr lieben sollten, wie ich aus Ihrem letzten Briefe gesehen habe, damit habe ich mir doch nicht geschmeichelt. Wenn ich meinen Freunden Schuld geben könnte, daß sie in der Wahl ihrer Freunde fehlten, so wollte ich auch sagen: das verdiene ich nicht. Allein, wenn man es durch eine gleich zärtliche Liebe verdienen kann, so habe ich es schon lange verdient. Ihr Brief hat mir Thränen ausgepreßt. Wenn ich itzt auf einen Augenblick aufhören könnte, ernsthaft zu sein, so wollte ich sagen, andere Thränen, als Ihre übrigen Schriften zuweilen auspressen. Ich hatte mich in Leipzig noch bei Ihrem Briefe nicht satt geweint; ich nahm ihn also, nebst einem Briefe unsers Schlegels, und einem andern von unserm Cramer, mit auf die Reise. Bessere Reisegefährten konnte ich auch nicht haben; so wenig, als ich noch itzt bessere Gesellschaft finden kann. Sie

werden daraus schließen, daß Sie einige Verbindlichkeit haben, mir so oft zu schreiben, als Sie können, weil Sie mich doch einmal so sehr lieben.

Lieben Sie mich nur eine Minute länger, als ich Sie liebe, so dauert unsere Freundschaft bis in den Tod. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. —

Rabener.

8. Rabener an **.

Leipzig, am 15. Oktober 1749.

Mein immer noch liebster Freund!

Sie sind ein gefährlicher Mann! Ich war Willens, Sie wegen Ihres so langen Stillschweigens zu züchtigen, und Ihnen entweder einen bittern Vorwurf zu machen, oder gar zu schmollen, und noch ein paar halbe Jahre zu verstummen; aber ich kann keines von beiden thun. Ihr Brief, den ich heute bekommen habe, entwaffnet meinen Grimm, ungeachtet, wie Sie wissen, ein Steuerrevisor sehr grimmig ist. Sie haben ihn so freundschaftlich geschrieben, daß ich Ihnen gleich meinen Zorn wieder abbitten möchte; und das will bei mir viel sagen! Also kann ich nicht schmollen, das ist richtig. Soll ich Sie nun ausschelten? Sie würden, nach Ihrer Art, mit einer lächelnden Miene auf die Erde sehen, und das würde bei Ihrer Verstockung Alles sein, was ich gewönne. Kurz, ich will nicht trotzen, ich will nicht schelten, ich will aber mit Ihrer Erlaubniß auch nicht eine von allen denen Entschuldigungen glauben, die Sie in Ihrem Briefe anführen.

Schon wollte ich am 15. Oktober schreiben, aber können Sie wohl glauben, daß ich es erst heute, am 2. Jänner 1750, vollends ausschreibe? so lange hat der Anfang dieses Briefes gelegen. Ich bin seit dem 17. Oktober immer verreiset, und so verdrüßlich beschäftigt gewesen, daß ich glaubte, Sie würden mir im Briefe meinen Verdruß ansehen; das wollte ich doch nicht, denn Sie dauern mich; zu allem diesem kam noch ein Umstand, der wichtig war. Ich habe zwei Blatt von Ihrem mir so lieben Briefe verloren. Der Himmel weiß, in welcher Gegend von Sachsen sie sind liegen geblieben. Aller Bemühung unerachtet kann ich sie nicht finden. Wie soll ich sie also beantworten? Ich will es thun, so gut ich mich deren Inhalts erinnere. Die Nachricht von des Herrn *** Veränderung und seiner glücklichen Heirath hat mich erfreuet; aber für den Witz ist es nicht gut; denn nunmehr hat er einen scheinbaren Vorwand, für die neuen Beiträge noch bequemer und sparsamer zu arbeiten, als er es bisher gethan. Wiewohl, unter uns gesprochen, es giebt Leute, junge, muntere und geschickte Leute, die eben so faul sind, ob sie schon keine Weiber haben. Verstehen Sie mich? Gott versteht mich, sagte Sancho!

Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu melden. Die wichtigsten mag ich nicht schreiben; kommen Sie an die Grenze, so will ich Ihnen einige mündlich, und dennoch nur ins Ohr sagen.

Am Weihnachtsabende haben Diebe beide Stuben unter der meinigen ausgeräumt, in welchen Sie und Cramer sich aufgehalten haben. Warum sind die Diebe damals nicht gekommen, da noch zwei Poeten darin wohnten? Einen Poeten zu bestehlen muß also wohl die Mühe nicht belohnen; es müßte denn solches wieder ein Poet sein. —

Noch zwei Neuigkeiten. Wissen Sie denn, daß ich noch auf meine alten Tage Italienisch gelernt habe? Und daß ich seit Michael Wasser trinken muß? lauter Wasser und gar kein Bier mehr; bedauern Sie mich! Aber desto mehr Wein trinke ich; freuen Sie sich!

Rabener.

9. Rabener an eine junge Freundin.

Der heutige Tag ist einer von denen, die ich Ihnen gleichförmige Tage genannt habe; und die ich sehr hoch schätze, da sie mir auf dem Lande und in einem Hause, wie das Haus meines Wirthes ist, eine stille Zufriedenheit geben, die ich mitten in dem Lärmen oft vermißte. Wie oft bedauere ich bei dem Genusse einer so sanften Gemüthsruhe die ängstlichen Bemühungen der Hofleute, welche funfzig Jahre lang unter beschwerlichem Zwange, unter nagender Unruhe, unter dem lärmenden Gewühle glänzender Thoren, die elendesten Sklaven, und sehr oft Betrüger sind, damit sie in ihrem sechzigsten Jahre bei einer dürftigen Pension verhungern. Verstünden diese Elendesten ihr Glück, sie würden, sobald sie nur könnten, aufs Land flüchten, bei einer mäßigen Kost gesund leben, einen Freund suchen, und unbemerkt, aber desto glücklicher sterben. Doch ich wünsche nicht, daß viele von ihnen auf diesen vernünftigen Einfall kommen mögen, weil ein großer Theil der Glückseligkeit darinnen bestehet, daß diese Thoren in der Stadt eingesperret sind.

Vergeben Sie mir diese Ausschweifung. Aber werde ich mich hüten, mehr Ausschweifungen dieser Art einzustreuen? Fast befürchte ich, daß ich mich nicht hüten werde. Denn Sie wissen wohl, wie oft Sie mir vergeben müssen, ohne daß ich die geringste Anstalt mache, mich zu bessern.

Ich will Ihnen eine kurze Beschreibung eines solchen einförmigen Tages, wie der heutige gewesen ist, machen, und, mit Ihrer Erlaubniß, auch den kleinsten Umstand nicht übergehen. Dadurch werde ich den Vortheil gewinnen, daß ich künftig, so oft ein solcher Tag wieder kommt, nichts weiter thun darf, als mich auf den fünfundzwanzigsten Mai beziehen.

Früh um 6 Uhr wird bei mir Tag; mit dem Schlage

kommt mein Bedienter vor's Bette; denn da ich so glücklich bin, nur einen Bedienten zu haben, so geschieht Alles, was ich verlange, auf den Punkt. Er holet von mir Ordre, was ich trinken, und zum Frühstück essen will. Ich dehne mich ein paarmal vornehm aus, und erwarte ganz despotisch Kaffee und Butterschnitten mit aufgestreuter Raute. Er geht, und ich strecke mich noch einmal auf meinem Bette aus, welches so weich und bequem ist, daß es sogar für einen Domherrn weich und bequem genug sein würde. In dieser hochwürdig-faulen Stellung erwarte ich mein Frühstück, denke zuerst an Sie, meine Freundin, um meinen Tag mit der angenehmsten Beschäftigung anzufangen; theile die 16 langen Stunden ein, die ich vor mir habe, müßig zu gehen, werfe den Schlafpelz über, und strecke mich in einen großen Lehnstuhl, der sehr gemächlich, aber wenigstens dreißig Jahr älter ist als ich. Der Kaffee kommt, ein Kaffee, den der Mufti nicht besser trinkt, und Rahm dazu, der werth wäre, von Ihnen getrunken zu werden. Bis 9 Uhr bringe ich mit dieser nahrhaften Berufsarbeit zu, und wenn ich den Abend vorher mit meinem Tagebuch nicht fertig werden konnte, so hole ich das Ermangelnde nach. Von 9 bis 11 Uhr beschäftige ich mich meistentheils mit Ausarbeitung solcher Sachen, die auf meinen Beruf Einfluß haben, und die mich oft zu einem patriotischen Donquixote machen. Ich untersuche die Fehler unserer zerrütteten Landesverfassung, thue sehr gründliche Vorschläge von Verbesserung des Steuerwesens, und so oft ich eine solche Abhandlung zu Papiere gebracht habe, so oft freue ich mich darüber wie ein Poet, der ein Sinngedicht ausgeheckt hat. Aber den Augenblick darauf schäme ich mich meines patriotischen Kollers, werfe die ganzen Vaterlandsgedanken in den Kamin, um dem Hofe nicht verdächtig, und den Patrioten nach der Mode nicht lächerlich zu werden. Doch alles dieses hindert mich nicht, den folgenden Morgen in eben den Paroxismus zu verfallen, von neuem zu reformiren, und mich von neuem zu schämen.

Gegen 11 Uhr kommt mein gefälliger Wirth zu mir, fragt mich, wie ich geschlafen habe, und nimmt mich zu einem Spaziergange mit, welcher bis um 12 Uhr währt.

Das muß ich hier noch anmerken, daß um 11 Uhr die Woche ein paarmal Betstunde ist, die wir nicht versäumen.

Von 12 bis 2 Uhr essen wir. Mit dem Vergnügen und der Gemüthszufriedenheit, mit welcher ich hier esse, esse ich in Dresden nur selten, und allenfalls nur dann, wenn ich neben Ihnen am Tische sitze.

Wir haben, außer dem Nachtische, ordentlich vier Gerichte, die gut gewählt, eben so gut zugerichtet und gesund sind; einen vortrefflichen Wein, und Alles reichlich, ohne verschwenderischen Ueberfluß.

Nach 2 Uhr gehen wir in den Garten, und verdauen mit eben dem Vergnügen, mit dem wir gegessen haben. Göttliche Spaziergänge sind in diesem Garten und in der ganzen Gegend. Ich hebe Ihnen die Beschreibung auf, bis zu einem andern Tage.

Um 3 Uhr begiebt sich ein jeder in sein Zimmer, schläft, lies't, schreibt, thut was er will. Gemeiniglich lese ich alsdann, und was ich lese, sollen Sie auch in diesem Tagebuche erfahren.

Von 5 bis 9 Uhr wird entweder gespielt (denn ich spiele jetzt fast täglich Quadrille um einen Preis, der die Polizeiordnung gewiß nicht übersteigt), oder man fährt, oder man reitet, oder man geht spazieren.

Von 9 bis 10 Uhr sitze ich neben dem Wirthe auf dem Sopha, und rauche, wenn ich Lust habe, mit ihm Taback, unterrede mich mit ihm von wirthschaftlichen, von witzigen, von gelehrten, von politischen und andern Sachen, und je mehr ich mit ihm davon spreche, desto mehr sehe ich, wie viel mir noch in allen diesen fehlt.

Um 10 Uhr wird ohne großes Geräusch gute Nacht gesagt. Ich setze mich in mein Zimmer, schreibe an meinem Tagebuche, stelle mir vor, daß Sie neben mir sitzen, und daß ich alles das, was ich schreibe, Ihnen mündlich sage. Je lebhafter diese Vorstellung ist, desto angenehmer und erquickender ist mein Schlaf, welcher bis früh um 6 Uhr gemeiniglich ununterbrochen dauert; und wenn ich endlich aufwache, so geschieht es immer zu meiner großen Unzufriedenheit, weil mir fast immer träumt, daß ich bei Ihnen sei, mit Ihnen in einem Buche läse, Sie auf dem Flügel spielen höre, oder mich mit Ihnen zanke.

So ungefähr ist mein täglicher Lebenslauf. Wie gefällt er Ihnen? bin ich nicht glücklich?

10. Rabener an S.

Mein liebster S.!

Ich habe immer noch einige Hoffnung gehabt, Sie an Ihrem feierlichen Tage zu überfallen. Aber nun ist diese Hoffnung ganz verloren. Ich habe eine Menge von Arbeit vorgefunden, welche mich hindert, vor dem ersten Oktober wieder nach Leipzig zu kommen. Sie kennen mich. Ich will Ihnen um deswillen keine weitläufigen Versicherungen geben, wie ungern ich von Ihnen wegbleibe. Es gehe Ihnen und Ihrer Braut beständig wohl! Weitläufiger will ich auch nicht wünschen; sonst ärgere ich mich nur, daß ich es nicht mündlich wünschen kann.

Ich lebe hier in einer traurigen Einöde unter überhäufter verdrüßlicher Arbeit, und habe keinen Menschen im ganzen Städtchen, mit dem ich von etwas Anderem, als von Steuer, vom nassen Wetter und vom Dauphin reden

könnte. Es macht mich dieses, sogar in den müßigen Stunden, so verdrüßlich, daß ich nicht einmal vermögend bin, in einem vernünftigen Buche mit Aufmerksamkeit zu lesen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath davon mitgenommen, und sie sind mir ganz unnütze.

Ich habe mein Quartier bei einem wohlhabenden Bürger, der mir die beste Stube eingeräumt hat, die einer Schirrkammer*) ähnlicher sieht, als einer Wohnstube, und, welches wohl zu merken ist, kein Fenster hat. Aber ich ärgere mich, daß man auswärts erfahren soll, wie schlecht mein itziger Aufenthalt ist. Ich sage Ihnen also kein Wort mehr. Empfehlen Sie mich allen Freunden, und besonders Ihrer lieben Braut und Ihren lieben Schwestern. Doch noch Eins! Ich habe in meinem Quartiere verschiedene Bücher gefunden, wie sie sich für einen Seifensieder schicken; denn das ist mein Wirth. Unter andern: Lebens- und Liebesgeschichte der Jenny Cameron, Grand-Maitresse des Prätendenten. Ich habe es ganz durchgelesen, besonders die schöne Poesie, mit der das Buch durchwirket ist.

Leben Sie wohl und lieben Sie mich, wie Sie liebt

Ihr Rabener.

11. Rabener an N.

Leipzig, am 15. Februar 1753.

Den heutigen Tag habe ich bloß meinem Vergnügen gewidmet. Und welchem? Rathen Sie einmal. Dem königlichen Burgunder? Nein. Vielleicht besuche ich meine Mädchen nach der Reihe? Das ließe sich eher hören, und doch müssen Sie besser rathen. Vielleicht bin ich Berufs wegen beschäftigt, das Land zu drücken, und als ein allerunterthänigster, treugehorsamst pflichtschuldigster Steuerrevisor für meinen König einem armen Bauer aus seinem Kober den letzten Bissen Brod zu reißen, den er für eine kranke Frau und sechs hungrige Kinder geborgt hatte? Ja, mein Herr, das sollte wohl sein; aber heute bin ich für dergleichen theure Pflicht zu menschenfreundlich. Sie errathen es also nicht? Ich muß es Ihnen wohl selbst entdekken. Quirinizio**)! Ich schreibe heute an die halbe Welt, um gelesen und beantwortet zu werden. Ich habe heute an Cramern zween Bogen voll freundschaftliches Nichts geschrieben; nach Kopenhagen, nach Hamburg, nach Braunschweig, nach Dresden, nach Bernstadt in Schlesien habe ich nichts Wichtigeres geschrieben, und nun fange ich auch an, mit Ihnen zu plaudern. Ist dieser Tag nicht für mich ein vergnügter Tag?

*) In Sachsen wird diejenige Kammer so genannt, wo das Pferdegeschirr aufbewahrt wird.

**) Den Kardinal Quirini nannte man, wegen seines unermüdeten Eifers, Briefe zu schreiben, den Cardinalem epistolarem.

Ich habe mich seit meiner Rückreise oft an die angenehmen Augenblicke erinnert, die ich in Ihrer und der Frau Liebste Gesellschaft gehabt. Auf diese neue Bekanntschaft bin ich stolz, recht sehr stolz, und Ew. Hochwohlehrwürd. sind ein vollkommen überzeugender Beweis von der liebreichen Vorsorge des Himmels, welcher gemeiniglich die liebenswürdigsten Weiber für diejenigen Männer aufhebt, die sie am wenigsten verdienen. Ich würde es nicht wagen, Ihnen diese Schmeichelei ins Gesicht zu sagen, wenn ich nicht Ihrer Billigkeit zutraute, daß Sie selbst davon überzeugt wären. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau zu beständiger Freundschaft aufs beste. Wollen Sie das nicht thun? Gut, so muß ich zu Ihnen reisen, wenn Sie die Inspektion haben, und muß mich ihr selbst empfehlen. Der Einfall gefällt mir. Empfehlen Sie mich also nur nicht; ich will es mündlich thun. Wie traurig werden Sie alsdann vom obersten Tabulate herunter schielen; so traurig, wie auf die Tische ein armer hungriger Knabe schielt, den Sie, Grausamer, ganz cariren lassen.

Herr D** ist ein Bräutigam mit ***. Kennen Sie das Frauenzimmer? Wenn Tugend und Liebe eine glückliche Ehe machen, so muß diese Ehe die glücklichste sein; ich wenigstens wünsche mir in Ansehung dieser beiden Punkte niemals eine glücklichere Wahl. Sollten Sie wohl meinen, daß ein Steuerrevisor so christlich denken könnte? Warum nicht? Denken kann er wohl so! Itzt sollten Sie meinen lieben D** sehen; er sieht so süße, wie ein Chorengel! Die ganze runde Welt ist fein; voll Entzückung watet er durch alle Pfützen; den ganzen Tag über ist sein Mund spitzig und küssend; er schwimmt im Vergnügen. O! daß man doch nicht zeitlebens Bräutigam sein kann; ich würde es noch diesen Abend.

Das wird Alles sein, was ich Ihnen zu schreiben habe.

Rabener.

12. Rabener an S.

Dresden, am 10. März 1754.

Mein allerliebster S.!

Ist es Ihr Ernst, daß Sie den Brief nicht bekommen haben, worinnen ich Ihnen, obwohl nur mit wenig Zeilen, den richtigen Empfang des Ihrigen meldete? Ich habe ihn wirklich geschrieben und der Himmel weiß, wo dieser Brief Sie suchet. Inzwischen ist nicht viel daran verloren.

Ich freue mich über Ihre Veränderung, und wünsche Ihnen tausend Glück und tausend Vergnügen dazu. Aber Sie haben mir zu wenig gemeldet. Holen Sie das nach, sobald Sie Zeit haben. Auch zu Ihrem Jungen wünsche ich Ihnen und Ihrer guten Frau tausend Glück. Der Himmel schenke ihm alle Tugenden der Mutter, und be-

wahre ihn vor allen Fehlern seines Vaters. Das ist der größte Segen, den ich ihm wünschen kann. Vermuthlich wird er ein Kunstrichter werden, weil er witzige Schriften zerreißt, ohne sie zu verstehen. Merken Sie doch darauf, was für Blätter er aus meinen Schriften herausreißt. Ich glaube, daß Sie seine künftigen Schoßfehler daraus abnehmen können. Denn vermuthlich werden es die sein, deren Tadel er schon so früh zerreißt.

Giseke hat mir sehr freundschaftlich und weitläufig geschrieben. — Von unserm ** habe ich auch Briefe. Ich sehe seinen Abzug ungern. Ist es freundschaftlicher Eigennutz? Oder ist es eine gegründete Besorgniß, daß ihm diese Veränderung nicht vortheilhaft sein werde? Das weiß ich noch nicht. Leben Sie wohl. Ich bin allemal

Ihr

aufrichtiger Rabener.

13. Rabener an Gellert.

Liebster Professor!

Wie unvermuthet sind wir von einander gerissen worden, und wie sehr vermisse ich Sie, so stumm Sie auch sind! Wir wollen uns unverändert lieben; wir werden Beide glauben können, daß wir uns lieben, wenn wir es auch einander nicht sagen, denn wir sind bis itzt nicht sehr gewohnt gewesen, davon zu reden. Wie ist Ihnen das Bad, oder vielmehr die Reise ins Bad bekommen? Sie müssen vollkommen gesund sein, wenn die Wünsche Ihrer Freunde nur einigermaßen erfüllt sind. Wie ich mich eingerichtet habe, und wie es mir hier gefällt, will ich Ihnen auf Michael sagen. Viel Arbeit, sehr viel Arbeit habe ich; aber ich bin ihrer gewohnt. Ich nehme meine Freunde aus, sonst vermisse ich hier kein Vergnügen. Bald werde ich hier eingewohnt sein, und Leipzig zwar niemals vergessen, aber auch nicht lange mehr vermissen. Lesen Sie denn auch manchmal meine Schriften? Machen Sie sich gefaßt, mir auf Michael die schwedische Gräfin eingebunden zu schenken. Ja freilich eingebunden; denn der Band ist das Beste, und mein Exemplar haben itzt die Prinzessinnen *** und ***, von denen ich es schwerlich zurück bekommen möchte, wenigstens kann ich es ihnen nicht wieder abfordern. Die guten Prinzessinnen haben beide Theile durchgelesen, und sie haben ihnen recht wohl gefallen, vermuthlich, weil Alles so fein leserlich gedruckt ist. Je ja! das Buch ist ganz gut, es steht auch nichts Aergerliches drinne, daß es also eine Prinzessin ganz wohl lesen mag. Wie befindet sich denn unser Graf B* mit seinem Mentor? Ich würde den Herrn Grafen selbst gefragt haben, aber es ist bei mir noch so viel Gewirre, als daß ich so viel Zeit gewinnen könnte. An alle Freunde und Bekannte, die ich genannt habe, die ich

noch nennen werde, und die ich nicht nenne, machen Sie meinen verbindlichsten Empfehl. Vornehmlich geht das auf den Herrn Grafen von G***, seinen liebenswürdigen Hofmeister und deren hochfreiherrlichen Nachbar. Fragen Sie diesen einmal, wie ihm die Rückreise bekommen sei, sehen Sie ihm steif zwischen die Augen, und wenn er roth wird, so geben Sie noch nicht alle Hoffnung verloren. Er hat mir gesagt, daß auf der Rammischen Gasse, wo ich wohne, viele verdächtige Häuser wären. Woher muß er wohl diese Nachricht haben? —

Nun kommt ein Punkt, auf den ich binnen acht Tagen Antwort haben möchte. Für einen jungen Grafen, der auf eine auswärtige Universität gehen soll, und etwan funfzehn Jahre alt ist, wird ein Hofmeister gesucht. Was von ihm verlangt wird, werden Sie wohl wissen; ich weiß es nicht. Vermuthlich wird, außer einem äußerlichen guten Ansehen, auch Französisch und Geduld verlangt. Den Gehalt weiß ich auch nicht; so viel hat man mir aber gesagt, daß es nicht darauf ankommen würde, hundert Thaler mehr oder weniger zu geben. — Meine Mädchen grüßen Sie nicht, darum will ich sehr bitten. Antworten Sie mir bald, und recht viel; wenn Sie schreiben, so haben Sie ja nicht nöthig, zu reden. Lieben Sie mich unverändert, und denken Sie an mich. Wenigstens werden Sie an mich denken, wenn Ihnen ein Accisgroschen zum Merseburger fehlt. Leben Sie wohl, mein lieber Stummer!

Rabener.

14. Rabener an eine junge Freundin.

S*, am 9. Juni 1759.

Ich weiß nicht, wie das zugeht, meine verehrte Freundin, seit drei Tagen schon habe ich an Sie schreiben wollen, und seit drei Tagen noch habe ich mich nicht entschließen können, was ich eigentlich an Sie schreiben soll. Daß ich mich wohl befinde, ist ganz gut, aber für Sie eben nicht der wichtigste Umstand. Daß ich Ihr wahrer und aufrichtiger Freund bin, das habe ich Ihnen in meinen beiden letzten Briefen im Tagebuche auf allen Seiten und so oft gesagt, daß ich es kaum wagen darf, es Ihnen noch einmal zu sagen. Daß ich von ganzem Herzen wünsche, Sie bald wieder zu sehen, das versteht sich ohnedies. Was soll ich Ihnen nun schreiben? Ich habe immer noch, aber immer vergebens, auf eine Antwort von Ihnen gehofft. Vielleicht hätte ich darin Stoff gefunden, mich mit Ihnen zu zanken, und manchmal zankt es sich mit Ihnen recht hübsch; aber auch das Vergnügen haben Sie mir nicht gegönnt. Werfen Sie mir das nicht vor, daß ich Ihnen auf Ihren Brief vom 1sten dieses M. noch nicht geantwortet habe; Sie haben seitdem noch einen Brief, und mit demselben sieben Briefe im

Tagebuche erhalten. Hätten diese nicht ein paar Zeilen verdient? Nun weiß ich noch diese Stunde nicht, wie Sie dieses Tagebuch aufgenommen haben, denn was B. mir geschrieben hat, das kann ich für eine Antwort von Ihnen unmöglich annehmen, da das Tagebuch nicht an B. gerichtet war, da B. nicht Ihr Vormund ist, und also keinen Beruf hat, in Ihrem Namen zu reden, da er von Ihnen niemals anders, als mit Beifall und Bewunderung spricht, welches mir manchmal zu schmeichelhaft vorkommt; mit einem Wort, da ich von Ihnen über diese Materie einen Brief zu erhalten wünschte, und nicht von B. — Um des Himmelswillen, meine liebe Freundin, muthen Sie mir nicht zu, daß ich Ihr Stillschweigen für einen Beweis annehmen soll, daß Sie meine Rückkunft wünschen. Für Sie ist dieser Beweis gar zu bequem, und ich verliere dabei gar zu viel, da ich Ihre Briefe verliere. Es ist mir viel natürlicher, daß ich aus Ihrem Stillschweigen schließen muß, Amalie habe ihren entfernten Freund vergessen, oder, welches beinahe noch schlimmer wäre, Amalie sei gegen mich gleichgültig geworden. Das Unglück würde ich gewiß nicht überleben, oder wenn ich es auch, bei einer guten Natur, so würde ich mich doch selbst aus Dresden verbannen, und was soll daraus werden? Allem diesem Unglücke können Sie zuvorkommen, wenn Sie bald an mich schreiben. Ich bitte Sie darum und küsse Ihnen die Hände.

15. Aus Rabener's Tagebuche.

Noch vor 6 Uhr stand ich auf, und jagte meinen Bedienten aus dem Bette. Lauft geschwind, lauft hinunter und fragt: ob Briefe mit der Post angekommen sind? Er ging mir viel zu sachte, ob er schon ziemlich eilte. Trödelt aus! rief ich ihm nach, ging in meinem Zimmer mit geschwinden Schritten auf und ab, und erwartete mit unruhigem Vergnügen einen Brief von meiner Freundin. Was wird sie schreiben, die gute Freundin? vermuthlich einen langen Brief, denn sie weiß, daß mir auch ihre längsten Briefe zu kurz sind. Sie wird sich rächen und mir Vorwürfe machen, die eben so bitter sind, als die meinigen; denn ob sie schon außer ihrem Briefe an die B... keine Satiren geschrieben, so ist sie doch so satirisch als ein Autor von Profession. Viel Neues wird sie mir schreiben vom Hofe und von sich, und das Letzte wird für mich das Wichtigste sein. — Krank? Das wolle der Himmel nicht! Nein, sie wird recht gesund sein, denn ich habe es ihr von ganzem Herzen gewünscht, da ich abreisete. Ich will viel wetten, ihr Brief wird freundschaftlicher und weit gefälliger sein, als ihre Unterredungen meistentheils sind, — aber wo bleibt mein Bedienter? das ist ein unerträglich langsamer Mensch — o wenn sie mir schriebe, daß sie meine Rückkunft wünschte,

wie schmeichelhaft würde mir dieses Kompliment sein; es ist nur ein Kompliment, ich weiß es, aber doch würde ich stolz darauf sein, weil mir es die Lorchen macht! Ich guter Narr! — Babet läßt mich gewiß auch grüßen, tausendmal will ich sie wieder grüßen lassen, die vortreffliche Freundin meiner Lorchen. Aber warum nicht auch meine Freundin? das lasse ich mir durchaus nicht nehmen — aber wo bleibt mein Bedienter? Er wird eben so ein fauler E... o! da kommt er, mit einem großen Pack Briefen! Nun, mein lieber guter Johann, seid ihr schon wieder da? Gebt her — Steuersachen? wie kommt das auf den Brief? gewiß genug sind sie mit eingeschlagen. Ein Brief; — wieder ein Brief; ein Bericht — o! der hätte warten können — da finde ich keinen Brief von meiner Freundin; vielleicht steckt er hierinnen? nichts, überall nichts, das kann ich doch nicht begreifen, noch ein Supplikat von einem bedrückten Bauer; der Bärenhäuter hat gewiß unrecht, das kann ich doch nicht begreifen! — Befehlen Sie Thee, oder Kaffee? Was Ihr wollt. Befehlen Sie Milch? Wie Ihr wollt. Bringe ich Brodschnitte mit? ins He..... wie Ihr wollt. Habt Ihr bald genug gefragt? Das kann ich doch nicht begreifen — am Freitag zu Mittage — ja da müssen sie die Briefe bekommen haben, der Nachmittag, der ganze Sonnabend, — gesetzt auch, daß der Klaviermeister gekommen wäre. In der Zeit kann man doch wohl ein Briefchen schreiben, und wenn ich gleich glaubte, sie wäre — o nein, sie war ja gesund, da ich wegreiste, ich habe sie so sehr, so sehr gebeten, und sie versprach mir's auch — das kann ich doch nicht begreifen! — Was für elenden Kaffee habt Ihr mir gebracht? nehmt ihn weg. — Nun, was sieht mich der Narr an? den Kaffee sollt Ihr wegnehmen! Ich will Euch schon rufen, wenn ich Euch brauche. — Es ist warm, — unerträglich warm heute. — Nein, meine gnädige Fräulein, unmöglich kann ich heute Vormittags spazieren gehn — vielleicht komme ich nach — nein, ich bitte unterthänig, warten Sie auf mich nicht, ich komme gewiß nach, wie gesagt, ich kann unmöglich — Kopfschmerzen habe ich — ja es kann wohl sein, daß ich mich gestern erkältet habe — ich komme gewiß nach, aber ich sage Ihnen, es ist mir nicht wohl — o! martern Sie mich nicht mit Ihrer Gnade! gut, ich bin verdrüßlich, es sei drum; wenn Sie das lieber glauben wollen — warten Sie nur nicht auf mich. — nun, wenn Sie es schlechterdings wissen wollen; ich habe Briefe aus Dresden bekommen, die mir den Kopf wirbelnd gemacht haben! — „von der Mademoiselle D....?" Wie kommen Sie auf die? so gute Freunde sind wir eben nicht. Sie hat mehr zu thun, und ich — ja, ein paar Briefe etwan, und das ist schon sehr lange — schreiben thut sie zwar sehr gut, das muß ich Ihnen sagen, vortrefflich, und schreibt oft; aber an mich

nicht. — Nein, mit Ihrer Erlaubniß, da fragen Sie mich zuviel. Kommen Sie, wir wollen spazieren gehen! — was für eine traurige Promenade war das! ich bin grausam müde, — und wenn es nur ein kleines Briefchen, nur ein paar Zeilen, nur ein Wort gewesen wäre, sie weiß doch, wie sehr ich mich auf ihre Briefe freue! Ja, wenn es ihr etwan sauer würde — das kann ich doch nicht begreifen! Nun, mein Entschluß ist gefaßt. — Nein, diesmal ist er gewiß gefaßt. — Schon zur Tafel? Was für eine traurige, einförmige, langweilige Mahlzeit! Nicht einen Bissen gut gekocht! Und der Wein? — pfui! ich weiß gar nicht, wie die Gesellschaft so aufgereimt und lustig sein kann! Ich dächte, die jetzigen Zeiten wären nicht danach. — Es muß doch eine grausame Ueberwindung kosten, an einen guten Freund zu schreiben, und der Sekretair B..... Nun, mag's doch! Mein Entschluß ist gefaßt, das soll wahr sein — wenn Jemand nach mir fragt, Johann, ich schlafe — bis um fünf Uhr wenigstens — der Teufel mag in dem Lärmen schlafen — Alles geht mir heute der Quere — es soll mich doch verlangen, was für eine Entschuldigung sie vorbringen wird; o! fehlen wird es daran nicht, aber — nu, nu, — nein, nimmermehr nicht — mag's doch! — Schön sind ihre Briefe, es ist wahr, vortrefflich sind sie, und lesen sich so angenehm, so — nun es sei drum; wie müßte ich thun — was giebt es denn schon wieder? mit eurer verfluchten Quadrille! sagt, ich käme gleich — dem Himmel sei Dank, das war auch überstanden — noch eine saure Stunde bei der Tafel — gut, auch diese war vorbei! Nun zu Bette! werde ich auch schlafen können? — Wie unglücklich bin ich mit meiner Freundschaft! immer muß ich — auf eine Viertelstunde, auf eine kleine Viertelstunde, wäre es nur angekommen — zu so einem Briefchen, — und sie hat mir's ausdrücklich versprochen — es ist gut, an die Babet — aber an die Babet ist allemal Posttag! — Johann, zieht mich aus! löscht das Licht aus! einmal für allemal, das kann ich doch nicht begreifen!

16. Gellert an seine Schwester.

Den 23. December 1760.

Ich muß Euch ein Vergnügen melden, das mir unser guter Kurfürst diese Woche gemacht hat. Er hatte nämlich gehört, daß mein Pferd krank wäre. Darauf befiehlt er seinem Oberstallmeister, er solle mir das ruhigste und sanfteste Pferd aus dem kurfürstlichen Stalle aussuchen, und mit Sattel und Zeug zuschicken. Er ist noch weiter in seiner Vorsorge gegangen, hat sich das Pferd lassen auf dem Schloßhofe vorreiten, hat aus dem Fenster heruntergerufen, man solle eine weiße Wildschur umnehmen, und sich damit aufs Pferd setzen, um zu sehen, ob es sich etwa davor scheue.

Kurz,

Kurz, der theure junge Fürst, den Gott erhalten und segnen wolle, hat mir am Dienstage das Pferd durch einen kurfürstlichen Stallknecht mit einem blausammetnen Sattel und einer solchen Chabracke, mit Gold besetzt, zugeschickt. O, wie viel Gnade und Liebe läßt Gott mich Unwürdigen bei Hohen und Niedrigen finden! Geritten habe ich das Pferd noch nicht. Ich fürchte mich auch im Herzen davor, weil ich es doch noch nicht kenne. Meine Schecke war wie ein Lamm, war alt, und machte mir nicht die geringste Sorge. — Nun, so lebt denn wohl! —

17. Gellert an **

Gnädiges Fräulein!

Die Freiheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu schreiben, würde Ihnen bald zur Last, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen so sorgfältig und schön beantworten wollten, wie den ersten. Ich bitte Sie daher, mir nur selten, oder nur in ein paar Zeilen zu antworten, und aus dieser Bitte zu schließen, daß ich lieber das größte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringste Mühe machen will. Diese Bescheidenheit ist eine nothwendige Tugend, wenn man so viel Hochachtung für eine Person hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber, warum haben Sie es Ihrer Freundin so hart verwiesen, daß sie Ihnen etwas von dem Beifall gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart gesprochen habe? Sie liebt Sie viel zu sehr, als daß ihr auch das geringste Lob, das man Ihnen beilegt, gleichgültig sein sollte, und sie versteht sich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß sie nicht aus meinen Worten, und aus dem Tone selbst, mit dem ich sie ausgesprochen habe, hätte schließen sollen, daß mein Lob keine Schmeichelei wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Personen Ihres Geschlechts haben, zu wenig; und eben dieses Verdienst muß Ihnen die Hochachtung der Welt um desto mehr erwerben, und Andere nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Sie sich selbst versagen. Wer so lebhaft und richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der schreibt allemal schön, und um desto schöner, je weniger er daran denkt, schön zu schreiben. Man lobt die natürliche Freiheit in den Briefen der Madame Sevigné, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke, und selbst Ihre Nachlässigkeiten sind noch liebenswürdig. Es ist ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns Ihr Geschlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon sein. Vergeben Sie mir diesen pedantischen Ausspruch, wegen seiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande sein, richtig zu urtheilen, wenn man gleich selbst nicht gut schreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken,

und glauben Sie, daß ich's zu schätzen weiß. Ich habe die Ehre, zeitlebens zu sein rc.

18. Gellert an **.

Hochzuverehrender Herr!

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L... haben bekannt machen wollen. Er ist aller meiner Freundschaft und Liebe werth, und seine persönlichen Eigenschaften würden mir schon die Pflicht auflegen, ihm, nach meinem Vermögen, zu dienen, wenn er auch des niedrigsten Mannes Sohn wäre und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntschaft gesucht hätte. Um desto mehr werde ich's thun, da mich die Freundschaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen seinen Herrn Vater dazu verbinden. Gesetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder selbst begangen habe, oder wohl noch begehe, so wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden sein können. Gelehrt werden ihn schon andere Leute und sein eigener Fleiß machen. Ich freue mich, daß er bei seinen wenigen Jahren schon so viel gelesen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von Beiden läßt sich Alles hoffen. Leben Sie wohl, und schicken Sie mir bald wieder einen so geschickten Jüngling.

19. Gellert an einen Freund.

Sie sind ganz gewiß der Unbekannte, in dessen Namen mir Herr N.... eine so ansehnliche Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht gestehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht gestehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abstatte. Wer könnte sonst eine so kleine Mühe so reichlich belohnen und zugleich so bescheiden? Sie haben der Belohnung die Gestalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen ohne die Unruhe der Verbindlichkeit fühlen zu lassen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Leugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geschenk schuldig bin. Sie haben Ihre Absicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nun selbst zu meiner Freude, daß ich's wissen muß, daß ich sie Niemanden anders schuldig bin, als Ihnen. Ihr Geschenk ist mir nicht sowohl durch sich angenehm, als weil Sie mir's gemacht haben. Und so verbraucht auch dieser Gedanke ist: so empfinde ich doch seine Wahrheit zu sehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigste Danksagung halten sollte rc.

20. Gellert an Rabener.

Leipzig, den 29. Januar 1761.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch diesmal keine ausführliche Antwort schreiben; denn ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin; daß er sich von vier Uhr bis dreiviertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der teutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie kurirt, und mit der ich die meinige kuriren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich wider allen meinen Karakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, bloß das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könne. — „Nein, Sire." — „„Besinne Er sich doch, Herr Professor, ich will etliche Mal in der Stube auf- und niedergehen."" — Endlich fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „„Nun,"" sagte er, „„das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?"" — „In der Schule der Natur." — „„Hat Er Lafontaine nachgeahmt."" — „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin." — „„Nein, ich muß Ihn loben."" — Und da sagte er zum Major, der dabei stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „„Komme Er wieder zu mir, und stecke Er seine Fabeln bei sich, und lese Er mir welche vor."" — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen. Er hat mich den Tag darauf bei der Tafel gegen den Oberstlieutenant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lektor le Cat, und Andere, die mir's wieder gesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel sein würde. Der König sprach bald teutsch, bald französisch; ich meistens teutsch, nur im Nothfalle französisch.

Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit sein. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehen, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sei. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als

kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir Alle reden, oft reden, und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ich umarme Sie, liebe Sie, und bin ewig

der Ihrige
Gellert.

21. Gellert an K.

Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig; allein, wenn ich Ihnen auch keine schuldig wäre, so würde ich doch an Sie schreiben, und Ihnen sagen, wie sehr ich Ihr Freund bin, und wie sehr ich wünsche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freilich wünsche ich auch, daß Sie noch bei mir sein möchten, und wenn sich Ihr Glück mit diesem Wunsche vertrüge, so würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indessen froh, daß Friede ist, oder daß wenigstens die Leute vom Frieden reden, weil ich auf diese Art Sie am ersten wieder in Sachsen zu sehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, sonst werde ich sehr finster aussehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madame S. vorgelesen, und sie war böse, daß er so kurz war. Wie gefällt Ihnen dieser Lobspruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Kompliment hinzuzusetzen habe. Was macht denn der Herr Major G...? Sagen Sie ihm, nebst tausend freundschaftlichen Grüßen, recht viel Verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl.

22. Gellert an den Hofrath ***.

Bei Ihrem Unfalle bedauere ich weniger Sie, als den, der so niederträchtig hat sein können, sich sein Glück durch den Verlust des Ihrigen zu erkaufen, und weder den Vorwurf der Rechtschaffenen, noch seines eigenen Herzens zu scheuen. Wie Sie unglücklich sein, ist in einem gewissen Verstande ein Glück, und den Unfall wie Sie ertragen, ist eine Ehre und eine sichere Anwartschaft auf ein größeres Glück. Freilich muß es sehr schmerzen, sich verleumdet, und eben dadurch sich eines Amtes entsetzt zu sehen; aber die Unschuld ist doch allezeit ein heimlicher Trost, auch ehe sie gerettet wird; und Sie haben nunmehr schon die Belohnung, sie gerettet zu sehen. Wie freue ich mich darüber! Ja, theuerster Freund, Sie haben Recht, es giebt eine gewisse Weisheit, die uns alle Schulen nicht lehren können, eine Stärke des Geistes, die wir selten in freudigen Tagen, und beinahe in Widerwärtigkeiten erhalten. Kurz, es giebt gewisse traurige Begebenheiten in dem System unsers Lebens; anfangs sind sie schreckliche Räthsel, und nach und

nach klären sie sich in lauter helle Beweise der göttlichen Vorsehung auf, machen unsern Verstand heiter und unser Herz fester. Eines solchen Unglücks waren Sie werth, Sie und Ihre liebe Gattin. Warum kann ich doch nicht in dem Augenblicke bei Ihnen sein, und mit Ihnen über Ihr Unglück triumphiren? Noch ein Mal bei Ihnen zu sein, so gut wird mir's wohl in meinem Leben nicht mehr werden, so wenig ich Sie auch bei meinem kurzen Aufenthalte in *** genossen habe. Leben Sie wohl ꝛc.

23. Gellert an Herrn von K.

Der gute Mann, so dachte ich, theuerster Freund, als ich Ihren traurigen Brief erbrach, der gute K... hat gewiß sein Kind verloren; und wie sehr wird dieser Verlust ihn, und noch mehr die zärtliche Mutter schmerzen! Aber ach, gebeugter Freund, wie erschrak ich bei der ersten Zeile über einen Verlust, an den ich nicht gedacht hätte! Ja, Sie haben viel — und warum soll ich nicht, Alles, sagen? — Sie haben Ihr größtes, Ihr ganzes Glück auf Erden, ein Glück, das Gott nur wenig Menschen gewährt, verloren, eine der frömmsten, liebreichsten und besten Frauen. Ich trauere und weine mit Ihnen, theuerster Mann, ich fühle es, wie unersetzlich Ihr Verlust ist; aber mitten unter meiner Wehmuth erfreue ich mich über Ihre wahrhaftig große Ergebung in den göttlichen Willen, der doch für Ihre Empfindung der schmerzhafteste bleibt. Nein, nein, ein Herz, das so gelassen und demüthig bleibt, als das Ihrige, hat nicht Alles, nicht sein ganzes Glück verloren; es besitzt und fühlt ja den Trost der Religion, der stärker ist, als der Schmerz über den größten Verlust. O, wie preise ich Ihre Gattin selig, daß sie selbst durch ihre Liebe und ihr Beispiel Sie zu dieser Quelle aller Beruhigung im Leben und im Tode geleitet, und Sie, sterbend in Ihren Armen, durch ihren Tod gelehret hat, in welchem Frieden ein Christ durch seine Religion sterben kann. Aber, warum ließ Ihnen Gott diese weise, vortreffliche Freundin, die Sie so innigst liebten und schätzten, nicht länger, nicht wenigstens noch etliche Jahre? Die einzige Antwort auf diese Frage steht in Ihrem Briefe: Wer hat des Herrn Sinn erkannt; was er thut, ist recht und gut, wenn's auch noch so streng und traurig schiene — du wirst es nachmals erfahren — Gott beruhige und stärke Ihre Seele, gebeugter Freund! Ich liebe und ehre Sie, und bin mit dem aufrichtigsten Herzen ꝛc.

24. Gellert an N.

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft, und ich weiß für diese Ehre nicht dankbar zu sein, als wenn ich Ihnen sage, daß ich wünsche, sie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum,

und ich werde diese Bitte um desto öfterer wiederholen, weil ich sonst kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Aber, was soll ich auf Ihren Glückwunsch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schicksal mag über mich beschlossen haben, was es will, und mir eine Versorgung in Ihrer Vaterstadt geben, oder nicht: so habe ich doch Ursache, Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen, daß Sie an meinem noch ungewissen Glücke zum Voraus Theil nehmen. Es ist Vergnügen genug für mich, daß Sie mir's vor Anderen gönnen, und daß Sie mir's, wenn ich es erhalten sollte, durch Ihren Umgang noch schätzbarer machen werden.

Ich bin 2c.

25. Lessing an Gleim.

Liebster Freund!

Haben Sie mich ganz vergessen? — Ich will es nicht glauben. Ich schmeichle mir, daß Sie noch einige Freundschaft für mich haben. In diesem Vertrauen wage ich es, Ihnen den Ueberbringer, Herrn König aus Hamburg, welcher mein und Herrn Zacharias specieller Freund ist, bestens zu empfehlen. Er hat Wechselgeschäfte gegen einen Juden in Halberstadt, und wenn Sie ihm mit gutem Rathe dabei dienen können, so weiß ich gewiß, Sie werden es thun.

Dies schreibe ich in der größten Eile. Erwarten Sie nächstens einen weitläufigen Brief. Ich habe Ihnen über hundert Dinge zu schreiben; doch möchte ich fürs erste gewiß sein, ob ich Ihnen noch immer so unverholen schreiben darf, wie ehemals.

So viel ich erfahre, sind Sie gesund und wohl. Machen Sie bald, wenn Sie während meines Hierseins noch einmal Hamburg besuchen wollen.

Künftigen Februar reise ich nach Italien. Doch auch davon in meinem nächsten Briefe ein Mehreres. Leben Sie recht wohl, liebster Freund, und lassen Sie mich ja in dem Gedanken, daß Sie noch mein Freund sind.

Dero

ganz ergebenster Diener
Lessing.

26. Gleim an Lessing.

Ich Sie vergessen? Lessing! Wie kommen Sie zu dem Gedanken? Den ganzen Sommer hab' ich gekämpft mit dem Vorsatze, Sie in Hamburg zu überfallen. Einmal, als ich schon im Wagen saß, hieß es: Sie wären in Leipzig und blieben in Leipzig; dann wieder: Sie wären in Wien, in Rom. Wo soll ich Sie suchen?

Sehr große Freude machte mir gestern Abend Ihr Schreiben; gesund beinahe machte es mich. Denn leider bin ich seit vierzehn Tagen an einem rheumatischen Flußfieber so krank, daß ich recht ernstlich gedacht habe, dahin zu gehen, quo pius Aeneas etc. Nun ist es auf der Besserung. Nun beschwör' ich Sie, bei unserer Freundschaft, Ihr Versprechen zu halten, und mit einem weitläufigen Briefe mir Freude zu machen. Die Frage: ob Sie mir noch eben so unverholen schreiben dürfen, als ehemals, die kann ich ohne einen kleinen Unwillen nicht beantworten. Meine Freundschaft ist unveränderlich; Sie, mein Lieber, sollten mich von dieser Seite kennen; und meine Hochachtung hat seit dem Laokoon, seit Minna von Barnhelm, seit der Dramaturgie einen größern Zusatz erhalten. Wie oft dachte ich nicht ohne Stolz, daß der Schöpfer dieser Geschöpfe mein Freund sei!

Herrn König hab' ich so gut gerathen, als ich, krank, es konnte. Hätten Sie ihn begleitet, und mich gesund gefunden, welche Freuden alsdann für mich!

Wär' es doch möglich, mein allerliebster Freund, diesen Herbst zur Erholung Sie zu besuchen! Völlig gesund, dächte ich, würde ich werden, wenn ich zu Ihnen, und einen Schritt weiter, zu Klopstock, dem Vergesser, eine Reise vornehmen könnte! Ich höre, Sie schreiben oft an Klopstock. Sagen Sie ihm doch, daß ich zu keiner von den Schulen in Deutschland gehöre. Es ist ein Jammer, daß man mich für einen Bösewicht hält! Ich verstehe ihn vielleicht nicht recht. Er spricht von Schulen und Schulmeistern. Es seien ihrer tausend und zehntausend; nicht den kleinsten Antheil hab' ich an ihnen, mit keinem einzigen steh' ich in Verbindung.

Wann bekommen wir endlich Hermann's Schlacht? wann die Oden? wann Gerstenberg's Ugolino? Sorgen Sie doch, daß ich diesen Nektar bald erhalte; mich durstet nach ihm. Und dann, mein Liebster, senden Sie mir doch das Titelblatt und die letzten Stücke Ihrer Dramaturgie, an der ich mich nicht müde lesen kann. Woher, ihr Götter! nimmt er die gründlichen Betrachtungen, die Kenntniß alles Tragischen der ganzen Welt?

27. Gleim an Meinhard.

Berlin, den 3. Juli 1763.

Gestern Abend, mein werthester Freund, hatte ich das Vergnügen, Ihr Schreiben vom 25. Juni aus Herrn Sulzer's Händen zu empfangen. Ich habe mich an acht Tage länger, als mein Vorsatz war, bei meinem Bruder in Nauen, auf dem Wege hieher, aufhalten müssen, und bin erst gestern Abend hier angekommen. Von Hrn. Nicolai höre ich, daß Sie die Reise nach Riga antreten werden.

Mein hiesiger Aufenthalt fällt, zu meiner großen Freude, in die zwölf Tage, während welcher Sie hier eintreffen wollen. Ich werde längstens bis heut über acht Tage hier verbleiben, und eile, Ihnen dieses zu sagen. Sie wollen so weit von uns sich entfernen! Wie so sehr viel also ist mir nicht daran gelegen, einen Mann, den ich so sehr hochschätze, noch einmal zu sehen! Kommen Sie, mein werthester Freund! Ich erwarte Sie mit offenen Armen. Kommen Sie, und bringen Sie mir von Herrn Weiße einen freundschaftlichen Kuß mit! Sie finden mich — aber nein, ich will Ihnen nicht sagen, wo Sie mich finden, denn Sie sollen mich nicht suchen. — Wenn Sie kein anderes Haus haben, wo Sie abtreten können, so fragen Sie nach Madame Dietrich in der Brüderstraße; es ist Hrn. Nicolai gerade gegenüber. Hr. Nicolai wird mir dann sogleich Ihre Ankunft wissen lassen, und ich habe das Vergnügen, mit Lauferschritten zu Ihnen zu eilen. Denn ich wohne etwas weit ab, und ich möchte Sie nicht gern bemühen, so weit zu gehen, auch würden Sie nicht so sehr zu mir eilen, als ich zu Ihnen. Dieses Wenige kann ich Ihnen in der größten Geschwindigkeit sagen; alles Uebrige verspar' ich, bis ich es mündlich nachholen kann, und bin rc. Gleim.

28. Gleim an Meinhard.

(Ohne Ort und Datum.)

Sehr oft dacht' ich bisher, daß Sie mich ganz vergessen hätten; denn ich konnte nicht anders glauben, als daß Sie weggereiset wären, ohne mir zu sagen, wohin? Hätt' ich dieses nicht geglaubt, so würde ich in einer gewissen kleinen Autor-Angelegenheit meine Zuflucht zu Ihnen genommen haben. Nun stehen Sie im Begriff, abzureisen; nun ist es also zu spät. Aber Sie sagen mir nicht, mein werthester Freund, wohin Sie Ihre Reise antreten wollen? Ob Sie Vorhabens sind, die Pitt's und Young's in England, oder Frankreich zu sehen? Denn in Deutschland werden doch wohl keine zu sehen sein. Sie reisen mit einem jungen Grafen Moltke. Dieser Name ist mir durch meinen Freund Klopstock als ein sehr ehrwürdiger Name bekannt geworden. Ich war vor drei Jahren in Leipzig, da konnte ich den jungen Grafen, von dem man mir viel Gutes sagte, kennen lernen; aber ich wurde in Gesellschaften gezogen, die es machten, daß ich's versäumte. Ich wünsche dem Mentor und dem Telemach eine glückliche Reise. Wäre ich nicht an ein Ruder geschmiedet, so würde ich Gesellschaft machen, wohin es sein möchte. Sagen Sie mir nur, mein lieber Freund, ob Sie Ihre vortrefflichen Versuche über die italienischen Dichter nicht fortsetzen wollen? Wenn Sie durch Ihre Reisen daran verhindert werden, so bin ich gar nicht damit zufrieden. Als ich zu Berlin war, wurde von

zwölf jungen Gelehrten gesprochen, die der König suchte, eine Ritterakademie zu stiften. Allen denen, von welchen ich glaubte, daß sie bei dieser Nachsuchung etwas zu sagen hätten, rühmte ich meinen Freund Meinhard. Habe ich recht gethan? Hätten Sie wohl Lust nach Berlin? Wären Sie doch hingekommen, als ich da war. Wir hätten einen gewissen Plan, den ich im Kopf habe, und der eine indepen- dente Versorgung einiger unserer besten Köpfe zur Absicht hat, mit einander beschwatzen wollen. Wär' es nicht ein verdienstliches Werk, wenn wir den guten Köpfen, die die Könige verhungern lassen, Brod geben könnten? Ich bitte, vor Ihrer Abreise mir zu sagen, wohin Sie Ihren Weg nehmen, und dann sollen Sie erfahren, was ich in die weite Welt zu bestellen habe. Es versteht sich, daß Sie einen Umweg von zehn Meilen nicht scheuen, wenn es über Hal- berstadt gehen kann, um da zu sehen

Ihren
ganz ergebensten, treuen Freund
Gleim.

29. Gleim an Meinhard.

Halberstadt, den 28. Aug. 1765. Auf dem Bette.

Den einen Tag, mein werthester Freund, den Sie mir gaben, kann ich Ihnen nicht genug verdanken. Wie? wenn Sie mir acht Tage, nur acht Tage, gegeben hätten? So wäre ich völlig gesund, so wäre ich unsterblich geworden. Es ist doch wahrhaftig keine bessere Arznei für Leib und Seel' in der Welt, als das Vergnügen; vor allen andern das, das die Freundschaft und die Muse giebt. Jetzt zwar in diesem Augenblick, in dem ich Ihnen schreibe, bin ich nicht vergnügt; ich hange dem Gedanken nach, den ich beim Aufwachen hatte (denn es ist früh, es schlägt eben fünf), dem: daß Sie wohl noch einen Tag geblieben wären, wenn ich Sie inständiger gebeten hätte. Verdient hätt' ich es wohl ein wenig, daß Sie sich von mir hätten erbitten lassen; denn es kann von allen seinen Freunden unsern Mein- hard unmöglich Jemand höher schätzen und mehr lieben, als ich. Und der Graf Moltke? Er wäre nicht unerbittlich gewesen, das weiß ich; es kam mir vor, als wenn es ihm nicht ganz gleichgültig gewesen wäre, bei mir zu sein. Ich würde ihn dann noch besser kennen gelernt, und meine Hochachtung und Liebe für ihn würde selbst dadurch, daß er erbittlicher als mein Meinhard gewesen wäre, gewonnen haben. Sie sehen, liebster Freund, daß ich, wegen des Verlustes noch eines Tages, mir alle Schuld beimesse! Sie können es nicht einsehen, wie groß dieser Verlust mir ist, denn ich kann Ihnen von meinem Hunger nach eines sol- chen Freundes Umgange, wie Sie sind, keinen Begriff geben. Welche Sättigung für mein Herz, wenn ich, so

lange Sie in Berlin sind, bei Ihnen wäre! Das Versprechen, bei Ihrer Zurückkunft nach Braunschweig mich noch einmal zu besuchen, tröstet mich. Bleiben Sie nur nicht irgendwo hangen, oder, wenn es sein soll, so bleiben Sie es zu Berlin. Ich sehe Sie dann des Jahres doch Einmal, und vielleicht in kurzer Zeit sehe ich Sie beständig. Kommen Sie aber wirklich nach Braunschweig zurück, so machen Sie sich von aller Verbindung wenigstens auf ein Jahr los, und bleiben Sie dieses Jahr bei mir, und ruhen unter Virgils Lorbeer von Ihren bisherigen Ermüdungen sich aus. Wir wollen dieses Jahr so vergnügt, so glücklich zubringen, daß uns die Götter beneiden sollen. Ein Antrag, mein liebster Freund, den Sie nicht ausschlagen könnten, wenn Sie wüßten, was für ein Geschenk durch dessen Annahme Sie mir machten. Ich umarme Sie, und bin ꝛc.

Gleim.

N. S. Wenn Sie Herrn Lessing sehen, so sagen Sie ihm, wie sehr mich verlangt, einmal etwas von ihm zu hören. Er hat mir auf zwei Briefe nach Breslau nicht geantwortet. Er muß wohl eine Arbeit vorhaben.

30. Gleim an Meinhard.

Tausend Male, mein werthester Freund, bitte ich Sie, wegen der so lange zurückgehaltenen Bücher und wegen meines unverantwortlichen Stillschweigens, um Vergebung. Sie sind wahrhaftig allzugütig; Sie könnten darüber zürnen, und Sie sprechen noch in Ihrem dritten Briefe wie die Gelassenheit selbst. Aber in der That, ich habe auch mehr Mitleiden als Zorn verdient. Oefterer als Sie selbst hab' ich auf mich gescholten; allein ich war in so vielen Zerstreuungen, und in so viel Arbeit, daß ich kein Mal den Vorsatz, Ihnen zu schreiben, ausführen konnte. Heut lasse ich Alles liegen und stehen, um endlich meine Schuldigkeit zu beobachten, und Ihnen die vortrefflichen Italiener wiederzugeben, die mir so vieles Vergnügen gemacht haben. Diese konnten Sie noch wohl so lange missen; aber wie unverantwortlich war es, daß ich Ihre Tragödie so lange zurückhielt, da ich wußte, daß Sie keine Abschrift davon hatten. Sie könnte nun fertig, ganz vollkommen fertig sein, ich könnte sie schon gedruckt lesen; um welch Vergnügen hab' ich mich selbst gebracht! Denn in der That, mein werthester Freund, mein Urtheil stimmt mit dem Ihrigen nicht im mindesten überein. Man sieht wohl, daß Sie noch nicht die letzte Hand daran gelegt haben; die Verse sind hie und da noch etwas nachlässig, aber überhaupt dünkt mich die Anlage sehr vollkommen, die Sprache tragisch und so, wie ich sie wünsche. Darf ich noch hoffen,

etwas bei Ihnen zu gelten, nachdem ich mich Ihnen auf so schlechter Seite gezeigt habe, so bitte ich Sie, diesen ersten so wohl gerathenen Versuch nicht unvollendet zu lassen. Die Sprache der tragischen Helden wird Ihnen geläufiger werden, und Sie werden uns dann Meisterstücke liefern, Sie, der Sie so großer Kenner des Schönen sind. Aber Ihre Versuche über die italienischen Dichter sollen Sie bei dieser Arbeit nicht liegen lassen. Sie sind allzuschön, und allzunützlich. Ich weiß keinen von meinen Freunden, der nach dem Lesen des ersten Bandes nicht eine baldige Fortsetzung recht eifrig gewünscht hätte. Sie werden zwar, wie Ebert Engländer, also Sie Italiener, in großer Menge unter unserer nachäffenden Nation hervorbringen; aber was schadet's? Vielleicht glückt es dem deutschen Filicaja besser, oder dem deutschen Petrarch, als es den deutschen Young's geglückt ist. — Aber ich darf mich nicht einlassen, mit Ihnen zu plaudern; dieses will ich bei einem Ueberfall in Leipzig thun. Wann wollen Sie Leipzig wieder verlassen? Ich wünsche Ihnen das beste Glück, das ein verdienstvoller Mann machen kann; aber nicht entfernt von uns, wünsche ich es Ihnen. Sie sagen mir nicht, wohin Sie Ihren Stab weiter fortsetzen wollen. — O! träfe ich Sie doch in Berlin an! Ich reise morgen früh dahin ab, bleibe aber wohl acht bis zehn Tage unterwegs. Bei Sulzer könnten wir uns wohl antreffen. Lessing soll auch erwartet werden, und zwar auf beständig in Berlin zu bleiben. Ramler ist abwesend. Wenn ich es nicht ganz verdorben habe, mein werthester Freund, so sagen Sie mir wenigstens in ein paar Zeilen (nach Berlin, bei Sulzer abzugeben), wo ich Sie künftig mit meinen Gedanken antreffen kann, und erlauben Sie mir, daß ich nicht allein die Ehre, sondern auch das Vergnügen habe, zu sein

Ihr
aufrichtig ergebenster Freund
und Diener,
Gleim.

Halberstadt, den
15. Juni 1763.

N. S. Ich verbitte nochmals den vornehmen Titel: Gönner! Er klingt mir in dem Munde eines Freundes unerträglich! Könnt' ich Ihr Gönner sein, ich wäre es von ganzem Herzen; aber lieber bin ich Ihr Freund.

31. Gleim an Meinhard.

Halberstadt, den 5. September 1765.

Noch einmal auf Reisen, mein werthester Freund? Nein, das sollen Sie nicht! Sie sollen von Berlin auf Leipzig reisen, den Grafen Moltke abholen, ihn bis

Halberstadt begleiten, und ihn dann reisen lassen, wohin er will; Sie selbst aber sollen bei Ihrem Freunde bleiben, und Ihrer Gesundheit pflegen. Es ist wohl Zeit, daß Sie einmal ruhen! Ulyß hat so viele Reisen nicht gethan, als Sie. Wahrlich! Es sollt' Ihr Ernst sein, bei mir ein Jahr, ein Jahr ja nur! zu wohnen. Ich wollte suchen, Ihnen die beste Bequemlichkeit zu verschaffen. Sie sollten von Ihrer Zeit, von Ihrer Art zu leben, von Ihren Vergnügungen, Herr und Meister sein. Stände Ihnen das Geräusch der Stadt nicht an, so gäb' ich Ihnen mein ganzes Gartenhaus ein, und da sollten Sie selbst durch Ihren Freund nicht gestört werden, wenn Sie es nicht ausdrücklich verlangten. Kurz, sind Sie etwa eigensinnig, oder haben Sie einen gewissen Humor, so will ich Ihnen überall nachgeben, und ich will Ihnen mit nichts in den Weg kommen, als etwa nur mit dem Vergnügen, Sie bei mir zu sehen, das ich nicht werde verhehlen können, wenn Sie es auch etwa nicht sehen wollten.

Hr. Lessing ist also gewiß in Berlin? und er hat sich mit der tragischen Muse eingeschlossen? Vortrefflich! Seinem Umgange mit dieser ernsthaften Dame vergebe ich sein Stillschweigen, seine Nachlässigkeit nicht. Denn ist etwas leichter, als einen Brief schreiben? ist etwas angenehmer, als ihn an seinen Freund schreiben? Sehen Sie ihn noch einmal, so sagen Sie ihm meinen besten Gruß! Und wenn Sie von seinem Liebesverständniß mit der Frau ** nähere Umstände erfahren haben, so säumen Sie nicht, sie Ihrem Freunde zu verrathen. Eine Tragödie von Lessing ist, was ein Siegesfest.

Bei der Arbeit für die Sammlung meiner Gedichte bin ich jetzt sehr fleißig. Wenn Sie meiner Bitte stattgeben, und zu mir kommen, so wird mir diese Arbeit eine Lust sein; denn mich begeistert nur der Umgang, schriftlich oder persönlich, mit einem Freunde.

Was für ein großer Mann ist Metastasio! Wie kann er so wenig aus seinen Werken machen? Ich las gestern seine Dido. Wie hat er die Sprache der Leidenschaft in seiner Gewalt! Herrliche, erhabene Simplicität!

Meine Nichte ist nicht mit Ihnen zufrieden, weil Sie nicht gesagt haben, wie Ihnen Berlin, in Vergleichung mit London, Paris und Rom, gefällt? Ich wollte, daß Sie so galant wären, und einen langen Brief darüber schrieben; ich gewönne am meisten dabei, zumal wenn Sie von Winkelmann, Metastasio, fein viel einfließen ließen. Meinhard's Reisen: Was könnten uns die zu lesen geben!

Ihrem Grafen, dem Schüler Gellert's und Meinhard's (das ist so viel, als ein Schüler von Raphael), wünsche ich eine Stelle, die ihn zu einem Mäcen der

deutschen Musen machen kann; nichts wünsche ich dem, keine Pension, sondern einen Antheil an seinen sanften Empfindungen, der freundschaftlich Sie umarmet.

Gleim.

32. Gleim an Klopstock.

Halberstadt, den 1. September 1768.

Heute vor acht Tagen, mein theuerster Freund, besuchte ich Ihre liebe alte Frau Mutter! Ihr Geist bleibt immer derselbe, aber ihre Leibesschwachheiten nehmen täglich zu! Die vortreffliche Frau hat mir alle Hoffnung benommen, sie jemals wieder in meinem Hause zu sehen. Von den beiden Schwestern aber werde ich bald das Vergnügen haben; die jüngste ist nun ganz von Kopenhagen zurückgekommen! Man sollte Sie besuchen, mein liebster Freund, um gesund zu werden. Aeußerst vergnügt hat das angekommene Mädchen mich gemacht, durch die Nachrichten von Ihnen. Ich war krank, aber doch sehr aufgeräumt, nach alter Weise; denn Sie wissen doch noch, daß ich, mit einem Fuß im Grabe, der lustigste Mensch bin. Die vortreffliche Mutter! schreiben Sie ihr doch oft. Wüßten Sie, mein theurer Klopstock, wie nach Ihren Oden mich verlangt; in Wahrheit, um meinetwillen allein eilten Sie mit dem Druck! Sie sind ein ganz entsetzlich grausamer Mann! Gegen die ganze Welt sind Sie unerbittlich. Bald wär' auch ich darüber hingestorben, 14 Nächte mußte ich mit einem rheumatischen Flußfieber zubringen; Gott Lob, dachte ich, daß ich besser werde, denn nun werde ich den Messias und Klopstock's Oden und Hermann's Schlacht noch lesen! Ihr guten Leute, die ihr immer so gesund seid, ihr denkt nicht an die armen Kranken! Sie stürben noch einmal so gerne, wenn sie eure Werke erst gelesen hätten! Wenn Klopstock und Cramer und Gerstenberg, o ihr Glücklichen! wenn ihr bei ihm zusammen seid, dann denkt ihr ganz gewiß zuweilen auch an euren Gleim, der so oft wünscht, einmal mitten unter euch zu sein! Tante Nichte empfiehlt sich bestens. Ich umarme Sie und bin ewig

Ihr treuer Gleim.

33. Gleim an Joh. v. Müller.

Halberstadt, den 13. September 1771.

Allen meinen Freunden, mein lieber Müller, sah ich's gleich beim ersten Mal an den Augen an, daß sie meine Freunde werden würden; keinem so im ersten Augenblicke, wie meinem Müller. Ja, mein Lieber, Sie sind mein! Obgleich mein Herz von einer traurigen Erfahrung in der Geschichte meiner Freundschaft noch ganz frisch, und bis zur entschlossensten Misanthropie verwundet ist, so kann ich dennoch sagen: Sie sind mein! und dies beweiset, daß ich mit dem Blick in Ihr Herz, den ich that, als ich Sie sah,

darin den warmen, unveränderlichen Freund von Weisheit und Tugend, mehr als in den Herzen aller meiner Freunde sah; denn jene liebt' ich vor der traurigen Erfahrung, die meinem Herzen die Empfänglichkeit der Menschenliebe guten Theils entriß, vernichtete, würde ich sagen, wenn ich es beim Lesen Ihrer Briefe, mein Lieber, nicht im Herzen warm empfunden hätte, daß ich noch lieben kann. — Und Sie, mein Freund, sind mit dem Anerbieten Ihrer Freundschaft meinem verwundeten Herzen höchst willkommen. Wenn's durch Sie geheilt würde, dann, mein Freund, wie glücklich wäre ich! Auf Ihre so zärtliche Frage: Womit kann ich in meinem Leben Ihnen dienen? würde ich am liebsten antworten: mit diesem Dienst!

Sie, mein jüngster und schon so sehr geliebter Freund! Sie, der in zweien Umarmungen und in Einem Briefe so viel Sympathie meinem Herzen verrieth, wollen uns verlassen? Warum veränderten Sie den Vorsatz: eine Reise nach Berlin vorher noch vorzunehmen?

Sulzer und verschiedene Helvetier, welche die unschätzbare Freiheit zu denken, nach Berlin in einen monarchischen Staat verpflanzt hat; wenn sie meinen Müller kennen lernten, könnten ihn nicht von sich lassen. Dann schon könnten sie es nicht, wenn sie nichts von ihm als seinen Brief an mich gelesen hätten. Welch' einen edlen männlichen Karakter, wenn sie's verstehen, aus den Klauen den Löwen zu erkennen, würden sie darin gemalt finden!

Mehr für diesmal nicht. Ich möchte die heutige Post um Alles nicht versäumen. Meinem lieben Müller muß ich auch auf seine Frage: „Sollte Gleim mich lieben?" sobald es möglich ist, sagen: daß ich ihn liebe.

Noch zwei Worte:

Wenn Sie's wagen wollten, auf's Gerathewohl die Reise nach Berlin vorzunehmen, so dächte ich, Sie müßten Ihre Versorgung finden, oder die zu Berlin und Potsdam befindlichen Schweizer müßten seit etwa einem halben Jahre sämmtlich Atheisten geworden sein. Denn ungefähr vor einem halben Jahre war ich in Berlin, und damals lasen sie das Système de la nature, das, wie ich höre, jeden Leser zum Atheisten machen soll.

Mit allen meinen guten Wünschen begleite ich Sie bis in Ihr Vaterland, mit noch bessern Wünschen in das meinige.

34. Gleim an Geßner.

Im Februar 1775.

Ein Schreiben vom Verfasser des Daphnis war das angenehmste Geschenk, das der Herr von Kleist bei meiner Anwesenheit zu Berlin mir machen konnte. Ich hätte Ihnen dies längst gesagt; aber ich bin bisher unstät und flüchtig gewesen, und bitte daher, den Aufschub meiner

Antwort nicht als einen Mangel meiner Hochachtung anzusehen. Diese ist so groß, als das Vergnügen, so Ihr Daphnis mir gemacht hat; und dieses könnte nicht größer sein. Was für Natur, welche Naivetät, wie viel angemessene Schönheit im Ausdruck! Aber ich kann Ihnen diesmal nicht sagen, wie sehr mir Alles an dem kleinen Schäfer-Romane gefällt; es mag die Materie eines Briefes sein, den ich Ihnen einmal an einem schönen Frühlingstage schreiben will, nicht umringt von Akten und Klienten, wie jetzt. Wenn Ihnen indessen an der Versicherung meines Beifalls gelegen ist, so kann Ihnen der Herr von Kleist die am besten geben; denn dem hab' ich gesagt, was ich darum gäbe, wenn ich den Daphnis gemacht hätte.

Meine Uebersetzung Anakreon's ist vor vielen Jahren fertig gewesen; es fehlen mir nur acht Tage zur Ausbesserung; nur acht Tage, die ich aber in Gesellschaft eines Daphnis oder Geßners zubringen müßte. Von moralischen Liederchen in Anakreon's ungeschmücktem Ausdruck, oder vielmehr in der Art seiner Erfindung, habe ich nicht so viel gemacht, daß sie besonders könnten gedruckt werden. Sie, mein Herr, würden mir ein sehr angenehmer Verleger sein. Die Amors, womit Sie meine Kleinigkeiten ausschmücken würden, könnten Zuseher werben, wenn es Ihnen an Lesern fehlte. Ich würde Ihnen gerne Alles geben, was ich gemacht habe, wenn ich nicht schon einem guten Freunde versprochen hätte, durch ihn eine kleine Auflage meiner Tändeleien besorgen zu lassen. Indessen könnten leicht noch einige Jahre darüber hingehen; denn es sind im Jahre nur wenige Stunden, in welchen es mir ankommt, mich mit der jugendlichen Poesie zu beschäftigen, oder vielmehr nur damit zu spielen; und von den bereits gedruckten gefallen mir nur einige.*) Bei mehrerer Muße will ich abschreiben, was ich bereits gebessert habe, und mir Ihr Urtheil ausbitten. Ich will Ihnen auch von Ihren Liedern aufrichtig sagen, wie sie mir gefallen; denn wir wollen uns doch einander nicht heucheln? Geben Sie nur die Antwort auf diese Frage durch Ihre Kritik über einige Oden Anakreon's, die ich beilegen will.

Ich komme zu Ihrem zweiten werthen Schreiben. Ich hätte das mir anvertraute Manuskript gern hier zum Druck befördert, aber es geht nicht; der hiesige Buchhändler ist ein Gottschedianer, und ich hätte die ganze hiesige Regierung und Klerisei auf dem Halse gehabt, wenn man den Pflegevater entdeckt hätte, so viel Anhänger hat hier noch der große Duns. Ich habe deshalb Herrn Lessing das Manuskript übergeben, den ich kürzlich in Berlin habe ken-

*) Mögen sich dies frühere oder spätere Herausgeber von Gleim's Werken, von dem edeln Todten selbst gesagt sein lassen.

nen lernen, und der mir sehr gefallen hat; wahrlich besser, als einige Stellen seiner Schriften es denken lassen. Reich, dem ich in Leipzig das Manuskript auch anbot, verbat es, weil er mit dem großen Duns unter Einer Obrigkeit stehe. — Endlich nun meldet mir Herr Ramler, daß es Lessing's Verleger, Herr Voß, mit Vergnügen zum Verlag angenommen habe. — Da es die höchste Zeit ist, Ihnen dies Alles zu melden, so muß ich hier schon abbrechen. Entschuldigen Sie mich wegen meiner schuldig gebliebenen Antwort bei Herrn Wieland, dessen Freundschaft mir so sehr willkommen ist. Sagen Sie ihm, seine Muse habe in hiesigen Gegenden vielleicht mehr Freunde und Verehrer, als er glaubt; doch lasse ich keinen derselben voranstehen. Sagen Sie ihm auch, mir geschähe das größte Unrecht, wenn man mich unter Diejenigen zählte, die den Endzweck aller Poesie im Angenehmen suchen; ich würde lieber Shakespeare sein, als Anakreon, lieber Wieland, als Catull, und es thäte mir sehr leid, daß ich von den Ersteren keiner sein könnte.

Ich hätte, nach meiner Neigung zu den schönen Wissenschaften, bei der Gelegenheit mit einem Kenner davon zu sprechen, noch zehn Bogen zu schreiben; aber ich muß abbrechen. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, mein werthester Herr Geßner, und erlauben Sie, daß ich allezeit bin u. s. f.

35. Gleim an Heinse.

Halberstadt, den 29. December 1777.

Von einer langen Reise nach Berlin komme ich zurück, mein lieber Herr Heinse, und finde meines Wielands und Ihren Brief! Ueber den Inhalt mit Ihnen zu sprechen, muß ich versparen, denn ich muß die mitgesendeten Schriften erst lesen. Hineingesehen habe ich, gesehen ein vortreffliches Genie, beim ersten Blick! Ueber das zu sagen hat Zeit.

Da kann ich eben einige Goldstücke missen, und die, mein lieber Herr Heinse, sende ich Ihnen vorerst, abschläglich auf das von dem Buchhändler zu hoffende Trinkgeld, oder zum Anlehn, bis Sie reich geworden sind, oder wie Sie selber wollen.

Was ich ferner missen kann, steht nicht minder Ihnen zu Befehl! Kurz, meinem Wieland danke ich es, daß ich Sie kenne. Wir wollen auf gut christlich oder heidnisch einander aushelfen!

Meinem Wieland antworte ich, sobald ich die zwölf herkulischen Arbeiten, die vor mir liegen, fertig habe; denn mit so wenig freier Seele kann ich ihm nicht schreiben.

Und schreiben Sie mir, mein lieber Herr Heinse, so nennen Sie mich hübsch schlecht weg bei meinem Namen; ich bin von aller Pracht ein großer Feind, desto mehr in aller Einfalt Ihr Freund und Diener Gleim.

36. Gleim

36. Gleim an den Kronprinzen von Preußen.

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Herr!

Ew. Königlichen Hoheit, einem Fürsten, der meinem Freunde, dem seligen Sulzer, gnädig war, und seine Talente schätzte, darf ich seinen Landsmann, den Professor Müller, zu höchsten Gnaden empfehlen. Dieser Professor Müller hat, in der größten Manier des Tacitus, eine Geschichte der Schweizer erst vor kurzem geschrieben, und den Beifall erhalten des Ministers v. Herzberg; er spricht und schreibt französisch und deutsch; hat es in den Wissenschaften, die einen großen Mann dem Staate zu geben fähig sind, so weit gebracht, daß ich für Pflicht halte, weil mir seit vielen Jahren seine großen Talente bekannt sind, Ew. Königlichen Hoheit diesen geschickten, noch jungen Mann, und zugleich dieses bekannt zu machen, daß er, aus freier Wahl, geneigt ist, dem preußischen Staate zu dienen. Wäre die Folge, daß Ew. Königl. Hoheit ihn kennen zu lernen gnädigst geruhen wollten, so würde ich es mir zum Verdienst anrechnen, dem Vaterlande den geschickten Mann geworben zu haben; ich würde glauben, wir hätten unsern Sulzer wieder. Ich erwarte gnädigen Befehl, ob er persönlich sich vorstellen lassen soll, und ersterbe mit getreuester Devotion 2c.

37. Der Kronprinz von Preußen an Gleim.

Mein lieber Herr Kanonikus Gleim! Der Professor Müller ist mir durch seine Geschichte der Schweiz, welche ich gelesen und vorzüglich schön gefunden habe, wohl bekannt. Ich weiß ebenfalls, daß er Lust hat, sich bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten gebrauchen zu lassen, wie auch, daß er anhero kommen will, mit dem Wunsche, sich dem Könige und mir vorstellen zu lassen. Ich meines Theils werde die Bekanntschaft dieses geschickten Mannes mit vielem Vergnügen machen, und dieses können Sie ihm in Meinem Namen bekannt machen. Ihnen danke ich übrigens für die desfalls genommene Bemühung, und bin Ihr affektionirter Freund

Potsdam, den 22. December 1780. Friedrich Wilhelm, Pr. v. Pr.

38. Gleim an Joh. v. Müller.

Halberstadt, den 3. Februar 1788.

Sendet mir es doch Alles, was Ihr schreibt, Ihr Erdengötter! Da muß ich umherlaufen, ich alter Mann, nach den Geisteskindern meines Müller, meines Heinse, meines Herder. Es ist eine Sünd' und Schande, daß ich sie nicht zuerst zu sehen bekomme; kein Mensch auf Gottes Erdboden liest, versteht sie, wie ich. Herder hat über die Horen und

Grazien geschrieben; nach diesen wenigen Bogen laufe ich jetzt, und habe sie von Weimar, selbst durch Wieland, nicht bekommen können. Das ist ein Jammer dem Alten am Grabe, der noch alle seiner Freunde Gedanken mitnehmen will in jene Welt!

39. Gleim an Klopstock.

Ich sterbe, lieber Klopstock! — Als ein Sterbender sage ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir's nachholen. Die Muse hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet, und steht noch bei mir. — Gedichte, vom alten Gleim auf seinem Sterbebette, werden jetzt zum Abdrucke für wenige Leser ins Reine geschrieben. Ein Exemplar von den Nachtgedichten send' ich nur meinem Klopstock, weil ich glaube, daß er allein nichts Anstößiges in ihnen finden wird. Mehr zu diktiren fällt mir schwer.

Grüßen Sie die Freundin Ihres Herzens, den lieben Victor und seine verständige Hausfrau, die sich meiner erinnert haben, die drei Reimans, die Freundin zu Ham, und Alle, die meinen Klopstock lieben.

Ich lasse mich in meinen Garten begraben. Um das Grab herum stehen in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde.

40. Wieland an Heß in Zürich.

Bern, den 7. August 1759.

Werden Sie mir auch vergeben können, mein werther Freund, daß ich Ihren angenehmen Brief so lange unbeantwortet gelassen habe? Ich würde es mir selbst nicht vergeben können, wenn Kaltsinnigkeit oder Trägheit die Ursache dieses Verzuges gewesen wäre. Aber wenn Sie alle Umstände wüßten, so würden Sie mich eher bedauern als anklagen. So frei und ruhig mein Leben in Zürich war, so gebunden und zerstreut ist es in Bern bisher gewesen. Die Versetzung in eine neue Welt ist nothwendig mit großen Zerstreuungen begleitet, aber Bern hat in diesem Stücke etwas zum voraus. Die meisten Leute gehen hier müßig, und da es nirgends weniger erlaubt ist, ein Hibou*) zu sein, als hier, so muß man zum Müßiggänger werden, um sich nach den Sitten des Landes zu bequemen. In der That hat dieser Müßiggang seine Annehmlichkeiten; man giebt und empfängt Besuche, man geht spazieren, man besucht die Landgüter seiner Freunde, man macht Lustreisen, man ißt und trinkt und schwatzt und hat lange Weile, und macht eine vergnügte Miene dazu; aber diese Art von Ergötzungen verliert nicht nur in kurzer Zeit ihren Reiz für Diejenigen,

*) Eine Nachteule.

welche gewohnt sind, mit sich selbst zu leben, sondern auch für die Liebhaber der Freude und der Lustbarkeiten, denen nichts widriger ist, als immer im gleichen Cirkel stumpfer Ergötzungen herumgeschaukelt zu werden. Urtheilen Sie selbst, wie stark zuweilen meine Sehnsucht nach Zürich sein müsse!

Es hat hier viele Freunde der Wissenschaften und der Literatur; aber eine gewisse Indolenz hindert sie, nicht nur selbst zu arbeiten, sondern macht sie auch zu ziemlich gleichgültigen Lesern. Und dennoch habe ich hier mehr Leute von gutem Geschmack gefunden, als ich erwartete.

Der Plan von der Elektra unsers ehrwürdigen Freundes, Herrn Professors Bodmer, hat mir ungemein gefallen. Die Erfindung und Anordnung eines Planes ist dasjenige, worin er vorzüglich ein Meister ist. Von der Ausführung wird, wie er mir selbst berichtet hat, nicht billig genug geurtheilt. Anstatt ein Werk von dieser Art nach seinem eigenen Werth zu beurtheilen, mißt man es nach den Verhältnissen ab, die es gegen die Meisterstücke hat, die das gleiche Sujet behandeln, und denen man schon zum voraus den Preis zuerkennt. Dieses ist ein Schicksal, das man sich gefallen lassen muß, wenn man Gegenstände, die schon von großen Meistern ausgeführt worden, nach einem anderen Plan bearbeitet. Wer eine Elektra schreibt, wird als ein Rival von Sophokles und Euripides angesehen; man vergleicht sein Werk mit den Stücken, die man schon hat, und die man für unverbesserlich ansieht; man glaubt, er habe sie verbessern wollen, wo er von ihnen abgeht, und man verurtheilt seine Elektra, weil sie nicht die Elektra des Sophokles ist.

Die Stücke, welche Sie mir von Ihrem Gedichte mitgetheilt haben, bestärken mich in der großen Meinung, die ich von Ihrem Genie gefaßt habe. Sie müssen nichts Geringeres als ein deutscher Thomson werden. Aber um es zu werden, müssen Sie Ihrem allzukühnen Geist noch einige Schwingfedern beschneiden. Erlauben Sie, daß ich Ihnen das Horazische vos exemplaria Graeca zurufe. Wenn Sie sich selbst bis zu der schönen Einfalt und stillen Größe werden erhoben haben, die Sie, wenn Sie nur wollen, bald erreichen werden, so werden Sie ein Dichter nicht nur nach meinem Geschmack, sondern nach meinem Herzen sein; und ich stehe Ihnen dann für den Beifall aller schönen Seelen. Jetzo gestehe ich Ihnen (denn die Hochachtung für Sie soll mich nicht zurückhaltend machen), daß mir in Ihrem Werke dasjenige am wenigsten gefällt, was Ihnen vielleicht am besten gefällt. — „Der neugeborne Tag, der der Reize süßeste aus Lilienbusen zollt — der wuchernde Rückhall — Mahlon-begeisterter Harfen, zeitbegrabene Freuden — rückwärts blassend das Antlitz

— vor sich lechzende Arme — Ihr Auge **entblinkt** den Wangen." Alles dieses entstellt, nach meiner Empfindung, Ihre Poesie. Ich weiß wohl, daß einige Ihrer Beiwörter griechisch tönen. Aber ich zweifle, daß es angehen wird, die deutsche Grammatik gänzlich nach der griechischen umzuschaffen. Die Begierde, **neu** zu sein, verleitet den Witz, sich von der einfältigen Natur zu entfernen. Der Witz sagt immer unerhörte Dinge; das wahre Genie sagt, was Jedermann sagen zu können meint, was Jedermann schön findet, und was Jedermann rührt. Sind nicht die schönsten, die rührendsten, die erhabensten Stellen in allen Dichtern gerade diejenigen, wo der Schwung und der Ausdruck am allereinfältigsten ist? Ich besorge, daß ich mich nicht genugsam zu verstehen gebe. Meine Meinung ist bloß, daß Ihr poetisches Kolorit zu bunt und zu hoch von Farben sei. Sie werden in kurzer Zeit selbst dieser Meinung sein.

Empfehlen Sie mich besonders Ihrem Oncle zu Neftenbach, für welchen ich mehr empfinde, als ich ausdrücken kann. Erhalten Sie mich in gutem Andenken bei allen Denjenigen unter Ihren Freunden, die eine Disposition haben, mich zu lieben, wofern Sie anders solche kennen.

Leben Sie wohl, mein werthester Freund, fahren Sie fort, mich mit Ihren allezeit angenehmen Briefen zu beehren, schreiben Sie mir so bald als Sie können, ich will mich bemühen, ein fleißiger Korrespondent zu sein. Ich bin mit besonderer Hochachtung und vollkommener Ergebenheit 2c.

P. S. Meine zärtlichsten Begrüßungen an unsern theueren und väterlichen Freund, Herrn Professor **Bodmer**, durch den Sie diesen Brief erhalten werden.

41. Wieland an Salomon Geßner.

Bern, den 7. August 1759.

Ihre Freundschaft, und der persönliche Umgang mit Ihnen, machten einen ansehnlichen Theil meiner Glückseligkeit in Zürich aus. Die erste soll, wie ich mir schmeichle, keine Zeit noch Entfernung schwächen; aber der Verlust des letzteren ist mir eben so schmerzlich, als mir der Genuß desselben angenehm war, und er ist es desto mehr, da er unersetzlich ist. Ich habe zwar Freunde gefunden, aber ich werde niemals mehr einen **Geßner** finden. Es ist mir unmöglich, die Sehnsucht zu verbergen, die mich beständig nach Zürich zurückzieht; meine hiesigen Freunde klagen mich bei sich selbst, wo nicht einer Undankbarkeit, doch einer Unempfindlichkeit an, die mit jener nahe verwandt ist, und einige meiner Freunde in Zürich haben sich eingebildet, ich sei hier nicht so aufgenommen worden, daß ich zufrieden sein könne. Beide irren sich. Ich habe in der kurzen Zeit, da ich hier bin, eine weit größere Menge angenehmer und interessanter Bekanntschaften gemacht, als ich zu Zürich in fünf Jahren

gemacht habe, und die Aufnahme, die ich hier erhalten, hat meine Erwartung unendlich übertroffen. Aber ungeachtet aller Annehmlichkeiten, die ich hier genieße, habe ich bisher nur halb gelebt; es ist mir, ich sei zur Hälfte gestorben, seitdem ich von den Freunden entfernt bin, an die ich durch den vertrauten Umgang von etlichen Jahren so gewöhnt worden bin, daß ich sie als einen Theil von mir selbst angesehen habe; ich bin nicht Meister über diese Empfindungen; nichts als anstrengende Studien, aber solche, die nach meinem Geschmack wären, könnten mich von der beständigen Rücksicht in's Vergangene abhalten; aber dieser Trost ist mir gegenwärtig versagt, und ich besorge, die hiesige Lebensart werde mir auch künftig wenig freie Disposition über meine Studien lassen. Die Hoffnung, in acht Monaten wieder nach Zürich zu kommen, und etliche glückliche Wochen daselbst zu leben, ist also in der That die Vorstellung, die mich, nach meiner Art zu denken, am glücklichsten macht. Es wäre ein großer Zuwachs von Beruhigung für mich, wenn meine Freunde in Zürich nur halb so lebhaft meine Abwesenheit fühlten, als ich die ihrige. Doch ich ermüde Sie allzulange mit diesem melancholischen Geschwätze. Und wie befinden Sie sich, mein theuerer und liebenswerther Freund? Sie sind gesund, wie ich hoffe, und glücklich, und erinnern sich noch meiner und wünschen mich zuweilen zu sich zurück. Lassen Sie mir diese angenehme Einbildung, und wenn sie auch irrig wäre, sie beruhigt mich; sie gehört unter die Irrthümer, welche weit angenehmer sind, als die Wahrheiten, die sie vor uns verbergen.

Seien Sie so gütig, und verpflichten mich durch eine Nachricht von den Beschäftigungen Ihres Geistes, welche nicht anders als interessant sein können. Ich wollte diese Gefälligkeit gern durch eine Nachricht von den meinigen verdienen. Aber, was kann ich Ihnen sagen? Ich bin bisher ein völliger Müßiggänger gewesen; Besuche, Promenaden und Lustreisen haben alle schönen Tage ausgefüllt; alle Tage parties de plaisir, wobei man wenigstens so thun muß, als wenn man froh sei; gewiß, diese beständigen Zerstreuungen werden mich noch gänzlich aufzehren. Ich verlange so ungeduldig nach dem Winter, als ein verliebter Arkadier nach dem Frühling; aber dann wird mein Unstern die Ackermannische Bande hierherführen, und so wird der Winter für mich wenig besser sein, als der Sommer. Man lebt wahrhaftig nicht, wenn man nicht mit sich selbst leben kann.

Der Chorherr Breitinger hat die Gütigkeit gehabt, Ihnen ein Anliegen, das mich nicht wenig drückte, zu entdecken. Ich bin Ihnen für die freundschaftliche Art, womit Sie mir diese Last abgenommen haben, sehr verbunden. Warum erlauben mir doch meine Umstände beinahe in keiner Sache, nach meinem Herzen zu handeln! Ich werde in-

dessen nicht ruhig sein, bis ich Ihnen zeigen kann, wie sehr mich Ihre edle Freundschaft Ihnen eigen macht, und ich bitte Sie, mir anzuzeigen, wie ich auf eine andere Weise meine Dankbarkeit wegen der vielen Verbindlichkeiten zu erkennen geben kann.

42. Wieland an Zimmermann in Hannover.

Biberach, den 5. Februar 1762.

Ein einziger Blick in die nächstverflossenen Wochen, die ich zugebracht habe, würde Ihnen über mein langes Stillschweigen die völligste Befriedigung geben. Rathstage, Konsistorialsessionen, Untersuchungsdeputationen, pro memoria, Protokolle, Faktums, Berichtschreiben, und der Himmel weiß, was noch mehr für Geschäfte dieser Art, haben meine Stunden so ausgefüllt, daß mir nur diejenigen übrig blieben, in welchen ich zum Schreiben zu müde, oder vielmehr eines Instruments, das ich den ganzen Tag habe mißbrauchen müssen, überdrüßig bin. Ich habe in dieser Zeit allen meinen Freunden, und auch der Jfr. B. Antwort schuldig bleiben müssen, ungeachtet in dieser Zwischenzeit in meinen Umständen viele Veränderungen vorgegangen, die meinen Freunden nicht gleichgültig sein würden.

Dero letztes Schreiben und die allzugütige und angenehmste Zuschrift Ihrer Geliebten, war, zu der Zeit, da ich sie erhielt, Balsam für meine Seele. Ihre Aufmunterungen thaten ihre Wirkung; ich empfand, daß ich Quellen von Vergnügen in mir selbst habe. Ich beruhigte mich wieder durch den Gedanken, daß ich nicht unglücklich sei, so lange ich noch empfinden könne. Ich fing wieder an zu hoffen, kurz, ich lebte, allen meinen Widerwärtigkeiten zum Trotz, wieder auf, und wenige Tage hernach erhielt ich eine so entschiedene Probe von einer höheren, für mich sorgenden Vorsicht, daß ich nicht mehr zu entschuldigen wäre, wenn ich mich jemals wieder dieser Muthlosigkeit überließe, welche Sie für meine Nerven so besorgt gemacht, und Sie auf ein so seltsames Mittel zu derselben Wiederbelebung gebracht hat. Ich sollte Ihnen das Räthsel billig auflösen; haben Sie aber noch Geduld, und erwarten Sie, so bald es Zeit sein wird, eine Vertraulichkeit von mir, die unserer Freundschaft gemäß ist.

Der Agathon, von dem Sie eine Meinung fassen, die mich beinahe schüchtern machen sollte, ruhet seit etlichen Monaten, und der Himmel weiß, wenn ich Zeit bekommen werde, fortzufahren. Sobald ich den ersten Theil fertig haben werde, soll er Ihnen sub rosa kommunicirt werden.

Meine Gesundheitsumstände können Sie sich, da Sie mein Temperament, meine von der frühesten Jugend an geführte Lebensart, und die unendlichen désagréments, die ich seit zwei Jahren hier gehabt, kennen, ohne daß ich viel zu

sagen brauche, vorstellen. Wenn Sie mir eine Kur vorschreiben werden, die alle überflüssige Galle aus meinem Blut ausführen, meinen verdorbenen Magen zurechtbringen und meine ganze Maschine auslaugen würde: so würden Sie sich sehr um mich verdient machen.

Seien Sie so gütig, hieran zu denken, nur schreiben Sie mir keine Entfernung von hier vor; denn diese ist bei den dermaligen Umständen unmöglich. Wenn der Gebrauch der Rhabarber, wie ich nicht zweifle, mir nützlich ist, so denken Sie darauf, wie Sie mir das Einnehmen derselben erleichtern mögen, denn mein natürlicher Ekel vor dieser heilsamen Wurzel ist beinahe unüberwindlich.

43. Wieland an Gleim.

Erfurt, den 2. Oktober 1769.

Sie würden einen sehr enthusiastischen Brief von mir bekommen haben, mein unschätzbarer Freund, wenn ich nicht gleich in der ersten Periode, die ich in dem ersten Feuer der Entzückung hinzuschreiben anfing, wäre unterbrochen, und ein paar Tage darauf durch eine Krankheit verhindert worden, welche, ohne gefährlich zu sein, mich doch ein paar Wochen lang so stupid machte, daß ich mir und Anderen zu nichts gut war. Jetzt, da mein Blut so gelassen dahinschleicht, wie — eine Gottschedische Ode, werde ich Ihnen, ohne Begeisterung, aber mit nicht weniger Wahrheit und aus der vollen Empfindung meines Herzens, sagen, daß Ihr Jakobi selbst Sie nicht mehr verehren, nicht mehr lieben kann, als ich; daß Ihre Freundschaft, von dem Augenblick, da Sie mich derselben auf eine so gefühlvolle Art versichert haben, einen solchen Theil meiner Glückseligkeit ausmacht, dessen Verlust mir nichts in der Welt ersetzen könnte; und daß ich stolz darauf bin, daß Niemand leben kann, der die Schönheit Ihres Geistes und Herzens, und die ganze Liebenswürdigkeit Ihrer Muse vollkommener empfindet, als Ihr Wieland.

Dem Vergnügen, das Sie mir durch das beigelegte Geschenk Ihrer neuesten Oden, Sinngedichte und einiger allerliebsten kleinen Stücke gemacht haben, kommt nichts gleich, als die Hoffnung, Sie und unsern Jakobi persönlich zu umarmen. Ich sollte Ihnen ausführlich sagen, wie vortrefflich ich diese neuen Geschenke finde, die Sie Ihren Freunden, da sie verdienen, das Vergnügen aller empfindenden Seelen zu sein, gemacht haben. Ich würde es lieber der ganzen Welt gesagt haben, wenn ich mich fähig fühlte, sie nach Verdienst zu loben. Ich lese etwas von Gleim oder Jakobi, wenn ich meinem Geiste Ambrosia geben will — ich lese sie zum zehnten, zum zwanzigsten Mal, und jedes Mal mit gleichem Vergnügen — ich wollte, daß wir ein anderes Wort hätten, um die namenlose Wollust auszu-

drücken, welche unsere Seele genießt, wenn sie eine ihrem Individual-Temperament und Geschmack ganz analogische Nahrung findet. Unendlich, mein Theuerster, bin ich Ihnen für die öffentlichen Zeichen Ihrer Achtung und Freundschaft verbunden, welche ich in Ihren neuesten Gedichten finde. Die einzige Zeile in dem Gedicht an den Kunstrichter, der Niemand lobt, welche mich betrifft, ist in meinen Augen ein dauerhafteres Denkmal meines Namens, als wenn sich alle jetzt lebenden Kunstrichter vereinigten, mich in einem ganzen Quartbande bei lebendigem Leibe zu apotheosiren.

Ich habe unserm Jakobi geschrieben, wie vollkommen, und mehr als ich es ausdrücken kann, Ihr allerliebster Brief an den Kunstrichter, der sich wider Amor erklärt hatte, meinen Beifall hat. Er ist durch und durch merum sal. —

Wollte Gott, Sie hätten nur die Hälfte der Muße, die ich hier habe. Ich weiß nicht, wie Sie mit der Art, wie ich die meinige anwende, zufrieden sein werden. Vergangenen August, den ganzen Monat hindurch, hatte mich eine philosophische Laune angewandelt, welche mit der Yorick'schen etwas Aehnliches hat, ohne Nachahmung zu sein. Da schrieb ich einen Σωκράτης μαινόμενος oder Dialogen des Diogenes aus einer alten Handschrift, ein Werklein von zwölf Bogen Manuskript. Riedel behauptet, es sei das beste, was ich noch geschrieben habe, und beinahe möcht' ich's glauben. Es würde schon gedruckt sein, wenn ich einen Verleger dazu finden könnte. Das wird Ihnen freilich wunderlich vorkommen; ich könnte ihrer freilich Hundert haben, wenn ich großmüthig genug wäre, meine Werke zu verschenken, wie Sie und Jakobi. Aber in diesem Punkte bin ich so geizig, als Pope und Voltaire. Ich fange aber an, zu desperiren, daß die deutschen Buchhändler jemals raisonnabel zu machen sein werden. Es ist, als ob sie ein Komplott gegen die neuen Schriftsteller gemacht hätten. Von meinem neuen Amadis hätte ich Lust, Ihnen ausführlich zu schreiben. Es ist ein wahres Original; ein Mittelding zwischen allen anderen Gattungen von epischer Poesie, denn es hat von Allem etwas. Es ist eine von den abenteuerlichsten Geburten des Sokratischen Satyrs, mit einer Grazie, halb gutwillig, halb mit Gewalt gezeugt. Weil ich mich nicht entschließen kann, länger von mir selbst zu schwatzen, und auch die Zeit menagiren will, so gedenke ich, Ihnen die sechs ersten Gesänge, aber sub rosa amicitiae, zuzusenden. Niemand, als Sie und Jakobi, soll das Manuskript lesen; das müssen Sie mir vorher bei den Grazien schwören! ein Schwur, den Sie so wenig brechen dürfen, als Jupiter, wenn er beim Styx schwur. Und Ihrer Beider wahre Gedanken von diesem seltsamen Phänomen sollen dann entscheiden, ob die übrigen zehn Gesänge dazu gemacht, oder im Keim erstickt werden sollen.

Unser Jakobi, das Schoßkind der Grazien, darf mit seinem Amor machen, was er will, in sofern er uns alle halbe Jahre mit einer Produktion, wie seine Sommerreise ist, beschenkt. Von dieser unterschreibe ich das Urtheil, welches Freund van Goens von der Winterreise gefällt hat, — ich selbst ziehe sie der Yorick'schen noch vor, so gänzlich Yorick ein Mann nach meinem Herzen ist. Mit Entzücken habe ich sie letzten Sonntag Morgens, da ich sie von Halle aus erhielt, gelesen, und mit Entzücken dem Himmel dafür gedankt, der mir für Yorick, dessen Tod ich als einen unersetzlichen Verlust beweinte, unsern Jakobi gegeben hat, der ihn, was das sentimental part betrifft, vollkommen ersetzt, und ihn vielleicht auch in dem Humoristischen ersetzen wird, wenn ihm der H. Bonifacius in einigen Jahren ein wenig (aber nur ein wenig, dafür will ich gebeten haben) Hypochondrie gegeben haben wird. So gern ich mich Tage lang mit Ihnen unterhalten möchte, so muß ich doch aufhören. Umarmen Sie unsern Jakobi in meinem Namen, und für die Fischerhütte besonders, und für die unendlich delikate Art, wie er sich über die beiden Amorn, ohne es mit einem zu verderben, erklärt, auch besonders, und noch einmal, für die freundschaftliche Zeile, die mich angeht. Es ist unaussprechlich süß, von einem Gleim und Jakobi vor aller Welt für seinen Freund erklärt zu werden. Riedel empfiehlt sich Ihnen, mein Theuerster. Er ist der Einzige in diesem großen Ort, dessen Kopf und Herz mit dem meinigen zusammenstimmt. Er verehrt Sie, und das ist ein Grund mehr für mich, ihn zu lieben. Ich denke, er wird Ihren im P. S. geäußerten Wunsch über kurz oder lang erfüllen; vielleicht mehr als zu sehr; denn er hat mehr als eine Hudibrassische und Rabelaische Ader im Leibe, welche seltsame Dinge thun wird, wenn sie sich einmal zu ergießen anfängt. Ich selbst werde mit dem neuen Amadis dem Satyr, der halb Faun, halb Liebesgott ist, und der Hogarth'schen Dichtart, wie ich sie nennen möchte, entsagen, und mich, wenn ich jemals wieder dichte, mehr meiner Neigung zum schönen Idealischen und meinem Herzen überlassen, wenn anders die Philosophie, die mir aus den zauberischen Hainen, wo Amor, in einen irrenden Ritter verkleidet, mit den Grazien und Nymphen, in irrende Prinzessinnen verkleidet, spielt, — zu sich hinaufwinkt, sich meiner nicht bemächtigt. Wir wollen sehen, was erfolgen wird, wenn Sie mir einmal gesagt haben werden, ob Amadis ohne Errōthen bekennen darf, daß er Agathon's Halbbruder sei.

Ich versprach aufzuhören, und fange wieder von vorn an. Vergeben Sie mir mein Gewäsche, liebster Gleim. Ich umarme Sie mit den wärmsten Empfindungen der

Freundschaft, welche nur die Freunde der Musen und Charitinnen einflößen und fühlen können.

44. Wieland an **.

Weimar, den 9. December 1774.

Mein bester Bruder, dem Himmel und Ihnen sei Dank! daß ich wenigstens wieder so viel weiß, daß Sie leben. Möchten Sie mir doch auch bald sagen können, daß Sie wieder mit Vergnügen leben! Was ist Leben? wenn nicht alle unsere lebendigen Kräfte, Seelen und Geister, die das wundervolle Ding machen, das man Mensch heißt, munter und freudig und einträchtig zusammenspielen.

Im dritten Stück der Iris gefällt mir vieles, besonders das erste Stück, und Armida, ein wirklich herrlicher Auszug aus dem Tasso, ein Meisterstück von Uebersetzung und ein neuer Triumph unserer Sprache. Bald werde ich Ihrem Heinse wieder von Herzen gut werden, wiewohl er auch mich zu necken und zu stechen anfängt. Indessen gestehe ich Ihnen, daß ich den Herderischen Ton in unserer Prosa ungern, auch in der Iris herrschen sehe. Nennen Sie mir um des Himmels Willen einen einzigen guten Autor, der so geschrieben hat. Die Affektation, allenthalben, wo es nur möglich sein will, dem Stande der Wildheit und Barbarei Würde, Größe, Schönheit und sogar Grazie zu geben, auch diese — wiewohl nun Modeton — ist gar zu ungereimt, als daß ich sie ohne Jammer auch in ein Buch einschleichen sähe, das unsere Weiber und Töchter bilden soll. Was hilft unser ewiges Pochen auf Natur, wenn wir die Natur nicht kennen? Mit dieser Mode, immer wie Heinse, über die gesunde Vernunft und die gelassene Untersuchung, als ein paar gefrorene alte Weiber, zu spötteln, nichts für wahr gelten lassen zu wollen, als was den Sinnen und einer erhitzten Imagination so vorkommt, wird man in kurzer Zeit allen Menschenverstand aus Deutschland wegdichten und wegschwärmen.

45. Wieland an Jakobi.

Weimar, den 9. April 1775.

Ich soll Geduld mit Ihnen haben, liebster Jakobi; das will ich auch, so lange bis Ungeduld die letzte Faser vollends abgerissen hat, womit mein Herz mit Ihnen verwachsen war.

Ihr Verhältniß zu den drei Männern: Klopstock, Göthe und Wieland, hat freilich etwas Wunderbares, aber nur für den ersten, flüchtigen Anblick. Ich bin zu gut überzeugt, daß alles Wunderbare natürlich zugeht, um mir über diesen Punkt nicht selbst die Nativität stellen zu können. Göthe und Klopstock haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen Beiden ist für Wieland kein Platz. Ich

zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodischere Wesen hervorgebracht hat, als Klopstock und mich. Er verachtet mich und meint, ich hasse ihn. Dies meint er unrecht; da ich den ganzen Tag fast nichts thue, als in mich selbst hineingucken, so muß ich wohl am besten wissen, wie mir ist. Nicht ein Minimum von Haß. Klopstock ist für mich der Mann im Monde oder im Hundsstern, ein Wesen aus einer mir unbekannten und mit meinen äußeren und inneren Sinnen in gar keiner Beziehung stehenden Welt, — kurz, ein Wesen, wovon ich nichts begreife. Das Einzige, wovon ich noch weniger begreife, ist, daß es menschliche Wesen giebt, die, ohne einen einzigen äußeren oder inneren Sinn mehr zu haben, als ich, gleichwohl den Vorzug vor mir haben, in Gemeinschaft des Geistes mit einem, auf unserem Planeten so ganz exotischen und in seiner Art einzigen Wesen zu stehen. Daß ich Göthe's ganze Größe fühle, habe ich Ihnen schon hundert Mal gesagt. Es ist nicht möglich, stärker mit einem Menschen zu sympathisiren, als ich mit ihm sympathisirte, da ich seinen Götz, seinen Werther und sein Puppenspiel las, wovon jedes in seiner Art ganz vortrefflich und herrlich in meinen Augen ist. — Daß er den Prometheus nicht gemacht habe, will ich glauben, weil Sie es so gänzlich überzeugt sind, und weil ich es gern glaube. Sie sollen nichts weiter von mir über diese Materie hören.

46. Wieland an Jakobi.

Weimar, den 8. November 1778.

Mein liebster Bruder, ich bin noch ein schwaches Geschöpf, schreiben kann ich noch nicht, ich kann aber doch auch meinen Jakobi nicht in Kummer meinetwegen lassen. Alles, was ich ihm jetzt sagen kann und will, ist, daß ich in meinem Inwendigen sanft und beinahe heiter bin; daß ich in der innigsten Liebe zu dem Weibe meines Herzens und den Kindern, die mir Gott gelassen hat (sie waren alle krank), und in tausend herzerhöhenden Gedanken und süßen Phantasieen, die nach und nach in meiner Seele aufstiegen, und in dem innigsten Gefühle, daß Ein Gott ist, und in dem Gedanken, daß mein holder Knabe, der Liebling meiner und seiner Mutter Seele, die nur Eine Seele ist, nun der Schutzengel seiner Schwestern sein wird — daß ich in allem diesem Herzstärkung und Lebenskraft, und oft Tropfen elysischer Wonne finde und schmecke.

Sobald ich wieder ruhig und körperlich stark genug bin, um zu schreiben, mehr von dem, was in meiner Seele vorgeht.

Allen, den frommen, schwärmerisch brausenden, unerfahrenen, sich selbst, den Menschen und die Welt nicht kennenden, aber ehrlich wohlmeinenden Jungen, die sich an mir ärgern und wider mich eifern, soll bei Leibe nichts Leides

geschehen. Ich wünschte bloß, daß ich ein paar Tage mit Lavater mich expektoriren könnte, und daß dieser dann ein kleines Wort der Zurechtweisung an die Herzchen der ein wenig zu sehr aufgeblühten Prophetenkinder legte. Wo ist Lavater jetzt? Wird er nicht auch nach Weimar kommen? Es würde ihn gewiß nicht reuen! Mein Haus soll das seinige sein, so lange er bei uns bleiben will. Alles, was darin athmet, liebt ihn schon, oder wird ihn lieb gewinnen und besser durch ihn werden.

47. Wieland an **.

Weimar, den 24. Mai 1779.

Ich habe nun auch Göthe's Meinung von der Sache, und sie stimmt völlig zu der Deinigen. Er hat mir Alles sehr begreiflich gemacht. Seiner Meinung nach, liegen die Hauptgebrechen im Subjekt. Das proton pseudos aber liegt nach ihm darin, daß ich das Ding, anstatt mit dramatischem, mit epischem Sinn gefaßt habe. Ich denke, Du verstehst, was er damit meint; denn schriftlich kann ich Dir's nicht erklären. Genug, ich glaube, daß Ihr Recht habt, und daß ich ein .... bin, wie ich von Jugend an immer eine Art von Vermuthung hatte. — Du sprichst mir, ohne Zweifel, um mir ein wenig wohl zu thun, und aus freundschaftlichem Mitleiden, von Agathon. Aber Rosemund ist nur leichter zu übersehen, als Agathon; wer hat sich die Mühe gegeben, in diesem das Ganze zu untersuchen? Wie viel wäre von Anfang bis zu Ende gegen alle Personen zu sagen, die ich darinnen auftreten lasse! Was für ein dickes Buch könnte nur ich selbst schon dagegen schreiben! Kurz, lieber Bruder, es ist ein trauriges Schicksal, Autor zu sein.

Herzlichen Dank für Hompesch Brief. Der Inhalt soll in meiner Seele ewig begraben bleiben. Der edle, gute Mann dauert mich. Alles, was er von Rosemund schreibt, ist wahr. Nichts ist gewisser, als daß ich für das Dramatische gar keinen Sinn habe. Ich sehe nun hintendrein Alles, was Ihr wollt, und mehr dazu; aber der arme Schweizer hat nun bald drei Akte ganz herrlich komponirt, und der allein dauert mich.

48. Wieland an Blumauer.

Das verbindliche Schreiben vom 22. Juli, womit Sie mich beehrt haben, ist mir, nebst den schönen literarischen Geschenken, die es begleiteten, erst vor ungefähr 3 Wochen zu Händen gekommen. Wie das zugehen konnte, wofern die Mittelhände, durch die das Packet lief, nicht außerordentlich saumselig in Beförderung desselben waren, weiß ich mir nicht zu erklären. Wie dem aber auch sein mag, so bin ich darum dem Herrn von Isenflamm nicht weniger verbunden, daß

er meinem Verlangen, mit einem Dichter, der mit so vielem Rechte der Liebling Wiens ist, näher bekannt zu werden, zu Hülfe gekommen, und Sie, mein Herr, bewogen hat, mich durch eine so freundliche Zuschrift zu einer Erwiederung zu berechtigen, die mir Gelegenheit giebt, Sie meiner wärmsten Hochschätzung zu versichern, und Ihnen die recht herzliche Freude zu zeigen, die ich darüber empfinde, einigen Antheil an der Liebe eines jungen Mannes zu haben, den die Musen so vorzüglich begünstigen, und der mir so ganz dazu gemacht scheint, die Regierung Joseph's II. auch durch eine neue und glänzende Epoche der Literatur in den teutschen Staaten dieses großen Fürsten zu verherrlichen. Was ich Ihnen hier sage, mein lieber jüngerer Bruder im Apollo, ist kein Kompliment, sondern wahre Empfindung, und wenn ich hoffen dürfte, Sie dadurch in dem Gedanken zu befestigen, daß für ein so entschiedenes Talent, wie das Ihrige, keine laurea apollinaris zu hoch hängt; so würde ich auf diesen einzigen Effekt mehr Werth legen, als auf allen den Einfluß, den ich seit dreißig Jahren als Schriftsteller auf meine Nation und Zeitgenossen gehabt haben kann.

Sie konnten mir wohl nichts Schmeichelhafteres sagen, als daß Sie mir Ihre ganze Lust zum Dichten zu danken hätten, und über meine Poesieen selbst zum Dichter geworden seien. Nicht, als wenn ich überzeugt wäre, daß die Natur, und nicht bloße Liebhaberei und Nachahmungstrieb, Sie zum Dichter berufen hätte, und daß Sie auch ohne meinen Vorgang die Laufbahn nicht verfehlt haben würden, auf welcher Sie schon so früh Ihre meisten Mitbewerber weit hinter sich lassen; sondern weil mir jene Versicherung der Beweis einer angeborenen Aehnlichkeit und Verwandtschaft zwischen Ihrem und meinem Genius ist, und weil es einem sehr menschlichen Gefühle, wovon ich so wenig, als von irgend einer anderen Menschlichkeit frei zu sein verlange, schmeicheln würde, Sie, in Rücksicht auf das Verhältniß unserer Jahre, als den natürlichen Erben eines Talentes anzusehen, welches einen großen Theil des Glückes meines Lebens ausgemacht hat.

Ich bin, meiner individuellen Gesinnungsart nach, sonst eben kein besonderer Freund der burlesken Dichtart. Aber der Gedanke, die Aeneis auf eine solche Art und nach einem solchen Plane zu travestiren, daß Sie dadurch Gelegenheit bekommen, auf eine indirekte Art, lachend und lachend zu machen, eine der größten und gemeinnützlichsten Absichten Ihres großen Monarchen zu befördern, dieser Gedanke ist Ihnen von einem Gotte eingegeben worden, und Sie sind, nach den ersten Büchern zu urtheilen, so reichlich mit allen Gaben ausgerüstet, diesen glücklichen Gedanken auf die glücklichste Weise auszuführen, daß ich Ihnen meinen Beifall und mein Vergnügen über dieses Werk nicht genug aus-

drücken kann. Wenige wissen es vielleicht, wie schwer es ist, und wie viel dazu gehört, ein poetisches Abenteuer, wie dieses ist, mit Ehre zu bestehen, und wie sehr ein solches Werk, bei aller scheinenden Leichtigkeit, ut sibi quivis speret idem, die schärfste Probe über den Verstand und Geschmack eines Dichters ist. Sie, mein liebenswürdiger Freund, werden sich dadurch einen Ruhm erwerben, der allein hinlänglich wäre, die Eitelkeit zwanzig anderer Aspiranten zu befriedigen; aber ich müßte mich sehr irren, wenn es Ihnen nicht zur bloßen Aufmunterung dienen sollte, neue Berge zu übersteigen, und neue, in ihrer Art eben so rühmliche, Eroberungen in den angrenzenden höheren Gegenden der Musenkunst zu machen, die, troß der lächerlichen Supercilien, womit sie hie und da von Pedanten, Dummköpfen und Cynikern angeschielt wird, doch ewig die süße Bezwingerin der Herzen bleiben wird, durch deren Zauber auch noch jetzt die Orpheen unserer Zeit, so gut wie jener thracische, die wilden Thiere und Klöße hinter sich herziehen.

49. Wieland an die Frau Vicepräs. Herder.

— Meine liebe theure Freundin, Sie, für die mir immer kein Beiwort in unserer Sprache gut genug ist! — Was kann ich Ihnen auf alle die gütigen Ausdrücke Ihres wohlwollenden, und von dem, was es so schön fühlt, so voll und lauter überströmenden Engelherzens, wovon Ihr Handbriefchen an Julien voll ist, was soll, was kann ich Ihnen und dem Besten der Menschen, wie dem Edelsten der Geister, die ich kenne, auf das Alles sagen? Stolz soll es mich nicht machen; denn ich studire nun bereits über funfzig Jahre an der Aufschrift des delphischen Tempels mit ziemlichem Erfolge. Aber warum sollte ich Ihnen nicht gestehen dürfen, daß es mich glücklich macht, von Ihnen mit dem Auge der Liebe gesehen zu werden? Die Liebe (sagt Sankt Paulus in dem schönsten Kapitel, das je ein Mensch geschrieben hat), die Liebe ist langmüthig und freundlich; sie verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles. Nur in dem Alles verschönernden und verklärenden Lichte dieser Liebe konnten Sie wohl viel Gutes an Ihrem Freunde sehen, und sich das Geschehene so schön idealisiren. Nur diese Alles vertragende Liebe kann Ihnen seine mannigfaltigen Mängel und Fehler verbergen, und seine momentanen Unfüglichkeiten, Ungebührden und Anomalieen in einem so freundlich mildernden Dämmerlichte sehen lassen! Ich besorge, daß ich mit allem meinem guten Willen, immer besser zu werden, bereits zu alt bin, um hierin etwas Merkliches vor mich zu bringen. Es ist mir also zu verzeihen, daß einer meiner sehnlichsten Wünsche ist, immer und immer in diesem magischen Lichtnebel der Liebe von Ihnen, meine geliebtesten (und im hohen Sinne des Wortes) einzigen

Freunde, gesehen zu werden. Möge er nie vor Ihren, in Allem sonst so scharf und hell sehenden, Augen fallen, dieser Zauber, der Sie Alles, was an mir ist, und von mir ausgeht, in dem Widerscheine erblicken läßt, den mein Herz und Gemüth darauf wirft. Denn unstreitig ist das Herz und der gute Wille das Beste an Ihrem ewig treu ergebenen, verbundenen und dankbaren Freund und Bruder.

Nach allem diesem habe ich kein Wort mehr, um Ihnen für mich und meine bessere Hälfte und meine Kinder, für alle uns in Ihrem gastfreundlichen Hause erwiesene Güte und mit uns getragene Nachsicht, Dank zu sagen. Alles ist tief in unsere Herzen gegraben. Der Aufenthalt in Ihrer Mitte, unter Ihren mein ganzes Wesen wohlthätig erwärmenden Flügeln, war für mich ein wahrer Vorhimmel; und ich dachte oft mit meinem alten Brockes: Wenn's hier schon unter den Guten so schön ist, wie wird's erst dort sein!

50. Wieland an eine teutsche Fürstin,
vom 12. Februar 1808.

Gnädigste Fürstin!

Es läßt sich nur ein Umstand denken, der mein langes Schweigen auf Ihro Durchlaucht gütigstes Schreiben vom 27. December vorigen Jahres verzeihlich machen kann, und dieser einzige mußte sich, sehr wider meinen Willen, am achten Tage des jetzigen ereignen. Ich war nämlich an demselben unversehens mit einer Krankheit überrascht, deren erster Anfall so heftig war und meine Lebenskräfte so weit herunterbrachte, daß ich beinahe drei Wochen nöthig hatte, um mit Hülfe eines vortrefflichen Arztes und meiner guten Natur nach und nach wieder hergestellt zu werden. Als ich wieder lesen, denken und die Feder führen konnte, war die Fortsetzung meiner so lange unterbrochenen Arbeit an den Briefen Cicero's (von welchen zwei ziemlich starke Bände auf die Leipziger Ostermesse kommen sollen) so dringend geworden, daß sie sich aller meiner Zeit und Aufmerksamkeit gebieterisch bemächtigte, und mir ein paar Wochen nicht gestattete, an etwas Anderes zu denken. Möchte dies hinreichend sein, gnädigste Frau, mir von Ihro Durchlaucht Verzeihung für anscheinende Vernachlässigung zu erbitten, die ich, wenn sie eine freiwillige gewesen wäre, nie mir selbst verzeihen könnte. —

Den unverdienten Werth, den Sie, gnädigste Fürstin, auf meine Briefe legen, erkläre ich mir, ohne affektirte Bescheidenheit, wie ich soll, — freue mich aber nicht wenig, daß ich Ihro Durchlaucht in drei bis vier Monaten, und wo möglich noch früher, eine Sammlung von ganz anders interessanten Briefen werde überreichen können, von denen ich gewiß bin, daß ein Geist, wie der Ihrige, eine so an-

ziehende Unterhaltung, so viel Stoff zum Denken und Vergleichen unserer Zeit mit den letzten zwanzig Jahren vor Auflösung der römischen Republik, und überhaupt eine so angenehme Zerstreuung oder Avokation des Gemüths von schmerzlichen oder widerlichen Gefühlen des Gegenwärtigen oder Bevorstehenden darin finden wird, als vielleicht in wenig anderen Büchern.

Möchte irgend ein guter Genius es so fügen, daß wir uns noch in diesem Leben von Angesicht zu Angesicht sähen! Lägen nicht 75 Jahre auf meinem Rücken, oder könnte ich nur — was ich mir schon oft vergebens gewünscht habe — ein wenig hexen, wie bald sollten Sie, theuerste Fürstin, in dem Falle sein, mir ein Fenster Ihres Zimmers öffnen zu lassen!

Ihro Durchlaucht fragen mich: was mir die Frau von Stael für ein Weib sei? Wie die Frage gestellt ist, wäre sie mit drei Worten beantwortet. Aber ich will sie in einem zweifachen Sinne nehmen, und mich in dem einen und dem anderen so offen erklären, als mir es Ihre eigene Offenherzigkeit zur Pflicht macht. Ich habe diese Dame in den 13 Wochen, welche sie sich vor einigen Jahren hier aufhielt, beinahe täglich gesehen, und sie also, wenigstens von mehreren Seiten, ziemlich kennen gelernt. Sie ist, meines Wissens, das (Verzeihung für die Altersschwachheit!) außerordentlichste Wesen, das jemals in weiblicher Gestalt auf diesem Erdenrunde gesehen worden ist. Daß eine Frau Genie haben kann, beweiset sie gegen Rousseau und alle Kontradiktionen, mit ihrer Person und mit ihren beiden Romanen. Wo ist in ganz Europa der Mann, der ihre Delphine hätte schreiben können? Wie sie schreibt, so spricht sie, — und wenn sie nicht so unsäglich schnell spräche, daß ein armer Allemand, der angestrengtesten Aufmerksamkeit ungeachtet, im Ganzen wenigstens ein Viertel von ihrer Konversation verlöre, so möchte man sie Tage lang reden hören. Alle ihre Geisteskräfte wirken fast immer zugleich mit einer unbegreiflichen Lebhaftigkeit, und sind alle in einem hohen Grade gebildet. Sie ist nichts weniger als schön, und, ihre Augen ausgenommen, könnte eine Weibsperson mit ihrer Gesichtsbildung und Figur sehr füglich eine schweizerische — Stallmagd vorstellen. Und dennoch ist über diese plumpe Person eine gewisse französische Grazie ausgegossen, die ihre Wirkung nicht leicht verfehlt; und da sie eben so viel Feuer und leidenschaftliche Energie, als Witz und Geist, und zu allem dem noch ein sehr angenehmes Sprachorgan besitzt, so hat sie, in der Konversation, Momente, wo sie zum Bezaubern liebenswürdig ist. Wenn ich nicht, um die Post nicht zu versäumen, zu Ende eilen müßte, könnte ich zu dieser Skizze des Bildes dieser zauberischen Circe noch Manches hinzuthun; aber ich fasse für Ihro Durchlaucht

Alles

Alles zusammen, wenn ich sage: ich halte mich versichert, daß sie in der Corinna sich selbst schildern wollte, und dieser ihrer Bildung bloß die Schönheit und das musikalische Talent geliehen hat, an welchen beiden Artikeln es ihr unleugbar sehr gebricht.

Und so viel für diesmal von einem Sinne der Frage. Aber Ihro Durchlaucht wollen wissen, was für ein Weib sie mir sei? Weil ich mich kurz fassen muß: durchaus die Antipode meines Ideals eines Weibes, mit dem man ewig zu leben wünschen möchte. Gott bewahre mich vor einer Tochter, Schwester, Enkelin und Urenkelin, wie diese Frau, mit allem ihrem Geiste und allem ihrem ungeheueren Talente.

Ihre beiden Romane, so viel Herrliches und Lesenswürdiges sie auch enthalten, soll und kann keine Frau vor ihrem vierzigsten, und keine Jungfrau vor ihrem achtzigsten Jahre lesen. — Ich bin im Zuge, wie Ihro Durchlaucht sehen, noch mehr zu schreiben; aber man fordert mir einen Brief ab; ich muß schließen, ich habe nur so viel Zeit, um Sie, verehrteste Fürstin, um Nachsicht für dieses Geschreibsel zu bitten, und mich Ihnen mit innigst gefühlter Verehrung, und mit tausend Wünschen für Ihre Zufriedenheit und das Wohl aller der Ihrigen, zu Füßen zu legen.

51. G. an Rabener.

Ich fange, wie Sie sehen, einen großen Brief an Sie an. Da ich so lange nicht an Sie geschrieben habe, so ist das das Wenigste, was ich thun kann. Wann er fertig werden wird, weiß ich nicht! aber genug, er wird fertig werden, und Sie werden ihn bekommen, und sich ein Bischen darüber freuen. Ein Bischen? das wäre ja für meinen Rabener nicht viel. Nein, Sie werden sich recht sehr, und zwar so sehr darüber freuen, daß Sie vergessen, in wie langer Zeit ich Ihnen nicht geschrieben habe, und mir recht bald antworten. Mein letzter Brief an Sie war ein wenig wild. Wenn ich Lust hätte, so sollte dieser eben so wild werden. Denn ich bin, Gott Lob, jetzt eben so fröhlich, als damals, wo nicht fröhlicher; und ich habe auch noch eben so viel, oder auch mehr Ursachen, es zu sein, als ich damals hatte. Ich bin seit einundzwanzig Wochen ein Ehemann, meines Hannchens Ehemann; für die meisten Ehemänner ist das schon zu lange, als daß sie fröhlich sein könnten; aber die haben auch kein Hannchen, und sind nicht Ich. Wie konnte ich mit Ihnen doch, da ich zum ersten Male als ein Ehemann an Sie schreibe, eher von etwas Anderem, als von meiner Glückseligkeit reden? Diese Materie ist für Sie viel zu wichtig, als daß ich nicht davon anfangen müßte. Wie oft haben Sie mich, da ich noch

so verlassen war, bedauert? freuen Sie sich nun auch mit mir! Ich habe die beste Gesellschaft.

Wollen Sie wohl eine kleine Abbildung von meiner Frau lesen? Ich will sie Ihnen so unparteiisch machen, als ich kann. Und Cramer, der sie nun kennt, mag sagen, ob ich Recht oder Unrecht habe.

Meine Frau ist nicht groß, das ist ein Nebenumstand; aber Sie erinnern sich vielleicht, daß ich mir immer mein zukünftiges Mädchen nicht groß vorgestellt habe. Und es ist sehr süß, daß meine Vorstellung nun erfüllt ist. Sie hat blaue Augen, und auch die habe ich vordem meinem Mädchen gegeben, wenn ich sie mir im Geiste erschuf. Ihr Haar ist braun, nicht gar zu dunkel, ob sie gleich, mir zu gefallen, sich nicht pudert. Ihre ganze Gestalt gefällt, und nach meiner Meinung ist sie auch vollkommen werth, zu gefallen; das ist Alles, was ich davon schreiben kann.

Meine Frau hat so viel Witz, daß mir bei ihrem Gespräche die Zeit niemals lang wird, und daß mir in unserer Einsamkeit die Stunden auch alsdann sehr geschwind dahingehen, wenn ich sie gleich nicht küsse. Sie hat so viel Geschmack, daß Alles, was sie thut, oder spricht, für mich eine ganz unbeschreibliche Anmuth erhält, und so viel Empfindung, daß sie bei den meisten Schönheiten meiner liebsten Schriftsteller so gut, als ich, gerührt wird, und einen rührenden Dichter oft durch sanfte Zähren belohnen kann. Wenn ich nur vor wichtigeren und bereichernden Arbeiten Zeit hätte; so würde es mir bei ihr nicht an Ermunterungen und Belohnungen fehlen, meine ehemaligen angenehmen Beschäftigungen wieder hervorzusuchen. Ich habe sie vor der Ehe von dieser Seite am wenigsten gekannt, weil sie zu bescheiden war, sich von derselben zu zeigen. Und Sie können denken, wie sehr das mein Vergnügen vergrößert.

Aber ihr Herz, mein liebster Freund, ihr Herz ist so edel und so freundschaftlich, daß ich dem Himmel nicht genug für ihren Besitz danken kann. Sie liebt alle meine Freunde gewiß so sehr, als ich selbst; und wenn sie Einen von ihnen noch nicht so sehr liebte, so wäre die einzige Ursache nur die, daß sie ihn noch nicht genug kennte. Was für eine unaussprechliche Wollust ist es für mich gewesen, sie zu Cramern und Charlotten zu führen! Wie lieb hat mein Hannchen diese beiden glücklichen Eheleute! Und ich kann mit Wahrheit sagen, wie sehr lieben sie auch mein Hannchen! Mir fehlt beinahe keine Glückseligkeit mehr, als daß ich mit ihr nicht von einem Freunde zum anderen reisen, und ihnen Allen mein Hannchen, und sie Alle ihr zeigen kann. Dann würde ich auch zu Ihnen kommen, liebster Rabener, und sie würde Ihnen gewiß gefallen, und Sie — würden freilich meinem Hannchen auch recht sehr

gefallen. Das ist meine größte Glückseligkeit, daß mir der Himmel eine so freundschaftliche Gattin gegeben hat, die es einsieht und recht lebhaft fühlt, daß meine Freunde für uns ganz unschätzbare Geschenke der Vorsehung sind. Darum gehört Hannchen auch zu uns. Sie können leicht denken, daß eine so freundschaftliche Seele auch viel Menschenliebe hat. Und ich freue mich auch, als Priester, über die Proben, die sie mir täglich davon giebt, und wodurch sie meine Gemeine ohne Zweifel eben so sehr erbauen wird, als sie sich dadurch bei ihr beliebt macht. Es müßte ein Wunder sein, wenn ein solches Mädchen keine gute Wirthin wäre, und Sie können sich darauf verlassen, daß der Himmel auch in diesem Stück für mich gesorgt hat, da ich ungleich weniger Talente zur Wirthschaft als zur Freundschaft habe.

Nun, mein liebster Rabener, Sie nehmen mir es doch nicht übel, daß ich Ihnen so viel von meiner Frau vorgeschwatzt? Ich hätte nicht ruhig Hannchens Ehemann sein können, wenn ich Ihnen nicht nur Etwas von meiner Glückseligkeit beschrieben hätte. Wann soll ich Sie auch so glücklich sehen? Ueber Ihre Beförderung nach Dresden freue ich mich freilich von Herzen, weil ich überall höre, daß Sie dort sehr gut gesetzt sind.

Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu, und bitte mir bald eine kleine Nachricht von Ihrer Lebensart und von Ihren dortigen Freunden aus. Aber, wenn Sie mir schreiben, daß Sie ein so glücklicher Ehemann sind, als ich, so will ich mich doch noch viel mehr freuen, und mein Hannchen noch zärtlicher, oder, weil das vielleicht nicht möglich ist, noch feuriger küssen. Und Sie, mein theuerer Rabener, behalten Sie mich immer lieb. Mein Hannchen grüßt Sie recht freundlich und wünscht, Sie kennen zu lernen. Ich bin

Ihr zärtlichster und getreuester G.

52. Cramer an Rabener.

Kopenhagen, den 8. November 1756.

Liebster Rabener!

Länger kann ich es nicht ertragen, keinen Brief in so langer Zeit von Ihnen erhalten zu haben. Sollte ich jemals glauben, daß Sie so ein unversöhnlicher Freund sein werden? Ich war im verwichenen Jahre saumselig im Schreiben an Sie. Sie machten mir einige freundschaftliche Vorwürfe darüber, und ich wurde so dadurch zerknirscht, daß ich Ihnen zweimal hinter einander schrieb, und Ihnen die feierlichste Abbitte that. Aber ich habe in den noch glücklichen Zeiten unseres Sachsens keine Zeile von meinem Rabener zur Antwort, keine Zeile Beruhigung, ob ich ihn ver-

söhnt habe. Und vielleicht sind Sie nun, Sie, ein so guter Patriot, so in das Unglück unseres Vaterlandes vertieft, daß Sie auch vergessen, Ihre Klagen in den Schoß eines Freundes auszuschütten. Aber, wer darf itzt klagen? Wer darf seine Meinung laut entdecken? Ich, der ich weit vom Ungewitter entfernt bin, und mit dem mir ewig theueren Sachsen so viele Freunde beklage, darf ich doch nicht sagen, daß kein vaterländisches Herz die Ursache seines Unglücks mit einem größeren Widerwillen betrachte, als ich, und daß ich es mit Recht thue beweisen, weil ich an einen Freund schreibe, der vielleicht verschwiegen zu sein, über das, was er denkt, mehr Ursache hat, als ich. Aber Alles, was ich weiß, und ich weiß nicht wenig, will ich meinen Kindern erzählen, und sie sollen mir eine Geschichte von Sachsen schreiben, welche Karaktere dem verdienten Abscheu genug preisgeben wird. O! was haben Aberglaube, Trägheit, Mangel an Religion, Ueppigkeit und Laster für entsetzliche Folgen! Sie, mein liebster Freund, leiden doch unter dem allgemeinen Unglücke nicht mehr, als Andere? Man hat Ihnen doch Ihre Besoldung gelassen? Machen Sie doch meiner Furcht und Unruhe Ihretwegen durch einen recht langen Brief bald ein Ende. Wir leben in einem Lande, wo wir einen vortrefflichen König und ein würdiges Ministerium haben, so vergnügt, als Sachsen, die überall an den Schicksalen ihres Vaterlandes Theil nehmen. Wir sind Alle gesund. Ich arbeite in meinem Amte noch mit eben der Freude und eben dem Beifalle, womit ich sonst gearbeitet habe. Ich hoffe auch, hier und da Nutzen zu schaffen. Meine Muße wende ich wie allezeit an. Man wird doch immer noch lesen, und so viel sich die Könige auch Mühe gegeben haben, und geben, durch ihre soldatische Regierung das eiserne Jahrhundert einzuführen, so wird doch immer noch gelesen werden. Ich habe auch für den Sommer ein kleines Tusculanum, ein kleines Haus mit einem Fruchtgarten und einem Küchengarten, und künftig vielleicht mit einem kleinen Teiche, in Lingby; ein ganz kleines Haus mit Rohr gedeckt; aber auf dem Lande. O! ich hoffe, die künftigen Sommer werden mich noch sehr begeistern. Künftige Messe will ich Ihnen einige von meinen geistlichen Liedern schicken. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Frieden und alle Arten von Glückseligkeit, und bin ewig

Ihr Cramer.

53. Rabener an Cramer.

(Antwort auf vorstehenden Brief.)

Ich habe Ihre Briefe vom 16. und 31. März noch heilig aufgehoben, und seit der Ostermesse darauf antworten wollen. Die wahre Ursache des Verzuges ist, daß Herr Legationssekretair Knur den ganzen Sommer über in der

Erwartung gewesen, nach Kopenhagen zurückzukehren, und mich von Zeit zu Zeit gebeten, meinen Brief ihm mitzugeben. Seit acht Wochen aber haben mich unsere traurigen und weit aussehenden Umstände daran gehindert. Sind Sie mit dieser Entschuldigung zufrieden, mein liebster, mein bester Cramer? Oder können Sie wohl den Gedanken einen Augenblick lang bei sich hegen, daß ich aus Kaltsinnigkeit und Mangel der Freundschaft unterlassen hätte, zu antworten? Gegen meinen unvergeßlichen Cramer kaltsinnig zu sein, meinen alten besten Freund, der mir so viel Ehre macht, den königlich dänischen Hofprediger Cramer nicht eben so eifrig, nicht eben so zärtlich lieben, wie den armen Dorfpfarrer in Crollwitz, Magister Cramer? das sollte sich von Ihrem Rabener nicht einmal denken lassen.

Und wie voll von Menschenliebe, von Mitleiden, von freundschaftlicher Unruhe ist Ihr letzter Brief! Ja, mein guter Cramer, wir sind verloren, ganz ohne Hülfe verloren. Und Niemand sieht das Ende unserer Angst. Funfzig Jahre langen nicht, wenn sich das Land so wieder erholen soll, wie es vor acht Wochen war. Und wenn wir in diesem Jahre noch Frieden bekommen sollten, und wenn auch alsdann unser Hof selbst ernstliche Anstalten machte, dem Lande wieder aufzuhelfen, so gehören doch mehr als funfzig Jahre dazu. Und wem dürfen wir unser Unglück Schuld geben? Gott wird den finden und richten, der Ursache davon ist, wer es auch sein mag. Ich mag mich mit der ängstlichen Beschreibung unserer Umstände nicht aufhalten; die öffentlichen Zeitungen werden Ihnen genug davon sagen können. Wollen Sie noch etwas mehr lesen, so sende ich Ihnen zween Briefe, die ich in voriger Woche geschrieben habe. Das arme Land! und so viel rechtschaffene Leute, die ohne ihr Verschulden mit unglücklich werden! Wie traurig ist die Aussicht in die Zukunft! Glücklich bin ich, da ich mein Unglück allein fühle; desto mehr jammern mich meine Freunde, welche neben sich ihre Familie zugleich unglücklich sehen müssen.

Wie zufrieden leben Sie in Kopenhagen! Fast würde ich Sie darum beneiden, wenn ich im Stande wäre, Sie um ein Glück zu beneiden. Wissen Sie wohl, mein lieber Cramer, daß ich Sie besuchen will? Wenn die Sachen noch unglücklicher in Sachsen laufen sollten, und ich bei meinem Amte weder Besoldung noch Arbeit haben sollte (denn die letztere habe ich noch, obschon wenig Hoffnung zur Besoldung), so würde der Einfall nicht unmöglich sein; denn ich hoffe, meine Freunde in Zerbst, Quedlinburg, Braunschweig und Hamburg, und meinen besten Freund in Kopenhagen künftigen Sommer zu besuchen. Auf den Witz zu wandern, ist unter uns Autoren nichts Neues. Helfen Sie uns ja den Frieden erbitten, sonst müssen Sie mit darunter

leiden, und mich wenigstens einen Monat füttern. Aber wie wäre es, mein guter Freund, wenn ich mein Vermögen, so ich etwa bei diesem Schiffbruche noch retten könnte, zusammenraffte und gar nach Kopenhagen zöge? Vielleicht wäre auch für einen deutschen Sekretair Brod und Amt bei Ihnen? Und vielleicht, wenn Alles fehlte, ernährte Ihr König einen witzigen Emigranten, und wir lebten und stürben beisammen, mein bester Cramer! Angenehmer Traum! Eine freundschaftliche Schwärmerei! Gewiß, ich glaube, aus Freundschaft fange ich an zu phantasiren. Wie ungern störe ich mich in diesem Traume! Nein, meinen Cramer sehe ich vielleicht nimmermehr wieder. Und was habe ich für Verdienste, hoffen zu dürfen, daß ich von Ihrem Könige ein Unterthan, und von meinem würdigen Freunde ein Gesellschafter bis an unsern Tod sein werde? Wie angenehm habe ich mich jetzt um ein paar Minuten betrogen. Ich war ganz bei Ihnen, und vergaß, daß ich in Sachsen, in meinem unglücklichen Vaterlande, mitten unter seinen Feinden saß. Ich bin ewig Ihr

redlicher Rabener.

54. Gotthold Ephraim Lessing an einen deutschen Philosophen.

Liebster Freund!

Sorgen Sie nur nicht; ich verspreche Ihnen, daß Sie am Ende, wenn wir uns unsers Briefwechsels wegen berechnen werden, sehr wenige Procente Verlust haben sollen; so wenige, daß Sie nicht verfehlen werden, mir wieder neuen Kredit zu geben. Sie sind jetzt mit drei Briefen im Vorschusse; mit zwei geschriebenen und einem gedruckten. Aber was wollen drei Briefe sagen, wenn ich einmal in's Antworten kommen werde?

Erlauben Sie, daß ich jetzt des gedruckten zuerst gedenke. Noch habe ich ihn nur zweimal gelesen. Das erste Mal beschäftigte mich der Freund so sehr, daß ich den Philosophen darüber vergaß. Ich empfand zu viel, um dabei denken zu können. Mehr sage ich Ihnen nicht, denn ich habe es nicht gelernt, in diesem Punkte ein Schwätzer zu sein. Ich will es nicht wagen, der Freundschaft, nach Ihnen, eine Lobrede zu halten; ich will nichts, als mich von ihr hinreißen lassen. Möchte ich Ihrer Wahl so würdig sein, als Sie der meinigen sind! Bei der zweiten Lesung war ich nun darauf bedacht, Ihre Gedanken zu fassen. Sie haben mir ungemein gefallen, ob ich mir gleich einige Einwürfe auf unsere mündliche Unterredung vorbehalte. Sie betreffen vornehmlich das zweite Stück, aus welchem Sie, nach den eigenen Einwendungen des Rousseau, die Moralität dem Menschen wieder zusprechen wollen; die Perfectibilité. Ich weiß eigentlich noch nicht, was Rousseau für einen-

Begriff mit dem Worte verbindet, weil ich seine Abhandlung noch bis jetzt mehr durchgeblättert, als gelesen habe. Ich weiß nur, daß ich einen ganz anderen Begriff damit verbinde, als einen, woraus sich das, was Sie daraus geschlossen haben, schließen ließe. Sie nehmen es für eine Bemühung, sich vollkommener zu machen, und ich verstehe bloß die Beschaffenheit eines Dinges darunter, vermöge welcher es vollkommener werden kann; eine Beschaffenheit, welche alle Dinge in der Welt haben, und die zu ihrer Fortdauer unumgänglich nothwendig war. Ich glaube, der Schöpfer mußte Alles, was er erschuf, fähig machen, vollkommener zu werden, wenn es in der Vollkommenheit, in welcher er es erschuf, bleiben sollte. Der Wilde, zum Exempel, würde, ohne die Perfektibilität, nicht lange ein Wilder bleiben, sondern gar bald nichts Besseres, als irgend ein unvernünftiges Thier werden; er erhielt also die Perfektibilität nicht deswegen, um etwas Besseres als ein Wilder zu werden, sondern deswegen, um nichts Geringeres zu werden. Ich zweifele, ob ich mich deutlich genug ausdrücke, und zweifele noch mehr, ob mein Einwurf Stich halten würde, wenn ich ihn auch noch so deutlich ausdrückte. Ich verspare ihn also, wie gesagt, auf unsere persönliche Zusammenkunft. Und wann soll denn diese sein? werden Sie fragen. Ganz gewiß in den nächsten drei oder vier Wochen. Mein Reisegefährte will Berlin noch vor seiner Abreise sehen, weil uns unser Weg vielleicht nicht durchführen möchte. Er will es, und Sie können sich leicht vorstellen, daß ich es ihm nicht auszureden suchen werde. Alsdann, liebster Freund, will ich mich umständlich über Ihre Uebersetzung sowohl, als über Ihren Brief erklären, die ich beide bis jetzt nur loben kann.

In einem von Ihren Briefen fragen Sie mich, ob ich glaubte, daß uns die Großmuth Thränen auspressen könne, wenn sich kein Mitleid in das Spiel mischt? Ich glaube es nicht; aber gleichwohl glaube ich, daß es Menschen giebt, welche bei dem „Soyons amis, Cinna" u. s. w. weinen, weil mir diese Stelle nicht sogar ohne allen Anlaß zum Mitleiden scheint. Großmüthige Vergebung kann oft eine von den härtesten Strafen sein, und wenn wir mit Denen Mitleiden haben, welche Strafe leiden, so können wir auch mit Denen Mitleiden haben, welche eine außerordentliche Vergebung annehmen müssen. Halten Sie es für unmöglich, daß Cinna selbst, bei den Worten: Soyons amis, könne geweint haben? Hat aber Cinna weinen können, warum nicht Andere mit ihm? Die Thränen des Cinna würden die schmerzhaften Empfindungen seiner Reue verrathen; und diese schmerzhaften Empfindungen können mein Mitleiden erwecken, und können mir Thränen kosten. In diesem Falle wäre Cinna der, welchen ich mitleidig beweinte. Für ge-

wisse Gemüther kann es aber auch Augustus sein, welcher Mitleiden verdient. Für unedle Gemüther vielleicht, welche eine solche Handlung der Großmuth für etwas sehr Schweres halten, was eine erstaunende Selbstüberwindung erfordere, mithin ohne unangenehme Empfindungen nicht sein kann. Haben Sie noch Niemanden aus Bosheit weinen sehen, weil er sich nicht rächen konnte? So Einer kann natürlicher Weise, glaube ich, den Augustus beweinen, weil er ihn in eben den Umständen vermuthet, die ihm so schmerzhaft gewesen sind. Ueberhaupt, wenn Großmuth das edelmüthige Bezeigen gegen unsere Feinde ist, so kann ich mir gar keinen Fall vorstellen, bei welchem nicht — — —, welches seine Wirkungen mehr oder weniger äußert, nachdem z. E. der Dichter es durch Umstände mehr oder weniger fühlbar gemacht hat.

Ich würde noch manches Geschwätz auskramen, wenn mich nicht eben jetzt ein unangenehmer Besuch überfiele. Es ärgert mich, daß ich aufhören muß; ich werde aber ehester Tage an Herrn Naumann schreiben, und einen neuen Brief an Sie einschließen, ohne auf einen neuen von Ihnen zu warten, der mir aber desto angenehmer sein wird, je unerwarteter ich ihn bekommen werde. Die Abendzeitverderbe, die Herr Naumann auf meine Rechnung schieben wollen, habe ich noch nicht mit meinen Augen gesehen. Leben Sie wohl, ich bin

Dero

beständiger Freund
G. E. Lessing.

Leipzig,
den 21. Jänner 1756.

55. Lessing an Nicolai.

Liebster Freund,

Endlich dringt mich die Noth, an Sie zu schreiben. Und zwar eine doppelte Noth. Für's erste: ich kann unmöglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir sie also nicht als ein Almosen wollen zukommen lassen —

(Sie sollten sich schämen, mit mir auf so genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft; aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unsern Briefwechsel anders, als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichsten Wortverstande nichts als ein Briefwechsel sein soll? Wenn Sie mit keinem anderen Wechsel über's Ohr gehauen werden, als mit diesem, so wird Ihr Beutel ein sehr gesegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundschaft eine Kapitalistin werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, ist ein Kapital, welches Sie bei mir unterbringen. Und die Interessen

dieses Kapitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Kapitale geschlagen, und tragen neue Interessen, welche wieder zu dem Hauptstuhle geschlagen werden; so daß, je länger ich nicht antworte; desto größer Ihr Kapital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht; da ist nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! — Lieber Freund, verschmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! — Lassen Sie uns noch drei Jahre münzen*), und die begreiflichsten Reichthümer sollen zu Einbildungen werden. O Jane Patulci claudantur — vor allen Dingen meine Parenthesis): — —

— so muß ich mir schon gefallen lassen, sie als Antworten zu erpressen. Und damit Sie auch gleich wissen, was Sie mir antworten sollen, so vernehmen Sie meine zweite Noth. Auf beiliegendem Zettel stehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenschen Katalogo —

(Der ehrliche Mann, höre ich, ist an einer poetischen Dyssenterie**) gestorben. Daran sterbe ich nicht. Eher noch an einer poetischen Obstruktion, Konstipation — wie heißt das griechische Wort? Schlagen Sie Hebenstreit's Anhang zu Woyt's medicinischem Lexiko nach; da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch so viel vergesse, ich behalte doch wenigstens die Bücher, wo ich es wieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends selber kaufen — das kann ich jetzt —, so gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern steht sicherlich mehr, als ich vergesse. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergesse, desto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekommt die Welt nach meinem Tode — vielleicht auch noch vor meinem Tode — gewiß noch von mir zu sehen. Nämlich **Bibliothecam Lessingniam seu Catalogum librorum quos dum sapere**
legere
vivere desiisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus, Gotth. Ephr. Lessing etc. Aus diesem Katalogo habe ich vor der Hand nichts gezogen, — sondern aus dem Baumgartenschen Katalogo) —

— gezogen habe, und die ich alle haben muß. Seien Sie also so gut, und lassen Sie mir sie erstehen. Oder erstehen Sie mir sie vielmehr selbst. Können Sie nicht abkommen? Warten Sie, ich will Sie losbitten:

---

*) Lessing war damals Sekretair des Generals von Tauenzien. Der General hatte damals den Auftrag, mit den Münz-Entrepreneuren die Kontrakte wegen des geringhaltigen Geldes zu schließen, das damals geschlagen ward. Lessing hatte einen Theil der Unterhandlungen darüber, und die Münzkontrakte aufzusetzen. Das Geschäft war einträglich.

**) Er hatte eine Siegespredigt in Versen gehalten.

„Madame Nicolai!“

„Unbekannterweise — das ist ein Glück für mich; denn wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht viel geben — nehme ich mir die Freiheit, Dieselben hiermit ganz ergebenst zu ersuchen, mir zu Liebe und Ihnen selbst zur großen Ehre, die Selbstüberwindung zu haben, und zu erlauben, daß Ihr Mann — — Ihr lieber Mann, sollte ich sagen; denn ich erinnere mich, daß Sie eben noch nicht lange mit ihm verheirathet sind — —, daß Ihr lieber Mann also — — Aber, wenn es noch Ihr lieber Mann ist, so wird Ihnen die Selbstüberwindung allzuviel kosten. — Es bleibt also bei dem Ersten — daß Ihr Mann, schlechtweg, so lange, als die Baumgartensche Auktion dauert — es ist keine Möbelauktion, Madame, wo Geschmeide oder Silberzeug zu erstehen ist, da werden Sie ihn wohl von selbst hinschicken —, sich alle Nachmittage ein paar Stunden von Ihrer grünen Seite entfernen darf. Er soll so gut sein, und Bücher für mich erstehen, wenn Sie so gut sein und es ihm erlauben wollen. — Die verdammten Bücher! — Werden Sie nicht ungehalten, Madame; für sich soll er kein Blatt erstehen. Wer Frau und Kinder zu versorgen hat, muß freilich sein Geld klüger anwenden. Aber unser eins; ich bin so ein Ding, was man Hagestolz nennt. Das hat keine Frau; und wenn es schon dann und wann Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen. — Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte! Schlecht Geld ist es ohnedies, herzlich schlecht Geld; so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen. Denn sonst könnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! — Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner lieben künftigen Frau warten. — Denn ich bin ein Hagestolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel unserer Freunde ist ansteckend. — Liebe Madame, haben Sie etwa eine gute Freundin mit altem Gelde, welches Sie recht hübsch untergebracht wissen möchten? Sie wissen vielleicht nicht, welchen großen Antheil ich an Ihrer Verbindung habe. Ihr Mann war außer Maßen unschlüssig, ob er Ihr Mann werden wollte oder nicht. Hätte ich ihm nicht so sehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht. Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau sein wollen — — Ich muß toll im Kopfe sein, daß ich heute Alles so ohne Ueberlegung hinschreibe! Wenn Sie eine erkenntliche Frau sind, so kratzen Sie mir vielleicht lieber die Augen aus dem Kopfe. — Nein, Madame, ich habe ihm nicht zugeredet. Wenigstens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag in Ihrem Ehestandskalender doch für Wetter stehen, welches will; mir dürfen Sie weder den Sonnenschein, noch den Sturm zuschreiben. — Aber wieder auf die Auktion zu kommen! — Steht

Sonnenschein im Kalender, so entlassen Sie Ihren Mann freundlich in die Auktion; — steht Sturm, so jagen Sie ihn hinein — Er mag gern gehen, oder nicht gern; Ihnen werde ich es in beiden Fällen zu verdanken haben. — Empfangen Sie also meinen Dank. — Ich pränumerire meinen Dank sehr gern. Denn wer Henker kann eine Gefälligkeit abschlagen, für die man schon den Dank empfangen hat? Nein, Madame, das ist nicht möglich; und in fester Ueberzeugung dieser Unmöglichkeit verharre ich, Madame,

Dero

unbekannterweise

ganz ergebenster Diener."

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau bestellen sollen; aber diesen können Sie immer bestellen. — Sie gehen also in die Auktion und erstehen mir die Bücher. — Hier werden sehr oft Pferde und Packsättel verauktionirt; ich bin wieder zu Ihren Diensten. Die ich mit einem * notirt habe, müssen Sie mir um Gottes Willen nicht weglassen. Ich muß sie absolut haben! Die rechte Hand schreibt: absolut! und die linke schnippt mit den Fingern dazu; es ist also mein Ernst. — Das Geld will ich Ihnen auf Ihr erstes Aviso assigniren. Darauf können Sie sicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beitrag zu Ihren Briefen oder zu Ihrer Sammlung verspräche. — Und apropos, ich verspreche Ihnen einen, wenn Sie mir wollen Ihre Edition von Musäus schicken, wobei die Griechischen Scholien sind. Ich habe über dieses Gedicht einige Grillen gefangen; aber ich muß vorher, wo möglich, alle Ausgaben zu Rathe ziehen, ehe ich sie wieder fliegen lasse. — Leben Sie wohl, lieber Freund! Mein Kompliment an Moses. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen; ich kann ihn aber nicht schließen, denn eben muß ich fort — Ihr

ergebenster Freund,
Lessing.

Peile*), in Eile. Wissen Sie wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte.
Den 22. Oktober 1762.

56. Lessing an Ramler.

Breslau, den 5. August 1764.

Liebster Freund!

Tausend Dank für Ihre besorgsame Freundschaft! — Krank will ich wohl einmal sein, aber sterben will ich des-

*) Ein fast eine Meile lang sich dehnendes sehr großes Dorf, in dessen Mitte eine evangelische Brüdergemeine sich befindet, woher dieser Theil des Dorfes Gnadenfrey genannt wird. Es liegt in Schlesien, im Herzogthume Schweidnitz, zwischen den Städten Reichenbach und Nimptsch. Lessing stand da mit dem General Tauenzien im Lager.



wegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wieder hergestellt; außer, daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll, und alsdann werde ich wie neugeboren sein. Alle Veränderungen unseres Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne, ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünscht mich gesund; aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung, nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein? Die Horaze und Ramler wohnen in schwächlichen Körpern. Die gesunden Theophile*) und Lessinge werden Spieler und Säufer. Wünschen Sie mich also gesund, liebster Freund; aber, wo möglich, mit einem kleinen Denkzeichen gesund, mit einem kleinen Pfahl im Fleische, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen empfinden lasse, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragiker mit dem Sophokles 90 Jahre werden; aber, wenn sie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele, und ich erst ein einziges gemacht! Neunzig Trauerspiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! O, lassen Sie mich davon abbrechen, lieber Freund! —

Ihre literarischen Neuigkeiten sind mir sehr angenehm gewesen. Ich danke Ihnen, daß Sie mich auf die Wilhelmine aufmerksam gemacht haben; ohne Ihr Lob hätte ich sie schwerlich des Ansehens gewürdigt. Ich kenne den Verfasser nicht; und Gott gebe, daß es ein Mann ist, den wir Beide nicht kennen! Denn so wird Deutschland ein poetisches Genie mehr haben! — Melden Sie mir doch, ob ich für den unbekannten Verfasser, der Ihnen sein Trauerspiel zugeschickt hat, den nämlichen Wunsch thun darf! Ich verspreche Ihnen wenig davon, aber überraschen Sie mich mit desto Mehrerem. — — Dem Herrn Anthelmy muß ich mich für sehr verbunden erkennen. Aber ich wünschte recht sehr, daß er mit der Ehre, die er mir erzeigen will, noch ein halbes Jahr anstehen wollte! In dieser Zeit hoffe ich, mit der zweiten Ausgabe meiner Fabeln gewiß fertig zu sein. Besonders die Abhandlungen bedürfen mancherlei Erläuterungen, wenn mich seine Landsleute gehörig verstehen sollen. Verschiedene französische Recensenten haben bereits Mißdeutungen davon gemacht, die mir sehr unangenehm sind. Haben Sie die Gütigkeit, liebster Freund, den Herrn Anthelmy dieses ungefähr wissen zu lassen. Wenn Sie

*) Lessing meint Theophilus Döbbelin, den breitschulterigen Schauspieler.

Ihrer Oden wegen, die man itzt in Paris übersetzt, einen Entremetteur brauchen, so will ich es hier wiederum sein. — Und das wäre die Antwort auf Ihre gelehrten Neuigkeiten! Was schreibe ich Ihnen für welche? Auf den ersten September ist die Revue bei Brieg, und auf den vierten bei Hundsfeld.

Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie wohl! Ich bin ganz der Ihrige,

Lessing.

57. Lessing an Nicolai.

Wolfenbüttel, den 25. Mai 1777.

Liebster Freund!

Eine Dame aus Wolfenbüttel, die Frau von Döring, möchte gern den berühmten Verfasser des Nothanker*) von Antlitz zu Antlitz kennen lernen. Sie reiset also expreß deswegen — so wie aller übrigen Wunderdinge wegen, die halter in Berlin sein sollen, nach dem großen Berlin, und ich gebe ihr ein Briefchen an Herrn Nicolai mit, dem ich ohnedies zu antworten habe, und so wird sich das Ding wohl machen lassen.

Ich danke Ihnen, mein lieber Nicolai, für die übermachte Nachricht aus Paris. Sie ist gerade so, wie ich sie mir von daher vermuthete; so höflich, als kahl. Ich will aber doch wahrlich nicht glauben, daß Sie dadurch verführt, oder auch nur irre gemacht sind, und daß Sie im Ernst glauben, daß ich nunmehr nur noch zu erweisen hätte, daß mein Theophilus vor Johann von Eyck gelebt habe? Es wäre eben, als wenn Sie in Ihrer Beschreibung von Berlin noch erst beweisen müßten, daß die Nikolaikirche wirklich älter sei, als der jetzige Dom. Können Ihre Leser nicht die Augen aufsperren?

Von wegen der Nationalschaubühne hätte Ihnen einfallen sollen, was Christus von den falschen Propheten sagt, die sich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann Jemand zu euch sagt, hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben. Werden sie zu euch sagen, siehe, er ist in Wien, so glaubt es nicht, siehe, er ist in der Pfalz, so gehet nicht hinaus!“ Wenigstens, wenn mir dieser Spruch zur rechten Zeit beigefallen wäre, so sollte ich noch nach Manheim kommen. Dieses ist Alles, was ich Ihnen von der Sache sagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.

Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen großen Fehler: diesen, daß Sie nicht bei jedem Liede angegeben haben, woher es genommen; ob aus einer Handschrift, oder aus einem gedruckten Buche, oder aus münd-

*) Nicolai.

licher Ueberlieferung. Zu der ernsthaften Absicht, die diese Schnurre haben soll, hätte dieses nothwendig geschehen müssen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar schicken wollen, dem die Quellen beigeschrieben sind. Sodann will ich sehen, was ich für Sie thun kann. Nur die französische und italienische Strophe, von Jungfer Lieschens Knie, ist auch mir entfallen. Der Anfang der deutschen heißt aber eigentlich:*)

Schautest du denn nie
Jungfer Lieschens-Knie? ꝛc.

Die englische Strophe — bitte ich nicht zu vergessen, habe ich auch selbst gemacht — damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schlosser die einzigen Deutschen sind, die englische Verse gemacht haben!

Was Sie mir von unserm Moses schreiben, freut mich von Herzen. Ich wünschte über so viele Dinge von ihm belehrt zu sein, über die ich ihm bisher nicht schreiben mögen. Vorläufig möchte ich ihm doch nur eine Frage thun, nämlich: was Meschowef Netiwohl heißt, und was es für ein Buch ist, das diesen Titel führet? Er soll die Antwort auf einem Zettel nur meinem Bruder geben.

Was Sie mir sonst von der guten Meinung schreiben, in welcher ich bei den dortigen Theologen und Freigeistern stehe, erinnert mich, daß ich gleichergestalt im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzsachsen bin gehalten worden, weil ich keines von beiden war, und keines von beiden sein mußte — wenigstens um die Minna zu machen. — Das Ding war zu seinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem Theater verdrängt wird?

Leben Sie wohl! Der Ihre, Lessing.

58. Nicolai an Lessing.

Berlin, den 7. April 1772.

Liebster Freund,

Ich habe warten wollen, Ihnen meine Meinung über Ihre Emilia zu sagen, bis ich sie hätte vorstellen sehen. Dies ist gestern geschehen. Soll ich Ihnen über Ihr Mei-

---

*) Lessing hatte dieses Volksliedchen also verbessert:

Schautest du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Ist zu allen Dingen gut!

Er hatte es in mehre Sprachen übersetzt. Im Lateinischen lautete es:

Non vidisti tu
Virginis genu?
Virginis dactylitrum
Est ad omnia bonum.

sterstück Komplimente machen? Das erwarten Sie nicht, und das werde ich auch nicht thun. Daß mir das Ganze überschwänglich gefällt, können Sie voraussetzen. Die Anlegung des Plans, und die Art, wie sich sowohl die Fabel als besonders die Karaktere entwickeln, hat meinen ganzen Beifall. Wäre es Ihrem Vorhaben gemäß gewesen, die Claudia und Orsina in dem letzten Akte wieder vorzubringen, so würde es vielleicht große Wirkung gethan haben; denn ich will Ihnen nicht verbergen, daß nach der vortrefflichen Scene der Claudia mit dem Marinelli, das Stück im vierten und fünften Akte etwas an Feuer verliert. Orsina stutzt freilich den vierten Akt auf; in dem fünften aber wünschte ich auch ein weibliches Geschöpf außer der Emilia. Viele haben es nicht begreifen können; und halten es für unnatürlich, daß der Vater seine geliebte Tochter, bloß aus Besorgniß der Verführung, erstechen könne. Diese aber sehen die große Wahrheit nicht ein, die Emilia sagt, daß Gewalt nicht Gewalt, sondern daß Verführung, liebreizende Verführung, Gewalt ist. Mein Freund, der Prediger Eberhard, sagt: die Emilie ist ein Rock auf den Zuwachs gemacht, in den das Publikum noch hineinwachsen muß. Dies gilt unter Anderem auch von der letzten Scene. Sollte ich aber etwas hierbei wünschen, so wäre es, daß Sie von der Verführung etwas auf dem Theater hätten vorgehen lassen, daß Sie den Prinzen hätten in einer Scene pressant sein lassen, und daß Emilia zwar nicht gewankt hätte, aber doch in einige Verlegenheit gerathen wäre. Alsdann würde das Publikum die Bitte der Emilia um den Dolch gerechter gefunden haben, als jetzt, da es die gefährlichen Grimaldi's nicht vor Augen sieht, und den Prinzen noch lange nicht dringend genug findet.

Viele finden die poetische Gerechtigkeit nicht genug darin beobachtet, daß Marinelli nicht bestraft wird. Hierauf antworte ich: Es ist genug, wenn Jedermann den Marinelli verabscheuet. Und ich leihe Ihnen noch einen Grund: Ich sage, dies ist die lebhafte Schilderung des Karakters schlechter Prinzen, und zugleich eine treffende Satyre auf dieselben. Wenn sie sich von ihren Günstlingen, die ihren Wollüsten fröhnen, Schritt vor Schritt verführen lassen, die größten Gewaltthätigkeiten und Schandthaten durch Zulassung zu begehen: so bestrafen sie den Günstling mit einer Verweisung auf seine Güter, und nehmen einen anderen. Denen, die hiermit nicht zufrieden sind, sage ich, daß ich eine komische Oper: Marinelli's Exekution, unter der Feder habe, worin der Gerechtigkeit Genüge geschehen soll.

Nun auf die Karaktere! Marinelli ist ganz vortrefflich geschildert. Der große Condé fragte Corneillen: woher er die Politik und Königskunst in seinen Trauerspielen habe? Sie möchte ein Hofmarschall fragen, woher Sie die Höf-

linge so genau kennen? Die Feinheiten in diesem Karakter sind allein ein paar ganze Schauspiele anderer Schriftsteller werth. Der Prinz ist, meines Erachtens, ganz nach der Natur geschildert. Man findet, daß er am Ende gar zu matt und unthätig wird, und im fünften Akte nichts mehr von dem Geiste hat, den er in der ersten Scene verspricht. Aber dies ist eben der wahre Karakter gewisser Prinzen, die schöne Worte in ihrem Kabinette führen, und wenn sie das Geringste thun sollen, sich von ihren Kammerherren bei der Nase herumführen lassen. Mir hat, aus einem geheimen antidespotischen Grolle gegen schlechte Prinzen, dieser Karakter eben so wohl gefallen, als Ricaut, aus einem antigallikanischen Grolle gegen schlechte Franzosen. Nur das Einzige wünschte ich, daß der Prinz bei der Emilia thätiger wäre; die kleinen Süßigkeiten und Schmeicheleien, die ein Frauenzimmer übertölpeln, pflegen ja sonst den Püppchen nicht zu fehlen, die Länder regieren, und sich von ihren Kammerherren regieren lassen.

Der Vater und die Mutter sind überaus richtig und treffend gezeichnet. Die Gräfin Orsina ist neu, und kann in der angenommenen Natur natürlich sein; nur ein paar gelehrte Stellen wünschte ich weg, sonderlich S. 105. Wir müssen hierüber einmal mündlich sprechen; schriftlich kann ich mich darüber nicht genug erklären. Sonst habe ich wider diese Schwärmerin, die so viele herrliche Züge der inneren Leidenschaft hat, nichts, als daß sie uns, da wir nach dem Schicksale der Emilia Galotti so begierig sind, etwas zu lange aufhält, und daß sie nicht wiederkommt. Ich hätte so gern eine Scene zwischen der Emilia und ihr, zwischen ihr und dem Prinzen gesehen. Wäre Odoardo's Karakter nicht noch mehr erhöhet worden, wenn Orsina aus Rache vergebens versucht hätte, ihren Liebhaber zu erstechen, jener aber aus Tugend seine Tochter wirklich ersticht? — Doch genug, liebster Freund, von meinen flüchtigen Anmerkungen; ich wünschte, daß wir einmal mündlich davon uns unterhalten könnten. Haben Sie nun Dank für das vortreffliche Stück, mit dem Sie wieder unser Theater bereichert haben. Ziehen Sie doch Ihre Hand nicht ab. Es ist, als wenn sich in Schauspieler und Zuschauer neues Leben ergösse, wenn ein neues Stück von Ihnen auf die Bühne kommt.

Nun noch ein Wort von der gestrigen Vorstellung. Ich muß Ihnen sagen, daß die Aufführung über mein Erwarten ausgefallen ist; denn ich zitterte (dies unter uns), daß es diese Truppe ganz verderben möchte. Ich befürchtete, daß die Spieler, zumal in der Eil, in der sie die Rollen haben lernen müssen, noch weit weniger von ihren Rollen verstehen würden, als sie wirklich verstanden haben, u. s. w.

Leben Sie wohl, bester Freund! Ich umarme Sie herzlich.

Ihr Nicolai.

59. Sulzer

59. Sulzer an Gleim.

Magdeburg, den 27. Januar 1746.

Wenn ich so empfindlich und hitzig wäre, wie Sie, so würde ich mich über Ihren letzten Brief sehr beklagen. Sie nennen mich einen Undankbaren und Falschen, weil ich gezwungen worden, wider meinen Willen einen Tag früher aus Berlin zu reisen, als ich mir vorgesetzt habe. Ich will Ihnen, als ein aufrichtiger Schweizer, der den geraden Weg zugeht, und insonderheit gegen seine Freunde frei und aufrichtig ist, sagen, was ich über Ihr hitziges Verfahren denke. Entweder sind Sie in dem Falle der sich verstellenden jungen Frauen, von welchen Swift sagt: je mehr sie in Abwesenheit ihrer Männer heulen, und auf ihre Wiederkunft zu warten scheinen, je weniger lieben sie dieselben; oder Sie sind ein ungestümer Freund, dem die Freunde sklavisch dienen müssen, wenn sie nicht Ihre Gunst verlieren wollen. Ich sehe in der That nicht, wie ich Ihr Verfahren gegen mich rechtfertigen kann. Ueberlegen Sie nur die Sache selbst, und wenn Sie dazu nicht gesetzt genug sind, so lassen Sie dieselbe Ramlern überlegen, und das Urtheil fällen. Daß ich von Ihnen nicht Abschied genommen, kann mir nicht zur Last gelegt werden. Wollen Sie denn von Ihrem Freunde unmögliche Dinge fordern? Ich war auf dem Wege zur Oper, da ich die Nachricht bekam, daß wir den folgenden Morgen reisen würden. Ich ging zu Ihnen; Sie waren nicht zu Hause. In der Nacht mußt' ich einpacken; wann hätt' ich von Ihnen Abschied nehmen sollen? — Hieraus folgt, daß nicht ich, sondern Sie der Schuldige sind, wenn Sie von mir etwas begehren, das kein großmüthiger Freund begehren kann. Doch ich hoffe, Ihr Ernst ist Spaß, und dann soll auch diese ernsthafte Vertheidigung Spaß sein. Künftig aber wollen wir uns solche Vorwürfe nicht mehr machen. „Ein Jeder thue gegen den Anderen so viel, als seine Empfindungen von ihm fordern, weder mehr, noch weniger!" Das sagte der König, wie er Frieden anbot. Das soll auch unter uns abgeredet sein.

60. Sulzer an Gleim.

Berlin, den 3. Februar 1748.

Ich bin Ihnen diesmal die Antwort sehr lange schuldig geblieben. Dies soll nicht wieder geschehen; denn da ich jetzo anfange, meiner neuen Umstände gewohnt zu werden, so werden alle meine Verrichtungen wieder in die alte Ordnung kommen. Wie ich sehe und merke, so gewöhnen Sie sich besser in Halberstadt, als ich gern sehe. Nicht, als ob ich Ihnen die Zufriedenheit mißgönnte; aber ich wollte lieber, daß Halberstadt Sie nur halb befriedigte, damit immer, so viel nöthig, Verlangen bei Ihnen übrig bliebe, einmal

wieder hierher zu kommen. Ich habe auch noch große Hoffnung hiezu, so lange Ihnen dort kein Mädchen so gefällt, daß Sie sich darin verlieben könnten. Denn in letzterem Falle würden Sie gewiß nicht mehr hierher denken.

Sie machen mir eine überaus wunderliche Frage: „Ob ich erlauben wolle, an dem Mädchenfreunde Antheil zu nehmen?" — Haben Sie doch eben das Recht dazu, als ich; und meinen Sie, daß ich allein ein solches Werk auf meine Schultern nehmen würde? — Ich bitte Sie also sehr, mit etwas weniger Gleichgültigkeit an dieses Vorhaben zu denken, das so viel Nutzen stiften kann.

Ich stelle mir schon im Geiste das Vergnügen vor, so wir haben würden, wenn wir Sie von hier aus besuchten. An mir soll es gewiß nicht fehlen. Ich habe nicht gern einen Freund an einem Orte, den ich nicht kenne. Ich muß mir ihn in seiner Stube oder Kammer, an seinem Fenster u. s. f. vorstellen können, sonst kommt es mir vor, als wenn er in einem dunkeln Loche wohnte, welches ich nicht gern denke.

Die Schriftsteller haben von der Censur der Akademie gar nichts zu fürchten. Die Gesetze, nach welchen sie censirt, sind äußerst gelinde. Es ist nur darum zu thun, der Akademie eine neue Einkunft mehr zu verschaffen.

Ich gewöhne mich immer besser hier! Wenn der Frühling nur bald kommt, so werde ich bald vollkommen zufrieden sein. Der Winter macht, daß ich meine entlegenen Freunde nur selten besuche und in Einsamkeit lebe.

61. Sulzer an Gleim.

Den 25. Februar 1751.

Es ist doch wohl Zeit, daß ich Ihnen wieder einmal ein Zeichen des Lebens gebe. Sie können die Ursachen meines langen Stillschweigens leicht errathen. Ein junger Ehemann hat gar entsetzlich viel Beschäftigungen, und ist sehr selten sein eigener Herr. Noch bis auf diesen Tag weiß ich nicht, wie das eheliche Leben schmeckt, wenn man es ruhig genießt, und mit seiner Doris allein im Stillen lebt.

Ich lebe seit dem 18. December vorigen Jahres in einem vollkommenen Traume. Das Vergnügen dieses Traumes ist so, daß man dabei gar nichts denken kann. Ich danke dem Himmel, daß dieser erste Sturm vorbei ist, dem nun ein sanftes und seligmachendes Vergnügen nachfolgen wird.

Ich hoffe, daß Klopstock und Bodmer nun wieder versöhnt sind.*) Klopstock hatte vor einiger Zeit an Herrn

*) Einige jüngere Leute hatten sich Klopstock's bemächtigt, und zu der — nie wieder ganz erloschenen Kaltsinnigkeit zwischen Bodmer und ihm Anlaß gegeben.

Sack geschrieben; er erwähnte unter Anderem, daß er nach Zürich gekommen wäre, um an Bodmern einen Feind zu bekommen. Dieses hatte Herrn Sack, der von der Sache noch nicht unterrichtet war, sehr betrübt. Er schrieb einen scharfen und sehr beweglichen Brief an Klopstock, und ermahnte ihn, Zürich nicht zu verlassen, bis er Bodmern wieder gewonnen hätte. Unlängst hat Klopstock wieder geschrieben; sein Brief enthält Verschiedenes, daraus wir die Hoffnung geschöpft haben, daß die vollkommene Aussöhnung nächstens geschehen wird.

Nachdem ich Obiges geschrieben, erhalte ich einen Brief von Bodmern, darin er mir Klopstock's Abreise aus Zürich berichtet; sie haben sich vorher Beide noch als Freunde gesehen; Bodmer schreibt, er habe ihm seinen besten Segen gegeben.

62. Sulzer an Gleim.

Den 8. December 1764.

Ich kann mir kaum vorstellen, mein lieber Gleim, daß Sie mir alle die Vorwürfe, womit Ihr Brief angefüllt ist, im Ernst machen. Von meiner Reise durch Halberstadt habe ich Ihnen die Umstände selbst geschrieben, aus denen Sie die Unmöglichkeit, daß ich Sie besuchen konnte, deutlich gesehen haben; und vermuthlich hat Ihnen die Karschin auch berichtet, wie man sowohl in Minden, als Hannover und Braunschweig, es mir durchaus abgeschlagen hat, die Route über Halberstadt zu nehmen. Ueber den unterlassenen Besuch also hab' ich mir wirklich nichts vorzuwerfen, und Ihre Vorwürfe sind ungerecht.

Was den allgemeinen Vorwurf betrifft, in den Sie sich hernach einlassen, daß meine Freundschaft nicht mehr so warm sei, wie ehedem, so muß ich gestehen, daß ich es selber fühle. Zu einem natürlicherweise etwas kalten Temperament kommt ein bei mir sich vor der Zeit einstellendes Alter, welches mich immer kälter macht. Ich finde wirklich rings um mich herum nichts, das mich in Hitze setzt, daran mein Herz sich hängen könnte, und lebe seit einigen Jahren in einer zufriedenen Gleichgültigkeit, über welche ich mich bisweilen selbst wundere. Alle meine hiesigen Freunde und Bekannte werden Ihnen sagen, daß eine große Veränderung mit mir vorgegangen, die sich besonders darin zeigt, daß ich in keine Gesellschaft mehr komme. Dafür, daß ich in der Blüthe der Jahre fast ein Greis geworden bin, kann ich nicht, und ich hoffe auch, daß die erloschene Lebhaftigkeit meinem Herzen nicht nachtheilig ist, so wie auch meine Zufriedenheit keinen übeln Einfluß gehabt hat.

Wollen Sie mich also als einen kalten, aber darum doch recht gutgesinnten Freund länger behalten, und mir meine Art, zu sein, zu handeln und zu denken, lassen, so soll es

mir sehr angenehm sein, und Sie sollen über mich nicht zu klagen haben. — Halten Sie nur Ihr Versprechen, uns diesen Winter zu besuchen. Sie werden mich wieder als einen gut eingerichteten Hausvater antreffen, denn meine Kinder sind wieder bei mir. Sie sehen, daß ich Ihrer Drohung, hier zu sein, ohne mich zu sehen, nicht den geringsten Glauben beimesse. Leben Sie wohl, mein lieber Gleim!

63. Sulzer an Bodmer.

Wülflingen, den 8. Juli 1776.

Ich sage mir seit acht Tagen jeden Morgen, daß ich Ihnen schreiben sollte, und doch habe ich die Kraft nicht, den Willen wirksam zu machen. Die Zerstreuung, darin ich lebe, macht mich völlig untüchtig zu dieser Arbeit; denn sobald ich die Feder in die Hand nehme, weiß ich nicht mehr, was ich schreiben soll. In der That ist der Kopf nie leerer, als wenn das Herz recht voll ist. Wenn es wahr ist, was Quintilian sagt: pectus est quod disertum facit, so muß es doch nur dann wahr sein, wenn das Herz nur mäßig voll ist. Mir einmal ist alles Schreiben an Sie, so lange mir Ihr Bild noch so frisch mit allen Farben vorschwebt, daß ich Sie zu hören und zu sehen glaube, so abgeschmackt, daß ich ohne großen Zwang damit nicht anhalten kann. Es ist mir gerade, als ob ich laues Wasser trinken sollte. Und doch muß ich jetzt Ihnen sagen, daß ich auf dem Punkt stehe, dieses Land zu verlassen, es in zwei Tagen auf immer zu verlassen. Zum Glück hält die Begierde, meine eigene Hütte wieder zu bewohnen, auf meinem eigenen Grund und Boden wieder zu wandeln, meine Familie wieder zu sehen, meine Bäume zu warten, und meine Hühner zu füttern, dem Unmuth, meine ältesten Freunde, und den Boden, auf dem ich als ein Kind herumgewandelt bin, zu verlassen, so sehr die Waage, daß ich nie gleichgültig bin, ob ich bleiben oder reisen soll. Ich werde aber in der That auf der Reise dadurch erquickt werden, daß Ihr ἴδωλον neben mir sitzen und sogar mit mir plaudern wird. Dieses wird mir den Weg verkürzen, und die Munterkeit, die ich an Ihrem Bilde sehen werde, wird auch mich ermuntern.

Ich wollte freilich nicht dafür stehen, daß Sie nicht in schwere Verurtheilung fallen werden, wenn Klopstock erfährt, daß Sie die Kühnheit gehabt, ein Werk wieder zu bearbeiten, das er der Welt von der Höhe seines Thrones schon geschenkt hat. Ihr Unglück dabei ist, daß Sie alsdann auch nicht einmal von mir ein Wort des Trostes vernehmen werden. Ich werde Ihnen die Demüthigung gönnen, aber aus ganz anderen Gründen; denn mir scheint das Werk nicht tanti, daß es einer neuen Bearbeitung werth wäre. Je länger ich in der wirklichen Welt lebe, je un-

schmackhafter wird mir die, die ihr Dasein Klopstock's Phantasie zu danken hat. Ich lebe noch lieber mit wirklichen Menschen, mit allen ihren Fehlern, als mit den phantastischen Wesen, die Klopstock Adam's Familie nennt. Diese Leute sind mir zu inbrünstig.

Waser hat mich besucht, und wir haben uns Beide unserer Gegenwart neben einander gefreut; er ist mehr Körper, mehr Trägheit, als er sonst war; aber mitten aus dem trägen Fett heraus habe ich doch Waser's Geist durchscheinen gesehen. Er ist im Grunde noch der Alte; nur daß der etwas träge Geist mehr Mühe hat, aus der vermehrten Materie sich herauszuarbeiten.

Meine Gesundheit scheint doch sich unvermerkt wieder etwas zu stärken, und ich hoffe noch gute Wirkung von der Reise, wenn nur die Umstände dazu so sein werden, wie ich sie wünsche. Ich bringe mit meinem freundschaftlichen Wirth*) alle Morgen mit Plaudern und Spazieren zu, und Nachmittags geben wir dann Audienz und halten Cour, wobei wir uns eben so wenig Zwang anthun, als die großen Herren, wenn ihnen der Hof gemacht wird; denn wir sehen uns als Die an, wonach die Anderen sich richten müssen. Kleine Histörchen von schildbürgerischer Staatsverwaltung hoher und niederer Orte dienen uns fast täglich zur Belustigung; und wenn uns etwas recht Artiges vorkommt, so rufen wir Sie immer als zu einem Feste herbei, und lassen auch Sie Ihre Anmerkungen über die Sachen machen. Bisweilen wecken wir unsern verstorbenen Freund Künzli auch wieder auf, um einen lustigen Einfall mehr zu bekommen. So fliegen die Tage vor uns vorüber, und es wird immer früher Abend, als wir's wünschen.

Ich hoffe, daß Sie spätestens in vier Wochen einen Brief aus dem Moabiterlande von mir bekommen sollen. Jetzt umarme ich Sie in diesem Lande zum letzten Male, und sage Ihnen nicht: Fahre wohl! sondern: Bleibe wohl! inzwischen ich wohl fahren möge. Der Biedermann Schultheiß**) sagt mir viel Freundschaftliches, das ich Ihnen in seinem Namen wieder sagen soll; aber Sie wissen es schon, und ist also die bloße Erinnerung desselben hinlänglich. Adieu!

64. Sulzer (mit einer Nachschrift von dessen Frau) an Spalding.

Mein werthester Freund!

Seien Sie mir als ein neu Verlobter von ganzem Herzen gegrüßet. Ich segne den Tag, der Ihnen Ihre Ver-

---

*) Alt-Schultheiß Sulzer von Winterthur.

**) Schultheiß Biedermann von Winterthur, Sulzer's Amtsnachfolger.

lobte zuerst gewiesen, und die Stunde, in welcher sie sich entschlossen hat, die Gemahlin meines Freundes zu werden. Seien Sie mir willkommen in dem Stande des besten irdischen Vergnügens, in welchem die Tage gleich schnellen Pfeilen, wiewohl nicht unbemerkt, vorübergehen, weil jede Zärtlichkeit Jedem neues tief zu fühlendes Vergnügen bringt. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie noch glücklicher sein mögen, als ich es bin, wiewohl ich kaum einsehe, wie ein größeres Vergnügen, als das meinige, ein größeres Glück sein könnte; die Liebe, wenn sie uns immer in erster Entzückung behielte, so würden unsere Körper untüchtig in ihren Verrichtungen werden, unter der Last der Bestürzung würde die Lust sich verlieren. Sie müssen recht glücklich sein, mein Werthester, weil Sie eine Schöne für sich gefunden, bei welcher Talente von größerer Würde

„als der Schönheit, sich bei den Männern in Ansehen zu setzen,
„Mehr als die Bildung und Farbe der schwanken erhabenen Länge,
„Vortheile, die das Alter nicht raubt, noch mit Unmuth bestreuet.
„Wo die Schönheit ein Pfand nur der besten Gaben des Geistes."

Mich dünkt, daß ich ein ganz anderer Mensch bin, und in einer anderen Welt wohne, seitdem ich alle Gutthaten der Natur mit einer Person theile, die ich von ganzem Herzen liebe, und deren Lust ich noch über die meinige mit genieße. Ich prophezeie Ihnen, mein Werther, recht sehr vergnügte Tage. Sagen Sie doch Ihrer Geliebten, daß Einer hier ist, dessen Herz sich schon öffnet, sie als eine neue Freundin darin aufzunehmen. Machen Sie auch, daß unsere Mädchen in den künftigen Frühlingstagen sich einander sehen können. Der Herr v. Arnim war schon wieder verreiset, als ich Ihr letztes Schreiben erhielt. Sowohl er, als seine würdige Familie, haben so viel Gütigkeit für meine Liebste gezeiget, und sie so freundschaftlich nach Sucko eingeladen, daß ich bei erster Gelegenheit sie dahin führen werde.

Ich verbleibe Ihr
getreuer Sulzer.

N. S. Obgleich ich noch nicht das Glück habe, Sie, mein werthester Herr, zu kennen, so habe ich doch nicht weniger Antheil an Ihrer Verlobung genommen, als mein Freund. Ich füge meine Wünsche den seinigen bei; wenn sie erfüllet werden, wie es wohl nicht anders möglich, da Ihre Wahl gewiß vollkommen sein muß, so werden Ihre Tage nur ein Pfad von Glückseligkeit und Vergnügen sein. Wie sehr verlange ich, Sie näher, als durch die Beschreibung meines Liebsten, kennen zu lernen. Ich lebe in der

Hoffnung, daß es künftigen Sommer wird geschehen können. Unterdessen bitte ich Sie, mir einigen Theil von Ihrer Freundschaft zu geben, die ich mit einer ungemeinen Hochachtung verbleibe Dero ergebenste Dienerin

Sulzern, née Reusenhoffen.

65. Von Spalding.

Lassen Sie es sich nicht zu sehr befremden, mein verehrungswürdiger Freund, daß Ihnen dieses — es werde nun Brief oder Buch — gedruckt in die Hände kommt. Ich hatte, bei der Gelegenheit einer abermaligen Auflage der Ihnen bekannten Schrift, welche Sie hiebei erhalten, auch noch Eines und das Andere auf dem Herzen, was ich öffentlich sagen wollte; und dabei ward mir, aus mehr als einem Grunde, der Gedanke so sehr willkommen, daß ich es gewissermaßen auch Ihnen besonders sagen, Sie darüber zu meinem ersten Richter nehmen, und zugleich die Welt wissen lassen wollte, wie viel Sie mir werth sind. Empfindungen von dieser letzteren Art ergießen sich gar zu gern; aber dabei sollen Sie doch gewiß nicht zu fürchten haben, daß ich Ihnen hier mit einem anderen Lobe, als dem von Ihrer mir unschätzbaren Freundschaft, beschwerlich sein werde. Ich bekenne es aus dem Grunde meines Herzens, daß, unter den vielen wohlthätigen Fügungen Gottes, mit welchen er mein Leben beglückt hat, eine der erfreulichsten für mich auch das ist, mit Ihnen zu gleicher Zeit gelebt zu haben, Ihnen persönlich bekannt geworden, von Ihnen geliebt und in den Grundsätzen und Gesinnungen, welche sich auf die wichtigste menschliche Angelegenheit beziehen, mit Ihnen eben so, wie mit so manchen anderen redlichen und verdienstvollen Männern, einstimmig zu sein. Dafür danke ich noch immer Gott und Ihnen; und damit sei es auch hiervon genug!

66. Boie an Gleim.

Den 28. Januar 1771.

Ich habe schon verschiedene Versuche gemacht, Bürger aus seiner Lage zu reißen; allein sie sind noch alle vergebens gewesen. Er weiß nichts davon. Ich war willens, Sie zu bitten, ihm die Stelle zu verschaffen, die Ihre Güte für mich ausgefunden hatte, aber in der Zeit hatte er die gewisseste Aussicht auf einen wichtigen Posten. Nun scheint indeß nichts daraus geworden zu sein, und es ärgert mich, daß ich mich nicht früher an Sie gewandt habe. Wird ihm nicht bald geholfen, so sind wir in Gefahr, um einen vortrefflichen Kopf zu kommen. Hier sehe ich keine Aussicht für ihn, und seine Freunde sind alle nicht in der Lage, ihm so nachdrücklich zu helfen, wie sie gern wollten. Klotz nimmt sich seiner sehr an, und ich freue mich darüber, ob ich gleich, um Bürger's selbst willen, nicht wünsche, daß er durch ihn

zuerst in die Welt eingeführt werde. Das würde ihm sicher in der Meinung Derer schaden, deren Beifall nur ein Mann, der edel und fein denkt, sucht.

67. Abbt an Gause.

Daß Ihre Demoiselle Schwester den Herrn Trost glücklich mache, das habe ich aus dem letzten Schreiben des Herrn Brandhorst erfahren. Sie werden mich leicht, nicht unter die Gratulanten der großen Anzahl, sondern auch, wie ich mir schmeichele, unter die von engerem Ausschusse, bei einer solchen Begebenheit rechnen, da ich Ihrem ganzen Hause so viel Wohl anzuwünschen schuldig bin. Ich würde selbst an unseren gemeinschaftlichen, glücklichen Freund geschrieben haben; aber ich glaube, daß die ersten Wochen der Ehe wie die Feier der Geheimnisse der Bona Dea sind, wo nicht einmal die Freundschaft in Mannskleidern erscheinen kann, ohne sie zu stören.

68. Abbt an eine Freundin, bei ihrer Verheirathung.

Nun sind Sie nicht mehr meine geliebte S..., Sie sind nun auf ewig die Gemahlin Ihres würdigen L... Glücklich, immer glücklich sei das heilige Band, das so edle Seelen mit einander vereinigte! Mit welchen Freudenthränen wird Ihr frommer, würdiger Vater Sie Ihrem glücklichen Bräutigam zugeführt haben! Wie gerührt werden die besten Aeltern ihre fromme, gehorsame Tochter gesegnet, und sie dem einzigen Manne, der sie zur Frau verdiente, übergeben haben! — O! hätte ich doch gesehen diese rührende Scene, die mir schon jetzt Freudenthränen ablockt, da ich sie in der Entfernung mir vorstelle. Meine Aeltern hegen mit mir die feurigsten Wünsche für Ihr Glück. Und Alle, die Sie kennen, sagen einstimmig: Die edle, gute S...! Gott lasse es Ihr wohlgehen! Sie verdient das beste Glück! Und gewiß, so wie Sie bisher das nachahmungswürdigste Beispiel jungfräulicher Tugend und Frömmigkeit waren, so werden Sie auch der Welt ein Beispiel der glücklichsten Gattin, und Ihr Gemahl wird der glücklichste Mann sein. Empfehlen Sie mich demselben als Ihren Freund, und sagen Sie ihm, daß mir dieses Glück auch einige Ansprüche auf seine Gewogenheit gebe.

Nun, theuerste Frau Hofräthin, verzeihen Sie, daß ich Ihnen so viel Zeit geraubt habe, da Ihnen jeder Augenblick jetzt kostbar ist. Ihre Liebe ist das Glück meines Lebens; ich werde nie aufhören, Sie zu verehren.

69. Die Karschin an Bodmer.

Berlin, den 24. März 1761.

Mein Schicksal ließ mich im Staube geboren werden. Ich wuchs unter dem Pöbel zu Lasten von Sorgen empor,

die meiner warteten. Ich war fern von den Glückseligkeiten des Lebens, und fern von den Augen der großen Welt; aber ich bin nicht unbekannt geblieben mit den Vorzügen des Geistes und mit den glänzendsten Schönheiten, die uns Bodmer malen, wenn man das Vergnügen hat, sie zu lesen. Lange kannte ich Ihre vortreffliche Seele schon, und ich kenne sie jetzt genauer. Jene unsichtbare Hand, die allen Begebenheiten ihre Triebfedern giebt, führte mich nach Berlin. Hier fand ich mehrere Früchte Ihres erhabenen, Ihres dichterischen Geistes: Wie prächtig! Sulzer ist ganz mein Freund, und er ist es um so mehr, weil ich ihm diese mir nützliche Kenntniß verdanken muß. Aber, bester Dichter, ich kenne Sie nicht allein dem feineren Theile nach, ich bin auch unterrichtet von den Zügen Ihres Antlitzes; Ihr Gemälde hat in dem Zimmer Ihres Freundes einen Platz über dem Bilde der, die sein Vergnügen mit in die Gruft nahm. Er ist ganz zu beklagen, der redliche Sulzer; wie viel verlor er! Der Pinsel hat alle Schönheiten einer himmlischen Seele in dem Antlitz, in dem lächelnden Munde abgedrückt, dessen todte Anmuth ich immer küssen will, so oft ich das betrübte Vergnügen habe, meine Blicke auf ein Bild zu richten, das dem Bilde eines Engels gleicht. Er wird Ihnen seinen Schmerz beschrieben haben; ach, diese alten Wunden waren noch nicht geheilt, und die Vorsehung erlaubte dem Tode, sie wieder blutend zu machen! Traurig sitzt er, und weint über der Leiche seines jüngsten Kindes. Der Liebling unter den dreien, er ist dahin; von einer langen abzehrenden Niederlage blieb nichts übrig, als die kleine Seele, die ein mit Haut überzogenes Gerippe noch athmen machte. Der zärtlichste Vater, er wollte sie von dem Himmel erbitten; er beschwur den Arzt, aber umsonst, sie starb. Fühlen Sie seinen Gram in dem Zurückdenken an die Bahre Ihres Lieblings, dessen Verlust Sie der Melancholie des klagenden Haller's entgegensetzten. Ich hüte mich, Ihnen mehr davon zu sagen. Ich bitte um einen Theil Ihrer Aufmerksamkeit und Nachsicht, wenn ich es wagen werde, mit Ihnen in der rauhen Sprache meiner Muse zu sprechen. Ich hoffe Ihre Vergünstigung dazu, und bin voll von dem Gedanken dieser schmeichelnden Hoffnung, und voll von Hochachtung gegen Ihre Verdienste. Ew. u. s. f.

70. Bodmer an Gleim.

Zürich, im Juli 1776.

In der Blüthe meiner Jahre war die Poesie noch nicht! Dann stand sie an dem Isthmus des saturnischen Alters! Hagedorn, Gleim, Klopstock kamen, mit ihnen die silbernen Zeitpunkte; dann der Lenz einer goldenen Zeit! Diesem Lenze folgt kein Sommer; wir fallen in eiserne Tage

zurück! Freilich blitzen sanfte, lieblich starke Strahlen hervor, wie Sonnenblicke in winterlichen Tagen!

Urtheilen Sie, mein Lieber, ob ich im Winter meines Lebens nicht in das saturnische Zeitalter zurückgeschritten sey? Aber vergessen Sie nicht, daß ich mit diesen Dramen (politische Schauspiele, von griechischem Inhalt) keinen Anspruch auf die Bühne mache. Ich weiß zu wohl, daß man sich im Schauspielhause nicht versammelt, um gemeinschaftlich, und darum desto stärker, die Würde und die Rechte der Menschheit zu empfinden! Man will den Brutus Arien singen hören, und Lucretia soll Menuetten tanzen. Pelopidas hält man für Karrikatur, u. s. f.

Warnen Sie Jedermann, den diese Blitzstrahlen des Genie's in Feuer setzen, daß er sich bei dem Frost meines Cicero und der Thrasea nicht erkälte!

Werden Sie, mein Theurer! sich nicht meinetwegen fürchten, daß ich einen Adam habe denken dürfen, für welchen Freude im Sterben ist, der nicht namenlose Angst fühlt? Und hab' ich mich nicht versündigt, daß ich Salomo's Abfall von dem Wege seines Vaters David, auf den Blutgott Moloch abgewälzt habe? Ich halte doch nichts auf die Einwirkung schwarzer Geister. Ich nutzte nur diesen Aberglauben, den Klopstock in seinem Salomo angebracht hat. Eine sinnreiche Dame hat gefunden, daß Salomo's Vergehungen, ohne die Hülfe böser Dämonen, ihm durch die Reize der moabitischen und ägyptischen Dübarry's hätten begegnen können! — Ich sehe meine Dramen mit der Geduld in den Gewölben der Verleger begraben, mit welcher ich leide, daß die des Euripides, mit keiner Verschuldung, wie die der meinigen ist, in denselben vermodern. — Und so sterben in meinem Pulte Protroklus und die Cherusker, zwei Dramen, jenes in Homer's Denkart, dieses in der des Tacitus. Ich machte Hermann groß, ohne die Römer zu verkleinern, doch nicht grausam, noch verliebt.

Sie, mein liebster Gleim, haben mich geliebt, da Sie zuerst sangen:

Anakreon, mein Lehrer,
Singt nur von Wein und Liebe. —

Lieben Sie mich noch, da Sie singen:

Der Seher Gottes ist ein Menschenfreund!

Lieben Sie den Greis, welchem der achtundsiebzigste Frühling geblüht hat!

71. Geßner an Gleim.

Zürich, den 5. April 1755.

Geschwind, geschwind muß ich Ihnen noch schreiben; fast ist es schon zu spät geworden. Ich muß Ihnen noch sagen, wie sehr ich über Ihren Brief, über Ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich erfreut bin. So froh

bin ich noch in keiner Frühlingsstunde gewesen. Ich ging geschwind zu Herrn Wieland; ihm ging es wie mir. Wir lasen Einer dem Anderen vor; was war das für ein lieblicher Genuß! Zuweilen wurden wir roth; denn Sie hoben uns so niedlich gelobt. Wir sagten uns, das Lob und die Freundschaft eines Mannes, wie Gleim, ist die süßeste Belohnung. Wieland ist Ihr Freund; aber so kann er's nicht sein, wie ich es bin.

Sie halten doch Wort, liebster Freund, und schreiben mir an einem Frühlingstage einen großen Brief? Ich will Ihnen auch einen schreiben, am schönsten Frühlingstage, von neuen Idyllen, von einer liebenswürdigen Daphne, und von einem Kranze, — den sie mir für eine Idylle gab, und noch von vielem Anderen. Leben Sie wohl! wie froh bin ich, daß ich mich nennen darf Ihren treuesten Freund.

72. J. G. Jakobi an eine Freundin, am Tage nach ihrer Hochzeit. Statt einer Strohkranzrede. Im Herbste.

Wundern Sie sich nicht, theuerste Karoline, daß ich es wage, einen in dieser Gegend längst vergessenen Gebrauch wieder ins Andenken zu bringen, und Ihnen für Ihren gestrigen, jetzt abgelegten Kranz einen anderen zu überreichen, der weniger in die Augen fällt, aber gewiß keinen geringeren Werth hat! Ich darf mich nur auf das Ansehen eines Mannes berufen, den Sie kennen und lieben, dem Sie oft Ihren Beifall zuwinkten, wenn er in seinen patriotischen Phantasieen manches alte löbliche Herkommen in Schutz nahm, und darüber klagte, daß wir von öffentlichen sowohl als häuslichen Festen, mit den Gebräuchen der Väter, ihren gutmüthigen Frohsinn wegbannten. Eine gerechte Klage! Denn in der That haben unsere Zusammenkünfte, Gastmahle, selbst unsere Tänze bei feierlichen Gelegenheiten, wenig Karakteristisches, und eben darum wenig Anziehendes mehr; damit Alles vernünftiger würde, ist Alles langweiliger geworden. Unter die festlichen Gewohnheiten, die wir nicht hätten sollen in Abnahme gerathen lassen, rechne ich den einst so beliebten, in den gebildeten Provinzen Deutschlands eingeführten Strohkranz, welchen man der Neuvermählten darbot, und mit einer Trauer- und Trostrede begleitete. Zwar bin ich weit entfernt, zu behaupten, daß jene Gewohnheiten der Vorfahren unverändert, ohne Rücksicht auf den Geist des Zeitalters, wieder herzustellen seien. Mit dem jetzigen Tone der feineren Welt, mit unserm ganzen Kostüme würde sich der ehemalige Strohkranz nicht viel besser vertragen, als die Hymenäischen Tänze der alten Griechen. Was aber hindert uns, auch das zarteste weibliche Gefühl mit demselben zu versöhnen, indem wir ihn, durch eine leichte Verwandlung, zum Aehrenkranze machen? Heiliger als das schönste, der Flora geweihete Rosengewinde, schmückte dieser, in den

ältesten Zeiten, den Tempeleingang der milden, gesetzgebenden **Ceres**, der Stifterin friedlicher Gesellschaften, welche dem Manne zu seinem Bogen die Sichel reichte, ihn zum ruhigeren Lebensgenusse rief, und, so wie an Feld und Hütte, fester an Weib und Kinder band.

Wo, meine Freundin, fänd' ich an dem heutigen Tage ein bedeutenderes Sinnbild für Sie? Blumen gehören dem noch freien unbefangenen Mädchen; ihm verzeiht man, wenn es nur um ihretwillen an der grasreichen Matte seine Lust hat, nur sie zwischen dichten Kornhalmen bewundert. Auch verzeiht man dem Mädchen, daß es über einem Veilchenstrauße, von der Hand des Geliebten gepflückt, alles Uebrige vergißt, mit dem Geliebten sogar unter einem Strohdache sich niederlassen und die nackten Wände mit Kränzen behängen, auf den leeren Boden Maßliebchen und Vergißmeinnicht streuen will. Ganz anders verhält es sich mit der jungen Gattin. Diese trägt als Braut zum letzten Male in ihren Haaren den jungfräulichen Schmuck; nicht, um von der Rose Abschied zu nehmen, welche noch ferner für sie duftet, sondern weil die Blumen ihr nicht mehr alles Das sein dürfen, was sie bisher waren. Von nun an, wenn sie eingedenk ist ihres höheren Berufes, geht sie, als Hausmutter, über die ergiebige Wiese, die mehr als bunte Farben ihr zeigt, läßt von der schwankenden Aehre sich an ihre Vorrathskammer erinnern, und so gewährt ihr der Anblick der lachenden Natur, da, wo mit jeder Freude wirthschaftliche Sorge sich paart, einen doppelten Genuß. Meinen Sie nicht, meine Theuerste, daß wir, in solcher Hinsicht, den Aehrenkranz wählen sollten, um die zur Gattin gewordene Braut zu ihren neuen Pflichten damit einzuweihen? Er könnte sie lehren, wie nöthig es sei, von den Bedürfnissen des Lebens die bloßen Verzierungen desselben wohl zu unterscheiden, und sich mit diesen nicht eher zu beschäftigen, bis man jenen volle Genüge geleistet hat.

„Woher aber", fragen Sie, „nehmen wir Aehren, wenn unsere Scheunen leer stehen, und die Saat erst zu keimen beginnt? Welche Verlobte wird, aus Verlangen nach einem Kranze, zu ihrer Verbindung den Herbst erwarten?" Freilich wird keine das; aber sie sollten es alle; nicht wegen der Ehre, unter den Bekränzten zu sein, sondern wegen der Jahreszeit, die zur Schließung eines so wichtigen Bündnisses die schicklichste ist. Der Frühling ist die Jahreszeit der Liebe, nicht der Ehe; der Liebe, welche Violen und Hyacinthen als Unterhändler braucht, die Nachtigall um ihre Fürsprache bittet, gern mit dem Zephyr sich bespricht, und murmelnder Quellen, schattiger Lauben nicht entbehren kann. Dagegen reden die Verlobten mit einander ohne Dolmetscher, haben dem verschwiegenen Thal kein Geheimniß anzuvertrauen, noch irgend in einer dämmernden Grotte ihre Thrä-

nen oder Küsse zu verbergen. Wenn der Lenz mit seinen Knospen ein liebendes Paar zur Hoffnung ermuntert, so macht der mit Früchten beladene Herbst Diejenigen, die, als unzertrennliche Gefährten, unter seinen Bäumen wandeln, aufmerksam auf die Wonne, welche jeder nützlichen Arbeit folgt. Mögen später die welkgewordenen Blätter abfallen und rauhe Winde mit ihnen spielen! Die Brust des Mannes soll gestählt, das Weib vorbereitet werden zu künftigen Drangsalen; Beide sollen fühlen, was es heiße: Gemeinschaftlich dulden und einander nicht verlassen bis in den Tod. Selbst die aufsteigenden Nebel alsdann gleichen den dunklen Ahnungen, womit die kürzlich Vermählten hinausblicken in ihr bevorstehendes Schicksal. Und der kürzere Tag gewöhnt die Gattin an Haus und Herd; und an der Seite dessen, dem sie zur Gehülfin dient, empfindet sie das Glück des Beisammenseins um so lebhafter, je lauter in nächtlichen Finsternissen der Nord um ihre Fenster heult.

Sie, meine Freundin, waren schon im Blüthenmonde mit Ihren jetzigen Pflichten zu bekannt, als daß Sie nöthig hätten, sich vom Herbste darin unterrichten oder bestärken zu lassen. Ich theile Ihnen meine Vorschläge nur deswegen mit, weil ich zu erfahren wünsche, ob Sie dieselben billigen. Auch diesen Aehrenkranz bring' ich Ihnen nicht als belehrendes, sondern als weissagendes Sinnbild. Ohne ihn würden Sie nicht minder jedes Tagewerk treulich vollenden, und, wenn die Feierstunde kommt, für dasjenige sorgen, was über das häusliche Leben Gefälligkeit und Anmuth verbreitet; einer Schnitterin ähnlich, welche die letzte Garbe mit Kornblumen umschlingt.

73. J. G. Jakobi an Gleim.

Düsseldorf, den 4. April 1769.

Den Augenblick, mein liebster Freund, gab ich, unter fremdem Petschaft, an Sie ein Päckchen auf die Post, worin Sie eine hörnerne Schnupftabacksdose finden werden, mit der Inschrift auswendig auf dem Deckel: Pater Lorenzo, und inwendig: Yorick. Nun schreibe ich den Brief dazu; und diesen sollen Sie in einem öffentlichen Blatte lesen. Den Sinn des Geschenks werden Sie gleich errathen; allein, ich wünschte, daß Sie eben so bald den Geber desselben erriethen, und es dem Herzen Ihres Jakobi zutrauten; aus dieser Ursache halte ich den Brief noch zurück. Warum ich ihn aber drucken lasse? Weil er in die Hände Vieler kommen soll, die unsere Freunde sind, oder es sein könnten. Hören Sie also, mein Liebster, die Geschichte der Dose! Meinem Bruder, der mit mir gleich empfindet, und einem Cirkel von gefühlvollen Frauenzimmern, las ich, vor einigen Tagen, Yorick's Reise vor. Wir kamen an die Geschichte des armen Franciskaners Lorenzo, welcher Yorick um ein

Almosen bat, von ihm abgewiesen wurde, durch sein sanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue darüber einflößte, nachher zum Zeichen der Versöhnung von ihm eine schildpattene Dose bekam, wogegen er ihm die seinige von Horn gab u. s. w. Wir lasen, wie Yorick diese Dose dazu gebraucht, um den sanften gelassenen Geist ihres vorigen Besitzers hervorzurufen, und den seinigen bei den in der Welt zu kämpfenden Kämpfen in Fassung zu erhalten. „Der gute Mönch war gestorben; Yorick saß bei seinem Grabe, zog die kleine Dose heraus, riß einige Nesseln zum Kopfe des Begrabenen heraus und weinte." Wir sahen einander stillschweigend an; ein Jeder freute sich, in den Augen des Anderen Thränen zu finden; wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo und des gutherzigen Engländers. Unser Herz sagte uns: Yorick hätte, wären wir ihm bekannt gewesen, uns geliebt; und der Franciskaner, glauben wir, verdiene mehr, als alle Heiligen der Legende, kanonisirt zu werden. Sanftmuth, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler des Menschen: diese ersten Tugenden lehrt er seine Schüler; wie viel besser sind sie, als der fromme Stolz der mehrsten gestifteten Orden! Wie süß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch, und an den, der so willig von ihm lernte! Viel zu süß, um nicht durch etwas Sinnliches unterhalten zu werden! Wir Alle kauften uns eine Schnupftabacksdose von Horn, worauf wir mit goldenen Buchstaben die Schrift setzen ließen, die auf der Ihrigen steht. Wir Alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, jedem Franciskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft sich Einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung, auch in der größten Heftigkeit, zu widerstehen. Unsere Damen, die keinen Taback brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nähtisch eine solche Dose stehen haben; denn ihnen gehören, in einem höheren Grade, die sanften Empfindungen, die wir aus ihren Blicken, aus ihrem Ton, aus ihrem Urtheil schöpfen sollen. Nicht genug war es uns, die Verabredung in einem kleinen Cirkel genommen zu haben; wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darin stellten. An Einige schickten wir das Geschenk, das Sie bekommen, als ein uns heiliges Ordenszeichen; Anderen soll dieser Brief unsere Gedanken mittheilen. Viele Leser werden gar nichts dabei fühlen; andere nicht Muth genug haben, sich in eine Verpflichtung zum Kampfe über sich selbst einzulassen; andere wohl gar klein genug sein, sich an den Wohlstand zu kehren, der ihnen durch eine Dose von Horn beleidigt scheint. Die Ersten bedauern wir; von den Zweiten hoffen wir Besserung, und die Dritten leben nicht für uns. Vielleicht hab' ich in

Zukunft das Vergnügen, an fremden Orten, hie und da, einen Unbekannten anzutreffen, der mir seine Dose von Horn mit den goldenen Buchstaben reicht. Ihn werd' ich so vertraut, als, nach gegebenen Zeichen, ein Freimaurer den anderen, umarmen. O, wie wollte ich mich freuen, wenn ich unter meinen hiesigen Mitbürgern einen so theueren Gebrauch einführen könnte! Dann würde die Religion sie nicht mehr entzweien; einen gemeinschaftlichen Heiligen hätten sie; der protestantische Geistliche würde den katholischen Ordensbruder seinen Freund nennen, ihm verzeihen, daß er ein langes graues Gewand trägt; und der Ordensbruder lernte, bei seinen Wallfahrten zu der im Hain gelegenen Kapelle, alle Menschen lieben, wegen der Gottheit, die für alle Menschen, aus Liebe, den Hain erschuf.

74. J. G. Jakobi an den Geheimen Rath von Ittner, bevollmächtigten Minister in der Schweiz.

Freiburg, den 26. April 1810.

Warum, mein Verehrungswürdiger, mußten Sie am 23sten d. uns fehlen? Nicht nur meine Familie, sondern der ganze Cirkel meiner hiesigen Freunde und Freundinnen feierte, wie gewöhnlich, meinen Namenstag, und gern hätten wir Sie, mit Ihrer frohen Laune, in unserer Mitte gehabt. Auch wäre dann zu den übrigen Gaben, die ich empfing, noch ein lateinisches oder griechisches Distichon hinzugekommen. Es war für mich und die Meinigen wieder ein schöner Tag, und von neuem freut mich's, daß ich seit meinem Aufenthalte in Freiburg im Besitz eines Namenstages bin, da ich zuvor, wie es in vielen Ländern üblich ist, nur einen Geburtstag hatte. Freilich ist dieser wichtiger als jener, weil man seinen Namen nicht eher erhält, bis man geboren ist, und nur die Philosophen dann und wann einem Dinge eine Benennung geben, das sich weder im Himmel noch auf Erden findet, auch wohl niemals finden wird. Indessen bleibt die Namensfeier eine löbliche Sitte, selbst für Diejenigen, die, gleich mir, keinem Heiligen als Namenspatron sich anbefehlen können, oder denen ihr Patron so wenig sein kann, als mir mein Namensverwandter, der muthige Ritter St. Georg; denn, ob ich gleich in meiner Jugend den besten Willen gehabt hätte, so wie er, ein hübsches Mädchen zu befreien, so weiß ich doch nicht, wie der Kampf mit dem Lindwurme ausgefallen wäre. Unmöglich kann uns der Name gleichgültig sein, bei welchem wir, in den frühesten Jahren, von Aeltern, Geschwistern und Gespielen genannt wurden; dieser Laut, den wir mit den Worten Vater und Mutter, zuerst unterscheiden lernten. Noch in späteren Jahren tönet in ihm etwas von der Liebe und Freude, des Mitleids und der Warnung, womit die treuen Gefährten unserer Kindheit ihn aussprachen; und nicht selten weckt er

dieses oder jenes süße Andenken auf, das im Dunkel der Vergangenheit schlummert. Wenn Einige deswegen lieber die Geburts- als Namenstage gefeiert wissen wollen, weil erstere den Wenigsten außer der Familie bekannt sind, folglich auf den häuslichen Kreis sich einschränken; an den letzteren aber Viele Theil nehmen, mit denen man in keiner genauen Verbindung steht; so bin ich nicht dieser Meinung. Ich betracht- die Besuche bei dergleichen Gelegenheiten, sobald sie nicht steifes Hofceremoniel sind, wie die Terminalien der alten Römer, da die Grenznachbarn zusammenkamen, und man, nebst den größeren Streitigkeiten, die geringeren Zwiste beilegte, zuweilen auch geheimen Groll besänftigte. Giebt es doch im menschlichen Leben der kleinen Mißverständnisse, der unwillkührlichen Beleidigungen, der Anlässe zu falschem Argwohn so viele; und wie Manches schon ist, an Freuden- und Ehrentagen, durch eine wohlwollende Miene, durch eine dargereichte Hand in ein milderes Licht gestellt, ausgesöhnt, in Vergessenheit gebracht worden. Oft sogar scheint eine bloße Glückwünschungskarte, mit rothem Herzen bezeichnet, Einem freundlich zuzulächeln, und zu sagen: Laß uns wieder Freunde sein! — Aber ist es nicht, als wollte ich durch ein Programm über Namenstage Ihnen den meinigen, der vorüber ist, hintennach ankündigen? Genug also, der Tag wurde gefeiert, so herrlich gefeiert, daß er mir oft in der Erinnerung von neuem aufgehen, und, wenn eine trübe Stunde nahet, sie durch einen Widerschein erhellen wird.

Gleich beim Erwachen ahneten mir die Freuden, die mir bevorstanden. Als ich in das Wohnzimmer trat, fand ich die ersten Geschenke, zu denen meine Frau einige Töpfe mit Aurikeln gestellt hatte, weil diese, wegen ihrer anspruchslosen Schönheit, mir vor anderen lieb sind. Zugleich zeigte sie mir etwas zum Morgenanzuge für mich, und rühmte selbst die uneigennützige Sorgfalt, mit der sie darauf bedacht wäre, daß, wenn junge Damen in der Frühe mich besuchten, ich auf die gefälligste Art vor ihnen erscheinen könnte. Wirklich war eine Dame zugegen, die mir eine köstliche Urne von Krystall anbot, voll der seltensten Blumen, so malerisch geordnet, als hätte sie dabei die, wegen ihrer Kränze so berühmte, Athenienserin Glycere zur Rathgeberin gehabt.

Mein Sohn zog mich durch ein Geschenk aus einer sonderbaren Verlegenheit. Mein grünes Käppchen, das mich so oft zu Ihnen nach Heitersheim begleitete, als noch die, jetzt niedergerissenen, Akacien vor Ihrer Thür mich bewillkommten, noch die prächtige Pappel stand, und zum Frühstück uns rauschte; dieses Käppchen fing an, vor Alter schwarz zu werden, und dennoch mocht' ich es, weil es so lange mir gedient, so Vieles mit mir erlebt, verschiedene Reisen mit mir gemacht, nicht verabschieden. Mein Sohn bat mich, ein neues von ihm anzunehmen, welches von der Liebe seine

Weihe

Weihe bekam, und in dem ersten Augenblicke, da es aus seiner Hand in die meinige überging.

Nun folgte ein Geschenk dem anderen. Zum blühenden Rosenstocke gesellte sich der goldene Lack, und der Blumensträuße wurden so viele gebracht, daß es das Ansehen hätte, als wären die Gärten um Freiburg leer gepflückt worden, damit sich mein Zimmer in einen Garten verwandelte.

Selbst die Armuth spendete einige Blumen zur Gabe, welche, wie Sie leicht errathen, nicht weniger in Ehren gehalten wurden, und neben den kostbarsten ihren Platz erhielten.

Verschiedene dieser Geschenke hatten schriftliche Beilagen, die ihren Werth verdoppelten. So der Auerhahn, mit dem mich mein Freund Schnetzler überraschte; die krystallene Theebüchse meines guten, treuen Arztes, und andere. Die Gedichte der beiden Ersteren — denn Eckart's Prosa ist mehr Gedicht, als viele unserer neuesten Poesieen — übersende ich Ihnen, nebst einer Ode von Neveu.

Mögen Sie nur meine Antworten nicht zu lang finden! Es wäre traurig, wenn das Alter den Dichter auch als Dichter geschwätzig machte. Leben Sie wohl!

75. F. H. Jakobi an Ernestine.

Düsseldorf, den 10. November 1779.

— — Ein herrliches Weib habe ich im vergangenen Sommer kennen gelernt: Mylady Spencer. — Wie mir, ihr gegenüber, aller Anspruch an Ruhm so verächtlich schien! Wie ich das so ganz fühlte, daß Adel des Karakters alle andere Größe demüthiget und, wo er in seiner ganzen Wahrheit da ist, sie auch wirklich gering zu schätzen weiß. — Aber höre! dieses edle Weib, das seiner Pflicht nie ein Opfer weigert; mit der Miene, der Bildung und dem Gang der Minerva; deren Gestalt in jedem Zuge die Herzhaftigkeit der Tugend ausdrückt; dieses heroische Weib ist von Gutherzigkeit so weich, daß sich unsere Empfindsamkeitstürmer über sie zu Tode lachen würden. Sie erzählte bei Gelegenheit, daß sie eine besondere Maschine hätte machen lassen, womit sie die Insekten fangen und aus ihrem Zimmer ins Freie bringen könnte, ohne sie zu tödten. Dieses, mit ihrer sehr männlichen, obgleich auch sehr wohlklingenden, Stimme gesagt, hätte, sollte man denken, doppelt lächerlich klingen müssen; und doch konnte Niemand darüber lachen. — So wahr ist es, daß echte Natur wohl niemals, Affektation hingegen überall lächerlich ist; kurirt die Leute von der Empfindsamkeit, so werden sie euch mit der Unempfindsamkeit spuken. Ich begreife die gescheidten Leute nicht, die das nicht sehen können, und immer glauben, es läge beim Narren nur an der Kappe.

76. F. H. Jakobi an die Fürstin von Gallitzin.

Pempelfort, den 11. Oktober 1784.

Hier bin ich wieder, liebe Amalie, in meiner süßen Pempelforter Einsiedelei. Der Himmel hat mich auf meinem Zuge ganz außerordentlich begünstigt. Ich fuhr bei dem schönsten Wetter aus Kassel, und gerieth bald in Gegenden, eine immer schöner als die andere, und so in einander geschlungen, so wunderbar gereiht, daß der Freude daran weder Anfang noch Ende zu finden ist, und man lächelnd endlich die Gedanken schwinden und in volles Entzücken dahin gehen läßt. So erreichten wir Eisenach mit einbrechender Nacht. Am folgenden Tage waren wir vor Sonnenaufgang wieder auf der Reise, verweilten einige Stunden zu Gotha, und langten Nachmittags in Erfurt an. Ich schickte zu Dalberg. Der Bediente kam schnell zurück, flog die Treppe herauf, öffnete die Thür, und hinter ihm stand — Friedrich von Stadion. Ich stürzte mit einem Freudengeschrei ihm in die Arme. Mein Herz war so voll, so überfließend von Dank für diesen unverhofften glücklichen Zufall, daß ich nichts als lauter Jubel ausströmen konnte. Wir gingen mit einander zu Dalberg, der mich ungemein freundschaftlich empfing, und bald von mir erhielt, daß ich bis zum folgenden Abend in Erfurt verweilte. Nun erreichte ich endlich Weimar. Die Geschichte meines dortigen Aufenthaltes ist zu reich, als daß ich sie erzählen könnte. Göthe war, nach langem Herumreisen im Harz, eben nach Hause gekommen. Wegen der mit einem solchen Zuge verknüpften Ungewißheiten hatte er sich, nachdem er Braunschweig verlassen, nichts mehr nachschicken lassen. Er fand also nach seiner Zurückkunft meine beiden Briefe, war voll Sorge, ich möchte nicht mehr kommen, und wurde nun, da er mich unversehens in sein Zimmer treten sah, vor Freude blaß. Herder's Seele öffnete sich mir gleich nach den ersten Umarmungen. Er war von uns Allen unaussprechlich wohl. Am 25sten kam nun auch Claudius. Aber Sie, liebe Amalie, kamen nicht. Nach mir und meiner Schwester, trauerte Niemand mehr darüber, als Göthe. Er hatte über Ihren großen Schattenriß eine unsägliche Freude. Mein Vorsatz war, ihn nur eine Kopie davon nehmen zu lassen; aber er eignete sich ihn so eifrig zu, daß ich unmöglich dagegen an konnte. Von der vornehmen Gesellschaft haben wir uns nicht stören lassen. „Ich weiß wohl," sagte Göthe, „daß man, um die dehors zu salviren, das dedans zu Grunde richten soll; aber ich kann mich denn doch nicht wohl dazu verstehen." Am 29sten reiste ich ab, und fuhr in einem Rennen fort bis Frankfurt. Hier begegnete ich meinem Bruder, und wir verweilten bei einander bis zum dritten Tage. Am Mittwoch kam ich bei meinen Kindern glücklich

an. Von Ihnen, liebe Amalie, wußte mir Niemand ein Wort zu sagen. Nur durch einen Brief des guten Sömmerring erfuhr ich, daß Sie sehr zufrieden über Ihre kleine Reise nach dem Harz, und mit gebesserter Gesundheit Kassel erreicht, und von da Ihren Rückweg angetreten hätten. Liebe Amalie, schreiben Sie mir doch bald, oder wenigstens lassen Sie mir schreiben. O, daß dieses Blatt Ihnen den Blick meines Auges, wie er jetzt darauf geheftet ist, überbringen könnte!

77. F. H. Jakobi an den Konsistorialrath Jakobi zu Celle.

Pempelfort, den 29. December 1788.

Verehrungswürdigster! Er ist angelangt in den Wohnungen des Friedens, Ihr angeborener Freund und mein Vater! angelangt, nach so manchem saueren Schritte, deren wir viele mit ihm thaten. Sie wissen durch Karoline die Umstände seiner letzten Krankheit. Diese blieben dieselben bis Freitag Abend um 10 Uhr, wo das Ende sichtbar herannahete. Die Auflösung geschah um Mitternacht. Gestern habe ich mit meinem Bruder und unseren Nachbarn die zurückgelassene Hülle beigesetzt.

Was soll ich Ihnen sagen, edler Mann, Ihre Wehmuth mag ich nicht vergrößern; und Kräfte des Trostes hat allein Der, der da spricht: Siehe, ich mache Alles neu!

Sie, Verehrungswürdigster, von uns Allen innigst Geliebter, sind nun das einzige Haupt beider Familien. Wir beten für Ihre Erhaltung. Ihr Herz muß es fühlen, daß wir Ihnen nun noch näher angehören. Ehrerbietigst küssen wir Ihre Hände, von denen Segen ausgeht, auch wenn sie ruhen über Nahen und Fernen. Lassen Sie diese frommen Hände über uns ausgebreitet sein, und Ihr Geist erhebe sich auch um unsererwillen oft zu der Gegenwart des Allmächtigen, welcher der Barmherzige ist.

78. F. H. Jakobi an Julie, Gräfin von Reventlow.

Pempelfort, den 22. Februar 1790.

Mit dem äußersten Unvermögen unternehme ich es, liebe Julie, Ihnen einige Zeilen zu schreiben. Seit vier Wochen plagt mich ein arger Husten, und nun ist seit einigen Tagen, ich weiß nicht was, noch dazu gekommen, was mich ganz danieder wirft. Es kostet mich mehr, als Sie glauben, meinen Brief mit diesen Klagen anzufangen. Wenn ich leide, möchte ich mich immer vor der ganzen Welt verbergen können. Ja, liebe Julie, ich bin ein Stummer; die Natur hat mich zum Schweigen, zur Einsamkeit berufen, das Schicksal hat mich dazu eingesegnet.

Ihr schöner Oktober-Brief aus Emkendorf, welchen ich den 3. November erhielt, ist mir seitdem nicht aus den Augen, nicht aus den Gedanken gekommen; er blieb auf

meinem Pulte, weil er immer den nächsten Tag beantwortet werden sollte. Niemand denkt sich meine Lage, wie sie wirklich ist. Ich möchte oft vergehen vor Schwermuth über dem ewigen Nichtfertigwerdenkönnen. Nicht einen Tag erlebe ich, an dem ich von Morgen bis Abend gesund wäre; Wochen, Monate bringe ich in der traurigsten Unfähigkeit zu. — — — Wahrlich, liebe Julie, ich bin ein armer Mann, den Sie bemitleiden, den Sie nicht mit Vorwürfen, die er gewiß nicht verdient, betrüben müssen.

Daß es Ihnen, liebe Julie, diesen Winter nicht besser als den vorigen geht, hatte mir vor kurzem Claudius geschrieben; nicht lange vorher meldete er, es ließe sich zur Besserung an. Was mein lieber Reventlow dabei leiden muß, fühle ich ganz. Wohl Ihnen, daß Sie Ihren Zustand zu tragen wissen, wie Sie ihn tragen! Es tröstete mich, da ich in Ihrem Briefe aus Emkendorf las, daß Sie nie die Last eines müßigen Augenblicks fühlen. Aber in Ihrem letzten Briefe erwähnen Sie gewisser finsterer Stunden auf eine Art, die mir schwer aufs Herz gefallen ist. Ich kenne das nachsinnende Hinschauen auf eine unsichtbare Lebendigkeit, die „wie ein Wassertropfen über einen Ocean von Tod, Verwandelung und Vernichtung hinübergerettet werden soll." — Aber bald erwachten dann auch wieder Gedanken und Empfindungen in mir, die aus dem tiefsten Keim der Seele, gleichsam aus der Wurzel der Ewigkeit in ihr, wie Strahlen aus der Nacht hervorblitzten.... „Siehe den Mond, wenn er in einer sternvollen Nacht noch unter dem Horizont verborgen ist, und nun bald heraufrücken will: stille, heilige Strahlen verkündigen seine Ankunft in weiten Kreisen umher — dann kommt er selbst! So sind Deine Ahnungen! Und wie nach einer traumvollen Nacht der König des Himmels die Welt verklärt, und Dir anstatt der nächtlichen Phantasie Wirklichkeit zeigt, so wartet ein Tag des Anschauens auf Dich!" — Unser Leben ist ein Traum, dies erkennen wir Alle; aber folgt denn nicht aus eben dieser Erkenntniß, daß auch ein Wachen sein muß? So wenig die Zeit die Ewigkeit erschaffen haben kann, der Schoß der Ewigkeit sein kann, so wenig kann Vergänglichkeit die Quelle, der Anfang und das Ende der Wesen sein. Athem Gottes ist unser Leben; dieses Leben selbst sein Bild in uns — des Schaffenden, wahrlich nicht des Tödtenden.

— — Wenn Sie Lust haben, beste Julie, Pains Hill wieder zu sehen, ohne über das Meer zu gehen, so machen Sie eine Reise nach Pempelfort. Ich habe das leibhafte Pains Hill aus meinem Garten gemacht, die Grotte, den Thurm, das gothische Gebäude u. dergl. ausgenommen. Er ist ungefähr noch einmal so groß geworden, als Sie ihn gesehen haben. Der Düsselbach hat einen anderen Lauf genommen: es sind Berge und Thäler entstanden. — Ich



wollte, Lene erzählte es Ihnen. Aber diese würde nur vom Hause sprechen, welches auch noch einmal so groß geworden ist, als es war, und ihr unsäglich viel zu schaffen macht. Ich hoffe, mit dem Garten ungefähr in 14 Tagen fertig zu sein; Lene mit dem Hause erst im Juni.

Die französische Revolution hat mir den Winter durch viel zu schaffen gemacht, und ich hätte Ihnen eine Menge Dinge darüber zu sagen, die ich jetzt, da es mir so ganz an Munterkeit und Kräften dazu fehlt, wohl ungesagt lassen muß. Louise Stolberg hat mich in einem schönen Briefe an Lene erinnert, bei diesen Umständen nicht zu schlafen. Zu dieser Erinnerung kann ich nicht ganz schweigen. Sagen Sie dem trefflichen Weibe, daß ich antworten werde, sobald ich wieder etwas bei Verstande bin.

79. F. H. Jakobi an Georg Förster zu Mainz.

Pempelfort, den 19. März 1790.

Lieber Förster! ich bin in einen solchen Sturm und Drang von Bauen und Pflanzen gerathen, daß ich Lesen und Schreiben darüber vergessen habe, und kaum meine eigene Hand noch kenne. In meine Pekesche und in meinen langen weiten Mantel bis an die Augen eingewickelt, hantiere ich von der Morgendämmerung bis zur Nacht, seit vielen Wochen, Tag auf Tag unter meinen 25 bis 30 Arbeitern, im Garten, und beiße zwischen durch mich herum mit allen Zünften des heiligen römischen Reiches auf meinem Holzplatz und zwischen den Trümmern meines Hauses. Sehen Sie, in dem Augenblicke, da ich Ihnen dieses schreibe, brechen sie mir von der Bachseite in mein Zimmer, und ich sehe wirklich durch die Bresche; nebenan werfen sie die Wände ein, unterdessen man im Vorzimmer Thür und Fenster zumauert. Glauben Sie, daß ein Philosoph so etwas erben und seine Personalität salviren kann? Die meinige ist längst dahin, und wenn ich es etwa nicht selbst bin, der an Sie schreibt, so nehmen Sie mir es nicht übel. Wenn Sie doch kommen und mich in integrum restituiren wollten! — Es jährt sich nun in wenigen Tagen, daß Sie die freundschaftliche Wallfahrt zu mir thaten, für die ich Ihnen noch immer nicht genug, noch immer nicht, wie ich gern möchte, meinen Dank gebracht habe. Sagen Sie mir doch, lieber Förster, sagen Sie mir's für sich und für Therese, daß Sie wiederkommen wollen. O, mit welcher noch ganz anderen Freude ich Euch nun erwarten würde — und wie ganz anders Euch genießen! — Einen rechten Heißhunger fühle ich, Du lieber, guter Alter, Dich zu haben, zu halten, zu erdrücken. — Daß ich den Dupaty, den Ihr Brief vom 18ten mir überbrachte, noch nicht gelesen haben werde, sehen Sie mir an der Nase an, und es läßt sich aus dem Vorhergehenden auch durch Schlüsse herausbringen. Unterdessen

haben meine Schwestern sich mit dem Buche gütlich gethan, und ich freue mich darauf. Der erste Band hat mir großes Vergnügen gemacht. Wer einem solchen Manne seine Fehler nicht verzeihen kann, der packe sich und flicke alt auf Gassen und an Wegen. Gewisse erfindliche Eruptionen sind das Einzige, was mir fatal an ihm ist; nämlich da, wo sie gemacht scheinen, wo er nur damit ausstaffirt.

Seien Sie barmherzig, liebster Förster, und antworten Sie mir bald einige Zeilen, damit ich erfahre, ob Sie mit Therese und Ihren Kindern wohl sind, und sich des herannahenden Frühlings freuen. — O, daß Sie auch einen Garten gepflanzt hätten, nun bald damit fertig wären, und bei jedem hervorbrechenden Blättchen einen Sprung thäten! — Grüßen Sie Sömmerring und Heinsen, und meinen Müller, dem ich unverantwortlich geschwiegen habe. — Ich herze Sie mit innigster Liebe.

80. F. H. Jakobi an Elise Reimarus zu Hamburg.

Pempelfort, den 5. Mai 1792.

So eben, theuerste Freundin, habe ich Ihren lieben, herzlichen, drittehalb Jahr alten Brief wieder gelesen, und mich gefragt, was ich für ein Mensch sei, daß ich einen solchen Brief konnte auf Antwort warten lassen. Leider weiß ich nur zu gut, wie mir das begegnen konnte; denn dasselbige begegnet mir in einem fort. Daß ich darüber verzweifeln, und vor Schaam mich gar nicht mehr sehen lassen soll: wollen Sie das, liebste Elise? Sie sagen: Nein! nein! und reichen mir die Hand. Das wußte ich, und die meinige ist schon da. Nehmen Sie zugleich dieses Buch, dessen Ausarbeitung mir den vorigen Winter verschönert, oder vielmehr schön gemacht hat. Ich füge ein zweites Exemplar bei, welches Sie in unseres Doktors Haus legen, und wenn Sie hinkommen, ihm dasjenige daraus vorlesen sollen, was ihn interessiren kann.

Gegenwärtig bin ich am Woldemar. Ich wollte ihn nur ausbessern, und mit einer Vorrede oder Nachrede kalfatern; aber das Ding hat mich daran gekriegt, ich muß dem Stücke helfen, daß es ein Ganzes wird. Das Ganze wird nicht viel größer werden, als das Stück war, und soll doch, wenn es mir gelingt, als ein recht exemplarisches Ganzes dastehen.

Tausend Grüße von meiner Schwester, besonders von der Sie unveränderlich recht herzlich liebenden Lene. Wir leben in unserm Pempelfort, das sich mit jedem Jahre verschönert, wie Diogenes in seinem Fasse; nur mit dem Unterschiede, daß wir reinlicher und geselliger sind, als jener toll gewordene Sokrates. Es ist unverzeihlich, daß Sie uns noch nicht besuchten. Was hinderte Sie, einen Sommer bei uns zuzubringen? Nichts, als die Furcht vor lan-

ger Weile! Wie aber, wenn ich Ihnen verspräche, sobald Sie Langeweile hätten, Sie schnurstracks nach dem schönen stolzen Hamburg zurückzubringen? Nehmen Sie dies in Ueberlegung.

Tausend Grüße Allen, was Reimarus heißt und zu Reimarus gehört! Ich umarme Sie mit unvergänglicher Freundschaft.

81. F. H. Jakobi an Elise Reimarus zu Hamburg.

Eutin, den 27. Januar 1799.

Ich versuche nicht, Ihnen zu sagen, liebste Elise, wie die Nachricht von dem Tode unseres Siveking mich ergriffen, mich gebeugt hat. Wie danke ich es Ihnen, daß Sie mich durch Ihren Brief mit der vorigen Post auf diesen Schlag vorbereiteten! So wie der Sonnabend herannahete, wuchs meine Furcht, und Lene, die, nachdem sie Ihren Brief vom Dienstag gelesen, wenig Gutes hoffte, vermehrte mit Vorbedacht meine Sorge. Und doch, da ich nun die Botschaft empfing: Er ist todt! war es, als wäre ich ohne alle Vorbereitung gewesen. — Wie Ihr Alle mir gegenwärtig wurdet in diesem Augenblick! Ich klage mit Euch und über Euch. Ich kann nicht sagen, daß mir Worte fehlen; ich suche keine — und doch habe ich schreiben wollen. Geben Sie mir doch weitere Nachrichten, liebe Elise, vornehmlich von Hannchen. Warum bin ich jetzt nicht bei Euch; ich bin ein so guter Trauermann — kein finsterer — — Lene und Lotte grüßen aus dem Innersten der Seele. — Mehr kann ich heute nicht schreiben.

82. F. H. Jakobi an Dohm.

Eutin, den 28. Januar 1796.

Grüße Dich Gott, lieber Dohm! Grüße Dich Gott, liebe Henriette! Ich muß endlich wieder einmal an Euch schreiben, und ergreife die Feder dazu, ohne noch zu wissen, was ich Euch sagen werde; ohne Entschluß, aus bloßem Triebe. Ich sage Dir hiermit, lieber Dohm, daß ich lebe, und daß Dir ein Mensch, Dein Freund, nicht bloß das philosophische Gespenst meines Namens, erscheint. Erscheine mir wieder so, wenn meine Stimme Deine Seele erwecken kann, daß sie auffliegt und sich selbst fühlt, in sich und im Freunde.

Was sind wir doch für Thoren, wir besseren, der Freundschaft und der Weisheit fähige Menschen, daß wir uns gefangen nehmen lassen von den Anderen, und es schlimmer haben, als sie! Ich denke mich, und Du arbeitest Dich zum Gerippe; Beide, damit Buchstaben des Lichts und des Rechts entstehen, eine Schrift, die Niemand lesen kann, als welcher sie geschrieben hat. Wahrlich, man sollte uns dies und das, und thut uns dies und das, wie es sich gebührt.

Aber auch die Predigt ist Thorheit; denn wir werden uns nicht bessern, so wenig als die Welt sich bessern wird. Laß uns wenigstens die Augenblicke genießen, die unser sind und keines Anderen; die Augenblicke des eigenen und wahren Daseins, und dem Genossen zurufen: Hier bin ich! Wo bist Du? — Daß mein Zigeunerleben bald ein Ende nehmen möge, wünsche ich von Herzen. Sage, was Du darüber vermuthest, aber ohne vielen Zweifel; sonst kann es mir nicht nützen, weder zum Unterricht noch zur Ergötzung. Es läßt sich nichts beschließen, ehe die Franzosen wieder zu Hause sind und Deutschland Frieden hat. Ich bitte also, diesen zu beschleunigen und alsdann gleich nach Hamburg zu kommen, wo ich mich auf erhaltenen Wink einstellen und gewiß sorgen werde, daß die Reise Euch nicht gereuen soll.

83. Musäus an Nicolai.

Weimar, den 10. December 1776.

Auf drei Dinge, merke ich, kann man sich nicht allzu sicher verlassen: auf das Wetter, auf die Weiber und auf Recensentenparole. Von diesem Satze bin ich durch ganz neue Beispiele überzeugt worden, wie Sie gleich hören werden. Der Herzog hat hier eine große Wiese höchstens drei Schuh hoch unter Wasser setzen, ein hübsches Haus von Brettern dabei bauen, einige zwanzig Eisschlitten, in Form von Sorgenstühlen, anschaffen lassen. Das Haus wird geheizt, in der Küche dabei können sich die Honoratioren Kaffee brauen lassen, und es ist diese Anstalt zu einer Winterlustbarkeit eingerichtet, woran Jeder, der Schlittschuh laufen kann, oder der sich des Eis-Karroussels und der Schlitten, die geschoben werden, bedienen will, Antheil nehmen kann. Da lassen sich Hofdamen und Bürgerweiber herumtreiben, und Kammerherren, Pagen und Friseurs laufen auf Schlittschuhen durcheinander. Wer friert, kann in das Haus gehen und sich wärmen. An diesem bunten Vergnügen, welches in der That viel Spaß macht, habe ich, da die ganze Stadt hinausläuft, auch ein paar Mal Antheil genommen, und meine Frau und den kleinen Sohn auf dem Eise herumgekutscht. Gestern hatten sich mein Schwiegervater, Muhmen, Gevattern und Nachbarn vereinigt, des Morgens daselbst ein großes Dejeuner zu halten, und allen möglichen Muthwillen auf dem Eise zu treiben; aber in der Nacht fiel plötzlich Thauwetter ein; es fing an zu regnen, und unsere Freude wurde zu Wasser. Das war vom Wetter; nun von Weibern.

Da wir hier das Glück genossen, Sie auf einige Tage bei uns zu sehen, hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß eine von den damals stehenden Ehen in dem Cirkel Ihrer hiesigen Bekannten durch eine förmliche Scheidung würde getrennt werden. Das ist aber vor einigen Wochen erfolgt.

Der Prozeß des Doktor Buchholz ist geendiget; er ist von seiner Frau geschieden, die Kinder behält er u. s. w. Das waren die Weiber!

Nun der letzte Punkt. Recensentenparole ist unsicherer noch, als die Treue der Weiber und die Beständigkeit des Wetters. Laut meines Tagebuches sehe ich, daß ich Ihnen sechs Wochen nach Jubilate die Lieferung der rückständigen Recensionen versprochen habe, und sie kommen kaum vor dem Schlusse des Jahres nach Berlin. Unter meinen Mitbrüdern, die Ihnen mancherlei Entschuldigungen bei dergleichen Verzögerungen sagen mögen, ist aber Keiner, der, wie ich, neben seinem ordentlichen Berufe, und dem, zu kunstrichtern, noch obendrein Akteur wäre. Es geht mit unserem Liebhabertheater noch immer ganz gut von statten, ob ich gleich nicht mehr die Ehre genieße, in Kupfer gestochen zu werden, denn Herr Krause hat aufgehört, seine Theaterzeichnungen zu ätzen; vermuthlich mag so gar viele Nachfrage nicht danach gewesen sein. Indessen wird doch frisch weggespielt. Herr Göthe hat ein Paar von seinen Stücken zum Besten gegeben. Die Geschwister, in einem Akt, und ein Stück, die Mitschuldigen. Er selbst hat viel wahre Aktion und macht eine angenehme Figur. Mit den Komödien wird freilich manche schöne Stunde vertändelt, nicht nur durch das Memoriren, sondern hauptsächlich durch die Proben, und dadurch veranlaßte zersplitternde Lotterieen, Pickenicks ꝛc. Das wär von Recensentenparole! — —

Musäus.

84. Musäus an Nicolai.

Weimar, den 12. Mai 1781.

Seien Sie mir wieder willkommen, theuerster Freund, in diesem Erdenleben, das ich von neuem beginne. Diesmal habe ich den Fuß, mit welchem ich bereits am Grabe stand, zum Glück zurückgezogen, und befinde mich, einige Nachwehen abgerechnet, die nach einer schweren Krankheit gewöhnlich sind, wieder in dem Zustande, wie vorher. Gott Lob! daß meine Aerzte, die mir für den übrigen Theil meines Lebens, wenn ich ja diesmal dem Tode entrinnen sollte, den gesunden Menschenverstand absprachen, sich geirrt haben. Freilich mag es für die Umstehenden ein gräßlicher Anblick gewesen sein, sechs Wochen lang aller Vernunft und alles Bewußtseins mich beraubt zu sehen. Am zweiten Weihnachtstage in der Nacht verfiel ich in diesen unglücklichen Zustand, und zu Lichtmessen erwachte ich Morgens aus diesem langen Todesschlafe, so daß ich glaubte, es wäre der dritte Weihnachtsfeiertag, und ich hätte nur eine Nacht geschlafen. Alles, was während der Zeit mit mir vorgegangen war, schien mir nur ein schwerer Traum gewesen zu sein. Freund Buchholz hat Alles gethan, was man von einem

Freunde und Ärzte erwarten kann, und da ich noch lebe, so sehen Sie, daß ich meinem Arzte Ehre mache.

Ewig Schade, daß das Lucrum für die physiognomischen Reisen durch die böse Krankheit so zusammengeschmolzen ist! Ich hatte mir davon einen Sparpfennig zurückgelegt, um einmal in diesem Leben Sie in Ihrer Königsstadt zu besuchen. Aber nun hat die Apotheke diesen Schatz in Beschlag genommen, und es ist sehr zweifelhaft, ob ich einmal wieder einen Gedanken zu einem so günstigen Verlagsartikel erhaschen werde. Denn der arme Grandison ist wie ein ersoffenes Bergwerk, wo man nur Wasser auspumpt, und nie zu einem reichhaltigen Flötz gelangt. Indessen ist es für die Meinigen gut, daß ich noch lebe. Ich denke: laß fahren dahin! Es steckt in den Schriftstellerhonorarien selten viel Segen, das beweiset ja der Polygraph — sonnenklar und Andere mehr.

Noch nie ist mir ein Apophthegma einleuchtender geworden, als das, womit, wenn mein Gedächtniß mich nicht betrügt, der Teufel den frommen Hiob regalirt: Haut um Haut, und Alles, was ein Mann hat, giebt er um sein Leben. Ich bin im zweiten Theile meines Lebens, wie im ersten, Ihr ꝛc. Musäus.

85. Musäus an N.

Weimar, im Gartenhause, den 3. December 1785.

Es ist schon lange mein ernstlicher Vorsatz gewesen, mich mit Ihnen einmal recht auszuschwatzen; aber der Himmel weiß, was immer für Nichtswürdigkeiten mir in Weg getreten sind, die mir dieses Vergnügen versagt haben. Heute soll mir auch nichts meine Freude verderben. Um desto gewisser zu gehen, habe ich gleich nach Tische die Magd mit einem Korbe Holz befrachtet und mich auf meine Villa erhoben, und nachdem bei einem sehr leidlichen heiteren Tage Alles um mich her in Ordnung gebracht ist, die Stube aufgeräumt, das Kanapee aufgeschüttelt, der Ofen mäßig geheizt, und zum Wohlgeruch die Oberfläche des Altars mit Räucherpulver sattsam ist bestreuet worden, pflanze ich mich mit der türkischen Pfeife auf das Kanapee, wo ich diesen Brief an Sie bei abgeschlossener Gartenthür ungestört zu vollenden hoffe. Ich habe so viel in petto, das ich Ihnen sagen möchte, daß ich nicht gleich weiß, womit ich anheben soll. Es wird am rathsamsten sein, daß ich der chronologischen Ordnung folge. Erstlich den wärmsten Dank für Ihren ausführlichen Bericht von der Seereise. Nächst der Odyssee, die ich vor länger als 30 Jahren mit großer Inbrunst gelesen habe, hat mich keine Meeresfahrt, selbst die von Cook rund um die Welt, so interessirt, als die Ihrige; denn Sie haben mir gerade das Individuelle derselben beschrieben, was ich eigentlich zu wissen wünschte, Ihre eigenen Empfindun-

gen bei der ersten Seereise, die ich keinem von den ehemals hier gewesenen jungen Lief- und Kurländern habe abnöthigen können. Aber Sie haben die Kunst verstanden, mir Ihre Reise recht anschaulich zu machen, so anschaulich, daß ich alle Ihre Empfindungen in der That mit empfunden habe. Bei dem Schwanken des Schiffes während des Sturmes, wurde die Phantasie so rege, daß Alles vor meinen Augen zu schwanken schien, und ich nach den Armlehnen meines syba- ritischen Polsterstuhles griff, um mich daran festzuhalten. Bei der drolligen Beichte des Franzosen bebte und bangte mir das Herz, und ich fühlte, daß, wenn ich die nämlichen religiösen Grundsätze hegte, ich sonder Zweifel das Nämliche würde gethan haben; denn nach meinem gegenwärtigen Kostüme würde ich es gewiß nicht an häufigen Stoßgebeten haben mangeln lassen, wie meine Freunde und Gefährten bei der Wasserfahrt über den Schwansee, wie Sie sich wohl er- innern werden, mir beimessen, und welches auch wohl Grund haben mag. So wenig ich bei ruhigem Blute den Stoß- gebeten Kraft beilege, so ist doch das eine Schwachheit, die mir noch von der ersten Jugend her anklebt, daß ich bei der geringsten anscheinenden Gefahr sogleich dazu meine Zuflucht nehme. Ich habe Ihre Abenteuer auf der See, wie Sie also leicht glauben werden, nicht nur sehr oft gelesen und mich ganz in Ihre Lage gesetzt, sondern auch mit Freunden und Bekannten diese Materie vielfältig verabhandelt. Da- durch geschah es denn, daß große Nachfrage nach Ihrem Briefe war, und daß ich ersucht wurde, solchen ad actum legendi zu kommuniciren; er ist also hier gleichsam von Haus zu Haus, nachher nach Gotha, und wer weiß, wo noch mehr, herumgewandert. Mit vieler Mühe bin ich nun zwar endlich wieder zu dem Besitze desselben gelangt; aber er gleicht einer verblichenen archivarischen Urkunde, oder dem Original des Evangeliums des heil. Markus in Vene- dig, das nicht mehr lesbar ist; durch so viele Hände ist er gegangen, in so vielen Taschen ist er herumgetragen worden, und nun liegt er in der Schublade meines Schreibtisches im Garten, als eine Reliquie neben Freund — — — Tabacks- pfeife, die er als Bräutigam angeraucht und mit seinem Namen bezeichnet hat, und die ich Ihrer Frau Schwester verwichenen Sommer daselbst vorgezeigt habe. — — — —

Aber glauben Sie nicht, daß Sie allein Ehre und Wür- den in der Familie dahinnehmen; auch ich bin emergirt. Zwar in einem so raschen Fluge geht es nicht mit mir, und bis zum Präsidenten werde ich es wohl schwerlich bringen; aber ich bin doch auch etwas, was ich noch nicht war, da Sie hier bei uns waren. Meine liebe Frau, die eine große Freundin vom Aufgeben ist, würde zu Ihnen sagen: Rathen Sie einmal! Ich inzwischen will die Gabe Ihres sonst un- bezweifelten Scharfsinns nicht auf die mißliche Probe stellen,

und es Ihnen lieber gerade heraus sagen, daß die philosophische Fakultät in Jena mir die heimliche Freude zubereitet hat, mich zu magistrificiren und mir im Augustmonat das Diplom zuzuschicken. Weil ich nun mit dieser Ehrenwürde nichts anzufangen weiß, es auch ruhmräthig lassen würde, meinen Gönnern und Freunden das Diplom zuzuschicken und meine Magisterwürde auszuschreien, so habe ich den Weg der Bekanntmachung erwählt, daß ich ein Exemplar, nach dem Beispiel der Landesregenten, die ihre Willensmeinung durch Patente, die an die Stadtthore angeschlagen werden, zu erkennen geben, in meinem Territorio ad valvas des Gartenhauses inwendig affigiret, wo alle Passanten, die ihre Augen darauf richten wollen, von meiner Magisterwürde zureichende Notiz erhalten.

Sie haben meine Frau auch überrascht mit einem großen und herrlichen Präsente von Flachs, der ihr so werth und angenehm ist, daß, wenn sie nicht bereits eine sehr gute, freundliche Gattin wäre, ich Ihnen mehr als meine Frau müßte verbunden sein, daß Ihr Geschenk auf ihren Karakter also gewirkt hat, daß sie das munterste, liebenswürdigste Weib ist. Sie stattet durch mich verbindlichsten Dank ab, und berechnet alle den Gewinn, den sie von dieser Flachsspende zu machen gedenket. Ihr Name soll auf jedem daraus verfertigten Gewebe prangen von feiner rosinfarbener Seide. O Weh, das Papier ist hier zu Ende! Sie müssen einem Schwätzer verzeihen, der kein Ende finden kann und Sie noch mit einer Quartseite belästiget. Freund Hain's Erscheinungen sind vor ein paar Wochen erschienen, der Verleger ist aber nicht freigebig gewesen; ich habe nicht mehr als 4 Exemplare erhalten, davon ist Ihnen eines gewidmet. Außerdem hat meine Frau Ihnen auch ein Präsent zugedacht: das ist meine Büste, die Freund Klauer als ein Probestück bei der diesjährigen Ausstellung der Zeichnenschule verfertigt, und, wie das Publikum sagt, sehr treu nach dem Original gebildet hat, welches ich aber nicht glaube; denn ich bin von meiner Physiognomie so eingenommen, daß ich glaube, das Original nehme sich ungleich besser aus, als die Nachbildung; wenigstens kann ich mich nicht bereden, daß mich Mutter Natur mit einer so schiefen Nase dotirt habe, als Freund Klauer. — Wenn Ihnen der vierte Theil der Volksmährchen zu Gesichte kommt, so werden Sie den Schauplatz der ersten Geschichte nach Bremen verlegt und sehr viel Lokales von dieser Stadt darinnen finden, woraus Sie denn leicht auf die Spur kommen und vermuthen werden, daß ich mir die Anwesenheit Ihrer Frau Schwester bestens zu Nutze gemacht, und wieder mit ihrem Kalbe gepflügt habe. Ich fand in Ansehung meiner Finanzen einen Defekt von einem Schock Thalern, die mir pour les menus plaisirs unumgänglich nöthig waren; ich reiste also nicht, wie sonst

gewöhnlich, nach Gotha, und schrieb rasch diese 16 Bogen, die ich noch zu rechter Zeit zu Markte brachte. Ich bin in saecula saeculorum.

86. Schmidt an Gleim.

Langensalza, den 14. August 1750.

Ich bin überzeugt, daß entweder jetzt Generalkapitel ist, oder daß Sie verliebt sein müssen; sonst würden Sie es sich selbst nicht verzeihen, daß Sie mir so lange nicht geantwortet haben. Sie wissen, daß Ihre Briefe der einzige Trost in meiner hiesigen Einsamkeit sind, und wie würden Sie mir diesen versagt haben können, wenn Sie nur einen Augenblick Zeit übrig gehabt hätten?

In seiner Einsamkeit? werden Sie fragen; hat er nicht Mädchen genug um sich, in die er sich verlieben kann? —

Ja, ja, mein lieber Gleim! Ihre Frage ist zwar sehr natürlich, und doch ist es gewiß, daß kein Einsiedler, selbst Bruder Philipp im Lafontaine, von der Seite her, eine wüstere Einöde bewohnt, als ich. Die vielen Mädchen, mit denen ich noch dazu beinahe alle Tage in Gesellschaft sein kann, haben, meines leicht zu erobernden Herzens ungeachtet, alle nichts, das mich rührt, oder mich für sie einnimmt. Ich habe sie gewogen, und zu leicht gefunden. Wenn ich mich in sie verlieben wollte, so hätte ich, wie Pygmalion, weiter nichts zu thun, als die Götter zu bitten, meinen geliebten Naturen das Leben zu geben. Mich dünkt, Ihnen schon einmal gesagt zu haben, daß ich in meinen Empfindungen gegen die Mädchen niemals die Mittelstraße halten kann, und entweder liebe oder hasse. Sie werden also sehen, daß ich, gegen diesen letzten Zustand gerechnet, noch glücklich bin, Einsamkeiten zu finden. Alles Andere auch, worüber ich mich sonst noch freuen werde, als zum Beispiel das Vergnügen, sich selbst überlassen zu seyn, einsame poetische Spaziergänge zu suchen u. s. w., verschwindet für mich, weil die Nothwendigkeit, dieses beständig zu suchen, meinen Geschmack vermindert.

Nun hab' ich weiter keine Zuflucht, als meine Schwester, meine Bücher und das Briefschreiben. Was die Erste betrifft, so wissen Sie, daß man sehr Vieles mit einer Schwester nicht sprechen kann, das man mit einem Freunde oder einem anderen Mädchen spricht. Die Bücher mag ich auch nicht immer lesen, und am Briefschreiben verliere ich das halbe Vergnügen, weil man mich allein schreiben läßt. Was für ein Zustand also! und wie viel ärger wird er noch dadurch, daß ich ihn so sehr empfinde! Eine einzige Zeile von Ihnen, die mir manchmal zur rechten Zeit käme, und in der nur die Worte: „Ich liebe Sie," ständen, würden mir oft ein rechter deus ex machina sein und ganze Tage mit Vergnügen füllen. O, warum schreiben Sie mir nicht

so eine Zeile? Wie bald ist sie nicht geschrieben? Wär' es nicht auch ein Vergnügen für Sie, mit so leichter Mühe mir ein deus ex machina zu werden? Nehmen Sie, mein lieber Gleim, dies, was ich gesagt habe, ja nicht als Klagen über Ihr Stillschweigen an. Ich weiß wohl, daß Sie sich aus Ihren Geschäften nicht alle Mal losreißen können, und daß, unserem Vertrage nach, sechs Briefe von mir mit einem von Ihnen genug belohnt werden. Es ist also nichts, als der Ausdruck meines Verdrusses über mich selbst, daß ich mich nicht in die Zeiten schicken kann. Sie würden selbst gerührt werden, wenn Sie mich sähen, wie ich des Posttages voll ohnmächtiger Ungeduld stehe, und auf einen Brief von Ihnen warte, wie ich ihn

Votis omnibusque et precibus voco
Curvo nec moveo littore lumina.*)

Wenn mir nun vollends der Gedanke einfällt, wie glücklich ich sein würde, wenn ich Sie selbst einmal mit der Post ankommen sähe, und daß ich mir gleichwohl keine Hoffnung dazu machen kann, weil Sie und der Himmel hierin unerbittlich sind, so fällt mir der Muth ganz und gar. Mein lieber Gleim, sollte denn solch ein Wunder, daß Sie vierzehn Meilen zu mir gereist kämen, nicht möglich sein? — Sagen Sie, soll ich recht sehr darum bitten? Soll es meine Mutter? Soll es meine Schwester thun?

Sie werden es unfehlbar schon wissen, daß Klopstock von dem Könige von Dänemark mit 400 Thalern Gehalt nach Kopenhagen berufen ist. Er hat dies dem Herrn von Bernstorff zu danken. Ich bin recht böse auf mich, daß ich Ihnen diese Freude nicht zuerst gemacht, und Sie zuerst davon benachrichtigt habe, wie ich hätte thun können, wenn mich heute vor acht Tagen nicht ein verdrüßlicher Besuch davon abgehalten hätte. O, wie Schade ist es, daß Klopstock's nunmehr nothwendige, beständige Abwesenheit von uns, den halben Theil dieser Freude raubt. Ich habe mich dieses aber dennoch nicht hindern lassen, denselben Tag mir einen halben Rausch zu trinken.

Nunc erat bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus!**)

Gestern früh hab' ich einen Brief aus Zürich bekommen, den ich Ihnen hier mitschicke. Klopstock freut sich, wie ein Jüngling seiner Jugend, und mag nicht gar oft über die Alpen an uns zurückdenken. Mädchen und Alles sieht

---

*) Heiß mit Zeichen und Wunsch, und mit Gelübde erfleh',
Wie mein Blick unverwandt, fester am Ufer hängt.
Nach Horaz Oden, IV. 5.

**) Nun galt's den Kelch! Zu stampfen mit freiem Fuß
Den Boden, nun!
Nach Horaz Oden, I. 37.

ihn dort für einen vom Himmel gesandten Propheten an, und er hat dort so viel Ansehen, als Mahomed in Medina. Wenn er eine neue Lehre aufbringen wollte, so würde das weibliche Geschlecht nicht säumen, ihm Beifall zu geben. Was werden Sie doch von dem kleinen Mädchen, der Demoiselle Schinz, denken? Gewiß, ihre furchtsame Stellung muß recht artig ausgesehen haben, wenn ihr Klopstock seine halb weltlichen, halb geistlichen Galanterieen vorgesagt hat. Ich stelle sie mir recht lebhaft vor:

Essa inchinollo riverente, e poi
Vergognosetta non facea parola.*)

Was mag doch wohl der Sohn der Götter, unser Kleist, machen? Was Ramler? — O, was mögen Sie selbst machen? Wenn doch dieser Augenblick von Ihnen dazu angewendet würde, daß Sie empfänden, Sie wollten und müßten Ihren Schmidt lieben.

87. Schmidt an Gleim.

Langensalza, September 1750.

Was werden Sie, mein liebster Gleim, von mir denken, daß Sie noch keinen Brief von mir haben? Wird es Ihnen möglich sein, mir so viel Unrecht zu thun, und es einer Nachlässigkeit, oder einer schwächeren Empfindung Ihrer Abwesenheit zuzuschreiben? Beiliegender Brief, am vergangenen Dienstage schon geschrieben, wird mich völlig bei Ihnen rechtfertigen. Ich war so unglücklich, daß ich die Post versäumte, so eilfertig ich auch war, und so lange ich in die Nacht hineingeschrieben hatte.

Ihr Brief, den ich diesen Augenblick erhalten, ist unvergleichlich. Ist es denn möglich, mein bester Gleim, daß Sie mich so lieb haben? Hat denn wirklich der Himmel so viel Nachsicht für mich, daß er auch meine allerkühnsten Wünsche nicht unerfüllt läßt?

„O, was für Freude! mein Gleim liebt mich, ich bin vollkommen überzeugt davon, ich habe sein Herz, sein zärtlich Herz! Nicht wahr, mein Gleim, ich hab's?"

Diese drei Zeilen stehen mit dem veränderten Namen Schmidt in meines Mädchens erstem Briefe aus Leipzig, und ich habe sie hier an Sie gebraucht, um, wenn es möglich ist, meine beiden liebsten Empfindungen auf einmal zu haben. Wie glücklich bin ich! Solch Mädchen! Solch ein Freund!

Es ist mir unendlich schwer angekommen, von Ihnen zu reisen, und weit verdrüßlicher ist mir's, mich jetzo von Ihnen entfernt zu denken. Glauben Sie mir's, es ist ein Theil meiner Zufriedenheit geworden, bei Ihnen zu sein,

*) Sie neigte voll Ehrfurcht sich vor ihm,
Und kindlich blöde, sprach sie nicht ein Wort.

und dieser würde mir durchaus fehlen, wenn unser gemeinschaftliches Gebet um den glücklichen Fortgang unseres Entwurfes nicht erhört werden sollte. Ich habe aber die größte Hoffnung von der Welt. Der Himmel hat sich dadurch, daß er mir Ihre Freundschaft verschafft hat, zu sehr und parteiisch für mich erklärt, als daß er sein Werk nur halb hinausführen, und mir die Glückseligkeit, mein Leben mit Ihnen zuzubringen, versagen sollte.

Sagen Sie mir, sind Sie denn noch nicht auf das leichteste Mittel, uns wieder zu sehen, gefallen? Ist denn ein Mittel leichter, als daß Sie nach Langensalza kommen, und mich besuchen? O, wenn es nur Ihnen möglich ist, so kommen Sie, und erfüllen Sie dadurch meinen und vielleicht auch Ihren liebsten Wunsch.

88. Schmidt an Gleim.

Berlin, den 7. Oktober 1751.

Sie müssen nicht auf mich schelten, mein liebster Gleim, daß ich Ihnen noch nicht geschrieben habe. Wenn Sie bedenken, in was für ein Getümmel man verwickelt wird, wenn man in einer Stadt, wie Berlin, zum ersten Mal ankommt, so werden Sie mich leicht entschuldigen. Neue Bekanntschaften, Spaziergänge, Bälle und sogar Hochzeiten haben den größten Theil meiner Zeit so sehr besetzt, und in dem übrigen Theile mich so untüchtig gemacht, daß ich, ob ich gleich schon mehr als vier Briefe an Sie angefangen, dennoch keinen einzigen habe vollenden können. Es ist so viel, was ich Ihnen zu schreiben habe, und Sie wissen zum voraus, daß es überhaupt gar meine Sache nicht ist, kurze Briefe zu schreiben. — Ich muß manchmal lachen, wenn ich daran denke, daß alle meine Briefe und meine Lieder einerlei Fehler mit meiner Statur haben, nämlich, daß sie allerseits zu lang sind. Um die Vergleichung ein bischen fortzusetzen, so können meine Briefe ebensowohl Flügelmänner unter allen Briefen Ihrer Freunde abgeben, als ich, der Taille nach, Flügelmann unter allen Ihren Freunden bin.

Ich begreife leicht, daß Sie sehr böse auf mich gewesen sein müssen, als Sie, bei Ihrer Zurückkunft, noch keinen Brief von mir gefunden haben. Vielleicht aber habe ich es mit Fleiß gethan, daß ich diese Pflicht der Freundschaft versäumt, um Ihnen das Vergnügen zu machen, daß Sie auch einmal finden sollen, daß ich Unrecht habe. Denn Sie wissen, daß ich sonst gewohnt bin, unter uns Beiden alle Mal Recht zu haben. Neben dem, so ist es auch eine ganz andere Sache, ob ich an Sie, oder ob ich an Andere schreibe. Ich habe Sie so vorzüglich lieb, mein kleiner Gleim, daß ich, wenn ich die Feder in die Hand nehme, um an Sie zu schreiben, mich mehrentheils unmöglich enthalten kann,

die

die meiste Zeit über, die ich zum Schreiben bestimmt hatte, damit zuzubringen, daß ich an Sie denke:

Le coeur s'occupe du sujet,
Et l'esprit laisse là l'ouvrage.*)

Ueber Kleist will ich mich mit Fleiß sehr gemäßigt ausdrücken; denn es würde mir doch sehr schwer werden, so starke Ausdrücke zu finden, als ich wollte, und als Sie erwarten. Ich habe mich nur einen Tag bei ihm in Potsdam aufgehalten, und er hat mich ungemein eingenommen, zwar nicht sowohl als Poet, sondern als ehrlicher Mann. Der Karakter des ehrlichen Mannes ist so sehr in seiner Miene, daß man davor weder den Dichter noch den Soldaten recht darin entdeckt, man müßte denn, uns Dichtern zu Ehren, sagen wollen, die vollkommensten und eigentlichsten Züge des ehrlichen Mannes und des Dichters wären einerlei. Ob ich gleich weiß, daß ich Kleist's gütiges Bezeigen gegen mich mehr Ihnen, mein Gleim, als mir selbst zu danken habe, so leugne ich doch nicht, daß ich undankbar genug bin, ein Vergnügen daran zu finden, wenn ich Sie bei ihm ein bischen ausstechen könnte. Ich zweifle aber, daß es mir gelingen wird; denn Sie sind, eigentlich zu reden, sein Abgott, und ich kann Ihnen nicht sagen, was Ihnen das in meinen Augen für ein ehrwürdiges Ansehen gegeben hat, daß ich Ihr Bildniß, und zwar dies ganz allein, in seiner geheimsten Studirstube aufgestellt gefunden habe. Dies Ihr Bild hat zwar die sittsame und lächelnde Miene nicht, die ich, wie Sie wissen, so gern in Ihrem Gesichte wahrnehme; es sieht aber deswegen um desto poetischer aus, und ich entschuldige den Maler in der Betrachtung, daß ein Bild, das an einem Orte, der so heilig wie ein Tempel ist, aufgestellt werden soll, mehr mit großen und erhabenen Zügen, um Ehrfurcht zu erwecken, als mit freundlichen und leutseligen, um Liebe zu erregen, geschildert werden muß. —

Nun komme ich auf unsern kleinen Ramler. Ramler ist, bei meiner Ehre, Horazens erstgeborener Sohn, und, wenn ihn auch keine Muse, sondern eine sterbliche Frau geboren hat, so ist er doch wenigstens zweimal geboren, und drei Monate vor seiner Geburt in der Hüfte einer Muse genährt worden, um da zeitig zu werden, wie Bacchus in der Hüfte des Jupiter.

Ich kann Ihnen von einer Menge anderer Bekanntschaften keine Rechenschaft geben, weil ich die mehrsten davon nicht fortzusetzen gedenke. Ich habe es bei meiner Ankunft in Berlin mit den neuen Bekanntschaften gemacht, wie es die Bräute mit der Wahl ihrer Brautkleider zu machen pflegen; sie lassen sich von hundert Kaufleuten Proben von

*) Das Herz ist in den Gegenstand verloren, und der Geist läßt den Brief ungeschrieben.

Stoffen und anderen Zeugen schicken; diese drehen und wenden sie, probiren sie sich an, gehen damit vor den Spiegel, und wählen und behalten endlich gar keines, oder doch sehr wenige.

Nun werden Sie auch etwas von den hiesigen Mädchen wissen wollen. Geduld! Sie sollen gleich vergnügt werden. Daß die hiesigen Mädchen mehr Artigkeit und Witz, als die Mädchen in Sachsen, und mehr Tugend, als man ihnen in Halberstadt und anderen kleinen Städten zuschreibt, haben, das ist augenscheinlich. Sie haben mir wahrhaftig zu wenig von Demoiselle Dietrich gesprochen, als Sie sie nur artig und witzig nannten. Dies Mädchen hat den vortrefflichsten Verstand und den besten Karakter von der Welt. Man hat mir hier zu Lande gesagt, daß Sie, großer Mädchenbezwinger, bei Ihrem Hiersein, es nicht einmal gewagt hätten, sie nur einmal ein klein bischen zärtlich zu machen, so sehr hätten Sie sich vor ihrer Tugend gefürchtet. Dies Mädchen hat eine ungemein große Hochachtung für Sie, und will Sie bei Ihrer Anherokunft mit verheirathen helfen. — —

89. Schmidt an Gleim.

Langensalza, den 19. Mai 1753.

Was meinen Sie wohl davon, daß ich so lange angestanden habe, Ihnen Glück zu wünschen? Zu der Zeit, wo Sie nur noch Bräutigam waren, und wo die größten Freuden der Liebe nur noch im Prospekte vor Ihnen lagen, zu der Zeit werden Sie unfehlbar von allen Ihren anderen Freunden Glückwünsche empfangen haben; von mir aber — Sie wissen, daß ich jederzeit ein bischen singulier gewesen — empfangen Sie dergleichen nicht eher, als da Sie ein Ehemann sind. — —

Nun ist sie vorüber, die große ehrwürdige Stunde, die Ihnen Alles das, was Sie nur haben wünschen können, in die Arme geliefert hat, und nun, da Sie, voll ruhiger Gewißheit Ihres Glückes, sich hinsetzen, und um wieder Athem zu holen, nur daran denken, nun deucht mir, ist es eher Zeit, daß ich wieder anfange, Ihnen nach meiner Art etwas vorzuplaudern. Ich mag es sehr gern sehen, wenn reine Liebe, von der ich sprechen soll, durch die Hochzeitsnacht, oder durch andere Umstände von dieser Art, etwas von ihrem Platonismus verloren hat. Die Herren, mit denen ich davon spreche, kommen dann eher mit meinen Ideen überein; oder ich verliere mich doch wenigstens weniger in den ihrigen. —

Es ist also ein artiges achtzehn- oder neunzehnjähriges Mädchen, dem man die sanfte und stille Unschuld auf der Stirne lies't, die Verstand genug hat, noch mehr durch ihre Unterhaltung, als durch ihr Ansehen, zu gefallen, und die Korrektur von Büchern, die Sie etwa einmal in Druck

geben wollten, mit zu besorgen; ein solches Mädchen ist also Ihre Braut, und Sie können nun mit ihr sprechen, sie umarmen und sie küssen, wenn Sie wollen? Bei meiner Ehre, Sie sind ein glücklicher Mann; ja wahrlich, Sie sind es, und wenn auch keine Enkel über Ihrer Grube weinen, und Sie nach dem Tode, von einander abgesondert, in zwei verschiedenen Provinzen des Himmels leben sollten. —

Ich sehe aus dem Allen, daß Sie ein großer Liebling des kleinen geflügelten Gottes sein müssen, daß er so viele Freuden — vielleicht zum Danke für Ihre Lieder — für Sie aufbewahrt hat. Weil Sie doch so gut mit ihm stehen, so bitte ich Sie, wenn Sie manchmal ein klein Dankgebet an ihn thun, auch hie und da ein paar Worte für mich mit einfließen zu lassen.

Ich habe Ihnen noch tausend Dinge zu sagen — — wo soll ich aber anfangen. Sie müssen wissen, daß ich die ganze Iliade Ihrer Liebe zu wissen verlange, und daß Sie mir den Zustand Ihrer gegenwärtigen Empfindungen auf das genaueste beschreiben. Der Ehestand kommt mir gewissermaßen wie der Zustand der Menschen nach dem Tode vor. So lange wir noch unverheirathet sind, plaudern und raisonniren wir Tausenderlei von ihm, ohne etwas Gewisses bestimmen zu können. Die Verheiratheten aber machen es wie die Todten; keiner von ihnen kommt zu uns zurück, um uns von seinem jetzigen Zustande Nachricht zu geben. Wie gern wollte ich, daß mir Ihr ehrlicher Geist einmal im Traume erschien, und mir von der Gewißheit meiner reizenden Vorstellungen zurief:

Petre, Petre, omnia vera sunt!*)

Von Ihrem Mädchen verlange ich eine Beschreibung — wie man zu sagen pflegt — vom Kopfe bis auf die Füße. Kennt sie mich nun auch? Und was für ein Bild haben Sie ihr von Schmidt gemacht?

90. Schmidt an Gleim.

Langensalza, den 21. Juni 1753.

Ich weiß wahrhaftig nicht, ob Sie es noch verdienen, daß ich mich so sehr über Sie und Ihr Stillschweigen ärgere. Sie sind ein böser, unartiger Mensch, der in der That weder Geschicklichkeit noch Eifer genug hat, sich der Gelegenheit zu bedienen, die sich ihm darbietet, mir Vergnügen zu machen. Was hätte mir wohl angenehmer sein können, als wenn Sie mir eine kurze Nachricht von Ihrem gegenwärtigen Glücke, das neben Ihnen noch das würdigste und angenehmste Mädchen in seinen Bezirken mit einfaßt, gegeben hätten? Sie können versichert sein, ich bin so böse auf Sie, daß Sie es nicht gethan haben, daß das, was ich bisher ge-

*) Petrus, Petrus, es ist Alles wahrhaftig wahr!

sagt habe, gewiß die gelindesten Ausdrücke sind, wenn ich sie gegen das halte, was ich denke. — —

Was denken Sie von diesem Anfange meines Briefes, mein lieber Gleim? Macht es Sie nicht vor Furcht über das, was etwa noch folgen könnte, zittern? Gut, ich will es bei dieser Furcht bewenden lassen, und fortan in einem freundlicheren und gütigeren Tone mit Ihnen reden.

Was mag doch wohl die Ursache sein, daß Sie mir nicht antworten? Schien Ihnen etwa mein letzter Brief Ihrem gegenwärtigen Zustande nicht gemäß, d. i. nicht feierlich und ernsthaft genug? Wenn das ist, so müssen Sie mir meine Leichtsinnigkeit verzeihen. Ich werde wenigstens in 4 bis 5 Jahren noch nicht heirathen; das Ziel ist mir also noch zu weit entfernt, als daß ich die gehörige Gesichtsform, mit der man es betrachten soll, annehmen könnte. Da ich auch außerdem dafür halte, daß ein allzu ernsthaftes Nachdenken bei dem Heirathen eben so beschwerlich ist, als man gemeiniglich sagt, daß es in Ansehung des Todes sei, — Sie sehen, daß ich in Vergleichungen zwischen dem Ehestande und dem Tode sehr fruchtbar bin — so habe ich mir fest vorgenommen, wenn ich einmal heirathe, weit eher die von Fontanelle gerühmte Munterkeit des Kaisers Hadrian, als den stoischen Ernst des Kato, wie sie von diesen Beiden bei ihrem Abschiede aus dem Leben beobachtet wurden, nachzuahmen. —

Was werden Sie davon denken, daß ich mir die Freiheit genommen, an Ihre junge Frau zu schreiben? Sie werden mich hoffentlich nicht für unverschämt halten, oder Ihre Frau wird es doch nicht etwa thun? Doch das Letztere fürchte ich eben nicht.

Ich setze nur das Gewisseste voraus, daß Ihre Hochzeit vorüber ist; sonst würde es sehr lächerlich klingen, daß ich Ihrer Braut den Titel „Madame" gegeben habe, einen Titel, bei dem sich jedes Mädchen, das ihn noch nicht verdient, nothwendig des Bewußtseins halber, daß es wenigstens an ihr nicht liegen wird, ihn einmal zu verdienen, schämen muß.

Ich beschwöre Sie noch einmal, mir die Historie Ihrer Liebe nicht länger vorzuenthalten. Sie haben so oft über die Nachstellung des kleinen Gottes gespottet, daß ich gar nicht zweifle, er werde auf eine außerordentliche Art Rache an Ihnen ausgeübt haben. Und es wird mir gar nicht fremd vorkommen, wenn er Sie aus Rachbegierde in Ihres Mädchens Putzstube dreimal auf Ihren Knieen, mit Hülfe seiner kleinen geflügelten Brüder, rund herum geschleift hätte. —

Schmälen Sie nicht über diese Vorstellung, und wissen Sie, daß ich jeden Augenblick im Stande bin, eine allegorische Dichtung zum Lobe Ihres Mädchens daraus zu machen. Heirathe ich einmal, so haben Sie Gelegenheit,

mich mit einer Sache, in der Sie alsdann ein vieux Routier sein werden, wieder auf das Nachdrücklichste auszulachen. —

91. Schmidt an Madame Gleim.

Langensalza, den 20. Juli 1753.

— — — Da es ganz gewiß ist, daß ich Ihrem Befehle, Sie einmal in Halberstadt zu besuchen, gehorchen werde, so gerathe ich fast in Versuchung, Ihnen zum voraus eine kleine authentische Abbildung von mir zu machen, um Sie zu dem Ungewöhnlichen, das Sie vielleicht in dem Originale finden werden, ein wenig vorzubereiten.

Stellen Sie sich also vor, daß Sie früh Morgens — ich werde des Morgens um 5 oder 6 Uhr ankommen —, wenn Sie noch nicht aufgestanden sein werden, just um die Zeit, wenn die Morgenträume am leichtesten um unser Haupt küssend herumflattern, eine ganz kleine Gestalt in Ihr Haus und vielleicht auch in Ihr Zimmer werden hereintreten sehen; eine kleine Gestalt, sage ich, gerade so groß, als die Poeten die kleinen Könige der Feen vorstellen, die des Nachts im Mondenscheine auf den Wiesen herumtanzen sollen; eine braune Perücke grenzt an sein noch brauneres Gesicht, das die völlige Livrei der Nacht trägt, vielleicht, um seine Pokkengruben unter dieser Dunkelheit zu verbergen; ein tückisches Lächeln zieht seine mageren Backen in tiefe Falten, und ein weißer langer Regenrock bedeckt die ganze kleine dürre Person; — — diese kleine hagere Person also, mit dem braunen pockengrübigen Gesichte und mit dem langen Regenrocke, werde — fast schäme ich mich, es zu sagen — werde ich, ich selbst sein. Was halten Sie nun von meiner Gestalt? sie ist die liebenswürdigste nicht; dennoch aber freue ich mich, daß Sie im voraus davon unterrichtet sind, weil Sie mich sonst für eine sehr unangenehme Erscheinung in einem Traume halten würden; und es ist doch in der That sehr unangenehm, bei aller seiner Wirklichkeit für eine bloße Erscheinung gehalten zu werden.

Die Beschreibung von meinem Innerlichen wird eben so kurz werden, als das Bild des Aeußerlichen lang gewesen ist. Aufrichtigkeit, Neigung zum Lachen und zum Vergnügen, Schwatzhaftigkeit, eine kleine Dosis von Stolz, Liebe zur Spötterei, und vornehmlich eine ausnehmende Zärtlichkeit, machen meinen ganzen Karakter aus.

Was? Zärtlichkeit bei einer solchen äußerlichen Gestalt! werden Sie ausrufen. Aber was schadet das, Madame? Außerdem, daß ich mich nicht anders beschreiben kann, als ich bin, so hindert mich das Alles nicht, Ihr Geschlecht um desto mehr zu lieben, je weniger ich von ihm wieder geliebt werde. Ich habe freilich eben keine großen Eroberungen auf meinem Gewissen; ich habe doch aber hie und da über ein

Herz gelegt, wo ich es am wenigsten im Sinne gehabt habe. Mein freundliches Gesicht hat zum Exempel gemacht, daß vor diesem keine einzige Jungfer und Matrone in Herrn Gleim's Hause war, die mir nicht den besten Bissen von Allem, was sie über Tische aufgetragen hatte, gegönnt hätte.

92. Die Schmidt an Klopstock.

Hamburg, den 2. Juli 1759, Morgens 7 Uhr.

An diesem Tage muß ich an Sie schreiben. Ja, es muß sogar mein erstes Geschäft sein. An diesem für so Viele, für Sie selbst und auch für mich so glücklichen Tage; denn Sie, Sie wurden auch schon da mir zum Freunde, mir zum Bruder bestimmt! — — Dieser Tag müsse Ihnen auch diesmal heiter sein. Gott, Ihr Gott kann und wird es Ihnen geben. Sie, Wunder in unseren Augen, Zeuge der Macht der Religion! Lange, lange müssen Sie noch hier diesen Tag feiern! Wie Viele beten mit mir. Ich hoffe, den heutigen Tag noch recht zu feiern, und ein süßer Gedanke macht mir diese Feier sanft ernsthaft. Dieser Tag, sollte er nicht im Himmel mit uns gefeiert werden? Ja, ja gewiß! Auch heute wird sie danken, daß dieser Tag auch besonders ihr zu so großer zeitlicher und nun noch größerer ewiger Glückseligkeit gemacht ward.

Mein Klopstock! Ihr großer Lohn unten am Throne, eine Schaale voll Christenthränen, er ist heute vermehrt! Ich habe die Auferstehung der Väter und das Sterben des Schäfers eben abgeschrieben. E. Schmidt.

93. Ewald von Kleist an Gleim.

Den 22. Juni 1747.

Hätten Sie doch den Apoll zu mir herüber gewiesen! Er hat gelogen, daß ich ohne seine Hülfe etwas zu Stande bringen könnte. Wenn dies wäre, so hätte ich mein Landleben längst fertig. Im Anfange war er bei mir, und da ging's gut; seitdem er mich aber verlassen hat, komme ich nicht von der Stelle. Was ich acht Tage hindurch gemacht habe, verwerfe ich den neunten. Wenn er mir auch zuweilen erscheint, so wird er von Schnurbärten verjagt, die mich alle Augenblicke überlaufen. — Wenn ich an Ramler's Stelle wäre, möchte Apoll immerhin wegbleiben. Die Wälder und Bäche sollten mein Apoll sein; aber gewiß jagte ich dann mehr, als ich dichtete. Ich möchte aber nun jagen oder dichten, so wünschte ich mir doch, an seiner Stelle zu sein, und mein Leben auf dem Lande zu beschließen. Ich werde meines Standes und der Karaktersucht je länger je überdrüßiger. Laßt uns nach Litthauen gehen, und wüste Güter anbauen! Die Musen werden uns schon dahin fol-

gen; da wollen wir lange recht glücklich leben, bis ich zuerst sterbe, und Sie mich betrauern.

94. Ewald von Kleist an Gleim.

Den 9. Februar 1748.

Alles Lob, das Sie mir in Ihren Briefen so verschwenderisch ertheilen, ist unvermögend, mich aufzurichten. Ihre Freundschaft tröstet mich weit mehr. Die Entfernung von hier ist das einzige Mittel, mich völlig zu beruhigen. Ich kann Ihnen nicht alle Umstände meines Unglücks schreiben, weil ich durch die Erinnerung meinen Schmerz zu stark vermehre. So viel ist gewiß, daß der Mangel alles Vergnügens in Potsdam Schuld daran ist; traurige Nachrichten von Hause vermehrten meine Besorgniß, melancholisch zu werden. Dennoch habe ich mich immer aufgemuntert; ein ungeschickter Feldscheer aber, der mich vor einiger Zeit zur Ader ließ, und die Ader nicht recht traf, sagte mir zu seiner Entschuldigung, mein Blut sei ganz kleberig und pechhaft. Ich gerieth hierdurch noch mehr in Furcht. Weil nicht Blut genug abgelaufen war, bekam ich starke Wallungen und Brustbeklemmungen; ich ging aber dabei aus, war ganz vergnügt, und gedachte, dem Uebel durch eine Blutreinigung vorzubeugen. Der Regimentsfeldscheer, statt mich davon abzubringen, beredete mich dazu, und begegnete mir schon wie einem Melancholischen. Ich blieb nun zu Hause, und medicinirte unter dem Vorwande einer anderen Krankheit. Aber nur zu bald erfuhr ich, daß man die Nachricht ausgesprengt hatte, ich hätte Anfälle von der Melancholie. Die beiden Obersten ließen mich sogar beklagen, und mir versichern, daß ich dem Könige als ein braver Officier empfohlen sei; ich möchte mich daher nicht grämen. Ueber dies Kompliment und dessen Folgen, die ich voraus sah, gerieth ich in die äußerste Verzweiflung, und endlich wirklich in Melancholie; ich konnte an nichts mehr denken, als an den Tod, und wünschte nichts mehr.

Dies ist die kurze Geschichte eines Unglücks, das meine Ruhe, mein Glück und meinen guten Ruf auf einmal zerstört. Doch, ich bin für diese Welt nicht allein da, und ich werde die wenigen Jahre, die ich vielleicht hier noch zu leben habe, auch leicht hinbringen.

Der Herr General v. Stille ist jetzt hier; ich bin aber viel zu niedergeschlagen, zu ihm zu gehen. Er möchte mich überdies wie ein Wunderthier ansehen; denn er wird gewiß schon von meiner Krankheit gehört haben.

95. Ewald von Kleist an Gleim.

Den 10. Juni 1748.

Sie haben doch schon den Messias in den Neuen Beiträgen gelesen? — Ich bin ganz entzückt darüber. — Mil-

ton's Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen. Nur Schade, daß die Versart noch toller ist, als die meinige! — Nun glaube ich, daß die Deutschen noch was Rechtes in den schönen Wissenschaften mit der Zeit liefern werden; solche Poesie und Hoheit des Geistes war ich mir von keinem Deutschen vermuthen. Wissen Sie nicht, wie der Verfasser heißen mag?

96. Ewald von Kleist an Gleim.

Den 11. September 1749.

Ich habe zum voraus vermuthet, daß Sie mir mein allzu großes Mißtrauen auf mich selbst, der Leibkompagnie wegen, verweisen würden; ich bin aber versichert, daß Sie eben so würden gehandelt haben. Der Prinz wußte, daß ich der Aelteste war, und wenn er sie mir hätte geben wollen, hätte er es von selbst gethan. Warum sollte ich risquiren, mir eine abschlägige Antwort zu holen, und mich hernach nicht nur darüber zu ärgern, sondern noch mehr über meine Bettelei. Die Wahrheit zu sagen, bin ich dem Prinzen zu gut, um zu verlangen, daß er verdammt sein sollte, täglich einen Trübsinnigen, wie ich bin, um sich zu sehen. Ueberdies kann ich um Wohlthaten nicht ansprechen, und wenn alle diese Umstände nicht gewesen wären, wäre es mir dennoch unmöglich gewesen, ein Wort darum zu verlieren. Nennen Sie dies Hochmuth, oder wie Sie wollen; ich bin nun einmal so, und unvermögend, mich zu zwingen; sonst weiß ich aber von keinem Hochmuthe.

97. Ewald von Kleist an Gleim.

Den 20. December 1749.

Der Herr von Maupertuis, der in Berlin, vermuthlich durch Sulzer, etwas von mir erfahren, hat sich bei des Prinzen Adjutanten nach mir erkundigt, und gesagt, daß er mich zum Mitgliede der Académie des sciences ernennen wolle. Ich habe mich über alle Gesellschaften und Akademieen immer moquirt, so gut wie Sie; meiner Anverwandten zu Hause wegen wäre es mir aber recht lieb, wenn es geschähe. Die haben mir immer vorgeworfen, daß ich so viel gekostet, und noch keinen Heller mit meinem Wissen erworben hätte; denen könnte ich dann sagen, daß ich mit der Zeit eine Pension bekäme, welches bei ihnen ein großes Verdienst ist.

98. Ewald von Kleist an Gleim.

Den 2. April 1755.

Unser Lessing ist sieben Wochen hier in Potsdam gewesen; allein Niemand hat ihn gesehen. Er soll hier, verschlossen in ein Gartenhaus, eine Komödie gemacht haben. Er hätte vielleicht eine bessere gemacht, wenn er sich nicht

verschlossen hätte; denn es giebt hier auch gar viel Narren zu belachen. Mir deucht aber, wenn ich ein Dichter wäre, ich machte hier nicht Satyren und Komödien, sondern lauter Lobgedichte. Unser großer Friedrich giebt einem Dichter mehr Stoff dazu, als je einer gehabt hat. — Warum bin ich doch kein Dichter, und warum ist mir der König zu groß!

99. Ewald von Kleist an Gleim.

Im Lager bei Pirna, den 17. September 1756.

Der König hat in Dresden das Archiv zu sich genommen. Ein gewisser Major von Wangenheim ist beordert gewesen, es zu versiegeln, und es vom Dresdener Schlosse abzuholen. Die Königin von Polen hat sich aber in die Thüre des Gemaches gestellt, und nicht zugeben wollen, daß man es anrühre. Der Major beruft sich auf seine Ordre; die Königin aber sagt: wer ihre Schriften wegnehmen wolle, der müsse sie selbst mitnehmen. Nachdem sie aber ein paar Stunden gestanden, und der Major vor ihr, und sie endlich gesehen, daß sie lange würde stehen müssen, ehe sie den Major beredete, den Befehl seines Herrn nicht auszurichten, hat sie zugeben müssen, daß Alles ist weggenommen worden.

Der Dresdensche Hof ist sehr niedergeschlagen, und ich habe die Königin, die immer barfuß in die Kirche geht, seit ihr Gemahl im Retranchement ist, selbst weinen gesehen, welches mich aber lachen gemacht hat, ungeachtet ich nicht lachen kann, wenn ich ihre armen Bauern weinen sehe. —

Unseren Friedrich muß man immer mehr bewundern, je mehr man sieht, wie er sich bei allen Vorfällen beträgt. Er ist so gelassen und vergnügt, als wenn er in der größten Ruhe wäre. Bei seinen unendlichen Geschäften ist er nie mürrisch, sondern spricht mit Jedem, fertigt Jeden leutselig ab, und geht mit seinen Soldaten um, wie mit Kindern. Sie werden ihre Köpfe en revanche auch gern für ihn hingeben; ich wenigstens gebe meinen, nach gerade ziemlich alten, gern hin, und werde mich freuen, wenn ich Gelegenheit habe, nur was zu helfen. Ich bin in diesem Schauspiele nur ein Fußgänger; ich werde aber doch um mich schlagen, so gut ich kann.

100. Ewald von Kleist an Gleim.

Zittau, den 4. December 1756.

Sie spotten meiner immer wegen meiner Heldenthaten. Es ist Unglück genug für mich, daß ich nicht Gelegenheit habe, welche auszuüben; wer weiß, ob ich nicht mehr thäte, als Andere thun! Um mit Ihnen natürlich und ohne Verstellung zu sprechen, so wünsche ich nichts mehr, als nur

einmal mit zweihundert Mann kommandirt zu sein, und dann von zweitausend Oesterreichern angegriffen zu werden. Wenn ich mich ergäbe, möchte mich der König immer zum Schelme machen lassen. — Aber zu etwas Großem werde ich nie kommen; es sind nur Wenige, denen so etwas aufgehoben ist. —

101. Ewald von Kleist an Gleim.

Zittau, den 5. Januar 1757.

Sie schreiben mir, daß es Ihnen grauet, Nachricht zu erhalten, daß ich im Kriege verwundet oder getödtet worden. Sie müssen sich gewöhnen, diese Nachricht einmal mit kaltem Blute zu lesen oder zu hören. Wenn es geschehen sollte (woran ich aber sehr zweifle, denn ich habe in gewissen Stunden gutes Glück, oder Unglück, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll), so sollen Sie sie lesen, und ich will Ihnen meinen Tod selbst ankündigen. Ich will, wenn ich eine Aktion vermuthe, vorher an Sie schreiben, und meinem Kerl befehlen, daß er den Brief, im Fall ich bleiben sollte, sogleich auf die Post bringe, sonst aber nicht. Der Brief wird anfangen: „Im Fall Sie dieses Schreiben erhalten, so bin ich todt" rc. Der Einfall ist doch lustig, daß man seinen Tod selbst meldet; aber ich glaube, es wird nichts daraus, und Sie werden den Brief nicht bekommen. Geschieht es aber, so bin ich wohl daran.

102. Ewald von Kleist an Gleim.

Leipzig, den 9. Mai 1758.

Mein Gebet ist erhört! Wir marschiren den 11ten huj. hier aus, zum Corps des Prinzen Heinrich. Mir ist, als wenn ich im Himmel wäre, und ich bin nun mit meinem Schicksal, das mich durch die Versetzung aus der Potsdamschen Garnison geführt hat, sehr zufrieden. Ich glaube zwar nicht, daß ich bleiben werde; indessen ist es doch möglich. In diesem Falle geben Sie doch die 200 Rthlr., die über 1000 sind, an Herrn Ramler und Lessing, Jedem die Hälfte. Oder vielmehr, geben Sie sie ihnen jetzt gleich; ich habe genug, wenn ich 1000 behalte. Die 1000 Rthlr. schicken Sie, wofern ich sterben oder todtgeschossen werden sollte, an meine Schwester: verwittwete Kleist, geborene Kleist zu Conitz, über Stargard und Neustettin. — Dies sag' ich nur auf den Fall, den ich nicht glaube. Es geschieht uns immer das, wonach wir nicht viel fragen; und was uns lieb wäre, geschieht uns nicht. Ich glaube, daß ich einst noch im Himmel ein Sklave sein, und nicht werde hinreisen können, wo ich hin will (reisen wird man doch auch dort müssen, wenn man seine Freunde sehen will; denn es ist ein weitläufiger Ort).

103. Ewald von Kleist an Gleim.

Zwickau, den 25. December 1758.

Die Russen haben meinen alten Mutterbruder, einen ehrwürdigen Greis, Namens Manteufel, mit mehr als dreißig Wunden auf seinem Gute ermordet, und sein Haus geplündert. Ein sehr trauriger Fall für mich! Er war einer von Denen, die ich von meiner ganzen Familie am meisten verehrt habe; er war die Redlichkeit und der Verstand selber, und die Zuflucht aller Armen der ganzen Gegend. Er hatte ein schneeweißes Haupt, und ein so ehrwürdiges Ansehen, daß ein Wolf ihn respektirt hätte, nur kein Russe. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten, wenn ich an ihn denke. Er hat mich aus der Taufe gehoben, mich halb erzogen, und mir sehr viel Gutes gethan. —

104. Ewald von Kleist an Gleim.

Im Lager bei Rothlausitz, den 23. Juli 1759.

— Ich kann mich nun mit meinen Musen nicht mehr unterhalten, ich habe nicht Zeit; doch hab' ich an Lessing noch einige Epigramme zu meiner neuen Auflage geschickt. Sie sagen, daß ich Unrecht hätte, Schlachten zu wünschen; aber wir bekommen ja sonst keinen Frieden.

(Dies war sein letzter Brief an Gleim. Die erwünschte Schlacht kam, und mit ihr, bei Kunersdorf, sein Tod.)

105. W... an Gellert.

Leipzig, den 2. August 1779.

Endlich, mein liebster Freund, hat mich das traurige Schicksal wirklich getroffen, das mir schon so lange drohte! Ich habe sie verloren, die treue Gefährtin durch einen so beträchtlichen und den besten Theil meines Lebens! Ehegestern, den 19ten dieses, hat sie mir der Tod entrissen. Aber doch ein sanfter, sanfter Tod, ein bloßer Schlummer ohne Aufwachen, ein Tod, so wie sie sich ihn gewünscht, so wie sie ihn seit vielen Wochen, seit ganzen Monaten immer sehnlicher gewünscht und mit frohem Muthe erwartet hat; denn sie hatte schon lange alle Hoffnung der Wiedergenesung aufgegeben, und bemerkte mit sicherem Gefühle gleichsam jeden Augenblick, der sie dem Ende ihrer Leiden näher brachte. Und welche Leiden! wie mannigfaltig, wie anhaltend, wie tief schmerzend! — Gott! was wäre der Mensch in solchen Umständen, wenn er nicht die Hoffnung eines besseren Lebens hätte? Aber die hatte sie, die gab ihr Kraft, zu dulden und auszuharren; die mischte viele heitere Augenblicke in ihre trüben Stunden. Nun genießt sie der Ruhe, die sie hier nicht mehr finden konnte. Gott sei für ihre Auflösung gepriesen! Mit heißen Thränen haben wir ihn oft um die Verkürzung ihrer Leiden gebeten, und er hat sie verkürzt;

denn nach der Meinung des Arztes hätte sie noch mehrere Wochen leiden sollen. Ihr Auge hat uns in dieser Absicht Alle getäuscht; denn das blieb immer voll Munterkeit und Feuer, bis an den letzten Schlummer. — Aber wie einsam finde ich mich nun, bester Freund! Auf Zureden meiner Freunde habe ich das Landhaus in Gohlis, wo sie gestorben ist, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, die gestern Abend um sechs geschah, verlassen. Nun bin ich in meiner großen leeren Stadtwohnung, wo ich zu ihrer Bequemlichkeit diesen Sommer aus der großen Stube zwei kleinere bauen und Alles zu ihrer Aufnahme so hübsch als möglich einrichten ließ, und wo ich nun aus einem Zimmer in das andere gehe, und nirgends weder sie, noch die Ruhe finde! Sie tadeln mich doch nicht, Freund, daß ich das Alles so empfinde, und daß ich jetzt, indem ich es Ihnen sage, meinen Thränen freien Lauf lasse? Ich murre nicht gegen die Vorsehung; ich bete ihre Schickungen als Schickungen des weisesten, gütigsten Vaters an; ich danke selbst diesem liebreichen Vater, daß er meine Gattin in einen besseren Zustand versetzt hat. Aber für mich ist sie doch nicht mehr! Und ihr ermunternder Umgang, ihr weiser Rath, ihre wachsame Fürsorge, ihr fröhliches Herz, ihr feiner Geschmack, ihre aufrichtige Liebe — die habe oder genieße ich nicht mehr! Alle Augenblicke, dünkt mich, hätte ich ihr was zu sagen, sie um Rath zu fragen, mich nach etwas zu erkundigen; selbst alle Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses, alle Trauerbesuche und Trauergespräche, dachte ich, müßte ich ihr hinterbringen, und ihre Gedanken darüber wissen. — Wie schwer, das nicht mehr zu thun, was man über einundzwanzig Jahre gethan, und so gern gethan hat! Wie ganz anders war es vor zwei Jahren, da wir auf der Reise waren, da sie mehr schwebte als ging, und lauter Lust und Freude um sich her verbreitete! Wie gut, daß man die Zukunft nicht vorhersieht! So nimmt sie doch das Andenken vieler reinen Vergnügen mit sich, und ich behalte die Befriedigung, ihr dieselben verschafft, und mit ihr genossen zu haben. Nach und nach wird auch wieder Stille und Ruhe in mein Herz kommen, und mein Geist, den ihre Leiden fast erschöpft hatten, wird sich wieder aufrichten. — Die Freundschaft vermag viel über mich. Schon jetzt finde ich mich, nach einem sehr traurigen Tage, wieder ruhiger, weil ich ihn im vertrauten Gespräche mit Ihnen schließe, und mir dabei den Antheil, den Sie und Ihre beste, liebste Mama an diesem Allen nehmen, lebhaft vorstelle. Gewiß, Sie werden ihr Andenken mit freundschaftlichen Thränen beehren, und wenn Sie hier wären, wie viel Trost würde ich nicht an Ihrer Seite finden! Ich umarme Sie Beide mit der innigsten Liebe. Möge Sie doch Gott vor allen ähnlichen Leiden bewahren, und Sie Ihre Lebensbahn bis zum

Ziele ebener und leichter finden lassen, als sie meiner lieben seligen Freundin in den letzten Jahren geworden ist! Lieben Sie stets, wie bisher, Ihren ꝛc.

106. Gleim an Lessing.

Gestern war ich stummer Schmerz; heute kann ich weinen. Lesen Sie, liebster Freund, beigehenden abscheulichen Brief von dem Schicksal unseres Kleist, und weinen Sie mit mir. Er ist vom 15ten, der Ihrige war vom 25sten. Auch hat das Feldpostamt meinen letzten Brief vom 20sten an ihn hierher zurückgeschickt, und darauf gesetzt: Zurück nach Halberstadt; ist in Frankfurt gefangen. Die letzten Nachrichten also gaben noch eine schwache Hoffnung seines Lebens. Aber, o Gott! hast Du keinen Engel für einen Kleist? Alle meine Gedanken, ich zittere, sie zu denken, sind wider Gott. — Hätten Sie mir doch nur mit einem Worte gesagt, woher Sie wissen, daß er in Frankfurt gefangen ist, oder nur eine Zeile geschrieben! Sie wissen ja, was ich verliere, wenn er nicht mehr lebt. Keinen Freund, keinen Bruder, keinen Vater, die ganze Welt verliere ich! — Aber vielleicht sind Sie nach unserer Armee gereist. In diesem Falle hätte Herr Sulzer oder Herr Krause mir doch schreiben sollen. Ich bin, weil ich Ihren zweiten Brief abwarten wollte, noch nicht nach Magdeburg gereist, und nun kann ich vor Betrübniß nicht. Meinem Bruder aber hab' ich aufgetragen, unter den dortigen Russischen Gefangenen, welche auf dem Punkte stehen, ausgewechselt zu werden, einen Menschen aufzusuchen, und ihn zu bitten, der Schutzgott unseres Kleist zu sein. Aber wenn er unter den zehntausend Todten begraben wäre! O, liebster Lessing, ich kann es nicht denken! Der Gedanke ist mir gar zu abscheulich! Gleim.

107. Lessing an Gleim.

Ach, liebster Freund, es ist leider wahr, er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen anderen Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht; aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie, manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei, vier Wunden, warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigeren und kleineren Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre

auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man, aber er ist verabsäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll! Die Elenden, die ihn verabsäumt haben! — Ich muß abbrechen. Der Professor wird Ihnen ohne Zweifel geschrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein Anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müssen nicht viel an Kleist verloren haben, die das jetzt im Stande waren! Der Professor will seine Rede abdrucken lassen, und sie ist so elend! Ich weiß gewiß, Kleist hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als sich solches Zeug nachschwatzen lassen. Hat ein Professor wohl ein Herz? Er verlangt jetzt auch von mir und Ramler Verse, die er mit seiner Rede zugleich will abdrucken lassen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen sein Verlangen — Liebster Gleim, das müssen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, sagen könnten. Ihnen ist es auch nicht, wie einem Professor, was Sie sagen und wie Sie es sagen. — Leben Sie wohl! Ich werde Ihnen mehr schreiben, wenn ich werde ruhig sein.

Ihr ergebenster
Lessing.

108. Lessing an Gleim.

Hamburg, den 8. Januar 1770.

Liebster Freund!

Ihre Geschichte ist die meinige. Seit acht Monaten liegt ein Brief an Sie angefangen, und mehr als angefangen, fertig bis zum Schlusse. Ihn völlig zu schließen, wollte ich nur noch verschiedene Konjunkturen abwarten, die mein künftiges Schicksal bestimmen mußten. Ich weiß, daß Ihnen dies nicht gleichgültig ist; ich wollte Ihnen nichts eher davon schreiben, als bis ich Ihnen das Zuverlässigste schreiben könnte. Das Rad ist lange gedrehet worden; und siehe, endlich kommt eine Zahl heraus, von der ich mir etwas versprochen hatte. Aber die Freundschaft hatte sie für mich besetzt. — Kurz, mein lieber Gleim, es ist wahr, was Sie gehört und gelesen haben. Ich habe die Bibliothekarstelle in Wolfenbüttel angenommen, mit der Versicherung, daß meine Reise nach Italien dadurch nicht rückgängig, sondern nur so lange verschoben werden soll, bis ich meinen Platz hinlänglich kennen lerne, um sie auch für diesen nützlich zu machen. Ich komme also allerdings Ihnen für's Erste näher, als ich noch jemals gewesen bin, und es versteht sich, daß meine erste Ausflucht von Wolfenbüttel zu Ihnen sein wird, wenn Sie nicht lieber mir zuvorkommen, und mich mit dem Frühlinge daselbst besuchen wollen. Bis auf diese unsere Zusammenkunft verspare ich Alles, was ich Ihnen in jenem

angefangenen Briefs sagen wollte. Es sind auch wirklich lauter Dinge, die sich gar wohl versparen lassen, ja, über die ich sicherlich weder Buchstaben noch Worte verlieren würde, wenn Gleim nicht ein allzu geflissentliches Stillschweigen in seinen Briefen darüber beobachtet hätte. Dieses Geflissentliche allein war mir anstößig, schien mir einen stummen Vorwurf zu enthalten, und daher einer Erklärung zu bedürfen. Auch wird eine Erklärung darüber immer noch so gut sein, nur ist sie nicht pressant. Denn was das Wesentliche davon sein kann, das weiß ich doch schon. Ich weiß, daß zu einem Manne, wie Sie sind, sich täglich neue Freunde drängen müssen. Ich weiß aber auch, daß neue Freunde den alten zwar derogiren, niemals aber die alten abrogiren können. Wenn ich Ihre Freundschaft jemals gehabt habe, und ich bin überzeugt, daß ich sie gehabt habe, so habe ich sie noch. Und wenn ich Ihnen versichere, daß Hochachtung bei mir Freundschaft ist, so kann der meinigen Niemand gewisser sein, als Sie. Das ist vorläufig genug, denke ich; genug uns Beiden, genug. —

Ich muß schließen. Leben Sie wohl, liebster Freund! und sorgen Sie, daß ich Sie, wenn ich Sie nun bald umarme, gesund und vergnügt umarmen kann.

Dero

ergebenster Lessing.

109. Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, an Bürger.

Herzlichen und aber herzlichen Dank für Lieb' und Zutrauen, bester Bürger! Ich fühle, daß meine Freundschaft für Sie mich dessen werth macht, und desto reiner fließt mir der Dank in die Feder.

Gott wolle mir Gelegenheit geben, meinem lieben Bürger nützlich zu sein! Ich werde sie nicht allein beim Schopfe ergreifen, wenn sie sich darbietet, sondern mit Treue suchen. Und schwerlich würde Ihre Freude größer sein, als die meinige, wenn ich die feile Dirne haschen könnte, welche sich in dieser Welt öfter dem Schurken, als dem Biedermann anbeut.

Hier im Lande sind sehr gute Beamtenstellen, von 500 bis 1000 Rthlrn. Einkünften. Aber auch hier im Lande wird ein mittelmäßiger Pensionist, des leidigen Seckels willen, dem bravsten Manne, wäre es auch Bürger, so auch der mittelmäßige Oldenburger dem bravsten Fremdlinge, wäre es auch Bürger, vorgezogen. Ja, was sage ich, wäre es auch Bürger? — Freilich kennt man auch hier den edlen Dichter; aber Sie wissen, was das in unserem Vaterlande sagen will. Außer wenigen Edeln hält der ganze übrige Pöbel, und vor Allem der Durchlauchtige, den Dichter für einen zwar seltenen, aber losen Vogel, der nicht in die Wirthschaft taugt. Weil wir fliegen, glaubt man, daß wir nicht

gehen können; und wenn wir auch in Geschäften heller sehen, hält man uns für übersichtig. Dazu sind die Lästerungen Ihrer hannöverischen Philister auch bis zu uns gekommen, und so etwas hat immer Einfluß, wäre es auch nur in so- fern, als man den Vorwand gern ergreift.

Ich habe selber geglaubt, daß ich hier einiges Ansehen hätte, theils, weil man mir freundliche Gesichter machte, theils, weil ich mich mit Anderen um mich her verglich. Wo ich aber Gebrauch davon machen wollte, fand ich bald, daß ich Rechenpfennige für baare Münze angesehen, daß der gelbe Fürstenkopf mich betrogen hatte.

Gleichwohl will ich versuchen, ob ich hier oder ander- wärts etwas aufspüren kann. Wenn Ihnen kein Wildpret in die Küche gebracht wird, so schreiben Sie es der vater- ländischen Sandwüste, und nicht dem treuen Stöber zu. Ich wünschte, daß Sie mir einen Brief schrieben, den ich produciren könnte. Aber ich wiederhole es, rechnen Sie nicht auf Ihren Freund, der nichts, als guten Willen hat.

„Da hast du was Rechts!"

können Sie mir mit dem wackeren Tellheim zurufen.

In stillem und feinem guten Herzen habe ich seit Jah- ren Ihre Schicksale tief gefühlt. Ich sage Ihnen nichts von dem, was Ihrem Herzen das Nächste ist. — Aber auch Ihr Leben unter den Philistern hat mich lange gekränkt. Ich kenne dieses Gesindel! Da möchte ich oft den vaterländischen Staub von den Füßen schütteln, wenn ich bedenke, — ei, da ist was zu bedenken! — wenn ich wie Kohlen im Herzen es fühle, daß einer der Edelsten des Volkes, wie der starke Simson, in der Mühle dieser Unbeschnittenen mahlen muß, ohne sich kräftig neigen zu können, wie Jener, als er die Säulen des Tempels ergriff.

Unsere Löwen sind Aeser; aber wer findet Honig in ihrem Rachen?

Ich denke, Sie fühlen es, daß ich nicht unzeitig witzeln will. Aber auch der Zorn hat seinen Witz; und wer weiß das besser, als Sie?

Einige Ihrer letzten Epigramme, schön, wie sie sind, haben mich betrübt; denn ich sehe, daß Sie mit Schurken zu thun haben. Aber nimmer hätte der Unmuth Ihnen, als wahren Ernst, den Wunsch eingeben sollen, Ihre gött- liche Kraft weggeben zu können!

Mein lieber edler Bürger!

Daß Ihre Phantasie, voll Kraft,
Sich Welten, wie sie will, verschafft,
Und höllenab, und himmelan
Sich senken und erheben kann!

das sei und bleibe Ihr Stolz und Ihre Wonne. —

Ich

Ich weiß, daß Ihr Herz edel und groß ist, daß bei eigenen Leiden Sie sich des Glückes eines Freundes freuen können. Ich bin durch mein Weib — ich habe sie in manchem Gedichte seit fünf Jahren, ohne Schmeichelei, nach der Natur beschrieben — so glücklich, als man es sein kann. Ich habe drei liebe Kinder. Meinen Bruder sehe ich wenigstens jährlich, und meine liebste Schwester ist jetzt bei mir, und wird es, hoff' ich, oft sein. Dazu lebe ich, wie ich immer wünschte, auf dem Lande. Ich pflege des Altars der Themis; aber ich lehre die Tauben der Venus Urania, im Gesimse ihres Tempels zu nisten. Oft singt mein Weib Ihre Lieder. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

F. L. Stolberg.

110. F. L. Graf zu Stolberg an Bürger.

Neuenburg, am 27. März 1787.

Liebster Freund, warum antworten Sie mir nicht? Schon seit verschiedenen Posttagen sehe ich mit Ungeduld einem Briefe von Ihnen entgegen. Sie haben doch nicht den meinigen für eine Einkleidung gehalten? Nein, so kann mich mein Bürger nicht verkennen! — Sie haben doch meinen Wunsch, einen Brief von Ihnen zu haben, den ich dem Minister, oder auch dem Herzoge zeigen könnte, nicht mißverstanden? Sie sind doch von mir versichert, daß ich stolz genug auf meinen Freund bin, um Minister und Herzog fühlen zu lassen, daß, wenn Bürger sich mit ihnen in einen Vertrag einläßt, die Ehre auf der Seite des Kronvogels, und nicht des edleren Adlers sei! Also, schreiben Sie mir einen Brief, dem man es nicht ansieht, daß er producirt werden soll, der aber doch darauf eingerichtet ist. Ohne einen Versuch zu machen, will und kann ich der Hoffnung nicht entsagen, Sie in diesem Lande zu sehen, zu haben! Wir wollen uns selbander verjüngen, wie Adler, und auffahren mit neuer Kraft!

Meine Agnes theilet ganz meinen feurigen Wunsch. Als ein kleines Mädel hat sie schon mit Empfindung Ihre Lieder gesungen, und singt sie mir oft. Sie will, daß ich Sie herzlich von ihr grüßen soll.

Heraus aus dem Lande der Philister! Mich wundert, daß Sie nicht schon längst im heiligen Zorn der Esel einem einen Kinnbacken ausgerissen haben, um das Philisterzeug zu zerdreschen.

Ich hoffe, daß Sie den ersten Theil von meinen und meines Bruders Schauspielen erhalten haben. Schon seit einigen Wochen sollten Sie ihn haben.

Leben Sie wohl, liebster Freund! Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

F. L. Stolberg.

111. F. L. Graf zu Stolberg an Bürger.

Neuenburg, am 4. Mai 1787.

Herzlichen Dank für Ihren letzten Brief, liebster Bürger! Ich habe ihn nicht früher beantwortet, weil ich die Erscheinung des Herzogs in diesem Lande abwarten wollte, in der Hoffnung, vielleicht etwas Gewisseres von einer Sache schreiben zu können, die mir so nahe am Herzen liegt.

Vor einigen Tagen habe ich den Herzog gesprochen. Mit Freuden lasse ich ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er etwas vom Werthe Ihres Anerbietens empfand. Ich suchte diese Empfindung zu nutzen, und ihm die Erfüllung unseres Wunsches so nahe zu legen, als ich, ohne Ihnen etwas zu vergeben, thun konnte. Er ließ sie aber, ganz nahe, zwischen ihm und mir liegen; doch habe ich Hoffnung, zum wenigsten mehr, als ich vor meiner Unterredung hatte, gleichwohl nicht genug, um Ihnen nicht rathen zu müssen, außer dieser Angel auch andere in anderen Wassern aushalten zu lassen. Ich gebe Acht auf diese, frische den Köder an, und reiße sie jauchzend zu mir, sobald sie zuckt.

Ach, liebster Bürger, wie wollen wir manchen Tag unseres Lebens zusammen froh werden, wenn ein guter Genius uns zusammenbringt! Vergnügen wollen wir uns, wir alten Knaben, wie die Adler, und auffahren mit neuer Kraft!

Indem ich dieses schreibe, kommt mir ein Gedanke, den ich Ihrer Prüfung vorlege.

Es werden in Oldenburg „Blätter vermischten Inhalts" herauskommen, zum Nutzen des Bürgers in den Städten und des Landmanns. Die Ankündigung derselben wollte ich Ihnen schicken; sie ist aber, wie Klotz zu sagen pflegte, den Weg gegangen, unde negant redire chartas. Hier ist eine Beilage, welche nur an Diejenigen gesandt worden, deren Mitarbeitung sich die Herausgeber ausbitten. Jene war für den Haufen der Leser.

Ehre ist freilich mit dieser Arbeit nicht einzulegen; zu unserem jetzigen Zwecke wäre es aber vielleicht nicht undienlich, wenn Sie einige kurze Aufsätze juristisch-populairen, oder kameralischen Inhalts einsendeten. Sie gäben sich einen anderen Namen, und ich wollte dafür sorgen, daß Diejenigen, auf die es ankommt, erführen, daß Sie der Verfasser wären. So wäre z. B. eine lebendige Beschreibung des Unfugs, den die Advokaten treiben, mit einer Warnung gegen diese Hunde der Themis, hier sehr gut angebracht. — Ich weiß, edler Adler, daß ich Dir etwas Albernes zumuthe; aber wenn Deine Sonnenschwingen ruhen, kannst Du ja wohl, currente penna anserna, Dich herablassen.

Gott befohlen, bester Bürger! Meine Agnes, die herzliche Sängerin Ihrer Lieder, und meine Schwester,

Kätchen, von welcher Sie vor verschiedenen Jahren im Museum einige Ammonshörnchen haben sehen können, grüßen von Herzen. Ich umarme Sie mit dem vollen Gefühl unserer Freundschaft. F. L. Stolberg.

Hier habe ich von einem Nachbar auch noch die erste Ankündigung aufgegabelt.

112. F. L. Graf zu Stolberg an Bürger.

Neuenburg, am 1. Juni 1787.

Vor einigen Tagen hat mich Halem verlassen, welcher mich besucht hatte. Sie kennen ihn; es ist ein guter, braver Mann, dem ich unser Geheimniß schon vor einiger Zeit anvertraute, weil er des Zutrauens werth ist, und zu unserem Zwecke vielleicht nützen kann. Er ist einer von den Herausgebern der „vermischten Blätter", und sein Bruder ist Sekretair des Bischofs. Er wird an Sie schreiben, und Ihnen ein Exemplar schicken, damit Sie sich orientiren in dieser sandigen Autorwüste. Aber das Herz im Leibe schwillt mir vor Unwillen, daß Du, edler Aar, Dich durch solches Arbeitsel anempfehlen sollst!

Senden Sie an ihn Ihre Beiträge, und geben Sie sich einen erdichteten Namen, und zwar immer denselben. Halem stimmt alsdann seinen Bruder, und dieser läßt diskursweise fallen, daß dieser und jener nützliche, pragmatische Aufsatz von Ihnen sei.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief vom 14. Mai. O, daß ich mit reiner, ungemischter Freude, oder auch nur mit mehr Hoffnung, Ihre lieben Briefe lesen könnte! So ganz der alte liebe Bürger in jeder Zeile!

Ich reise in einigen Tagen auf sechs bis acht Wochen nach Holstein. Ich werde den Bischof und Graf Holmeer sehen, und werde es nicht machen, wie mein Kollege am ägyptischen Hofe (denn auch ich bin Oberschenk), welcher seines Freundes vergaß. Aber mit dem Bischof muß man sehr behutsam in solchen Fällen sein; legt man ihm zur Unzeit eine Sache nahe, so läßt er sie liegen. Er ist von der Art: cui male si palpere recalcitrat undique tutus. Ich habe mit Halem darüber gesprochen, ob etwa am Ende des Sommers es gut sein möchte, daß Sie eine kleine Reise hierher machten; aber diese Idee ist sehr unreif. Gott weiß, wie gern ich Sie hier umarmte! Aber umsonst will ich Sie nicht hersprengen; auch möchte vielleicht der Bischof Abrede wittern, und dann wäre Alles aus. Gott, welcher den Adlern ihren Weg über Wolken zeigt, leite Sie und diese Sache, die mir so sehr am Herzen liegt!

Agnes und Kätchen theilen ganz meinen Wunsch, und würden sich seiner Erfüllung von Grund der Seele freuen. Uebrigens ist Kätchen nicht diejenige von meinen

Schwestern, welche Lieutenant von .... gesehen hat. Diese hat jetzt einen Bruder von Agnes geheirathet. Sie für Kätchen gehalten zu haben, sieht .... ähnlich. Mit Willen hat er sie nicht verwechselt; eine solche poetische Licenz wäre weit über seine Kräfte. Durch jene Schwester hat er mir vor einigen Jahren die Romanze, deren Sie erwähnen, mittheilen, und ich ihm den wohlgemeinten, wiewohl dürren, herben Rath geben lassen, nie wieder Verse zu machen. Dadurch habe ich ihm wohl schwerlich den Tollwurm genommen; aber doch mich vom ferneren Auswurfe seiner Muse befreit. — Gott befohlen! Ich umarme Sie von ganzem Herzen! F. L. Stolberg.

113. F. L. Graf zu Stolberg an **.

Berlin, den 12. September 1789.

Meines ungesehenen Freundes Brief aus Emkendorf schärfte meine ohnehin schon sehr rege Sehnsucht. Dennoch freute ich mich herzlich Ihrer und unserer Freunde Freude. Dem leidenden Julian Engel hat Ihr Besuch Leben und Freude in die Adern gegossen. Ich lauschte Euren Gesprächen von hier; ich hörte den Namen meiner Verklärten nennen, und segnete Euch dafür!

Ich habe gestern Witzenmann's Matthäus angefangen, und mich mit dem edlen Geiste Ihres seligen Freundes dadurch noch bekannter gemacht. Sein Standpunkt und seine Art zu betrachten gefällt mir sehr. Mir deucht, ein aufrichtiger und ernster Zweifler müßte durch dieses Buch wenigstens veranlaßt und in den Stand gesetzt werden, durch Lesung des Evangelii jeden Zweifel zu besiegen. Doch bin ich der Meinung, und bin es durch eigene Erfahrung — denn auch ich habe mit Zweifeln gerungen —, daß die einfältige Lesung auch ohne diesen philosophischen Blick schon siegende Ueberzeugung mit sich führe.

Wofern ich noch leben soll, so drücke ich Sie gewiß noch an mein Herz. Sollte uns hienieden, in diesem kleinen labyrinthischen Erdthale, diese Freude nicht vergönnt werden, o! so sehen wir ja doch Beide schon das Licht aus der Höhe und den Glanz der Gefilde, die uns vereinigen werden!

Das Geheimniß des Lebens, dessen Sie erwähnen, ist und bleibt uns hier ein Geheimniß, der Art und Weise nach. Wir wissen nicht, von wannen der Wind kommt und wohin er fährt, aber wir vernehmen sein Sausen wohl.

O! mein Freund, im Thale des Jammers, durch welches die Hand des Alliebenden mich leitet, ist es zwar nächtlich um mich her, aber ich fühle die Morgenluft, und rufe mit einer durch Mark und Bein gehenden Ueberzeugung: Wohl uns, daß wir sind, denn wir werden sein!

114. F. L. Graf zu Stolberg an Jakobi.

Berlin, den 17. Juli 1790.

Zwar nur auf Urlaub, aber mit gewisser Hoffnung, aus dem Märkischen Sande hinüber in die hesperischen Gärten von Neapolis versetzt zu werden, reise ich übermorgen mit Weib und Kind nach Holstein, und von dort nach Dänemark.

Ich hätte Ihnen, liebster Jakobi, viel zu sagen, aber ich bin heute in seelenzerrüttendem Gewühl, durch welches man sich immer durcharbeiten muß, wenn man seinen Wohnsitz verläßt, und eile daher zur Hauptsache.

Ich habe Ihnen geschrieben, daß mich meine süße Hoffnung, unseren Nicolovius zum Hofmeister zu bekommen, getäuscht hat. Ein Anderer, welchen mir mein alter und geliebter Freund Funk in Magdeburg empfohlen hatte, ist Feldprediger geworden.

Ich kenne nur drei Menschen, auf deren Empfehlung ich es wagen darf, einen Ungesehenen zu nehmen, Funk, Heß und Sie. Ich würde meinen Bruder zuerst genannt haben, wenn er Gelegenheit hätte, junge Männer zu sehen.

Ich verlange in einem Hofmeister Reinheit der Sitten, Unschuld des Herzens und wahres Bibelchristenthum, sanften, heiteren Sinn, Freudigkeit und Geistesfähigkeit genug, um nicht zu früh von seinen Zöglingen übersehen zu werden. Ich wünsche, daß er die Alten geläufig und mit dem Geiste lese, mit welchem man sich im Lesen eines edlen Schriftstellers veredelt. Er muß Geduld genug haben, um auch in den Dornpfaden der Grammatik, das heißt, in ihren nöthigen Elementen, nicht zu ermüden. Mein ältester Sohn wird in einigen Tagen 7 Jahr alt, der zweite im Herbst 4 Jahr. Ich darf sagen, daß es sehr gute, hoffnungsvolle Kinder sind. Ich, meine Frau und meine Schwester werden sich ein wahres Vergnügen daraus machen, dem jungen Manne auch dadurch das Leben leicht zu machen, daß wir ihm auf verschiedene Stunden des Tages gern die Kinder abnehmen, und ihm Zeit zum Lesen, Besuchen u. s. w. geben werden. Nach dem Maße seiner Liebe zu den Kindern und seiner Verdienste um sie, wird er unser Freund oder Herzensfreund sein. Zum Herzensfreunde kann freilich die Dankbarkeit nicht machen; wer aber Kindern in einem hohen Grade das ist, was er ihnen sein kann, dessen Herz und Geist sind von der Art, daß man mit Empfindung für's Gute ihm nicht allein Dank weiß, sondern ihn herzlich lieb gewinnt. O, liebster Freund, wenn Sie einen jungen Menschen, wie ich ihn wünsche (oder auch einen älteren, wofern nur Jugendfreudigkeit in ihm lebt), wissen; o, so bitte ich Sie, mir ihn zu verschaffen! Mit Freude rüste ich mich zur Reise nach einem Lande, nach welchem ich mich seit vielen Jahren

sehne; aber der Kummer, mit einem siebenjährigen Knaben, an welchem mein Herz hängt, ohne Hofmeister zu reisen, nagt an dieser Freude in meinem Herzen. So sehr ein Mensch einen Menschen verpflichten kann, wird mein Jakobi mich verpflichten, wenn er mir einen solchen Mann anweiset. Meine Knaben haben einen Mutterengel im Himmel, dessen Segen auf ihr Haupt kommen wird!

Wofern Sie an Ihren Bruder oder an Schlosser schreiben, so sagen Sie ihnen, daß ich keinen Neologen haben will, wäre er auch gelehrt wie Aristoteles, und weise und gut wie Xenophon. Wenn es auf einen Lehrer für meine Kinder ankommt, so bin ich intolerant! Ob er Theolog oder Jurist, lutherisch oder reformirt ist, ist mir gleichviel; aber er muß mit Einfalt des Evangeliums glauben. Ich hätte lieber einen ehrlichen Atheisten, wenn es solche giebt, als einen Wischiwaschi von zusammengekneteten Glauben und Unglauben, wie jetzt die meisten Theologen sind.

Ich drücke Sie an mein Herz.

115. F. L. Graf zu Stolberg an Jakobi.

Frankfurt, den 5. August 1791.

Sehr glücklich machte mich Ihre Freundschaft, Herzgeliebter, als ich Sie nicht gesehen hatte und dennoch Sie innig liebte; aber nun nach der Prüfung des Glaubens, wie beseligt mich der erste, ewige Bund nach dem Schauen! Unsere Herzen schlugen hoch in Wellen, und vereinigen sich in zwei Ströme, die nun mit vereinten Wassern dem herrlichen Ocean zueilen. Lieber Bruder, mir wird jedes Mal so innig wohl bei dem Gedanken an unseren Bund. Wahre Kraft hienieden ist nur in Vereinigung der Guten, sie ist der Bündel Pfeile in der Hand des Starken; alle Kräfte des Widersachers sind nur einzeln, so viel ihrer auch sein mögen.

Ihr und der lieben Schwestern Bild begleitet, belebt, beseelt uns oft. Wir wollen, wir werden in trauter Gemeinschaft mit einander bleiben, bis Einem nach dem Anderen das Herz bricht, und dann wird die Knospe unserer Freundschaft zur ewigen Himmelspflanze sich entfalten.

Welche Natur von Bonn bis Koblenz! Wie bleibt doch auch die freudigste Erwartung hinter der großen Natur zurück! Es ging damit wie mit einem gewissen Manne; ich ahnete so viel, ich fand mehr.

Liebster Freund, ich würde mich herzlich gefreut haben, Johannes Müller kennen zu lernen; aber unwiderstehlicher Ekel wider die Hofluft hielt mich zurück. Dazu kommt, daß Sophie nur das Unangenehme von dieser Existenz haben, und wohl nicht bekannt genug mit Müller werden würde, um sich durch ihn für die Frohnen des Hofes entschädigen zu können.

Gott sei mit Euch, Ihr Edlen und Lieben! Oder vielmehr, er mache Euch seine Nähe immer fühlbarer, denn er ist gewiß mit Euch! Ich umarme Euch Alle, und freue mich mit inniger Rührung Eurer Liebe. Lebe wohl, Lieber! Lebe wohl, Bruder! ich drücke Dich an das Herz Deines

F. L. Stolberg.

116. F. L. Graf zu Stolberg an F. H. Jakobi.

Lützenbeck bei Münster, den 7. Mai 1808.

Du wirst vielleicht schon wissen, was ich Dir mit tiefgerührtem Herzen melde. Am 27sten v. M. übergab die Gallitzin ihre schöne, große, liebevolle Seele in die Hand Gottes. Seit vorigem Herbste hatte sie weit mehr als je an ischiatischen Schmerzen gelitten. Seit dem 3. März lag sie im Bette. Das Uebel ergriff die Eingeweide; diese wurden entzündet. Hieraus entstand eine Wassersucht. Sie hat während acht Wochen unaussprechliche Pein gelitten. Ihr innerer Friede blieb unangefochten; ihr ganzes Wesen war Glaube, Hoffnung, Liebe. Jedes Mal, daß wir sie sahen, ergriff uns der Anblick ihres äußeren Zustandes und Aussehens; wir verließen sie nie ohne Trost des Himmels. Ihr Ende war nicht sanft, aber triumphirend, wie das Ende der Märtyrer. Ihr Puls hörte auf zu schlagen unter schrecklichen Schmerzen. Ihr letzter Gedanke war Dankgebet für so eben empfangene heilige Kommunion.

Du hast sie gekannt, das heißt, geehrt und geliebt, wie man Wenige auf Erden ehren und lieben kann. Ich war sehr besorgt für Fürstenberg; Du weißt, wie er sie liebte und sie ihn. Er hat an ihrem Todestage die Kraft gehabt, den jungen Theologen die Frequentirungen eines äußerst unchristlichen Professors der Theologie, den die Preußen hergesetzt haben, zu untersagen, und ins Kapitel zu gehen, um diese Maßregel anzuzeigen. Er läßt Dich grüßen und Dir sagen, daß er nie ohne Liebe und Wehmuth an Dich denke.

Lebe wohl, lieber Jakobi! Ich habe das vorige Jahr die Unruhe und Sorgen Deiner Lage ganz mit Dir getheilt. Aber wir sind Beide in einem Alter, welches uns lehrt, die Beschwerden und den Kummer dieses zeitlichen Lebens, als Mückenstiche eines schwülen — wohl schwülen Abends zu empfinden.

Meine Sophie empfiehlt sich mit mir Deinem und Deiner Schwestern guten Andenken. Ich umarme Dich von ganzem Herzen.

117. Antwort.

München, den 15. Juni 1808.

Wohl, Lieber, habe auch ich sie gekannt, geehrt und geliebt, die nun von der Erde Befreite! Ich kann ihn ganz fühlen, Deinen und Deiner Sophie namenlosen Verlust.

Nicht zu vergessen Gefühle des Göttlichen, wo sie mir wurden, ist die unablässige Sorge meines leidvollen Alters. So traure ich mit Euch und tröste mich mit Euch.

Man schreibt mir, Ihr werdet Münster verlassen und wahrscheinlich nach Sachsen ziehen. So kämet Ihr mir wieder näher, und ich dürfte hoffen, Euch noch einmal wiederzusehen. Doch der Hoffnung des Sichwiedersehens ist nur zu viel geworden; sie darf überall aus jeder Entfernung laut werden; denn wer mag sagen, daß er eine bleibende Stätte hat, einen Aufenthalt nur bis zum morgenden Tage? Ich muß hinzusetzen: es ist auch keine Flucht mehr. Ehemals wanderten die Völker, jetzt wandert ihnen der Boden unter den Füßen hinweg, und sie taumeln vorwärts und rückwärts über einander hin und her. O, wie war es köstlich noch vor zwölf Jahren, da ich mich retten konnte nach Holstein in die Arme meiner Freunde! Wo ist nun ein Zufluchtsort, dem man vertrauen dürfte bis zum nächsten Frühling? Ehe Du zugerüstet hast, langen die Flüchtlinge an, daher, wo Du hinwolltest.

Napoleon soll gesagt haben, er werde nicht eher ruhen, bis seine Dynastie die älteste in Europa geworden sei. Ich zweifle, daß er selbst diese Worte ausgesprochen habe; aber unwiderstehlich dabei getrieben, daß er sie erfülle, sehe ich ihn mit jedem Tage mehr.

Ich lebe hier sehr still und ziemlich einsam. Was ich gern noch ausarbeiten und bei meinem Leben bekannt machen möchte, ist das System meiner Ueberzeugungen. Es fehlt mir jetzt nichts, als der Beistand meines Leibes, der aber eben jetzt auch schwerlich zu haben sein wird. Früher versagte der Geist mir die Vollendung.

Möge es Dir und Sophien und Euern Kindern so wohl gehen, als ich es Euch aus treuem, liebevollen Herzen wünsche. Sage Fürstenbergen in meinem Namen aus Deiner ahnungsvollen Seele, was die meine Dir anbefiehlt. Mit uns Allen sei Gott, der, wie Lavater irgendwo anführt, „Jedem begegnet, wer ihn nur grüßen könnte."

Ich umarme Dich mit unsterblicher Freundschaft.

118. Christian, Graf zu Stolberg, an Bürger.

Tremsbüttel, den 17. Januar 1778.

Glück und Segen und herzliche Grüße zuvor, mein geliebter Herr Amtsbruder! Zürnen Sie nicht, lassen Sie sich versöhnen durch die Töchter des wolkenerschütternden Zevs, durch die freundlichen Bitten, die ich zu Ihnen sende, um mir Ihre Verzeihung für mein nachlässiges Zaudern zu erflehen. Ihr Brief war mir eine Stimme der Freude, die mir am fernen Ufer erscholl, die mir zurückrief all' Ihre Liebe, und all' die frohen, unvergeßlichen Stunden, die uns bei unseren Zusammenkünften unter den Händen entschlüpf-

ten. Nun bin ich worden, wie Sie, ein gestrenger Amtmann, habe auch heimgeführt ein liebes Weib, und lebe mit ihr in Freud' und Wonne. Mit den Schwalben ziehen wir wieder ins dänische Land, um uns zu laben an unseren Gefreundten, und um unser zerstörtes Nest zu einer neuen Burg umzuschaffen. Mit brennendem Verlangen sehe ich entgegen den unsterblichen Werken, die Sie in alle Welt senden. Lassen Sie mir zwei Exemplare bringen, und meinen Namen Platz finden auf der Liste Ihrer Freunde und Verehrer.

Ich freue mich herzlich Ihrer Freude an dem zarten Sprößlinge Ihrer Liebe. Die liebe Kleine müsse Sie immer erfüllen mit den süßesten Vaterfreuden, und sich bald zugesellen ein Schwarm froher Brüder, gestempelt mit dem Siegel ihres edeln Vaters, und angehaucht mit seinem lebendigen Odem.

Ich wollte, Sie könnten anhören, wenn meine Frau „Lenore" singt; dann würden Sie sich noch eins so sehr blähen in Ihrer gerechten Selbstbehäglichkeit.

Leben Sie wohl, und seien Sie mit herzlicher Liebe von mir umarmt. Ch. Stolberg.

119. Klopstock an Fanny.*)

Quedlinburg, den 10. Juli 1750.

Ich bin gestern, liebste Cousine, von Magdeburg zurückgekommen. Ich habe mich dort der Freude überlassen, die in vollem Maße auf mich wartete, und ich würde ganz glücklich gewesen sein, wenn ein kleiner Brief von Ihnen, warum ich Sie bat, meine Freude vollkommen gemacht

---

*) J. L. Schmidt's Schwester, unter dem Namen Fanny, durch Klopstock's Liebe und seine elegischen Dichtungen unsterblich. Er lernte sie als Verwandte 1748 zu Langensalza kennen, wo er bei der Kaufmann Weisse'schen Familie Hauslehrer war. In seinem Herzen flammte eine Leidenschaft, die, nach vier langen Jahren, erst im Bündnisse mit Meta, Klopstock's Gattin, erlosch Bald hierauf (1753) gab Fanny ihre Hand einem Kaufmanne aus Eisenach. Schmidt's Worte darüber sind: er ist ein gutgearteter, verständiger Mann, und von einem sehr artigen Ansehen. Mehr, deucht mir, gehört nicht dazu, um ein Frauenzimmer, das Reflexions macht, zu bewegen, daß sie einem solchen Manne ihr Herz nicht versagt. — Klopstock's Liebe zu Fanny scheint auf einer süßen Selbsttäuschung beruht zu haben. Der unansehnlich gewachsene, und schon früh in seinem Aeußeren sich sehr vernachlässigende Klopstock konnte wohl durch seinen Geistesreichthum und Dichterenthusiasmus der Eitelkeit jener stolz gewachsenen Jungfrau eine Zeit lang schmeicheln, aber ihr Herz nicht gewinnen. Von fortwährenden Zweifeln befangen, ob sie wirklich etwas je für ihn empfunden, schrieb er sogar noch als Greis einmal an sie, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten.

hätte. Wie leicht wär' es Ihnen gewesen, ein kleines anakreontisches Täubchen fliegen zu lassen! Wie sehr leicht! Aber — — —

Ich möchte gar zu gern ein bischen böse auf Sie werden, und Ihnen sagen, daß Sie gleichwohl nicht das beste unter allen Mädchen wären, wenn ich nur könnte. Bald möchte ich Ihnen nichts von unserer Reise schreiben; denn ich kann nun Etwas nicht erzählen, was ich so gern in der Beschreibung gehabt hätte. Hätten Sie geschrieben, so wäre dies mit in meine Beschreibung gekommen: „Hier bekam ich Ihren Brief, und hier vergaß ich eine ganze liebenswürdige Gesellschaft. Ich verschloß mich in das angenehmste Zimmer der bezauberten Insel, und auch unter den schattigen Gängen wollte ich allein sein. Die Mädchen, recht liebe Mädchen, suchten mich auf; aber ich ließ mich nicht finden, —" „„Warum wollen Sie sich nicht finden lassen?"" „Warum wollen Sie so liebenswürdig wie Fanny sein?" Und noch viel mehr würde ich Ihnen vielleicht von Ihrem Briefe erzählen, wenn bei der ganzen Sache nicht der Hauptfehler wäre, daß Sie keinen geschrieben haben.

Hier ist Etwas von unserer Reise. Gleim und ich fuhren mit vier Pferden, die in den olympischen Spielen zu laufen verdient hätten, in sechs Stunden sechs Meilen. Wir waren kaum angekommen, so kam Hempel, ein Maler und bel Esprit, zu uns. Merken Sie sich im Vorbeigehen den Maler! Er ist für jetzt Maler der Insel, und wird noch eine wichtige Rolle zu spielen haben. Wir gingen hierauf zu Bachmann, dem Besitzer des Gartens auf der glücklichen Insel, einem Kenner der Religion, der Naturlehre und der schönen Wissenschaften, von dem man im eigentlichen Verstande sagen kann, daß die Redlichkeit auf seiner Stirn geschrieben sei. Bei diesem trafen wir den größten Theil unserer künftigen Gesellschafterinnen an: Herrn Sulzer, den Sie durch Ihren Bruder kennen, Demoiselle Geisenhoff, Sulzer's Braut, ein Mädchen mit schönen Augen und Verstande, die in ihrer Putzstube verschiedene Kästchen von raren, zur Naturgeschichte gehörigen Sachen hat. Mit eben dem Geschmacke, mit dem sie diese Sachen bewundert, kleidet sie sich auch, spielt den Flügel, und singt italienische Arien. Ihre Schwester, Mademoiselle Wernigrad, ist eben das, aber noch nicht ganz. Monsieur de la Beaux von Halle gleicht Bachmann. Bachmann's jüngster Sohn von 13 Jahren, und von Sulzer gebildet, wurde ein Mittelding von Freund und Freundchen. Er war schon zu ernsthaft, als daß ich ihn hätte Freundchen nennen können. Mit dieser Gesellschaft fuhren wir auf die Insel in Bachmann's Garten.

Nun will ich die Frauenzimmer, die wir mitnahmen, und die wir draußen antrafen, bezauberte und unbezauberte

Gärten auf der Insel, Gartenhäuser, Gemälde, Spaziergänge und Alles vergessen, und Ihnen von einem Manne Etwas sagen, der würdig ist, von Ihnen gekannt zu werden; dieser ist Herr Sack, erster königlicher Hofprediger zu Berlin. Ich habe Ihnen schon den Abt Jerusalem beschrieben. Sie haben viel Gleiches mit einander. — Wie soll ich Sack aber beschreiben? So einen Mann muß man sehen und reden hören. Ebert hat recht: Freunde müssen sich sehen. Er redete gleich ganz und gar als Freund mit mir. Wir haben eines von den kleinen Gartenhäusern besonders inne gehabt. Er hat mich tausend Dinge von Ihnen gefragt, und ich habe ihm tausend Dinge von Ihnen beantwortet. Ich habe ihm Ihren letzten Brief gezeigt, und er hat Sie ein Mal über das andere mit Entzücken eine Sevigné genannt. Er will eine Abschrift davon haben; soll ich sie ihm schicken?

Wie wir hinauskamen, trafen wir, nebst Herrn Sack, auch Madame Schwarz und Madame und Demoiselle Sack, und noch einige Andere. Soll ich Ihnen diese Frauenzimmer beschreiben? Es würde zu lang werden. Ich will Ihnen nur sagen, daß es eine ungemein süße Sache ist — denn ich habe sie recht sehr und recht oft erfahren —, wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkoset und zugleich verehrt wird. Ich habe von Lazarus und Cidli oft vorlesen müssen, mitten in einem Ringe von Mädchen, die entfernter wieder von Männern eingeschlossen wurden. Man hat mich mit Thränen belohnt. Wie glücklich war, und ach! wie viel glücklicher werde ich sein!...

Zu einer anderen Zeit wurde mir eine andere Scene sehr schwer auszuhalten. Madame Sack besitzt meine Oden, auch die, von denen ich glaubte, Bodmer hätte sie allein. Man bat mich, Alles bat mich, ich sollte insbesondere zwei davon selbst vorlesen. Wie hätte ich das aushalten können? — Gleim las sie endlich, und ich verbarg mich hinter den Reifröcken und Sonnenschirmen. Man fragte mich sehr viel. Vieles, noch sehr Vieles! Viel Wahres wollte man mir nicht glauben! Nur das glaubte man mir ganz, als ich sagte: „und noch viel mehr, als dies Alles, verdient Fanny!" Wenn man dann mit Händeklatschen, mit Entzückungen, mit ordentlichen Entzückungen und mit Thränen Fanny lobte, so sah ich auf die schwimmenden Augen um mich herum, wie in die Elysäer Felder! —

Den Abend, um Ihnen viel andere Dinge ins Kurze zu fassen, bin ich, nach zwölf Uhr, wieder aufgestanden, bin allein in dem Garten umhergegangen, habe gebetet und an Fanny gedacht. Eine wahrhaft himmlische Stunde! Dieser unüberwindliche, dieser ewige Hang, Fanny ewig zu lieben, kann nicht vergebens in mir sein. Ich habe dies

ganz empfunden. Die Hoffnungen der Unsterblichkeit sind ganz mein gewesen.

Morgen will ich weiter schreiben.

Den 11. Juli.

Von Herrn Sack muß ich Ihnen noch etwas erzählen. Er sagte schon den ersten Nachmittag, da ich ihn sprach, zu mir: „Ich muß Ihnen sagen, wenn Sie es noch nicht wissen, daß Sie ein Amt von der Vorsehung bekommen haben, und dieses ist viel wichtiger, als eine große Menge anderer; es ist das Amt, den Messias zu schreiben. — Dies wollen wir vorher festsetzen. — Jerusalem will Sie bei sich haben, und er verdient es. Aber die Stelle an sich ist nicht für Sie. Wenn er der große und der redliche Mann ist, für den ich ihn halte, so muß es ihm nahe gehen, daß er Sie nicht besitze; er muß sich aber auch zugleich freuen, daß Sie völlige Muße haben, an dem Messias zu arbeiten. — Ich habe einen Plan gemacht, daß Sie zwei Jahre in Berlin mit Zufriedenheit, und als völliger Herr Ihrer Stunden, leben sollen. Diesen Plan will ich Ihnen, binnen vier Wochen, nach Zürich schreiben. Was Ihr Glück anbelangt, so sehen Sie leicht, daß Berlin der eigentliche Ort für Sie ist. — Wollen Sie Ihren Freund bei sich haben, und will er bei Ihnen sein, so versichere ich Ihnen, daß Berlin auch der eigentliche Ort für sein Glück ist."

Zwischen dieser Unterredung und meiner Abreise sind noch viel glücklichere Scenen; aber ich muß Ihre Erlaubniß, lange Briefe an Sie zu schreiben, nicht in gar zu eigentlichem Verstande nehmen.

Wir wollten um 2 Uhr wegreisen, und reisen erst um fünf. — Dies Mal war die große Gesellschaft bei einander. Sie bestand beinahe aus dreißig Personen. Vorher hatten wir uns vertheilt und in der Stadt gespeiset; des Abends im Garten, aber ohne Frauenzimmer. Am Morgen dieses Abschiedstages hatte mich Sack malen lassen, und die Frauenzimmer, bis auf Demoiselle Sack, sagten, daß ich getroffen wäre. Da die Frauenzimmer das sagten, belohnte ich sie alle mit einem Kusse. Endlich bekehrte sich Demoiselle Sack auch.

Wenn nur das Abschiednehmen, das traurige Abschiednehmen nicht wäre! Endlich reiseten wir fort, denn wir hatten ja schon um 3 Uhr reisen wollen. — Das hatten wir davon: wir mußten die Nacht auf dem Landgute eines sehr dickgebauchten Mannes schlafen, und viele lustige Histörchen anhören.

Uebermorgen früh erwarte ich Sulzer und die zwei anderen Schweizer.*)

*) Der Andere war Schultheiß, mit welchem Klopstock den 12. Juli 1750 nach Zürich reiste.

Wie glücklich, wie ungemein glücklich wär' ich, wenn Sie mich unterweges einen Brief von Ihnen wollten finden lassen. — Doch ich bin gewohnt, das nicht zu hoffen, was ich von Ihnen bitte. — Küssen Sie Ihren Bruder von mir, und sagen Sie ihm, daß dieser Brief auch mit an ihn geschrieben wäre.

120. Klopstock an Schmidt.

Winterthur, den 1. August 1750.

Ich bin hier, Sulzer, Schuldheiß, Waser und Kunzli zu besuchen, und die ersten Beiden wieder mit zurück nach Zürich zu nehmen. Bodmer ist auch mit hier, und ich nehme ihnen eine schöne Morgenstunde, an Sie zu schreiben.

Ich hatte Ihnen sehr viel zu schreiben; ich will mich aber nur bei der Fahrt auf dem Züricher See aufhalten, die mir ehegestern ungemein viel Vergnügen gemacht hat. Ich kann Ihnen sagen, ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild und so lange Zeit auf einmal, als diesen schönen Tag, gefreuet. Die Gesellschaft bestand aus sechszehn Personen, halb Frauenzimmer. Hier ist es Mode, daß die Mädchen die Mannspersonen ausschweifend selten sprechen, und sich nur unter einander Visiten geben. Man schmeichelte mir, ich hätte das Wunder einer so außerordentlichen Gesellschaft zu Wege gebracht. Wir fuhren Morgens um fünf Uhr auf einem der großen Schiffe des Sees aus. Der See ist unvergleichlich eben, hat grünlich helles Wasser, beide Gestade bestehen aus hohen Weinbergen, die mit Landgütern und Lustschlössern ganz voll besäet sind. Wo sich der See wendet, sieht man eine lange Reihe Alpen gegen sich, die recht in den Himmel hineingrenzen. Ich habe noch niemals eine so durchgehends schöne Aussicht gesehen.

Nachdem wir eine Stunde gefahren waren, frühstückten wir auf einem Landgute dicht an dem See. Hier breitete sich die Gesellschaft weiter aus und lernte sich völlig kennen. Dr. Hirzel's Frau, jung, mit vielsagenden blauen Augen, die Haller's Doris unvergleichlich wehmüthig singt, war die Herrin der Gesellschaft; Sie verstehen es doch, weil sie mir zu Gefallen war. Ich wurde ihr aber bei Zeiten untreu. Das jüngste Mädchen der Gesellschaft, das schönste unter Allen, und das die schwärzesten Augen hatte, Demoiselle Schinz, eines artigen jungen Menschen, der auch mit zugegen war, Schwester, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue. Sobald ich es das erste Mal auf zwanzig Schritte sah, so schlug mir mein Herz schon; denn es sah Derjenigen völlig gleich, die in ihrem zwölften Jahre zu mir sagte, daß sie ganz mein wäre. Diese Geschichte muß ich Ihnen nicht ganz aus erzählen. Ich habe dem Mädchen dies Alles gesagt, und noch viel mehr. Das Mädchen in seiner siebzehn-

jährigen Unschuld, da es so unvermuthet so viel und ihm so neue Sachen hörte, und gern von mir hörte, vor dem es sein schwarzes schönes Auge mit einer so sanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte, und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich sollte selbst bedenken, wie hoch Derjenige von ihm geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt hatte, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen.*) — —

Wir hatten zu Mittage, etliche Meilen von Zürich, auf einem Landhause gespeiset. Wir fuhren hierauf, dem See gegenüber, auf eine mit einem Walde bedeckte Insel. Hier blieben wir am längsten. Wir speiseten gegen Abend an dem Ufer. Da wir abfuhren, stieg meine Untreue gegen Madame Hirzel auf den höchsten Grad; denn ich führte Mademoiselle Schinz, statt ihrer, ins Schiff. Wir stiegen unterweges verschiedene Male aus, gingen an den Ufern spazieren und genossen den schönsten Abend ganz. Um zehn Uhr stiegen wir erst wieder in Zürich aus.

Ich habe Ihre Apotheosis und die Ueberzeugung den Mädchen öfters vorgelesen. Sie können leicht denken, daß die Mädchen wohl noch mehr Lieder von Ihnen sehen möchten. Schicken Sie mir welche; die Mädchen sind Ihnen hier, nach mir, am meisten gut, und das habe ich gemacht.

121. Klopstock an Fanny.

Zürich, den 10. September 1750.

Sie schreiben gar nicht an mich, liebenswürdige Cousine! Sie lassen mich ganz allein. Man sucht hier um die Wette, mir so viel Vergnügen zu machen, daß mir nicht selten die Wahl schwer wird. Sie hätten durch einen einzigen kleinen Brief machen können, daß ich unendlich mehr Antheil an diesem Vergnügen genommen hätte, und, wenn Sie immer so fortfahren, mich zu verlassen, daran nehmen werde. Ich habe jetzt auch viele Vergnügen anderer Art, als: wohlgewählte Gesellschaft, Schifffahrten und kleine Reisen. Ich würde ein ungerechtes Mißtrauen in Ihre Freundschaft setzen, wenn ich glaubte, ich dürfte Ihnen davon keine Nachricht geben.

Ich habe bisher zwei Freunde gefunden, den König von Dänemark und einen hiesigen jungen Kaufmann. Der König giebt mir ein jährliches Gehalt von hundert Thalern, den Messias zu vollenden. Es ist dieses durch die Vermittelung zweier Minister, die mehr als nur Minister sind, ge-

*) Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viel Küsse gegeben habe; die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernsthaft erscheinen.

schehen, des Barons von Bernstorf und des Grafen von Moltke. Ich habe Wahrscheinlichkeit, diesen Gehalt zu vermehren und mich nur selten in Kopenhagen aufzuhalten. Wie glücklich werde ich sein, den Messias bei dieser Muße zu schreiben, wenn ich nicht, wie Sie wissen, durch die Liebe so unglücklich wäre!*)

Ich bleibe für's Erste diesen Winter hier. Auf das Frühjahr reise ich nach Kopenhagen, dem Könige den Messias selbst zu überreichen.

Ich weiß, es ist Ihnen nicht zu ernsthaft, wenn ich hier mit Dankbarkeit an die göttliche Vorsehung zurückdenke. Wenn ich Ihnen auch ganz unbekannt wäre, und Sie nur die Geschichte eines Freundes hörten: Sie würden von dieser Vorsehung gerührt werden, und den großen Beherrscher derselben anbeten.

Aber, gütige Vorsehung! darf ich dich auch um das Größte bitten, was ich in dieser und jener Welt bitten kann; darf ich dich bitten, daß Fanny meine Fanny werde? — O, angebetete Vorsehung! darf ich dich um dieses himmlische Geschenk anflehen? —

Ich kann Ihnen, allerliebste Schmidt! nichts mehr sagen; denken Sie an meine vielen Thränen, an meine bangen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu sein. —

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter, die Sie so sehr lieben, und die so sehr von Ihnen geliebt zu werden verdient. — Ihrem Bruder, dem bösen Schmidt, der auch nicht an mich geschrieben hat, habe ich jetzt nicht schreiben können.

122. Klopstock an Fanny.

Friedensburg, vier Meilen von Kopenhagen,
den 11. Mai 1751.

Ihre kleine anakreontische Taube, liebste Cousine! kam mir gestern an einem Frühlingsabende, den der volle Mond noch schöner malte, und in einer Gegend zugeflogen, die so reizend, als irgend eine in Sachsen ist. Die Nachtigallen singen hier so schön, als bei Ihnen; und schickten Sie mir fein viel der kleinen Tauben, sie sollten mit mir in jenem Lieblingsbusche der Nachtigallen spazieren fliegen.

Es ist hier so nahe am Nordpol nicht, als Sie denken, und ich dachte. Ich genieße hier alle Ruhe und alle Süßig-

*) Hier folgt eine Nachricht von dem genannten jungen Kaufmann, der die erste Erfindung, auf weiße Seide zu drucken, machte, das wie Malerei aussieht. Der edelmüthige junge Kaufmann machte Klopstock das Anerbieten, bei ihm zu bleiben und sein Glück zu theilen.

keit des Landlebens, besonders, da es der beste und menschlichste Mann in Dänemark, der König, haben will, daß ich hier sei. Es ist eine rechte Menge prächtiger Landschlösser über die Insel zerstreut, der König hat sich das kleinste, aber das angenehmste in Betracht der Lage, zu seiner Landlust erwählt. Er selbst hat nur ein Zimmer für sich, und ein kleines Audienzzimmer; aber rings um sich her Wald und hundert sich durchschneidende Alleen im Walde, in welchen sich das Auge verliert. Als ich gestern Abend Ihren so unerwarteten Brief empfing, ging ich in einer dieser Alleen, an dem Ufer eines See's hinauf, und da ich jenen noch etliche Male gelesen hatte, redete ich die kleine Taube so an:

Du bist endlich, kleine liebenswürdige Taube, zu mir gekommen, nachdem du so lange unterweges zugebracht hast? Ich wollte dich gern viel mehr fragen, als du mir sagst; aber du bist ja, wie ich sehe, ganz außer Athem, und willst nicht viel gefragt sein. So setze dich denn auf diesen hangenden Zweig, wo der Mond am heitersten scheint, und wo die Abendlüfte am sanftesten wehen. Schwanke hier ein wenig und erhole dich von deiner Müdigkeit. Ich will dich hierauf nur ein klein wenig ausfragen. — Nun, so höre mir denn zu, kleine, liebe Taube! Da du wegflogst, war noch kein Frühling bei euch, und da besuchte deine Gebieterin jene Gegenden noch nicht, wo ich manchmal mit ihr und so oft allein war?

„Das that sie zuweilen; aber sie kehrte bald zurück."

War sie oft allein, wenn sie es that?

„Sie war oft allein, und immer sehr heiter."

Redete sie nicht zuweilen von ihren Freunden mit dir?

„Das that sie."

Ach, kleines Täubchen, war ich denn auch unter ihren Freunden?

„Sie redete nur selten von dir."

Hast du sie nicht manchmal gesehen, wenn sie Briefe bekam?

„Das habe ich gesehen. Bisweilen legte sie die Briefe mit einer ernsthaften Miene weg, und nahm gleich darauf ein Buch, um etwas zu lesen, oder that sonst etwas."

Hast du nie eine Thräne des Mitleids in ihrem schönen Auge gesehen?

„Niemals; dazu ist sie viel zu gesetzt."

Warte, Taube! ich reiße dir eine deiner schönsten Federn aus, wenn du noch einmal deiner Beherrscherin, mit dem schönen Namen der Gesetzten, eine solche Hartnäckigkeit Schuld giebst.

„Wenn du mir dafür, daß ich die Wahrheit sage, so begegnen willst, so kann ich wohl wieder wegfliegen."

Bleib, kleine Taube, ich will dir nichts thun.

„So

„So will ich denn bleiben. — Aber warum fragst du mich nichts mehr? und warum bist du denn so niedergeschlagen?“

Sehe ich denn nicht heiter aus, liebes Täubchen?

„Ach, was ist das für eine Heiterkeit! Das ist nur eine leichte Decke einer alten, tiefen Traurigkeit, von der du dich nicht losmachen kannst, und die, wie es scheint, einen beständigen Schatten auf dein Leben werfen wird. Du sahest ja recht von Herzen fröhlich aus, als ich zu dir kam, warum hast du dich auf einmal so geändert? Ich habe dir doch nichts gethan? — Ach, das wollte ich, bei allen Göttern! nicht, daß ich dir etwas gethan hätte. Denn ich habe noch nie ein so starkes Gefühl des Schmerzes gesehen, als ich bei dir sehe, und doch scheinst du mir ein Herz voll Edelmuth und Rechtschaffenheit zu haben.“ —

Komm', kleine Taube, ich habe dich viel zu lieb, als daß ich dich traurig machen wollte. Komm' her, kleiner Liebling, und setze dich auf meine Leier; ich will dir ein Lied von meiner Fanny spielen, die der einzige Gedanke meines Lebens ist. — Warum senkest du deinen schimmernden Fittig herunter? Warum bist du so traurig?

„Höre auf, dies Lied zu singen, oder ich fliege in jene dunkelen Schatten, und sehe dich nicht wieder!“

Bleib' bei mir, kleine Gespielin! ich will aufhören. — Aber noch etwas darf ich dich doch fragen? Warum hast du mir gesagt, daß deine Gebieterin es Nachlässigkeit nenne, daß ich nicht zu ihr gekommen sei, da es doch das gar nicht war? —

„Du forderst zu viel von mir; denn ich bin ja nur ihre Gesandtin. Kann ich dir von Allem, was sie denkt, Rechenschaft geben?“

Sehen Sie, so habe ich und die kleine Taube mit einander gesprochen, bis mich eine Gesellschaft fand, und mich mir selbst und meinem schönen Baume und dem schönen Ufer weggenommen hat.

Wollen Sie denn nun fein oft an mich schreiben? — Die Briefe sind ordentlicherweise nur acht Tage unterweges, obgleich der Ihrige diesmal länger zugebracht hat.

Wenn es Ihr Ernst ist, ein Gedicht auf die Demoiselle Hagenbruch zu machen, so schicken Sie es mir ja. Vielleicht fällt Ihnen auch das Gedicht wieder in die Hände, das Sie mir einmal zu schicken versprachen, und von dem Sie mir sagten, daß dieser Vers darin stände:

Wie glücklich war ich nicht, eh' ich die Liebe kannte!

Ich bin mit wahrer Freundschaft ꝛc.

123. Klopstock an Meta.

Es ist Sonntag Abend, meine Theuerste, und ich bin zu Hause geblieben, nicht allein, weil ich das wohl mag am

Sonntage, auch, weil ich am Messias fortarbeiten wollte, und weil ich liebe, mit Dir allein zu sein. Umgang, der mir ehemals nicht mißfiel, ist mir jetzt gleichgültig. So bin ich denn mit Dir gewesen diesen ganzen Abend, meine Geliebteste; jetzt erst beschäftigt mich der Gedanke, Dir zu schreiben. Mit welchem Frieden der Seele denke ich von allen Seiten den Gedanken, daß Du mein bist und ich Dein bin. O, Meta! wie ganz bist Du geschaffen, mich glücklich zu machen, mich nach Dir zu bilden. Kann hier größere Glückseligkeit sein? Doch, was ist die größte irdische Glückseligkeit gegen die, welche wir in einem künftigen Zustande zu hoffen haben! Ja, meine Geliebteste, für immer.

124. Klopstock an Meta.

Mit dem gestrigen Briefe ging es eben so, wie neulich mit dem Deinigen; doch beunruhiget es mich nicht, ich bin gewiß, daß Du mir geschrieben hast. Mit welchem Entzücken denke ich an Dich, meine Meta, mein einziges Kleinod, mein Weib! Wenn ich Dich in meiner Phantasie vorstelle, so ist meine Seele erfüllt mit himmlischen Gedanken, welche mich entzückend beschäftigen; — sie glühen in meiner Brust, aber keine Worte können sie ausdrücken. Du bist mir theurer, als Alle, welche durch Blut und Freundschaft in der ganzen Schöpfung mit mir verbunden sind. Meine Schwester, meine Freundin, Du bist mein durch Liebe, durch die reinste, heiligste Liebe, welche die Vorsehung (o, wie dankbar bin ich für diesen Segen!) in meine Seele gelegt hat. Es dünkt mir, als ob Du, meine Zwillingsschwester, mit mir im Paradiese geboren wärest. Gegenwärtig sind wir noch nicht da; aber wir werden dahin zurückkehren. Da wir hier schon so glücklich sind, wie viel mehr werden wir es dort sein! Grüße unsere Freunde. Meine Meta — meine für immer Geliebte! Ich bin ganz Dein!

125. Klopstock an Meta.*)

Braunschweig, den 19. Juli 1752.

Ich bin jetzt früh aufgestanden, um gleich ein Bischen an mein Klärchen zu schreiben. Du hast doch meinen Brief

*) Klopstock, 1751 auf seiner Reise nach Dänemark, erhielt von Giseke in Braunschweig ein Empfehlungsschreiben an das Moller'sche Haus, und knüpfte hier mit der geistreichen Margaretha Moller das Band, das ihn den 10. Juni 1754 als Gatte mit ihr vereinigte. Meta, so nannte sie Klopstock (und in seinen Oden Cidli), geboren den 16. März 1728, starb den 28. November 1758 an den Folgen einer schweren Entbindung eines Sohnes. — Meta liebte in Klopstock, wie diese Briefe zeigen, nicht seine Persönlichkeit, nicht nur den begeisterten Dichter, dem sie die Unsterblichkeit ansah; sie liebte in ihm

nun schon bekommen? O, wenn ich es auch schon durch Dich wüßte, und dann vorzüglich, wie Dir die Landluft bekommen ist. Du weißt es, und Du mußt es immer mehr fühlen, daß mein Leben an Deinem Leben hängt; daher bitte ich Dich um Deiner und meiner Liebe willen, sorge ja für Dein Leben, wie eine Mutter für ihr erstes einziges Kind sorgt, für einen ersten Sohn, den sie unaussprechlich liebt. Versprich mir's, daß Du das thun willst, Klärchen! daß Du eine so süße Mutter sein willst (ach, die wirst Du auch bald dann im eigentlichen Verstande sein!). Versprich mir das; so verspreche ich Dir, daß wir einst spät wie Daphnis und Daphne sterben wollen. Nun tritt her, Klärchen! mache Deine süße kleine Miene, und lächele mit allen Deinen unschuldigen Weiblichkeiten, und versprich:

„Ich Klärchen, Klärchen Klopstock, bekenne und bescheinige mit diesen zwei Augen, die mein Klopstock sehen muß, wenn sie ihn ansehen, daß ich allen Liebesgöttern befehlen will, daß sie alle kleine Sorgfältigkeiten für mein Leben (denn von den größeren habe ich nichts zu versprechen), daß sie hinlaufen, und diese Alle aufwecken sollen, wenn sie auch auf Rosen schliefen. Das verspreche ich, und will es so heilig halten, als wenn ich schon Mutter von unserem ersten Sohne wäre."

(Hier ist Raum zu Deinem Namen.)

Ich bin, seit meinem gestrigen Briefe, bis des Abends bei Gärtner gewesen. Du fehltest mir kaum, so viel habe ich von Dir gesprochen, und an Dich gedacht. Mit Ebert viel, und das verdiente seine Entzückung über unsere Liebe. H.. ist sehr liebenswürdig. Ueberhaupt könnt ihr euch's nur merken, ihr Mädchen seid dann am liebenswürdigsten, wenn ihr liebt, und es sagt, daß ihr es thut. —

Wo bist Du denn itzt, Klärchen? Vielleicht auf dem Garten; und gewiß allein. Denn so liest Du doch meine Briefe? Wenn Du auf dem Garten bist, so setze Dich wo

---

das heiße Herz, das Gott, und den er gesendet, liebte, den mit einer seltenen Prophetengabe ausgerüsteten Mann, der auch ihr die höhere Wahrheit so innig verkündete, und war stolz in dem Gedanken, diesem Herzen so nahe zu stehen. Und wie dankbar froh erscheint nicht Klopstock in seinen oft nur hingeworfenen Aeußerungen, daß er das weibliche Herz gefunden hatte, welches ihn einzig verstand, seinen Gefühlen in die Höhe der Religion folgen konnte.

Im Jahre 1791 verheirathete sich Klopstock zum zweiten Male mit seiner vieljährigen Freundin, der edlen Johanna von Winthem, geborene Dimpfel, die ihn überlebte. — Friedrich Gottlieb Klopstock ward den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren, starb den 14. März 1803 zu Hamburg in seinem 79sten Jahre.



unter die Blumen, und denke, daß Du Klärchen Klopstock bist; denke diesen Gedanken, bis an jene seligen Hügel hinauf, wo ich nicht mehr Klopstock, und Du nicht mehr Klärchen Klopstock heißen wirst, und wo die nun Vorangegangenen um unsere Liebe herum sein werden. Nun kann ich nichts weiter schreiben, das fühlst Du wohl, und dazu kommt in dem Augenblick Giseke. Er grüßt Dich mit seiner ganzen Freundschaft, und ich, meine beste, einzige Klärchen, womit denn ich? Mit meinem und Deinem ganzen Herzen (das war ein sehr närrischer Einfall). Doch Dein Herz ist ja auch mein Herz, und also kann ich ja wohl damit machen, was ich will. Nun lebe wohl, meine, meine Klärchen! Dein Klopstock.

126. Meta an Klopstock.

Den 24. Juli 1752.

O, mein Klopstock! Was soll ich Dir nach Deinem gestrigen Briefe sagen? Ach, ich kann Dir nichts sagen, ich empfinde zu viel, Du bester, bester, — Du erster unter den Menschen! Und Du, Du liebst mich! Und ich darf Dich lieben! Alle die Bewunderung, die Ehrfurcht hat Liebe werden dürfen! O, wie lieb' ich Dich! Und der Gedanke, daß Du mich liebst — — — ich kann es Dir nicht beschreiben, in welchem beständigen Entzücken ich bin. Ich habe oft gesagt, ich möchte wohl wissen, wie Einem zu Muthe wäre, dem eine große Freude angekündigt würde; aber jetzt weiß ich's. Er kann auch in dem ersten Augenblicke nicht mehr empfinden. Der Gedanke, daß Du mich liebst (und das ist im eigentlichen Verstande mein immerwährender Gedanke), macht mich so fröhlich, daß alle Verdrüßlichkeiten und alle Sorgen mir klein werden; er macht Deine Entfernung selbst mir erträglich. Ich hätte es niemals gedacht, daß ich bei Deiner Abwesenheit so muthig und so vergnügt sein könnte. Kommt es Alles daher, daß ich weiß, Du liebst mich? Es muß daher kommen. Ach, wenn Du die Entzückung fühlen könntest, wenn man denkt: Klopstock liebet mich! Es mag Dir wohl recht lieb sein, Du magst Dich wohl freuen, wenn Du denkst, daß ich Dich liebe; aber die Entzückung mußt Du doch entbehren, die kannst Du nicht haben. — — Mein Herz ist gar zu voll. Ich kann nicht schreiben. So ging's mir Sonnabend Nachmittag auch. Ich war so voll von Dir; ich wollte an Dich schreiben, und ich vertiefte mich so in meinen immerwährenden Gedanken, daß ich darüber nicht schrieb. — Ich befinde mich wohl, und werde auch gut bleiben. Sieh', wie der Himmel Deine Wünsche erhört! Aber, ach! Du bist auch so sehr werth, erhört zu werden. Danke ihm aber jetzt auch! Danke ihm mit mir! — O, wie wollen wir ihm noch einmal danken! — —

127. Meta an Klopstock.

Hamburg, den 8. August 1752.

Komm', Klopstock, komm', daß ich Dich umarme, daß ich Dich recht heiß küsse, und Dich dann nicht wieder von meinen Lippen und aus meinen Armen lasse! — Ach! komm', komm' nun ja bald! O, was hab' ich verdrüßliche, ekelhafte, langweilige Tage gehabt! Nicht, daß man mir etwas zuwider gethan hat; nein, das nicht; aber man that mir auch nichts zu gute; man sprach nicht von Dir. Ich war in einer der schönsten Gegenden; aber was half's mir? Ich war nicht bei Dir. Ich war in solcher Gesellschaft, die man gute Gesellschaft zu nennen pflegt; aber — seitdem ich ihren Werth fühle, ist mir die Gesellschaft Derer, die nicht vortrefflich sind, unerträglich, sagt das heilige Hannchen, und das sage ich auch. Ich bin auch so still gewesen, daß, obgleich viel Gesellschaft und noch dazu einige fremde junge Herren da waren, die gern mit mir sprechen wollten, ich doch nichts, als Antworten gesprochen habe; denn ich hatte ja Dich nicht, konnte nicht von Dir sprechen. Sollte ich mir denn das Einzige, was mir noch blieb, an Dich zu denken, sollte ich mir denn das auch nehmen? — O, wenn man mir dieses nur gelassen, wenn man mich in meiner Stille nur nicht gestört hätte, so wäre ich sehr zufrieden gewesen. Aber man schränkte mich sehr ein. Weil es schlechtes Wetter war, so blieb die Gesellschaft immer zusammen. Unsere Zuflucht vor der langen Weile war das Spiel. Wir spielten von Morgen bis in den Abend, und auch da war ich nicht allein.

Ich schlief bei einem anderen Frauenzimmer, und konnte also, ob ich mich gleich alle Tage mit Bleistift und Papier in der Tasche herumtrug, doch nicht ein einziges Wort an Dich schreiben. Und dies machte mich desto verdrüßlicher.

O, wie sehr nichts ist doch Alles ohne Dich, und wie bist Du mir doch so sehr Alles! — Ich wollte oft, daß es mir schwer werde, dies Alles hier zu verlassen, denn so wäre mehr Verdienst dabei, Dir zu folgen; aber es wird mir wahrlich sehr leicht werden, denn es ist mir jetzt nicht nur Alles sehr gleichgültig, sondern im höchsten Grade ekelhaft. Mir wird, unter tausend Veränderungen, der Tag Jahre lang, und mit Dir allein in meinem Zimmer, ohne die geringste Veränderung zu suchen, ohne etwas weiter zu haben, als uns selbst, verginge er mir, wie eine Stunde. —

O, komm' wieder! komm' wieder! Das ist Alles, was ich sagen kann.

O, Klopstock! wie glücklich werden wir sein, wenn wir uns schon Jahre gehabt haben, und noch kein Tag uns zu lang geworden ist; wenn wir, zufrieden mit uns selbst,

keine Veränderung zur Vertreibung der langen Weile gesucht haben, und doch vergnügt sind. Aber Etwas außer uns wird uns doch auch noch vergnügen, Etwas auch noch außer der Freundschaft wird uns fröhlich machen, wird uns beschäftigen, wird uns entzücken! Nicht so, Klopstock? —

Ich wollte Deinen Brief heute nicht beantworten, aber ich bin noch zu voll; es ist so lange, daß ich nicht an Dich geschrieben habe. Ich will es nachher thun. Du wirst doch über einen langen Brief von mir nicht böse werden? —

Es war eine meiner süßesten Vorstellungen in Stollingen, daß, wenn ich zu Hause käme, ich einen Brief von Dir finden würde, und ich fand zwei; und einen für die Scheersbusch, der mir fast eben so lieb war, als der an mich. —

Du Süßer, Süßer! Höre, ich will Dich, wenn Du wiederkommst, für jeden Buchstaben küssen, den Du an mich geschrieben hast. Aber nein! Alles, Alles, was Du geschrieben hast, verdient ja wohl, daß ich Dich küsse. Es bleibt also dabei, ich küsse Dich für Alles; für Deine Oden küsse ich Dir die Hand, für den Messias die Füße. Ich küsse Dich auch für Alles, was Du an Fanny geschrieben hast. — Ach, Klopstock! an die Zeit muß ich nicht denken. Mir kommen sehr oft die Thränen in die Augen, wenn ich denke, was Du Alles mußt ausgestanden haben. Ich kann das sehr gut fühlen. Könnte ich Dir das doch wieder belohnen! Jetzt kann ich es noch nicht. Aber, wenn ich erst Deine Frau bin, dann kann ich es, dann will ich es thun.

Ja, Klopstock! Du sollst als Frau Dir keine bessere wünschen können, als ich sein werde. Ich muß Dir hierbei noch Etwas erzählen. Ich habe Dir gesagt, daß ich in meinem dreizehnten Jahre schon mehrentheils gebildet war. Dieses ist eine gewisse Wahrheit, so sehr es Dir auch beliebte, darüber zu lachen. Ich dachte damals schon sehr ernsthaft darauf, wie ich mein Leben einrichten wollte, wenn ich unverheirathet bliebe, oder mich verheirathete. Was ich des ersten Falles wegen dachte, will ich Dir jetzt nicht sagen. Wegen des letzteren machte ich sehr gute Ueberlegungen, wie ich meinen Hausstand einrichten, meine Kinder erziehen, und hauptsächlich, wie ich meinem Manne begegnen wollte. Ich machte mir damals schon ungefähr so ein Bild von einem Manne, als der Himmel mir ihn jetzt giebt, und da, sagte ich zu meinen Gespielen, käme es am meisten darauf an, daß man seinem Manne mit einer gewissen Douceur begegnete. Diese Douceur müßte gar nicht studirt, sondern so sehr im Herzen sein, daß man seinen Mann auch nicht mit einer anderen Miene müßte ansehen können, als mit einer, die ihn dazu machte. Ohne Zweifel ist es eben die, womit ich Dich ansehe. — Was sagst Du zu diesem Raisonnement im dreizehnten Jahre? — Ich raisonnire jetzt noch eben so, aber ich kann mich kürzer ausdrücken. Man muß seinen

Mann zärtlich lieben, sag' ich jetzt, das ist eben so viel, als das Obengesagte. —

Siehe, wie ich mit Dir schwatze, recht, als wenn ich auf Deinem Schoße säße; und Du hast mir in Deinem letzten Briefe ja auch so süß gesagt, daß ich es thun könnte. O, Du bist mein Klopstock in Allem, in Allem bist Du es! Ich möchte doch wohl wissen, ob meine Liebe würde zunehmen? — Ich hätte große Lust, das zu glauben; aber da müßte ich zugleich glauben, daß ich Dich sonst noch nicht so sehr geliebt hätte, als jetzt, und daß ich Dich noch einmal mehr lieben würde, und das möchte ich doch nicht gern von mir denken.

Aber höre doch, was willst Du denn, daß ich Dir umständlicher schreiben soll? Erinnerst Du Dich eines Ausdrucks meiner Ode nicht? — „Schlafendes Leben!" sage ich, und das ist jetzt auch meine ganze Antwort. Hast Du so viel Verstand, mich zu verstehen? So viel, mich auszudeuten, wirst Du wohl haben. —

Ich habe Deine Aeltern und Geschwister so lieb, daß ich im ganzen Ernste fürchte, ich liebe sie schon mehr als die meinen. Es ist mir eine rechte Freude, daß Dein Vater so rechtschaffen ist, zu fragen: ob die Religion meine Hauptglückseligkeit wäre? Gott Lob! Gott Lob! daß Du mit gutem Gewissen ja dazu sagen kannst.

Du kommst doch nun bald? Wenn Du mir nicht ausdrücklich schreibst, daß ich es thun soll, so schreibe ich Dir nicht mehr nach Quedlinburg, sondern nach Braunschweig. Küsse dort alle die Unsrigen recht sehr von mir. Es geht mir nahe, daß ich Dich ihnen entziehen soll; aber es würde ihnen auch nahe gehen, wenn sie Dich mir entzögen.

128. Meta an Klopstock.

Den 10. August 1752.

Ich wollte nicht mehr nach Quedlinburg schreiben, aber ich muß es doch thun. Ich habe heute so süße Briefe von Dir bekommen, da ich keine vermuthete, und einen von Deiner Mutter auch, Klopstock, von Deiner Mutter! Ach, mein Süßer, Süßer, wie hat mich Deiner Mutter Brief entzückt! Ich habe ihn fast öfterer gelesen, als Deinen. Ich habe sie heute gegen meine Schwestern eine liebe Schwiegermutter genannt, ein Ausdruck, den ich sonst noch nicht gebraucht, der mir aber sehr, sehr süß ist. Höre, Klopstock, wir müssen das Wort Bräutigam auch noch einführen. Wenn wir's erst gewohnt sind, so klingt es uns wohl, und wir haben doch keines an seiner Stelle. — Es ist gut, daß ich heute nicht bei Deiner Mutter bin, ich glaube, der Respekt würde ein Bischen unter dem Ungestüm meiner Liebe leiden. Höre, frage Deine Aeltern, ob es mir wohl erlaubt ist, diesen Winter dann und wann an sie zu

schreiben. Ich möchte das gar zu gerne. — Ach, Klopstock! ich kann Dir nicht sagen, wie leid es mir ist, daß ich Dich auf die Gedanken gebracht habe, als könnte ich wohl zu Dir reisen, und daß es doch ganz und gar nicht möglich ist, Dir und mir die Freude zu machen. Aber ich bitte Dich um aller meiner Liebe willen, reise ja nicht eher aus Quedlinburg weg, bis die Wege besser sind. Ich bin viel zu bange, und will Dich lieber noch entbehren, so sehr, so unaussprechlich ich mich auch nach Dir sehne. — Ja, hierauf muß ich nicht kommen, sonst widerspreche ich mir. O, Du mein, mein! Ich bin Deine Braut,

Klärchen Klopstock, nicht so?

129. Meta an Klopstock.

Den 16. August 1752.

Wird dieser Brief Dich noch in Br.. antreffen? O, wie sehne ich mich jetzt nach Dir! Wie verlangt Dich mein ganzes Herz! Du Bester, o, komm', komm'! — Aber glaube ja nicht, daß ich's Dir auch nur mit dem leisesten Gedanken vorrücke, daß Du noch einige Tage bei Deinen Aeltern und Deinen Freunden geblieben bist. Dein Klärchen hat zwar den Gedanken, daß sie Dich vielleicht schon morgen oder übermorgen wieder haben würde, sie hat diesen Gedanken mit seiner ganzen Stärke gedacht; aber sie schmält doch nicht. Es sind Deine Aeltern, Deine Freunde, die Dich mir auf einige Tage nehmen, und es sind meine Aeltern, meine Freunde, denen ich Dich gönne. — Ich habe dieses im Mondenscheine geschrieben. Er war aber so schwach, daß ich kaum sehen konnte; ich hoffe, daß Du's lesen kannst.

Des Abends 12 Uhr.

Ich stehle mich nach meiner Stube hinein, um noch ein Bischen zu schreiben. Eben bin ich allein in den Garten gegangen. Zwar nicht ohne Gesellschaft, aber doch, ohne mich darin zu mischen. Ach, es war ein so schöner, sternvoller Himmel! Du weißt noch nicht, was das für eine Wirkung auf mich hat. Wie sehr liebe ich Dich! Ach! ich kann nichts mehr sagen. Du, mein Einziger! Ich danke Dir, daß Du Sonntag noch nicht weggereist bist; nun sind die Wege doch wohl besser. Ich habe so für Dich geseufzt. Aber nun kommst Du auch bald, Klopstock! Mein ewig geliebter Klopstock! — Deine Meta.

130. Meta an Klopstock.

Oktober 1752.

1.

Ich schreibe Dir diesen Abend, und Du wirst meinen Brief in Kopenhagen erhalten. Bester der Männer! Du wirst in mir ein Weib finden, welches darnach strebt, Dir so weit als möglich nachzuahmen. Ich will — in der That,

ich will Dir ähnlich sein, so viel als ich kann. Meine Seele stützt sich an die Deinige.

Dies ist der Abend, wo wir Deine Ode an Gott lasen. Weißt Du es noch? Wenn ich so viel Stärke erhalte, als ich diesen Abend mir errungen habe, so werde ich beim Abschiede keine Thräne vergießen. Du verläßt mich; aber ich soll Dich wieder haben, und Dich wieder haben als Dein Weib. Ach, einen anderen Tag wirst Du von mir gehen, weit weg, und es wird lange währen, ehe ich Dich wieder sehe; doch ich muß meinen Schmerz mäßigen. Gott wird mit Dir sein! Dein Gott und meiner. Wenn Du erst weg bist, werde ich fester sein, als jetzt, das habe ich Dir versprochen. Ich vertraue unserem gütigen Gott, er wird Dich wieder herstellen, weil er mich glücklich machen will. Er weiß es, daß durch Dich ich immer besser werde. Er wird unsere Glückseligkeit immer vollkommener machen. Beginne nur Deine Reise, und laß mich allein weinen. Wahrlich, ich kann es nicht helfen! Gott sei mit Dir! O, mein Gott, es ist Klopstock, für den ich bete! Sei Du mit Ihm; zeige mir deine Gnade dadurch, daß du mein Flehen erhörst. Könnte mein Dank dir gefallen. Du weißt, wie ich dir danke. O, du Allgütiger, wie viel Glückseligkeit versprichst du mir! — Glückseligkeit, um die ich nicht hätte wagen mögen, zu bitten. O, fahre fort, Klopstock gnädig zu sein! Ich befehle Ihn dir!

2.

Ich habe Dich nicht mehr, mein Klopstock! Du bist jetzt weit von mir. Wenn Du nur wohl bist. Was thust Du jetzt? Ich wünsche, ich könnte diese Frage beantworten. Doch ich glaube und hoffe, Du bist wohl, Du bist ruhig, Du denkst an Deine Meta, an Deine ewig geliebte Meta. Du denkst an mich, so wie ich immer an Dich denke; denn Dein Herz und Deine Neigung ist wie meines. Ich habe nicht geglaubt, daß die Abwesenheit so sehr schwer wäre. Was ist Leben ohne Dich, aber was ist Leben mit Dir! Jetzt erinnert mich Alles an die Stunden, welche nicht mehr mein sind, da ich meinen besten, geliebtesten Freund, welcher mich so zärtlich liebt, hatte. Ach! ich werde Dich nun in langer Zeit nicht wiedersehen. Doch, wenn ich nur erst weiß, daß Du glücklich in Kopenhagen bist, so denke ich, wird es besser sein. Ja, mein Klopstock, sei versichert, daß ich so ruhig bin, als ich in Deiner Abwesenheit sein kann. Ich bin auf immer die Deine; Du liebst mich, und ich erhalte mich für Dich. Ich wollte, Du könntest sehen, wie ich meine Thränen zurückhalte. Unsere gütigen Freunde bewachen mich zartlich; sie bestreben sich, mir Alles so angenehm zu machen, als möglich. Aber, was ist das Alles ohne Dich! Jetzt erwarte ich Schmidt, welcher mir gestern Deinen

letzten Abschied brachte, und mir erzählte, daß Du gewünscht hättest, vom Posthause noch einmal zurückzukehren. Lebe wohl, mein bester Freund! Mein beständiges Gebet ist für Dich!

131. Meta an Klopstock.

Abends 6 Uhr, den 24. November 1752.

Jetzt erst kann ich an Dich schreiben, mein süßer Klopstock. Weil ich so sehr gesund bin, so bin ich, außer gestern und heute, alle Tage ausgegangen. Im Ernste, Klopstock, ich sage es Dir mit der äußersten Aufrichtigkeit, ich bin seit 1748 so gesund nicht gewesen, als ich seit 8 Tagen bin. O, Dank, Dank sei unserem Gott! Und Du willst Dich ihm mit mir zugleich nähern! (Ich habe Deinen Brief eben bekommen.) Du betest vielleicht mit mir zu einer Stunde, Du dankst ihm vielleicht auch eben jetzt für meine Gesundheit, und überhaupt für mich, so wie ich ihm unaufhörlich für Dich danke. O, wie süß ist mir das! Ich habe es gewünscht, Klopstock. Gestern Abend, wie ich in mein Zimmer gegangen war, und einige sehr entzückende Stunden hatte, da dachte ich: Vielleicht betet Dein Klopstock jetzt mit dir; und meine Andacht ward dadurch noch feuriger. O, wie süß ist es, Gott anzubeten! Welche Empfindung ist es, ihn finden! O, wie selig können wir schon hier sein! Aber, Du hast recht, wenn es schon soviel hier ist, was wird es nicht dort sein! Und auch dort werden wir zusammen sein! Welch' eine unaussprechliche Glückseligkeit ist die unsere! — Leb' wohl, mein Klopstock, leb' wohl! Ich werde morgen oder übermorgen viel an Dich denken. Die heiligsten Gedanken, und Du, Bester! stimmen sehr gut zusammen. Du, der Du heiliger bist, als ich, Du, der Du unseren Schöpfer nicht weniger liebst, als ich! mehr kannst Du ihn nicht lieben, mein Klopstock, mehr nicht; erhabener, heiliger, das geb' ich zu. —

Ach, Klopstock, wie glücklich bin ich, daß ich Dir zugehöre! Du weißt es wohl, ich will durch Dich noch immer besser, noch immer heiliger werden. — O, ich bin so gerührt, Klopstock, ich kann Dir's nicht sagen. Welch' ein Unterschied von jetzt und nur noch vor einem halben Jahre! Ehe ich von Dir geliebt wurde, fürchtete ich das Glück. Mir war bange, daß es mich von Gott zerstreuen möchte. Wie sehr irrte ich mich! Die Widerwärtigkeiten führen zu Gott, das ist wahr; aber eine Glückseligkeit, wie die meine, kann mich nicht von Gott zerstreuen, oder ich müßte gar nicht fähig sein, eine solche Glückseligkeit zu genießen. Sie nähert mich ihm vielmehr. Die Rührung, der Dank, die Freude, alle Empfindungen der Glückseligkeit machen meine Anbetung noch feuriger. Lebe wohl, Klopstock! bete für mich Deine Braut.

132. Meta an die Schmidtin.

Lingbye, $1\frac{1}{2}$ Meile von Kopenhagen,
den 28. März 1755.

Endlich, endlich ist der Balsam gekommen. Ach, meine, meine Schmidtin! O, unserem Gott sei Dank, ihm sei Dank, daß Du so wohl bist! Ich habe zwei Briefe von der D.. und von der H.. auf einmal gekriegt, und also ist, Gott Lob! die Gefahrzeit vorbei. Aber bedauerst Du mich nicht, daß ich so lange nach der Nachricht habe seufzen müssen? Ich habe fast alle Tage nach der Stadt geschickt. Ach, daß ich Dich nicht sehen soll, mit Deinem Sohn! Du liebe Schwester! Ich war gestern ganz außer mir. Ich kann Dir nicht sagen, welche Freude ich hatte! Ich muß auch heute wieder schreiben, ob ich gleich nicht gewollt. Denn ich habe viel zu thun. Wir arbeiten gar zu fleißig am Messias. Nun, lache nur nicht; ich schreibe für den Druck ab. Diese Arbeit ist mir eine erstaunliche Freude. Sie kann sogar machen, daß ich deutlich schreibe. Ich muß es wohl, so verdrüßlich es mir auch ist, daß ich langsam schreiben soll. Daß ich abschreibe, ist aus vielen Ursachen gut. Denn ich lese Klopstock's Hand am besten; unter meinen Herren Brüdern, den Abschreibern, versteh' ich unstreitig den Messias am besten; und dann habe ich Klopstock, den ich frage. Du solltest nur einmal sehen, wie schön ich schreibe. Klopstock arbeitet täglich sehr schöne Stücke. Ach, Schmidtin, ich habe Dich gar zu lieb! Beinahe sollte Klopstock manchmal eifersüchtig auf meine Liebe zu Euch werden können; aber er wird's doch nicht. Leider, leider hat er Euch selbst nur gar zu lieb! Lebe wohl! Gott gebe, daß Du und Dein Kind immer so wohl seid, als jetzt. Sobald Du mir wieder recht schreibst, will ich nur Erzählungen von Deinen Kindern haben.

Meta Klopstock.

133. Meta an die Schmidtin.

Lingbye, den 20. Mai 1755. Abends 10 Uhr.

Liebste Schmidtin!

Ich muß nur noch ein Bischen an Dich schreiben; denn was soll ich anders thun? ich habe meinen Mann, meinen Klopstock nicht. Er ist schon seit gestern Abend in der Stadt; ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, und werde es diese Nacht auch wohl nicht. Umsonst wollte ich mich mit kleinen guten Umständen trösten und zerstreuen; es wollte nichts helfen; ich wachte hundertmal aus einem ängstlichen Schlummer auf. Wenn nur der Gedanke der Wittwe nicht immer gekommen wäre! (Ach, ich überlebe Klopstock gewiß!) Aber warum halte ich Dich mit diesem Traurigen auf? mein Klopstock kommt ja morgen wieder! Ich habe

ihm heute den ersten Brief in unserer Ehe geschrieben (denn wie wir neulich schon glaubten, uns zu trennen, da blieben wir doch noch zusammen). — — Unser Abschied gestern war sehr zärtlich. Ich begleitete Klopstock bis aus dem Dorfe. Er wäre beinahe mit mir wieder umgekehrt, so bewegt war er. Und mir, ach, mir schlug das Herz so! Du, Schmidt, verstehst dieses; Wenige verstehen es mit uns. — Ich will die Müdigkeit, die eben kommt, nicht vorübergehen lassen. Schlafet Alle wohl! Wie süß mußt Du nicht unter Deinen Kindern schlafen!

Meta Klopstock.

134. Meta an die Schmidtin.

Lingbye, den 4. Juni 1755. Abends 10 Uhr.

Ich habe heute meinen Klopstock schon wieder den ganzen Tag nicht gehabt. Und gestern beinahe auch nicht; denn gestern waren wir im Lager. (Hohorst traktirte uns in seinem Zelte; es war unerträglich.) Es ging mir recht nahe, daß wir den gestrigen Tag nicht ganz für uns allein haben konnten. Unterdeß feierten wir ihn doch so gut wir konnten. Jede Stunde erinnerten wir uns, was vor einem Jahre zu der Zeit geschah. Mein Klopstock war sehr zärtlich. Sogleich beim Erwachen sagte ich: Heute vor einem Jahre! mein Klopstock. Gott sei Dank! Gott sei Dank! sagte er. Das hat er gestern wohl hundertmal gesagt. Und dann hat er auch gesagt: Frau nach meinem Herzen! Beste Frau! Einzige Meta! Du Engel! Du mein Herz und meine Seele! Ja, das hat er gesagt, und noch vieles dergleichen. Ach, und das hat er schon ein ganzes Jahr gesagt! Ach, meine Schwestern! Ach, meine Mutter! Ach, alle meine Lieben! Wie glücklich bin ich! Wie glücklich ist Eure Meta! Ein ganzes Jahr habe ich nun schon meinen Klopstock! Und weiß es, daß er der Mann, den ich mir von ihm vorstellte. Ihr Lieben, vergeßt doch nicht, Gott immer für mich zu danken! Du Kleinmüthige, Du hattest das nimmer erwartet! — Ich kann Euch nicht sagen, wie vergnügt ich hier bin. Mein einziger Wunsch ist, nur hier beständig bleiben zu können. Wenn Ihr Alle nur könntet mit mir spazieren gehen. Es ist doch gar zu schön. Ich thue keinen Ausspruch, ob die hiesige oder Eure Gegenden die schönsten sind. Sie sind verschieden. Die Holzungen sind hier sehr angenehm. Etwas, das mich alle Mal bei meinem Spazieren noch rührt, so täglich es mir auch ist, das sind große Hügel, die man allenthalben antrifft; sie sind ganz rund und manchmal mit Steinen belegt, manchmal mit Bäumen bepflanzt, und manchmal auch nur mit Gras. Man sieht sehr deutlich, daß die Kunst sie gemacht hat, und durch Aufgraben hat man entdeckt, daß es alte Grabmäler sind. Wie muß mich das nicht rühren, wenn ich oft zwei so ganz dicht

neben einander sehe! Ich denke, da liegen vielleicht ein Paar Eheleute, die sich geliebt haben. Leb' wohl, Schmidtin!

Meta Klopstock.

135. Meta an ihre Schwester Dimpfel.

Den 5. August 1755.

Ich denke seit einiger Zeit so beständig an Dich, liebste Dimpfel, daß ich nur schreiben muß; es ist mir leid genug, daß ich nicht eher habe dazu kommen können. Meine Gedanken an Dich sind so lebhaft, daß ich auch fast immer von Dir träume. Aber es ist gut, daß ich keine Traumgläubige bin, sonst würde ich Deinetwegen unruhig sein. Denn mir hat schon zweimal geträumt, daß ich Dir in Deiner, und einmal, daß Du mir in meiner Todesstunde beistandest. Dieser letzte Traum war sehr schön. Ich starb, so wie ich wünsche zu sterben. Meine letzten Worte waren: Du sollst nicht weinen, ich käme ja zu meinem Gott und zu meinem Erlöser. Das letzte Wort konnte ich nicht aussprechen, und ich fühlte, wie ich verschwand. — Aber wir wollen nicht ernsthaft werden. Ich glaube, daß Du wohl bist, und das glaube ich um desto mehr, weil die schlimme Sch.. mir in langer Zeit kein Wort von Dir geschrieben hat. — Ich wollte, daß Du Dir vorstellen könntest, wie vergnügt ich bin. Heute vor Allem habe ich einen sehr schönen Tag gehabt. Den ganzen Tag so süß, so ruhig an Klopstock's Seite gesessen. Er arbeitet am Messias, und ich sitze und nähe. Der Messias — doch ich will Euch nichts von seinen Schönheiten sagen; Ihr werdet ihn, so Gott will, Michaelis kriegen. Klopstock arbeitet am zehnten Gesange. Gott sei Dank, der ihn bis zur Hälfte hat kommen lassen. Er wird sein Leben bis zur anderen Hälfte fristen! — In solchen Tagen, wie heute, fehlt Ihr mir nicht; denn mein Klopstock ersetzt mir Mutter, Schwestern und Freundinnen. Fühlt nur eine Jede Euren Werth (Ihr habt Ursache dazu), und denkt dann, was Klopstock ist. — Ist Dein Mann und sind Deine Kinder wohl? Grüße sie. Es ist mir lieb, daß sie sich mich noch so vorstellen können, und sehr süß, daß sie meinen Namen dem Echo zuriefen. Was macht Mama? Grüße sie aufs zärtlichste.

Meta Klopstock.

136. Meta an ihre Schwester Schmidt.

Kopenhagen, den 17. Oktober 1755.

Kennt Ihr die jetzige Woche? Kennt Ihr den 13ten Oktober? oder habt Ihr ihn vergessen? Es wäre besser, wenn Ihr ihn vergessen hättet, und auch, wenn ich's hätte. Aber wie könnte ich's? Es war, wenn ich nicht will den einzigen Tag ausnehmen, da Klopstock selbst von mir Abschied nahm, der traurigste und der härteste in meinem Le-

ben. O, ich sehe Euch Alle so tief auf der Treppe; wie weintet Ihr Alle! und ich — — ja, ich fühlte, was ich nie gefühlt hatte, und was sich nicht beschreiben läßt! Und nun kamen mir die Meinigen vor dem Thore nach, und da warst Du nicht dabei! Und — — meine Mutter mußte mich trösten — — meine Mutter, von der man glauben sollte, sie fühle diesen Abschied am meisten. Endlich sah ich Niemand mehr, und ich kam zu Fremden. Nun mußte ich mich zwingen; — thörichter Wohlstand, du häßliche Larve, die man vor die schönsten Empfindungen halten muß! Mein Zwang gelang mir so weit, daß ich munter schien; dafür ward ich belohnt mit einem: „So geht's immer; wenn man die Mauern nicht mehr sieht, so denkt man auch nicht mehr daran." Ihr Narren! Ich konnte Hamburgs Mauern nicht mehr sehen, wie ich Kopenhagen sah, und ich dachte, ich sollte den Tag vergehen. Nichts konnte meine Thränen zurückhalten, nicht Klopstock's Zärtlichkeit, nicht die Gegenwart so vieler neuen Freunde, und nicht — — der Wohlstand; ich mußte weinen, und das mußte ich noch lange thun. Ich kann Dir nicht sagen, was mir die erste Zeit in Kopenhagen war! Nur seitdem wir so fest beschlossen haben, um sieben Monate zu Euch zu kommen, denke ich ohne Thränen an Euch. O, ihr Mädchen, die ihr glaubt, es ist so was Leichtes, euer Vaterland, wovon ihr das Gute kennt, wo ihr Freunde und Verwandte habt, mit einem fremden Lande zu vertauschen, wovon ihr das Gute in einem Jahre wenigstens nicht kennt; wo ihr keine Verwandte und keine Freunde habt, und sie auch vermuthlich nicht so kriegen werdet, wie ihr sie verlassen habt; denn ich glaube nicht, daß die späteren Jahre dazu gemacht sind. Geht nicht, geht nicht, wenn ihr keinen Klopstock habt! Aber dieser Einzige! — — Doch ich brauche Dir hierüber nichts zu sagen; Du weißt, daß ich das Eine, oder das Andere in seiner ganzen Stärke fühle. — Und ich will auch endlich hiervon abbrechen. —

Heute ist der fünfte Tag, daß Klopstock nicht bei mir ist. Ich kann Dir nicht sagen, wie traurig und ängstlich mir diese kurze Trennung ist. Wenn ich lange nicht schreibe, das ist ein gutes Zeichen; denn ich habe mir auch das zum Trost der Abwesenheit behalten.

137. Meta an ihre Schwester Schmidt.

Lingbye, den 1. November 1755.

Ich muß gleich damit anfangen, Dir ein neues Vergnügen zu erzählen, welches die Reihe meiner vielen süßen, kleinen, stillen Vergnügen vermehrt. Klopstock, der sonst immer selbst aufgeschrieben, was er gearbeitet, fängt jetzt an, mir manchmal so versweise zu diktiren, wie er arbeitet. Das ist mir nun eine solche Freude! und je mehr er merkt, daß es mir Freude macht, desto mehr thut er's. (Ach, Ihr

wißt nicht, wie gut er ist!) Und nun ist Klopstock's erstes Manuskript (was Du einmal erben sollst, wenn ich sterbe; denn eher kommt's nicht aus meinen Händen) immer mit meiner Hand durchschattirt, und nun kriege ich die schönen Verse noch eher zu sehen. Freuet Euch nur zum zweiten Bande des Messias; er ist vollkommen so gut, als der erste. Abbadona kommt im neunten Gesange schon wieder vor. Ob ich Klopstock auch als Verfasser des Messias besonders lieb habe? Ach, Schmidtin, von wie vielen Seiten habe ich ihn besonders lieb! Aber auch hauptsächlich von dieser! Und welch' eine Liebe ist das! Wie rein, wie sanft und wie ehrfurchtsvoll! Es ist mir erstaunlich wichtig, daß Klopstock den Messias schreibt. Nicht der Ehre, sondern des Nutzens, der Erbauung wegen. Er arbeitet nie daran, daß ich nicht unterdeß bete, daß Gott die Arbeit und die Erbauung segnen möge, und mein Klopstock, der Beste! arbeitet immer mit Thränen in den Augen. —

138. Meta an ihre Mutter.

Den 8. Mai 1756.

Liebste, liebste Mutter! Wie könnte ich's lassen, nicht noch zu schreiben, ob's gleich so nahe ist, daß ich mich in Ihre mütterlichen Arme werfen, und mit der inbrünstigsten Liebe einer Tochter um Ihren Segen bitten werde. Ich weiß wohl, daß ich ihn habe, beste Mutter! ich weiß es wohl; ich seh's an meiner zeitlichen Glückseligkeit, daß der Segen meiner Aeltern auf mir ruht, meines lieben, nun schon so lange seligen Vaters, und meiner liebsten, liebsten Mutter, die Gott ihren drei Töchtern noch lange, lange lassen wird! Ach ja, auf daß Ihre Meta noch oft komme, und Ihre Hände küssen möge! — Ich kann nichts mehr schreiben, ich bin zu bewegt. — Uebermorgen verreisen wir. Es ist schon Alles eingepackt; ich bin völlig reisefertig; Klopstock küßt Mama die Hände. O, wenn wir nur erst bei Ihnen wären! — Meta Klopstock.

139. Klopstock an seine Mutter.

Kopenhagen, den 16. November 1756.

Wie sehr uns die Nachricht von unseres so theueren, geliebten Vaters Tode gerührt hat, können Sie sich vorstellen. Wir danken Ihnen, daß Sie durch Giseken haben an Cramer schreiben lassen. Es war uns sehr nöthig, daß wir sie nicht durch einen schwarzen Brief empfingen. Es war am Sonnabend, daß uns Cramer davon sagte; und am Sonntage bekamen wir Ihren Brief.

Ich will unsere Wunde nicht weiter aufreißen. Unser Gott hat es so gewollt. Sein Name sei gelobt, daß er unserem theueren Vater ein so schönes Ende gegeben hat!

Er ist nun viel glückseliger, als wir! — Der Name des Herrn sei gelobet!

Sobald es Ihnen Ihr Schmerz zuläßt, liebste Mama! so schreiben Sie mir doch noch umständlicher von unseres theueren seligen Vaters Krankheit und Tode. Meine lieben Geschwister, die beiden Kleinen nicht ausgenommen, sollen dieses auch ein Jeder besonders thun. Es ist gut, daß wir uns insgesammt mit diesen Vorstellungen unterhalten; denn es ist überhaupt nichts heilsamer, als öftere Todesbetrachtungen. Wenn ich mir eine umständlichere Nachricht ausbitte, so verstehe ich sogar die kleinsten Umstände, die Ihnen nur einfallen, darunter. Ich will Ihnen einige kleinere und größere anzeigen. In welcher Stube oder Kammer ist er gestorben? Wer war, nach Ihnen, in seiner Krankheit am meisten zugegen? Glaubte er, vom Anfange des Blutsturzes an, daß er daran sterben würde? Und wenn er es nicht gleich anfangs glaubte, wann fing er an, es zu glauben? — Er erinnerte sich gewiß seiner abwesenden Kinder, die ihn so sehr geliebt haben, und noch lieben; auf welche Art und mit welchen Worten that er es? Ich hoffe zu Gott, daß wir so leben werden, daß der Segen seines Gebetes auf uns ruhen wird.

Mein Schmerz ist zwar, durch die Gnade Gottes, ruhig; aber er wird lange dauern. Ich habe ihn sehr, sehr geliebt. Ich habe viel an meine selige Großmutter, die mich zuerst in der Religion unterrichtet hat, und an den seligen Johann Christian gedacht. Nun sind diese drei von mir so sehr Geliebten in der Ruhe der Ewigkeit bei einander!

Ich glaubte, Meta würde hier noch ein paar Zeilen schreiben; aber der Besuch, den sie hat, hält sie so lange auf.

Nachschrift von Meta Klopstock.

Ich kann Ihnen also nur sagen, daß ich den Verlust eines leiblichen Vaters noch einmal fühle; Gott erhalte Sie Alle!

140. Die Dimpfel an Klopstock.

Zu seinem Geburtstage, den 2. Juli 1759.

Gott überschütte Sie noch lange mit aller möglichen Glückseligkeit! Wie süß ist der Gedanke, mein lieber Klopstock, daß Meta diesen Tag mit uns feiert! Umgeben von ihren vier früh glückseligen Kindern, betet sie Friede und Wonne auf Sie herab. Möchten Sie doch den Segen ihres Gebetes in dem Maße empfinden, als es Ihnen meine Seele wünscht, und möchte doch mein Flehen erhört werden, daß der Himmel uns Sie, bester Klopstock! noch lange lassen möge. Dürften wir uns wohl die Hoffnung machen, daß Sie diesen Tag noch einmal in Hamburg mit uns feiern?

feiern? Wenn wir es dürften! Ich will durch diese Hoffnung die Freude des heutigen Tages recht vollkommen machen. Wir sehen Sie gewiß wieder; möchte es doch bald sein! Gott erhalte Sie, mein Klopstock! Gott segne Sie für das, was Sie zu meiner Erbauung beitragen!

C. W. Dimpfel.

141. Fanny an Gleim.

Langensalza, den 29. September 1750.

Ich bin dem Glücke, Sie in Leipzig gesehen zu haben, zu viel Vergnügen schuldig, als daß ich nicht recht ernstlich auf das Hinderniß, das Sie von Ihrer Reise zu uns abgehalten hat, böse sein sollte. Da nun aber Ihr verstorbener Domherr zu sehr todt ist, als daß man ihm noch Vorwürfe, seiner Uebereilung halber, sollte machen können, so möchte ich, um nur meinem Bruder einen Gegenstand zu seinem Verdrusse zu schaffen, Sie gern beschuldigen, daß es Ihnen auch an Eifer und Begierde, ihn zu sehen, gefehlt haben müsse, weil Sie die erste die beste Verhinderung sogleich für unübersteiglich gehalten haben. Sie können die Zerstörung gar nicht verantworten, die Sie in den schönen Aussichten des Vergnügens, die sich mein Bruder, voll Hoffnung auf Ihre Gegenwart, vorausgebildet hatte, angerichtet haben. Geben Sie nur Acht, wie sehr er sich mit Ihnen zanken wird. Ich gestehe es Ihnen, ich möchte seine Vorwürfe nicht auszuhalten haben; denn ich glaube, daß er eben so wenig Grenze darin beobachten wird, als er es in der Freude auf Ihre Ankunft gethan hat. Und wie sollte er es auch Ihnen vergeben können, daß durch Sie unsere öfteren und vielfältigen Berathschlagungen, welches Vergnügen wir zuerst, welches zuletzt wir genießen wollten, und ob wir wohl noch ein größeres, als das, Sie bei uns zu sehen, erfinden würden, nun überflüssig und unnütz geworden sind?

Sie dürfen mir's also gar nicht verdenken, wenn wir über Mittel der Rache uns berathschlagen, woran ich ihm getreulich helfen will, weil ich durch Ihr Außenbleiben auch unendlich viel verloren habe. Ich würde, zum Exempel, wenn ich die wahren Schönheiten und die Natur der anakreontischen Ode von Ihnen gelernt hätte, den Vortheil erhalten haben, Ihre scherzhaften Lieder, von denen wir eine vermehrte Sammlung von Ihnen erwarten, am meisten und am richtigsten zu bewundern. Ich würde mich Ihnen zu sagen getrauen, daß mir gewisse neue Gedichte: Versuch in Scherzgedichten (die Oden „der böse Traum" und „der Tod" ausgenommen), nicht eben gefielen, und ich würde die Gründe des Mißfallens anzugeben wissen; ich würde — — kurz, was das Wichtigste ist, ich würde Sie überzeugt haben, wie sehr ich sei, u. s. w.

142. Fanny an Klopstock.

Langensalza, den 7. April 1751.

Ich will, mein lieber Herr Vetter, das anakreontische Täubchen, dessen Ankunft Sie so begierig entgegensehen, nur immer fliegen lassen, ob es gleich eine sehr große Forderung ist, daß ein so kleines und zartes Geschöpf sich auf eine so lange und so weite Reise, und sogar über das Meer wagen soll. Wo sind Sie jetzo, und wo wird es Sie antreffen? — Das arme, kleine Ding, es wird ganz außer Athem und müde von der Reise sein, ehe es in Ihre Hände kommt. Fragen Sie es nur nicht gleich gar zu viel; denn anstatt daß es so geschwätzig als der Bote des Anakreon's ist, wird es Ihnen vor Müdigkeit kaum sagen können, daß es, eben so wie ich, recht böse auf Sie ist, daß es Sie so lange und so weit hat suchen müssen. Es wird mir angst und bange, wenn ich daran denke, daß man so viele Länder mit seinen Gedanken durchstreichen muß, ehe man Sie, ganz nahe unter dem Nordpol, ertappen kann. Wahrhaftig, eine weite Entfernung für ein Mädchen, das es schon für ein sehr großes Unternehmen gehalten hat, sich zu einer Reise nach Leipzig zu entschließen!

Machen Sie dem kleinen anakreontischen Vogel, den ich Ihnen übersende, nur immer tausend Liebkosungen, damit er Ihnen alles das Böse, was ich von Ihnen, wegen Ihrer Nachlässigkeit, uns in Langensalza nicht zu besuchen, gedacht habe, ja nicht sagen möge! — Erkennen Sie denn nicht, daß ich, wenn ich von Natur nicht so gütig wäre, als ich bin, die Vorwürfe, die ich Ihnen zu machen hätte, leicht zu hoch treiben könnte, da Sie mich um die beste Hoffnung der Freude und des Vergnügens, um die Hoffnung, Sie zu sehen, gebracht haben? — Es ist Ihr großes Glück, daß ich so wenig geneigt bin, mich um eine Sache, die nicht mehr zu ändern ist, zu zanken, besonders mit Jemandem, den ich gern für unschuldig halten möchte.

Ich glaube, daß Sie sich recht freuen werden, die Verheirathung der Demoiselle Hagenbruch mit Herrn Lutheroth zu hören! Ihr so liebes, freundliches Mädchen! Ich weiß nicht, ob sie künftig noch immer so freundlich sein wird. Ich habe ihr eine Ode auf ihre Hochzeit versprochen; ich hoffe, daß Sie ihr doch auch ein Gedicht machen werden. Lachen Sie mich ja nicht über mein Versprechen aus; ich bin zwar keine geborene Dichterin; mein Umgang mit Ihnen hat mich aber doch zu etwas dergleichen gemacht; und eben daher bin ich noch immer mit der größten Freundschaft

Ihre

ergebene Dienerin

M. S. Schmidt.

143. Schmidt an Gleim.

Langensalza, den 30. Oktober 1750.

Jeder Tag und jede Woche, die ich in der Erwartung, von Ihnen, mein liebster Gleim, etwas zu hören, zubringe, wird mir zu einem Monate und zu einem Jahre.

Was soll ich thun, oder an was soll ich mich halten, wenn mir der Verdacht einfällt, daß Sie manchmal in acht Tagen nicht daran gedenken, daß ich noch in der Welt bin?

O! wenn doch (verzeihen Sie mir diesen eigennützigen Wunsch; mein Gewissen widerspricht ihm doch heimlich) Ihr Herz manchmal ein bischen aufhörte, sich selbst zur Freude genug zu sein, daß Sie sich umsehen und mich, dessen Herz so begierig ist, Sie durch seine Zärtlichkeit zu erfreuen, suchen müßten!

Wahrhaftig, der Himmel hat es nicht recht gut mit Ihnen gemeint, daß er Ihnen ein Herz gegeben hat, das so sehr ohne alle Bedürfnisse ist, und das sich so leicht in sich zurückziehen und vergnügt sein kann. Wenn Ihre Empfindungen auf diese Art auch noch so sanft sind, so entbehren Sie doch die ganze Gattung derjenigen, die sich nur in der Mittheilung mit Anderen genießen lassen, und die eben dadurch doppelt reizend sind, und mit denen Sie Ihr Schicksal (vielleicht zur Belohnung einiger Ihrer guten Thaten) bei Kleist begünstigt hat. Es ist wahr, ich bin kein Kleist, und durch mich kann Sie der Himmel nicht belohnen. Ich bin doch aber Etwas — — aber was denn? — O, genug! In den Empfindungen der Freundschaft ein vollkommener Klopstock — ein Kleist.

Meine zwei Briefe und der von meiner Schwester sind Ihnen doch zu Händen gekommen? Gehen Sie nur hin, ich mag von mir nicht reden; aber einem Mädchen nicht zu antworten, das ist nicht zu entschuldigen. Zu einer kleinen Strafe möchte ich Sie fast auf den Verdacht bringen, daß ich nur aus List, um Briefe von Ihnen zu erhalten, meine Schwester in Bewegung, an Sie zu schreiben, gesetzt habe.

Fragen Sie mich etwa, was ich jetzt hier mache, so kann ich es Ihnen selbst nicht sagen; so viel ist gewiß, daß das Leidlichste für mich ist, wenn ich gar nichts mache. Meine Seele, die mehr als Jemand des Einflusses der Gesellschaft bedarf, hat, aus Mangel derselben, ihr halbes Feuer verloren und brennt so traurig, wie eine Lampe in einem alten römischen Grabe. Ich möchte wissen, wer mich in einem ganzen halben Jahre lächeln gesehen hat. (Lachen thue ich oft, aber damit hat die Seele nichts zu thun.) Die Musen thun auch ganz fremd mit mir, und haben mich gar nicht mehr lieb. Diese heiligen Mädchen scheinen mir fast von der Art mancher Parisischen Mädchen zu sein, bei denen kein Stutzer in Ansehen kommen kann, es sei denn,

daß er ihnen eine Menge anderer Mädchen aufopfern kann und will. Sie wissen, mein lieber Gleim, daß mir diese Opfer hier auch gar nicht möglich sind. O, was wird noch aus Ihrem Schmidt werden!

Ich besinne mich, daß ich Ihnen noch eine Nachricht von Klopstock schuldig bin. Nur einige Worte hiervon: die Freundschaft der Schweizer gegen ihn geht so weit, daß ein junger Kaufmann, Rahn genannt, der eine neue Fabrik angelegt, ihm einen Antheil von seinem Gewinnst zu geben, sich verbindlich gemacht.

Warum, kleiner Schwätzer, haben Sie es ihm geschrieben, daß ich mich über seine geistliche Galanterie zu scherzen erkühnt habe? Er hat mir ein böses Gesicht darüber gemacht.

144. Joh. v. Müller an Gleim.

Frankfurt a. M., den 30. September 1771.

Trunken vor Freude, von Ihnen geliebt zu werden, las ich Ihren lieben Brief. Ohne Hyperbel: Einen so edlen Freund habe ich unter den Kindern Adam's verzweifelt, die mich vielleicht so oft als Sie betrogen haben, zu finden. Nun, da ich ihn gefunden, soll auch kein Schicksal, keine Entfernung, kein Tod uns trennen. Sie haben mein ganzes Herz und Vertrauen. Es fehlt nichts, als daß ein menschenfreundliches Schicksal mich Ihren Umarmungen wieder entgegenführe, mich aus der Sklaverei des Bigottismus und der Pedanterie ausführe, und in das Reich des großen Königs bringe, dessen Geist Monarchen der Welt anstaunen, und ewige Annalen der späten Nachwelt preisen werden. Mein bellum Cimbricum wird gedruckt. Ich thue mir was darauf zu gute. Aber Niemand kann es schätzen, als wer für historische Kritik Sinn hat.

Hier haben Sie ein Exemplar einer Abhandlung, die ich vor zehn Monaten — seit welcher Zeit meine Einsichten und Denkungsart eine gewaltige Revolution erlitten haben — schrieb. Sie ist eine Arbeit von vier Tagen; das sieht man ihr an.

In Helvetien ist in gewissen Dingen noch Dunkelheit. Unsere Geistlichen haben Religionsstreitigkeiten über Gesetz, Glaube, Wissenschaft und Natur des Menschen angefangen. Sie wollen mich hineinziehen, quod superi prohibeant! — Antichrist ist, wer seinen Verstand braucht.

Das Schlimmste für mich ist, daß hier Pflicht, dort Trieb mich nöthigen, mich auf vielerlei Sachen zugleich zu legen. So bleibt man ewig Stümper. Was ich am liebsten wünschte, wäre eine Bedienung, welche die Historie und mich zu ewiger Freundschaft vereinigte. Wäre das, so wollte ich mir getrauen, etwas Großes auszurichten.

Mein liebster Freund! wie könnten Sie sich thätiger beweisen? Unmöglich.

Wie kann ich mich Ihrer Freundschaft würdig machen? Wie kann ich den Verdacht von Nebenabsichten ablehnen, der mein Herz gewiß nicht vergiftet, oder zu dem ich Anlaß geben könnte? Edler Freund! ich appellire an die Gefühle Ihres Herzens.

145. Joh. v. Müller an Gleim.

Bern, den 8. Januar 1786.

Der erste Brief, den ich im 1786sten Jahre Muße finde, zu schreiben, für wen könnte der sein, als für Vater Gleim? Dank der Freude, die er mir am 25sten Christmonats gemacht! Am 25. December, und wie, daß er nicht an Ostern kam — denn ein Wiederaufleben war er mir; mein Freund ist mir wieder erschienen, den ich allezeit geliebt, und suchte; und wo war er denn, daß er die Stimme meines Herzens nicht hörte? Das wollen wir nicht fragen in der Freude des Wiederfindens; genug, meine Liebe war immer mit ihm, und ich sehe, daß ich ihm auch nicht fremd geworden; so ganz Er, wie an der Holtemme, steht er vor mir in den schönen Briefchen aus Dohm's Hause. Kurz und gut. Müller indessen

opera multa
Pertulit, de versis rerum immersabilis undis.

Also, daß er auch ganz vergnügt herausgeschwommen, und ihm nur sein Vater Gleim fehlte, dem er Alles hätte mögen erzählen. Geblieben bin ich zu Genf, hauptsächlich bewogen durch den Greis Trochin, und weil das Herz gemeiniglich in solchen Fällen bei dem Verstande eine Entschuldigung sucht, fand ich klug, eine in sechs oder sieben Jahren bevorstehende gewisse unabhängige Rente dem Einkommen meiner Kasselschen Bedienung vorzuziehen. Ich bedachte aber nicht genug, daß ich indessen auch leben mußte, diese Jahre verloren gingen, theils über dem Gesellschaftleisten, theils über Arbeiten, durch die ich für meine Bedürfnisse sorgte, wodurch erfolgte, daß zur Geschichte der Schweizer in denselben achtzehn Monaten fünf Seiten und nicht mehr zu Stande gekommen. Dieses bewog mich, eher die Rente, als die Anwendung des Frühlings meiner Jahre in die Schanze zu schlagen. Also begab ich mich nach Valeires, wo der ganze Winter des vorigen Jahres buchstäblich einsam mit so großem Nutzen zugebracht worden, daß ein ganzer, nicht kleiner, Band von der Schweizerhistorie ausgearbeitet wurde; ich selbst aber, äußerst vergnügt, jeden Abend alle Tageslast mit Horaz und Boccaz, auch Metastasio (Deutsche hatte ich nicht), vergaß. Den April gab ich Bonnet: wir wollten Haller's wichtigen Briefwechsel mit ihm herausgeben, und endlich würde man Hallern ganz kennen

gelernt haben; es ist aber unterblieben, weil ein zu Paris wohnender Sohn, Haller der Banquier, ohne den Bonnet es nicht thun wollte, fand, Haller könnte bei der dominirenden Sekte in Paris hierbei verlieren. Hierauf las ich zu Alten meinen Landsleuten den Anfang ihrer Historie vor. Von da riß mich ein Anfall Vaterstadtliebe nach meinem Schaffhausen; ich würde auch noch da sein, hätte aber das vielleicht zu stolze Gefühl, daß, da Jeder thun kann, was dort ich, ich dem Triebe nach dem öffentlichen Leben und dem größeren Wirkungskreise folgen soll. Ich ließ mich also von Bonstetten auf eine Reise laden, und eilte, in Luzern ihn zu finden. Von da nach Zug, wo Zurlauben, so alt und hochadelig, als so ein großer Gelehrter in der Diplomatik, mir noch lieber wurde durch seine mittheilende Güte und verständige Politik. Zu Zürich wurde ich empfangen, als wenn ich sie nie beleidigt hätte; bewirthet mit wichtigen Manuskripten, gewonnen durch vortrefflichen Umgang. Da wurde mit Hirzel und Geßner viel von Tyrtäus-Gleim, und viel vom Sänger des Frühlings, lehrreich und mit würdiger Liebe und Erinnerung, gesagt, gierig aber von mir verschlungen, und in das Herz eingegraben. Von Zürich durch historische Gegenden, der alten Bonstetten Herrschaften, das Habsburgische Muri, Beronmünsters tausendjährige Mauern, manch' schönes, frohes, glückliches Thal heraus,

> Wo Uechtlands Haupt, in unerstieg'nen Wällen,
> Und stolzer Freiheit, fürstlich ruht!

Und nun lebte ich diesen Winter über so ganz gut, wenn nur Haller den Verstand gehabt hätte, in seinem Bern 48stündige Tage einzuführen. So, da ich zugleich zum dritten Theile der Schweizerhistorie noch drittehalbhundert Seiten in zwei Monaten auszuarbeiten habe, und, vielen Edlen zu Gefallen, mein französisches Werk über die allgemeine Historie deutsch und mit schweizerisch-preußischen Reflexionen beseelt, schreibe und vorlese, so einsiedlerisch ich meist lebe, ich doch bald nicht weiß, was anfangen, um in keiner Sache die Erwartung Jemandes zu betrügen. Mein Plan auf den Sommer ist nur im Himmel bekannt. Nach diesen drei Theilen könnte ich Größeres unternehmen. — Ich fühle für die kommenden Zeiten, für Europa, Ihr und mein Land, was entstehen würde, wenn es der Union mißglückte; ich denke, jeder Mann von Geist und Muth sollte arbeiten, die öffentliche Meinung mehr und mehr für die Grundsätze dieses großen Bundes zu gewinnen. Man verwirrt, verdunkelt der Fürsten und Stände Rechte und Interessen; ich möchte das Gegengift verarbeiten, und für Ihres Friedrich's Propositionen, durch starke Darstellung, was Deutschland war, ist, werden könnte und bleiben soll, die Gemüther bereiten.

Ich möchte diese Post nicht versäumen; mehr und interessanter zu anderer Zeit. Liebster Vater Gleim, schreiben Sie mir doch bald, auch von Allen, die ich in Halberstadt liebe, und ob Sie etwas wissen von Heinse. Es ist mir leid, es bekümmert mein Herz, nach nur vier trockenen Seiten mich loszureißen von Dem, den meine Seele liebt lebenslänglich.

146. Joh. v. Müller an Gleim.

Aschaffenburg, den 9. Juli 1787.

Ein Monat ist verflossen, liebster, verehrungswürdigster Freund, seit mir durch Heinse die unschätzbaren Denkzeichen Ihrer Erinnerung geworden sind. Mit welcher Empfindung ich sie empfangen, mit welcher Freude ich den unerschöpflichen Reichthum Ihres Geistes, Ihr hohes, edles Herz, und alle die auswendig zu lernenden Sprüche der Weisheit, in ihrem Scharfsinn und ihrer wohlklingenden Ründung, bewundert; alles dieses, theuerster Vater Gleim, würde ich Ihnen am liebsten in der Wallung der ersten Stunden dieses Genusses geschrieben haben, wenn ich sie nicht in Etwyl, während der Koadjutorwahl, mit unserem alten Kurfürsten zugebracht hätte, und nachher die politischen Geschäfte, in welche ich, gleichsam unbemerkt, hereingezogen worden, mir zu wenige Augenblicke freigelassen hätten. Doch war dieses nicht der einzige, noch vornehmste Grund; stolz, bei den Weisen und Edlen in Ihrem Tempel mich zu denken, hatte ich mein Portrait Ihnen zugleich senden wollen. Dieses erforderte ein paar Tage Aufenthalt in Hanau, weil ich in diesen Gegenden keinen besseren Maler weiß, als den dortigen Tischbein. Bisher war dieses unmöglich, zumal in diesen Tagen, da der Staatsrath in den auswärtigen Geschäften von dem Kurfürsten auf einige Zeit Urlaub bekommen, und ich in seiner Abwesenheit das Vorkommende expediren muß. Länger wollte ich doch nicht warten, konnte nicht mehr warten, an Sie zu schreiben, Ihnen zu sagen: — die ganze Herrlichkeit, welche ich mit Ihrem lieben Geschenk, und mit der schönen Stelle darüber über mich, habe; wie meine Bewunderung Ihrer Denkungsart und Kraft und Empfindung, durch die Erfahrung und Bekanntschaft Anderer, in mir allezeit gestiegen; wie mir unvergeßlich mir ist, was ich Ihnen zu danken habe; wie ich brenne vor Begierde, Sie wiederzusehen — und daß ich es hoffe, obgleich ich den Monat freilich nicht sagen kann. Daß Sie das Buch vom Fürstenbunde nicht so früh, als es hätte sein können, erhalten, macht eben der Wirrwarr von Geschäften, der mir so wenig freie Augenblicke ließ, daß ich es auch Bonstetten erst vor sechs Tagen, Schlieffen aber gar nicht geschickt. Nun haben Sie es aber wohl sonst, und ich sende Niemandem früher, als Ihnen, die zweite Ausgabe, die mich

jetzt beschäftiget. Sofort, wenn diese vollendet ist, ende ich den dritten Theil der Schweizerhistorie, werde aber, wie vor mir Tacitus und Grotius, bei einer gewissen Epoche den, hin und wieder immer noch zu rauhen, Ton ändern, und weil die Entfernung mir nicht erlaubt, über die neueren Jahrhunderte der Nation eben so vollständig zu sein, zur einstweiligen Fortsetzung, in einer freieren Sprache, vielmehr mémoires pour servir — liefern, deutsch versteht sich. Diese werden mehr politische Digressionen erlauben; durch diese hoff' ich die Republik zu bewegen, in diesen Zeiten zu thun, was ihr zukommt, sich selbst zu stärken, und eine neue Stütze der allgemeinen Sicherheit und Freiheit zu werden. Das also sehen Sie, und werden in Nestor's Alter allezeit sehen, daß die politischen Grundsätze, die Sie vor vielen Jahren an mir gebilliget, und welche die der Preußen sind, durch alle Studien und Lebenserfahrungen in mir befestiget worden. Der patriotische Grenadier Friedrich's kann solches nicht gleichgültig hören; er wird mich um so mehr lieben, und Pallas und Minerva bitten, daß er mich bald wieder an seine muthvolle, zärtliche Brust drücken möge. Sie erhöre ihn, die uns Beiden gnädige Göttin!

Schreiben Sie mir doch, Liebster, Bester, bald umständlich, was Sie machen, lesen, genießen; mit wem Sie jetzt leben. Ach, krönen Sie heut' einen Becher, Vater Anakreon, und lassen Sie den auf meine Gesundheit umhergehen; dann schreiben Sie mir's. Ihre Worte erfreuen mich, über Wein, und Ihre Liebe entflammt meine Seele!

147. Heinse an Gleim.

Quedlinburg, am Ende des letzten Tages im Jahre 1772.

Wie Ihr Kleist Sie liebte, Vater Gleim, so liebe ich Sie, nur mit dem Unterschiede, daß ich Sie als Kind liebe, und Kleist Sie als Jüngling liebte. O, wäre ich würdig genug der Liebe, mit der Sie mich lieben, — ich weiß es, und empfind' es im Mittelpunkte meines Herzens, daß Sie mich lieben. — Ja, ich bin Ihrer werth; Herz und Geist in mir fühlt den stolzen Adel in sich, Ihrer werth zu sein. — In Elysium, entzückender Gedanke, der Liebe des Genius, den die größten und schönsten Genien der Deutschen mit Inbrunst liebten und lieben, der Liebe meines Gleim's werth zu sein! —

Empfunden habe ich jetzt, Sie können und werden mir es glauben, eine von den höchsten Wonnen, die ich in meinem jungen Leben empfunden habe. Ich muß diese süßen Gedanken noch eine Weile fühlen! Die Stille der Nacht vergönnt es meinem Herzen; alles Geräusche schläft. —

O, Mond! wie du so zärtlich in meine Seele blickest! und du, durch den Himmel lieblich schimmernder Schwan,

du scheinst daran inne zu halten, als wenn du Vergnügen an der Wonne eines von den seligsten Geschöpfen der Erde empfändest! Sonnigter funkelt Sirius über dem heiteren Orion! Sein Blitzstrahl gleichet fast dem Gedanken, der Gleim in meinem Herzen ist. — Wenn, nach Ihrer Lehre, der Himmel der guten, seligen Geister in den Sonnen ist, so empfinden jetzt gewiß Wonne mit mir einige der Seligen im Sirius; ich sehe Etwas auf- und niedersteigen darinnen, so ist's meinem taumelnden Geiste. —

Jetzt eben höre ich den Anfang des neuen Jahres blasen! Welch' ein wonnevoller Anfang des neuen für mich! und welches entzückende Ende des abgeschiedenen! — Wenn die aufgeheiterten Griechen und Römer, wenn alle alte und neue Nationen mit Grund das Gute des Ganzen aus einem schönen Anfange schlossen; wie glückselig wird nicht dieses Jahr für mich sein! Ein Bach unter Rosen, so rein wie Luft, und so geistig, wie die Quellen meiner Charitinnen im Elysium entsprungen, an dessen Ursprung man ein Thal voll lieblicher Blumen und süßen Duft blühender Bäume sieht, kann nicht so leicht getrübt werden. An seinem Ufer tanzen die Charitinnen, und in ihm baden sich scherzende Liebesgötter, und auf den mit Lorbeeren bekränzten Hügeln daran singen die Musen um die Wette mit den Nachtigallen. Vater Gleim, so wie dieser Bach, so wie die chiare fresche e dolce acque des Petrarca, wird unser Leben dahinfließen!

Die Briefe, die Sie Ihrem Heinse geschrieben haben, haben ihm Herz und Geist erquickt; könnte er Ihnen doch sie mit seinen Briefen vergelten.

Meine Briefe wollen Sie einmal drucken lassen? O, ich verstehe Scherz! und wenn es auch Ihr Ernst wäre, so werde ich mich desjenigen nie schämen, was ich an meinen Gleim geschrieben habe; und dann ist seit den Jahren meines Lebens, da ich an den Ufern der Bäche des Thüringer Waldes lag, und die schönsten Bilder der Natur, und das, was mein Gleim, Kleist und Hagedorn empfunden hatten, und mein Anakreon und Horaz und Chaulieu in das Archiv meines Geistes und Herzens schreiben konnte — seit dieser Zeit meines Lebens, wo ich an dem Busen und Lippen meiner Chloe Geist und Herz bildete, bis jetzt, da ich für meine Freunde zu sterben bereit bin, und eine Laura anbete, noch keine Menschenfurcht in mich gedrungen. Frei, wie ein Grieche, kann ich unter Sklaven leben, und spartanischen Muth Dem anbieten, der mir das Joch der Knechtschaft auflegen will. Haß und Verachtung Dem, der sich der zärtlichen Empfindung, der süßen und unwiderstehlichen Leidenschaften seiner Jugend, der göttlichen Liebe und Freundschaft schämt! Werth war er, von einer Otter sein Dasein zu empfangen, und nicht von einem Weibe. Verflucht sei

das Leben, und sollte es ein Papst zu leben haben, in welchem man die unschuldigen Empfindungen der Natur mit der Maske der Dummheit verbergen soll! Lieber soll das Faß des Diogenes meine Wohnung werden, Quellwasser mein Trank und Wurzeln meine Speise sein. So denke ich jetzt, und so würde ich am Ende eines Methusalemischen Lebens denken, vor welchem mich alle gute Götter behüten mögen. —

Sie schließen aus der Aristippischen Gesundheit, daß ich hier sehr wohl leben müsse; und Sie haben richtig geschlossen; so wohl lebe ich, als ich ohne meinen Gleim leben kann, mia vita è dolce amara in jeder Betrachtung dem Petrarca nachgesagt. — Ich lese täglich zwei Stunden mit meiner Grazie von Massow die Opern, von der himmlischen Venus dem Metastasio eingegeben, und dann bisweilen die witzigsten Erzählungen des — Boccaccio, dem ich nur mehr Empfindung des wahren Schönen und Guten wünsche; der Mann war nicht, wenigstens nicht lange, bei den Charitinnen in die Schule gegangen, aber Metastasio! o, ein Gott ist der Mann, und kein Mensch! und ich glaube, daß es Wielanden, so sehr ich sein Genie bewundere, hierin unmöglich sein werde, nicht, ihn zu übertreffen, nur sehr nahe zu kommen. Metastasio hat die süße Musik seiner grazienhaften Sprache zum voraus; dann hat er, von seiner ersten Jugend an, lauter Opern gesungen, kennt alle Schlupfwinkel des Theaters, hat den Faustionen und Cuzzonen zu Neapel und Wien alle Reize abgelauert, und weiß sie seinen Sängerinnen und Sängern wieder zu handeln zu geben; und außerdem will eine Oper ganz andere Geschichte, als eine Tragödie oder Komödie, und ich glaube nicht, daß der Grazienpriester Wieland eine Galotti — doch wohin verführt mich die Begeisterung, in die mich die Opern des Metastasio versetzt haben? — Verzeihen Sie mir, Vater Gleim! verzeihen Sie dem jugendlichen Geiste Ihres Heinse, daß er es wagte, Metastasio in der Oper über den göttlichen Wieland zu setzen.

Lange habe ich den Umgang mit leibhaftigen Charitinnen entbehren müssen; wie einer Platonischen Seele im Herzen sein müßte, wenn sie, ihres Schleiers befreit, wieder in ihre Heimath, den Himmel, käme, so ist's mir im Herzen, wenn ich die süßen Lieder des Metastasio mit meiner Göttin lese; o, da fliegen die Stunden dahin, wie die Tauben der Göttin der Liebe durch ein süßes Thal in Elysium! — Wie der Blitz, wie die Gedanken fliegen, wäre zu poetisch gesagt, liebster Gleim, und ich schreibe jetzt Prosa. —

Außer diesen Stunden, zu welchen noch vier gerechnet werden müssen, die ich am Tische mit Gesprächen über allerlei Art von Gelehrsamkeit und Weisheit, und sehr selten mit Essen und Trinken zubringe, bilde ich das Herz und den

Verstand meines kleinen Kindes der Natur, übersetze den Petrarca, träume mich zu meinem Gleim und meinen Freunden, und reise mit ihnen nach Griechenland und Italien, mache Spaziergänge nach dem Labyrinthe des menschlichen Verstandes, und raube — so träume ich wenigstens — manchen goldenen Apfel daraus. —

Noch bitte ich Sie um Verzeihung alles dessen, was in diesem Briefe zu übereilt geschrieben ist; aus den Briefen eines Menschen kann man am besten sehen, wie mancherlei Zufällen ein Mensch unterworfen ist, wie die Donnerwetter, Regen und heiterer Himmel, und Frühling, Sommer, Herbst und Winter in dem menschlichen Herzen und Geiste abwechseln; kann man das nicht daraus sehen, so sind es keine Briefe, wenigstens keine freundschaftlichen; und einen politischen Brief kann ich keinem Freunde schreiben, am wenigsten meinem Gleim.

148. Heinse an Gleim.

Halberstadt, den 2. April 1774.

Mein Herz und alle gute Geister, die hineinsehen können, wissen es, wie so gern ich bei Ihnen in Magdeburg wäre! Aber ich kann nicht! Ich habe noch zu viel diese Woche in Halberstadt zu thun, und kann keinen Tag davon abwesend sein. Künftigen Montag, als den 11. April, früh Morgens, wenn die Thürmer auf dem Domthurm und den vier Thürmen, die unserer lieben Frauen zu Ehren aufgemauert sind, der Morgenröthe mit fünf Glockenschlägen die Erlaubniß geben, in Halberstadt zu erscheinen, setze ich mich mit dem gern sitzenden Bräutigam der Iris in den Wagen, und fahre, vielleicht auf ewig — welches der Himmel verhüten wolle! — von Halberstadt, und denke: ach! du wirst auf dieser ganzen Reise von funfzig Meilen, bis nach Düsseldorf, keine Stadt antreffen, wo du so gern leben möchtest, als in Halberstadt. Erstlich wohnt da Vater Gleim, der dich liebt, und den du von ganzem Herzen liebst, und mit dem du so frei, wie die Griechen mit ihren Göttern und Musen, sprechen konntest, mit seiner vernünftigen, gutherzigen, launenhaften und unvergleichlichen Nichte — und dieser Vater Gleim hatte eine Bibliothek, wie du sie dir aus dem Vatikan heraussuchen würdest — hat einen schönen Garten, in welchem sich's im Mai und Juni früh Morgens unter den Blüthen, und vielleicht diesen Sommer unter Nachtigallenschlägen, als wie im Elysium herumspazieren läßt — hat ein schönes Gartenhaus und ein schönes Zimmerchen darinnen, in dem ein Sopha steht, auf welchem du ihn, und bisweilen Voltairen aus seinem Munde, wie einen Gott hast sprechen hören. — Dann wohnt darinnen eine Grazie, in deren Seele das Schöne aus der großen Welt und der arkadischen gesammelt.

Dann wohnt darinnen Meister Schmidt, mit dessen Geist sich eine Seele so lieblich zerstreuen kann, wie ein überfließender Bach auf eine Frühlingswiese voll Blumen.

Und dann kann man, wie ein Weltbürger, ungekränkt in allen Rechten der Menschheit, darin herumwandeln, und glauben, was man Lust zu glauben hat. Auf dem Domkeller ist ein vortrefflicher alter Rhein- und Frankenwein, und auch Burgunder zu haben; er ist zwar etwas theurer, als an anderen Orten, aber eben das giebt ihm noch einen besseren Geschmack.

Die Gegend ist wirklich nicht so unangenehm, als der Stuben-Jakobi, und der zu sehr in sich sehende Klopstock glauben; auf dem Huy ist sie bezaubernd.

Man kann sich kleiden, wie man will; die Mode wird nicht, wie die Mutter Gottes Maria zu Bamberg, angebetet, und man darf in allen Ehren einen steifen Zopf tragen; ich möchte beinahe aus dem Wagen springen und wieder umkehren, um den mir unausstehlichen Haarbeutel nicht anhängen zu dürfen, welches in Düsseldorf geschehen soll, wenn ich nicht für unehrlich gehalten sein will. Gott im Himmel, welch' ein Land!

Und dann ist eine Menge von schönwangigen, vollbusigen, jungäugigen Nymphen darinnen, mit denen man sich besser, als Petrarca, helfen kann, wenn einen die Lauren nicht erhören wollen.

Ein herrliches Recept, das Petrarca wider seine Schwärmereien erfunden hat, und welches du zu gebrauchen dich künftig wirst auch entschließen müssen. — —

So werde ich in dem Wagen stille neben meinem Jakobi sitzen und mit mir sprechen, und die Thränen werden mir endlich über die Wangen rollen, wenn ich alle Freuden, jede Wonne des Herzens und der Seele, die ich in Halberstadt genossen, in einer süßen schwermüthigen Empfindung zusammen denke, und sie mit dieser verbinde, daß ich keine davon wieder genießen, und vielleicht nirgends wieder genießen werde; und mit diesem Seufzer:

Feliciter et amplius
Quos irrupta tenet copula

werde ich die Treppe hinauf zu Zachariä in Braunschweig steigen, und darüber in der Zerstreuung vergessen, daß ich die Treppe hinauf zu dem Punsch-Apostel Zachariä steige, und vergessen, die heuchlerische Miene anzunehmen, seine Frau Gemahlin für die schönste Sultane zu halten. Aber ich vergesse über diesem Geschwätze die Hauptsache, weswegen ich eigentlich an Sie schreibe.

Ich habe mit Jakobi einen Vertrag wegen der Iris errichtet. Ehe ich ihn einging, that ich noch einen Satz, mich, nach Ihrem Willen, gänzlich von den Geschäften der Iris loszureißen.

Um Nachmittag aber war ich bei besserer Laune, und ging den Vertrag ein; ungefähr wie ein Mädchen seine Jungfrauschaft verlieret, verlor ich meine Freiheit; Jakobi verwandelte mich erst in eine Dame, und dann war's ihm nicht mehr schwer, mich zu überwinden. Ich weiß jetzt nichts Besseres zu thun und zu ergreifen, und lasse mich also mit ihm nach Düsseldorf fahren. — Jakobi läßt sich nicht aufhalten, seine Abreise ist auf vier Uhr, Montags früh, mit einem langen Nagel angeschlagen.

Leben Sie also wohl, guter, alter Vater Gleim! Ich danke Ihnen hier nochmals mit Thränen in den Augen für Alles, was mir Ihr gutes Herz gegeben hat; das meinige zittert in mir, daß es Sie verlassen soll. Ich gehe so ungern von Halberstadt — aber einmal muß es doch geschehen; ich sehe bis jetzt keinen anderen Weg, nach Rom und Neapel und dem Aetna, als über Düsseldorf.

Ich drücke Sie noch einmal an mein wehmüthiges Herz, und gebe Ihnen den Kuß der zärtlichsten Schmerzen. Gleminden küsse ich dankbarlich die Hand für ihren Tarock, den sie mir gegeben, für jeden König, den sie verloren, und den sie mich ultimo hat machen lassen; und für die Heiterkeit, die sie mit ihren Launen, mit ihrem Spott und ihrem Lächeln über meine Seele verbreitete, wenn ich des Lebens satt und müde war.

Alle Schutzgeister der guten Menschen und himmlischen Seelen beschwör' ich, Ihnen Beiden immer aus den jugendlichen Quellen der Gesundheit zu trinken zu geben; für das übrige Vergnügen des irdischen Lebens werden Sie dann schon selbst sorgen.

N. S. So eben, da ich diesen Brief zusiegeln will, erhalte ich den Ihrigen, der mich so sehr bezaubert, daß ich den meinigen sogleich zerreißen möchte, und mir Flügel wünsche, zu Ihnen zu fliegen.

Lassen Sie sich durch nichts in Ihrer Freude zu Magdeburg stören, damit der Anfang Ihres Frühlingslebens einer reinen Quelle gleiche, die über die Blumen eines ganzen Elysiums hinfließe.

Ich befürchte, daß ich einige Tropfen getrübt habe, und bitte Sie um Vergebung, und noch um eine Zeile Antwort, hierher oder nach Zelle, wenn ich morgen nicht bei Ihnen bin — und verschwinde.

149. Heinse an seine Freunde in Halberstadt.

Düsseldorf, den 13. September 1774.

So ganz vergessen könnt Ihr Euren geliebten Rost, daß Euch auch nicht einmal eine Erinnerung durch die Seele zu laufen scheint, ihn jemals gekannt zu haben?

Mag es doch sein, was es will! — ich fühle meine Unschuld, und kenne Euch. — Auch wollt' ich nach der Tartarei ziehen, und die Schafe hüten, wenn ich Menschen nicht kennte, mit denen ich ein Jahr lang im Stande der Unschuld gelebt habe.

Ihr seid die besten Menschen; erzürnt aber Euch doch bisweilen ungemein, wenn Euer Freund das Unglück hat, nicht die Puppe Eurer augenblicklichen Dichterlaune zu sein, — und ich — sage bisweilen in aller Unschuld etwas Einseitiges, Unbesonnenes, wenn die Fluth des jungen Lebens meinen Geist überströmt, das mir Einer, der mich nicht kennt, und es falsch auslegt, sehr übelnehmen kann. Dies widerfährt mir aber nur in Briefen an meine besten Freunde, denen ich Alles, in der Ueberzeugung, daß sie mich ganz kennen, flugs in der Geschwindigkeit aus der Seele dahin schreibe.

Habt Ihr keine Empfindung im Herzen, die angenehm meinem Bilde entgegenwallt? wenn Ihr an mich denkt, wenn Ihr, auch auf mich erzürnt, an mich denkt? so gehabt Euch wohl; Ihr habt aufgehört, meine Freunde zu sein. Hier nehm' ich von Euch Abschied. Ich werde Euch lieben, so lange ich lebe, und mit wehmüthigen Empfindungen an die Stunden zurückdenken, wo wir ein Herz und eine Seele waren, und meinen kleinen Nachen in anderer Gesellschaft von dem Strome der Zeit dahin wallen lassen. Der Himmel möge alle Eure Wünsche erfüllen, und Euch dies kurze Leben zu einem immerwährenden Genuß von Vergnügen machen. So lange ich diese volle Kraft in mir fühle, die jetzt mein Wesen schwellt, werde ich Sturm und Ungewitter gegen Alles sein, was Euch zuwider ist, wo ich's nur sein kann. Vater Gleim hat mich mit seinen Fittigen bedeckt, da er weiter nichts von mir wußte, als daß ich unglücklich war.

Vielleicht drückt Ihr mich einmal wieder an Euren Busen, und sagt oder fühlt, wenn ich vom Aetna und Archipelagus zurückkehre, hart und braun, und voll Griechenland und Jalien, mit unverfälschtem Herzen: — tecum vivere amem, tecum obeam libens.

Indessen lebt wohl, Ihr empfindlichen Herren, wenn ich Euch jetzt noch nicht genug bin!

Göthe war bei uns, ein schöner Junge von fündundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profunde — und mit ihm Lavater, und nicht weit davon Basedow; wovon sich viel erzählen ließ, wenn ich so glücklich wäre, Euch Briefe nach Eurem Gefallen schreiben zu können.

Könnt Ihr etwa nicht an uns denken, weil der Cäsar der gelehrten Republik bei Euch ist?

150. Heinse an Gleim.

Düsseldorf, den 8. September 1775.

Ich bin sehr krank gewesen, bis auf den Tod; sah' aus wie eine Leiche, war Schatten, und hatte nur gleichsam Leben in mir, das ohne Pulsschlag bestehen kann; schon flatterte mein Geist in den Vorparadiesen der Himmel umher, wo die Menschenkinder, Griechen, Türken, Christen, Dichter und Philosophen, sich lustig machen, die hienieden keine falschen Freunde waren; ihre Mädchen und Weibchen zärtlich liebten, gern mit Kindern spielten und die Freude nicht haßten — kurz, mein lieber Vater Gleim, ich bin krank gewesen, habe mich ein wenig wieder erholt; eine Menge Geschäfte, Schwermuth, wieder krank geworden, Ebbe und Fluth, Tod und Sturm in Herz und Kopf! — Mußt mir vergeben, Vater Gleim, daß ich noch jetzt, schwach und abgemattet, auf Deine Briefe voll Kraft und Freudengeist nicht antworten kann, wie ich verlange und strebe; ich werde bald wieder stark sein; dann wieder Briefe voll Jugend und Frühling.

Ihr goldenen Sprüche, ihr Lieder! — O, wenn dies Alles so voll und heilig aus Ihrem Herzen in mein Wesen rinnt, wie es daraus hervorquoll in dem Heiligthume — wo tausend Zungen reden, daß der Mann alles selbst das that, was er lehrt — dann wird meine Liebe gegen Sie Flügel und Fittig, Ihnen nachzueifern. — In Halberstadt ist immer Mai für die Musen, immer Fest, das Gesang aus Ihnen lockt. Ich würde der Göttersprache gänzlich vergessen, wenn ich sie nicht noch zuweilen von Euch Priestern des Apollo reden hörte. Ein einziges Syrenenlied; das ist Alles, was ich in Düsseldorf gesungen habe. Ich bin ein stummer, ein ausgestopfter Vogel gegen Euch verliebte wettschlagende Nachtigallen. Aber nächstens will ich anfangen, die Ehre des Niederrheinischen Klima's zu retten, will an dem alten Rhein singen, als ob er lauter junge Quelle wäre, die Holländerinnen lauter flüchtige, frische Harzdryaden und feurige Sicilianische Herzensschmelzerinnen wären; ich will eine Lydia auskundschaften, und von ihrer Grausamkeit, Liebe und Treulosigkeit, so lyrische, elegische, stürmische und zärtliche Gesänge anstimmen, daß alles Herz entzückt und zerrissen und wieder zusammengeschmolzen werden, und wieder zerfließen und in Strahlen und Feuergüssen durch alles Wesen blitzen und strömen soll; will Alles in Feuer und Brand stecken, und keine moralische Spritze soll löschen können! Doch, Wunsch und Vorsatz zeugt nur von Ohnmacht und Schwachheit, und That von Kraft und Stärke! O, wäre ich doch auch wieder stark! Ihr seid Götter, und ich ein armer Sterblicher! Ich habe von Göthe eine Ode, „Prometheus", gelesen; da ist Prometheus

was Anderes, als der **Wagnerische**, dessen ganze Allegorie überhaupt abgeschmackt und wahrer Unsinn ist. **Göthen's** „Götter, Helden und Wieland" ist dagegen, was eine Rotte afrikanischer Löwen gegen ein Dutzend Esel in deren Häuten ist. Doch von diesem Allen mag das liebe deutsche Publikum denken und sagen, was es will; es sind auch schon manche kluge Wechsler mit falschen Lederpistolen angeführt worden. Indessen hat es mich doch geärgert, daß ein so abgeschmacktes Ding Lärm hat machen können.

Herdern möchte ich sehen, aber nicht als Gast. Ich möchte als ein unbekannter dummer Teufel mit ihm reisen, und so vielerlei Fragen ihm vorlegen, bis er endlich mich aufmerksam ansähe.

Sie sind ein glücklicher Mann, daß Sie immer so viel rechtschaffene Menschen auf Ihren Reisen antreffen; wenn Sie allezeit eine Beschreibung davon machten, so würden Sie einen schönen Beitrag zu einem Panegyrikus auf das menschliche Geschlecht liefern. —

151. Bürger an Gleim.

Appenrode, den 22. Juli 1782.

Wenn Sie nach Hofgeismar reisen, so steht uns mehr als ein Weg zur leiblichen Umarmung offen. Am liebsten wär' mir's, Bester, Sie hier zu umarmen. Sie werden mich zwar in einer durchräucherten Kamtschadalenhütte finden; allein ich will so herzlich froh und freundlich sein, daß Sie alles Andere außer mir gar nicht achten sollen, wenn Sie mich nur ein bischen lieb haben. Uebrigens lieben Sie ja doch Wälder, Felder, Berge mit alten Ruinen, Felsen, und dazwischen ein schönes Thal mit einem Schmerlenbache. Das Alles können Sie schier aus meinem Fenster mit der Hand erreichen. Ihr Besuch würde die wenigen frohen Stunden meines dennoch hier höchst peinlichen Aufenthaltes vermehren, aus welchem ich mich mit einer so zunehmenden Ungeduld hinaussehne, daß ich fürchte, sie werde mich noch zu einer Unbesonnenheit verleiten. — O, Robinson Crusoe's Insel! wer auf dir allein wäre, umschirmt von den wolkenhohen Brandungen des Oceans! —

152. Bürger an Kästner.

Gellinhausen, am ... April 1784.

Ich schmeichle mir, daß Ew. Wohlgeboren mir mit Wohlwollen zugethan sind, und von meinem Kopfe und Herzen nicht zum schlimmsten urtheilen. Dies macht mich dreist, in einer sehr interessanten Angelegenheit meines Lebens um Ihren weisen Rath und gütigen Beistand zu bitten. Von Ihrer geprüften Einsicht und Rechtschaffenheit darf ich das Beste erwarten.

Ich

Ich habe mein bisheriges geringes Amt, welches mich an allem Leibes- und Seelenvermögen zu Grunde richtete, niedergelegt, und werde künftige Johannis davon abgehen, um mich hernach für mein übriges Leben lediglich den Wissenschaften zu widmen. Meine Absicht ist, vorläufig bloß für meine Person nach Göttingen zu ziehen, um mich theils in denjenigen Wissenschaften, wozu ich die meiste Neigung und die meisten Talente zu haben glaube, zu vervollkommnen, den Namen eines brauchbaren Gelehrten zu verdienen und dadurch mein künftiges Glück zu bauen, theils aber, um durch Unterricht in denjenigen Kenntnissen, worin ich ihn geben zu können vermeine, mir einige Zubuße zu erwerben.

Letzteres privatim zu thun, dürfte mir zwar wohl unverwehrt sein. Da es mir aber zu meinen Absichten nicht hinreichend scheint, so fragt sich, ob die philosophische Fakultät nach ihren Statuten wohl gestatten könne und werde, auch ohne vorläufiges Magister-Examen und Disputation, über diesen oder jenen Gegenstand auch eine Art öffentlicher Vorlesungen zu halten? In der Folge würde ich auch hierin zu leisten suchen, was sich gebühret. Nur vor der Hand gestehe ich, daß ich theils die Kosten sparen, theils erst Muße gewinnen muß, den mir vorgezeichneten wissenschaftlichen Umkreis mit anhaltenden zusammenhängenden Schritten zu durchlaufen, und sogenannte Specimina abzufassen, welche Aufmerksamkeit nach sich zu ziehen vermögen. — Ich darf von Herzensgrunde versichern, daß Ew. Wohlgeboren Ihre Güte an keinen undankbaren Menschen verschwenden sollen, und beharre mit der wärmsten Verehrung, Ew. u. s. w.

G. A. Bürger.

153. Bürger an Heyne.

Gellinhausen, am ... April 1784.

Ich wende mich an Ew. Wohlgeboren, als einen Mann von bewährter Rechtschaffenheit und geprüften Einsichten, um in einer für mich sehr interessanten Angelegenheit mir zuvörderst Dero weisen Rath und hernach Dero kräftigen, vielvermögenden Beistand zu erbitten.

Ich habe längst Ursache gehabt, mit meinem Amte und meiner ganzen bisherigen Lage sehr unzufrieden zu sein. Eine Menge seiner Geschäfte sind nichtswürdig, die Einkünfte sind schlecht, des Verdrusses ist viel. Ich fühle mich, wohl etwas Besseres leisten zu können, als mein Leben und meine Kräfte an Geschäfte zu verschwenden, wozu jeder gemeine Schreiber leicht gut genug wäre. Ich muß mein eigenes ererbtes Vermögen, und was ich mir sonst nebenher verdiene, zusetzen, und komme doch nicht aus. Gleichwohl sind der Plackereien so viel, daß ich im gelehrten Fache nebenher nichts Rechtliches leisten kann, und auch das Wenige, was ich etwa leisten will, hindert mich an den Geschäften.

Weil es mir nun leicht scheint, die Einkünfte meines Amtes durch gelehrte Arbeiten zu ersetzen, sobald ich durch seine Geschäfte nicht mehr behindert werde, so hat mich Epiktet's Spruch: ὄτε ναῦν ἐκ μιᾶς ἀγκύρας, ὄτε βίον ἐκ μιᾶς ἐλπιδος ορμιστέον, auf den Entschluß gebracht, mein Amt niederzulegen, und eine andere Laufbahn zu betreten. Und mein Plan ist ungefähr dieser:

Ich wollte meine Frau und mein Kind einstweilen auf dem Lande lassen und versorgen. Ich für meine Person wollte nach Göttingen ziehen. Ich würde mir bei Dietrich, dem ich, außer der Herausgabe des Musen-Almanachs, wohl noch sonst in mancher anderen Absicht nützlich sein kann, nicht nur freie Wohnung, sondern auch ein fixirtes Salarium von einigen Hundert Thalern auszumachen im Stande sein. Da dieses nun zwar Etwas, aber noch nicht hinlänglich wäre, so früge sich: Ob nicht etwa, außer mit schriftstellerischen Arbeiten, wozu jetzt Gelegenheit genug vorhanden ist, durch Vorlesungen und Unterricht für's Erste noch einige Hundert Thaler zu verdienen sein möchten? Wäre dieses, so würde ich alsdann meinen Aufenthalt in Göttingen dazu nutzen, um mich in einigen Wissenschaften dergestalt zu vervollkommnen, daß mir diese in der Folge zur Eröffnung besserer Aussichten behülflich zu sein vermöchten. Diese Gegenstände würden sein: Deutsche Geschichte, Alterthümer, Literatur, Sprache und Dichtkunst, kurz, Alles, was Deutsch heißt, und überhaupt Philosophie des Guten und Schönen. Brauchbaren Unterricht getraute ich mir gleich vorläufig zu geben: 1. in Sprachen, der deutschen, lateinischen und englischen; in der Folge auch wohl, weil ich Sprachen mit besonderer Leichtigkeit erlerne, in der italienischen, spanischen und griechischen, in welcher mir nur die genauere Kenntniß κατ' ἀκρίβειαν noch abgeht; 2. in Philosophicis; 3. in manchen Theilen der Geschichte.

Es fragt sich daher: 1. Ob Hoffnung und Gelegenheit sei, dergleichen Unterricht privatim zu ertheilen? 2. Ob die philosophische Fakultät es wohl ohne vorläufiges Magister-Examen und Disputation gestatte, über Eines und das Andere eine Art öffentlicher Kollegien zu lesen? In der Folge würde ich auch in diesem Punkte zu leisten suchen, was sich gebührt. 3. Sollte es nicht möglich sein, sofort den Titel eines Professors — wenn auch für's Erste ohne Gehalt — zu erlangen? 4. Achten Ew. Wohlgeboren mich werth, sich meiner freundschaftlich anzunehmen, und mir in meinem Vorhaben nach Möglichkeit fortzuhelfen? — Sie würden nicht nur jederzeit einen dankbaren Menschen an mir finden, sondern ich würde mich auch gar sehr bestreben, der Universität zum Nutzen und zur Ehre zu gereichen.

Mangelt es Ew. Wohlgeboren an Zeit, mir ausführlich hierauf zu antworten, so lassen Sie mir durch Herrn Die-

trich anzeigen, wann ich Ihnen etwa persönlich aufwarten soll. Nur bitte ich, vorläufig noch den Inhalt dieses Briefes und mein Vorhaben zu verschweigen.

Mit der aufrichtigsten Verehrung beharre ich u. s. w.

Bürger.

154. Heyne an Bürger.

Ew. Wohlgeboren mir bezeigtes offenherziges Zutrauen verpflichtet mich gegen Sie wiederum, sowohl zur herzlichen Theilnehmung an Ihrem Glücke und Wohl, als auch zur redlichsten Offenherzigkeit in Allem, was ich gegen Sie äußere.

Ich fange von dem letzteren Punkte an, und gebe Ihnen die aufrichtige Versicherung, daß ich Sie freundschaftlich und nach allem meinem geringen Vermögen in Ihrem Vorhaben mit Rath und That unterstützen werde. — Ihr Vorhaben selbst, und den Plan desselben, kann ich nicht anders als vollkommen billigen. Auf der anderen Seite freue ich mich, einen Mann zu den Wissenschaften zurückkehren zu sehen, der eigentlich für dieselben bestimmt war. Ich zweifle gar nicht, wenn Sie einmal diese Laufbahn wieder betreten, so werden Sie gar bald Anderen voreilen. — Die drei Stücke, worin Sie vorerst gleich Unterricht zu geben gedenken, sind gut gewählt. Ob Sie aber durch das, was Sie zu Ihrem künftigen Hauptstudium machen wollen, glücklich werden dürften, leuchtet mir noch nicht ein. Sie haben zu mächtige Rivale neben sich, Schlözer und Spittler, welche schon einen zu großen Vorsprung haben, und worunter der Letztere sehr angenehm erzählen soll. Philosophie, deutsche Sprache und Literatur würden Sie zu etwas Sicherern führen, wenn sie nur auch zu etwas Einträglichem führten! — Indessen ein Aufenthalt von einiger Zeit entdeckt hierunter eine und andere Aussicht, die sich vielleicht jetzt noch nicht so deutlich darstellt. — Hätten Sie sich in das juristische Fach werfen wollen, so gäbe es einige mehr gesicherte Pfade.

Auf Ihre Fragen kann ich also, was die erste anlanget, ob Hoffnung und Gelegenheit zum Unterricht sein werde, nicht anders als antworten, daß ich für jene drei Stücke zum Anfange gute Hoffnung habe. Das Weitere müssen wir einmal mündlich besser aus einander setzen. Ad 2. Was die philosophische Fakultät thun kann, bestimmt sich nach ihren Statuten, die ich nicht so völlig inne habe, aber Folgendes anrathen muß: daß Sie, je eher, je lieber, mit Herrn Kästner, als Dekan, sprechen. Finden sich da zu große Schwierigkeiten, so gehen Sie an das Königl. Ministerium, und bitten um licentiam legendi. 3. Zu Erlangung des Titels eines Professors sehe ich keinen Anschein, noch Möglichkeit, dazu zu gelangen; aber wohl für die Folgezeit. — Zu einer Hofmeisterstelle oder Aufsicht müssen erst die Zeiten

und Tage die Fälle herbeibringen. Jetzt bis Michaelis ist Alles schon in Ordnung. Vor Ostern war ein Fall, der vielleicht für Ihre Absicht gepaßt hätte.

Mit einem Worte, was Glück und Zufall darbieten kann und wird, müssen wir bloß abwarten und nützen. Der Zuschnitt bleibt vorerst der, wie ihn die jetzigen Umstände fordern, und den haben Sie, meines Bedünkens, gut und richtig gefaßt. Eilen müssen Sie freilich, da der Anfang der Kollegien vor der Thüre ist.

Mit aufrichtiger Hochachtung und Ergebenheit beharre ich Ew. Wohlgeboren

Göttingen, am 27. April 1784.

gehorsamster Diener
Heyne.

155. Bürger an Heyne.

Gellinhausen, am ... April 1784.

Ihr Beifall, theuerer Herr Hofrath, Ihr Urtheil, die Hoffnungen, und vor Allem die freundschaftliche Unterstützung mit Rath und That, welche Sie mir zusichern, und auf welche man sich so sicher verlassen kann, stellen meine angeborene Elasticität fast ganz wieder her, die durch langjährigen Druck beinahe hin war. Immer lebendiger wird mein Muth, immer mächtiger treibt mich der Ehrgeiz, zu zeigen, was ich vermag, wenn Neigung meine Fähigkeiten aufbietet. Es fehlt mir dann nicht an unverdrossener Beharrlichkeit; und auf meine Fähigkeiten kann ich mich, Gott Lob! verlassen.

Bis künftige Johannis muß ich noch mein hiesiges Amt verwalten; mithin kann der Anfang der Ausführung erst auf Michaelis fallen, und bis dahin läßt sich vielleicht noch Manches besser überlegen und wählen.

Das ist freilich der wichtigste Punkt, das künftige Hauptstudium so zu wählen und in solche Grenzen zu setzen, daß sowohl Neigung und Ehrgeiz, als auch die nothwendige Begier zu einigem Erwerbe Befriedigung erhalten mögen. Da es wohl äußerst schwer, wenn nicht vielleicht gar unmöglich sein würde, alle diese Triebe in gleichem und im höchsten Maße zu befriedigen, so ergebe ich mich willig darein, daß Einer dem Anderen zu Gefallen Manches nachlasse und aufopfere, wenn nur eine erträgliche Temperatur bleibt, und besonders der Einträglichkeit nicht gar zu viel aufgeopfert werden muß. — Jurisprudenz, ich meine die gemeine, gewöhnliche, und so wie sie freilich am ergiebigsten ist, scheint mir, unter uns, ein des Menschen gar zu unwürdiges Studium zu sein. Es ist eine Gelehrsamkeit, die kaum bis an die Stadt- oder Landesgrenze dafür gelten kann. Ueber dieselbe hinaus ist sie Stroh. Es müßte denn anders Einer, der z. B. den Staatskalender auswendig weiß, auch ein Gelehrter zu heißen verdienen. Zwar kann Jurisprudenz aller-

dings auch bis zum Wissenschaftlichen empor veredelt werden; aber alsdann — dürfte sie auch noch weniger, als irgend ein anderes Studium einbringen. Selbst ein Montesquieu würde weniger Zuhörer, als der alltägliche Pandektenritter haben.

In Ansehung der Geschichte ist mir's freilich schon selbst hart genug aufgefallen, was für Vorsprünge Schlözer und Spittler haben. Indessen reizt der Adel des Studiums, in welchem ich auch nicht ganz Anfänger mehr bin, meine Neigung zu sehr; und ich rechne etwas auf Trieb, Muth und Fähigkeiten. Das Feld ist hier auch so groß; es liegen der Aehren so viele, und Alles können jene Männer doch nicht auflesen. Sollten sie auch in Ansehung des Reichthums der Kenntnisse höchst schwer oder nie von mir einzuholen sein, so dächte ich, wollte ich's doch in Ansehung der historischen Kunst bald mit ihnen aufnehmen; denn dieser scheint sonderlich Schlözer im Großen über dem vielen Sammeln und Spitzenschnitzeln fast ganz zu vergessen. Ich rede so offenherzig nur mit meinen echten Gönner und Freunde. — Der Weg, den ich mir, obwohl mit Jenen in einerlei Felde überhaupt, vorgezeichnet habe, weicht dennoch von dem ihrigen ab. Ich entferne mich schwerlich ohne Noth aus den deutschen Grenzen, und nehme mit, was sie unberührt lassen. Ich ziehe allgemeines und besonderes Völker- und Staats-, auch deutsches Fürstenrecht mit in meinen Plan, worin doch gleichwohl Pütter, der alt ist, jetzt nur der Einzige bei der Universität zu sein scheint. Kurz, ich trachte lediglich, ein deutscher Professor zu werden; das ist, alles das zu lernen und zu lehren, was jedem Deutschen von Geburts und Vaterlands wegen zu lernen interessant sein muß. Mündlich einmal ein Mehreres. Sie verstehen mich aber schon, wie ich's meine.

Ihr Blick, mein Verehrungswürdiger, reicht gewiß unendlich weiter und tiefer, als der meinige. Sie können mich auf die besten und sichersten Spuren weisen. Sie sehen es besser, als ich, an welchem Ende es den Wissenschaften sowohl überhaupt, als insonderheit der Universität noch fehlen mag. Suchen Sie meine Bemühungen da anzustellen, wo bei nur nothdürftigem Ertrage — denn Schatzsammeln ist unter allen meinen Talenten ohnehin das geringste — Ehre für mich und die Wissenschaften mit Lust zu erarbeiten stehet. — Auf dem Wege, den ich nun betrete, muß ich bleiben. Es kommt also Alles darauf an, den besten zu wählen u. s. w. G. A. Bürger.

156. Bürger an ***.

Göttingen, am 20. December 1785.

Weh' thun, mein lieber ***, muß es mir allerdings, daß Du mich seit Deiner ganzen Abwesenheit auch nicht eines

einzigen Briefes gewürdigt hast. Aber zürnen kann ich dennoch nicht mit Dir, ob ich gleich sehr wohl weiß, daß Dein wirklich mir abgeneigtes Herz Schuld an diesem Stillschweigen ist. Und warum kann ich denn nicht zürnen? — Weil ich Dein Herz besser kenne, als Du das meinige; weil ich weiß, daß es Deine Schuld nicht ist, wenn Du mich und meinen Karakter verkannt hast; weil mein Gewissen mir Zeugniß giebt, daß kein Edler, der mich kennt, mich zu hassen oder zu verachten im Stande sei. Zwar könnte ich wohl über Deine allzu große Leichtgläubigkeit ein wenig mit Dir hadern, nach welcher Du manchen Zahlpfennig für ein echtes vollwichtiges Goldstück, selbst wider die Absicht Desjenigen, der ihn Dir aufschwatzte, annahmst. Es mag wohl an manchem Orte Deines letzten Aufenthaltes in Deutschland arg genug über mich hergegangen sein. Ich weiß das Meiste davon fast buchstäblich. Und was ich nicht weiß, das kann ich mir gar leicht aus dem unbesonnenen, unstäten, windigen und karakterlosen Leichtsinn, aus welchem Dieser und Jener zu schnacken pflegt, hinzu denken. Doch — wozu frische ich unangenehme Bilder der Vergangenheit auf? Vergessen sei und bleibe, was irgend Wer mir jemals zu Leide redete oder that, so wie es schon längst in meinem Herzen vergraben war! Wenn auch sonst überall nichts Gutes an mir wäre, so ist es doch das, daß ich keinem Beleidiger Haß oder Rache nachzutragen im Stande bin. Gegen Diejenigen, die es nun vollends nicht aus bösem Vorsatze sind, kann ich auch keinen Augenblick zürnen.

Diese Gesinnungen hätte ich schon eher gegen Dich geäußert, wenn nicht Kränklichkeit und tausendfache Zerstreuungen meiner letzten Lebensjahre, insonderheit aber die Besorgniß, daß es für kriechende Heuchelei genommen werden möchte, meinem Vorsatz, an Dich zu schreiben, in den Weg getreten wären. Jetzt aber, da unser George auf einige Wochen zum Besuche bei mir ist, und ich ihn so emsig an Dich schreiben sehe, werde auch ich dazu ermuntert, besonders, da ja nun alle Fehde ein Ende haben wird, und keine Ursache mehr vorhanden ist, mir eine neue anzukündigen. Du alter ehrlicher Don Quixote kannst nun Schwert und Lanze getrost ruhen lassen, brauchst auch keine Anderen mehr in Harnisch zu jagen; denn was Du nur jemals gesehen und für Riesen gehalten haben magst, waren weiter nichts, als Windmühlen, und auch diese Windmühlen sind nun sammt und sonders zusammengestürzt. Der alte Windmüller in B. verdiente nun zwar wohl, ein bischen dafür gehetzt zu werden, daß er Dir so manches gräßliche Gaukelspiel vormachte; allein, wenn es die vergeltende Gerechtigkeit des Schicksals nicht thut, so will ich mich gewiß damit nicht befassen. Denn aus Herzensbosheit hat er wohl auch eben nicht gewindmüllert, wiewohl freilich der Leichtsinn und Muthwille

oft eben so viel Böses, als die Bosheit, stiften. Doch genug hiervon!

Gern theilte ich Dir nunmehr Eines und das Andere von der Geschichte meiner letzten Lebensjahre mit, wenn ich nur wüßte, was Du bereits davon weißt oder nicht weißt. Denn Einerlei vielleicht zwei und mehr Male nach Ostindien zu schreiben, ist doch des weiten Weges kaum werth. Gleichwohl darf ich voraussetzen, daß Dir Dies und Jenes schon von Anderen berichtet sein werde. Doch dem sei, wie ihm wolle, so will ich das Hauptsächlichste, wiewohl freilich nur kurz, berühren. — Daß ich vor anderthalb Jahren meine Amtmannsstelle niedergelegt habe, wirst Du wohl längst wissen. Es war in dem elenden Edelmannsdienste nicht mehr auszuhalten. Es ging dabei nicht nur alle mein Armüthchen, sondern auch Gesundheit und fast das Leben zu Grunde. Die beständigen Händel und Zänkereien, die ich besonders mit dem General v. U... in Gellinhausen, und der Widerwille, den ich gegen alle mit diesem Amte verbundenen nichtswürdigen Plackereien hatte, ließen mich meines Lebens nicht voll und nicht froh werden. Ich gerieth mit dem General, auf dessen Hungergute Appenrode ich einige Tausend Thaler zugesetzt habe, endlich sogar in Proceß, welcher mich denn so aufbrachte, daß ich Etwas that, was ich schon vor zehn Jahren hätte thun sollen, nämlich, daß ich kurz und gut die elende Stelle aufgab, da ich auf andere Art mich wenigstens eben so gut durchbringen konnte.

Das letzte halbe Jahr, ehe ich das Gericht Gleichen verließ, wohnte ich nach meinem Abzuge von Appenrode in Gellinhausen. Hier starb mir am 30. Juli 1784 meine gute Dorette an eben der langwierigen auszehrenden Krankheit, woran der selige Karl gestorben ist. Das schwere und kostbare Hauskreuz, unter dessen Last ich da länger als ein halbes Jahr geseufzt habe, kann und mag ich Dir jetzt nicht mehr schildern. Mehrere Monate lang sah' ich sie täglich dahinsterben, ohne ihre Wiederherstellung auch nur hoffen zu dürfen. Ihre Krankheit hatte sich während ihrer letzten Schwangerschaft mit einem elenden, anfangs gar nicht geachteten Schnupfen und Husten angefangen. Die Niederkunft mit einem Mädchen ging dessenungeachtet glücklich von statten. Auch war sie bereits vom Wochenbette wieder aufgestanden, als das vorige hektische Fieber sich von neuem ihrer bemächtigte, und sie endlich, nach langwierigem Jammer, dem Tode überlieferte. Das Kind starb einige Wochen nach ihr, an eben der Krankheit, wozu es den Saamen schon mit auf die Welt gebracht hatte. Ich brachte hierauf meine Ize nach Bissendorf, woselbst sich Gustchen *) seit einem Jahre wieder aufhielt, nachdem sie die vorherige Zeit nach

*) Molly.

Karl's Tode bei einer meiner Schwestern in Sachsen gelebt hatte. Ich selbst gab meinen Landhaushalt nun gänzlich auf, verauktionirte meine überflüssigen, mir beschwerlichen Poltereien, und zog Michaelis 1784 nach Göttingen, wo ich mit gutem Beifalle anfing, Kollegia zu lesen, und dabei mein hinlängliches Auskommen fand. Weil aber durch die Trübsale der letzten Zeit meine Gesundheit allzu sehr gelitten hatte, als daß ich mich von selbst wieder hätte erholen können, so mußte ich verwichene Ostern meine akademischen Beschäftigungen wieder aussetzen, um diesen Sommer über eine gründliche Kur vorzunehmen. Ich reisete daher nach Bissendorf, und von da nach Pyrmont und Meinberg, wo ich Brunnen und Bad gebraucht habe. Vorher aber verband ich mich mit Derjenigen, die seit zehn oder zwölf Jahren, nach einem mir unerklärbaren Verhängniß, das Unglück meines Lebens gewesen war, um sie dadurch zum Glück meines noch übrigen Lebens umzuschaffen. Wenn mein fast ganz hinwelkendes Leben nunmehr allmälig wieder aufzugrünen und zu blühen anfängt, so habe ich es wohl nicht bloß Brunnen, Bädern und Apotheken zu verdanken, sondern hauptsächlich ihr, ohne deren Besitz ich lieber mein Dasein gar nicht haben möchte. Seit Michaelis leben wir nun beiderseits in Göttingen, und sind erst die jetzigen Sorgen und Kosten unserer neuen häuslichen Einrichtung überstanden, so sehen wir, wenn uns sonst nur der Himmel Gesundheit bescheret, einer angenehmeren und gemächlicheren Zukunft entgegen, als unsere so kummervolle Vergangenheit war. Was herzinnige, unwandelbare Liebe zum Glücke unseres Lebens nur irgend beitragen kann, das wird sie gewiß hergeben, und unser nothdürftiges Auskommen werden wir gewiß auch finden, wenn wir nur gesund bleiben. Denn ob ich gleich zur Zeit nicht Professor bin, welches ich bald zu werden hoffen darf, so denke ich doch, durch Lesen und Schreiben so viel zu verdienen, daß es uns an dem Nothwendigen nicht leicht fehlen soll. Mein kleines liebes Weib ist eine gute und fleißige Hauswirthin, und dies wird hoffentlich nicht wenig dazu beitragen, mit auf den grünen Zweig wieder hinaufzuhelfen, von welchem ich durch so mancherlei Stürme meines vorigen Lebens heruntergeschüttelt war. Wenn der Himmel Dich einst gesund und glücklich in Dein Vaterland und in unsere Arme zurückliefern wird, welches wir Alle so herzlich wünschen, so sollst Du uns, so Gott will, glücklicher und vergnügter wiederfinden, als Du uns verlassen hast. Möchte doch dieser angenehme Zeitpunkt erst da sein!

Hier hast Du nun einen kleinen Hauptumriß meiner letzten Lebensgeschichte. Besonders merkwürdige Veränderungen haben sich seitdem in unserer Familie nicht zugetragen. Die nächste Merkwürdigkeit dürfte wohl ein junger Erbprinz für unser freilich ziemlich in Verfall gerathenes Reich sein,

wenn uns anders das Schicksal nicht zu ewiger Mädchen-Autorschaft verdammt hat. Kommt, wie ich wünsche und hoffe, ein Junge an den Tag, so sollst Du hiermit zum Gevatter erbeten sein, und dieser Brief mag statt des Gevatterbriefes dienen. — Du wirst es doch wohl annehmen? Oder willst Du mit uns hassens- und verachtungswürdigen Ungeheuern ganz und gar keine Gemeinschaft mehr haben? Pfui, schäme Dich, Du alter Don Quixote, daß Du Dich so bewindmüllern ließest! Und wenn Du Dich ausgeschämt hast, so komm' wieder her und laß Dich umarmen! — Sage mir alsdann nur, um's Himmels willen, was für abenteuerliche Vorstellungen von unserer beiderseitigen Abscheulichkeit Du Dir hast beibringen lassen?*) Das Wind- und Klappermüllervolk in B., mit welchem ich übrigens von je und je recht friedlich und schiedlich zurecht gekommen bin, weil ich's nie für etwas Höheres oder Geringeres genommen habe, als was es ist, und mit welchem ich also auch künftig recht herzlich gut durch die Welt kommen werde, dies Wind- und

*) Bürger spricht hier von dem Urtheil der Welt oder doch des großen Haufens, welchem er sich durch seine leidenschaftliche Liebe zu der jüngeren Schwester seiner Gattin ausgesetzt hatte. Hierüber legt er in einem selbst geschriebenen Aufsatze folgendes Geständniß ab: Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder der glühenden Leidenschaft für die zweite, damals 14 Jahr alt, in meinem Herzen. Ich fühlte das wohl; allein aus ziemlicher Unbekanntschaft mit mir selbst, hielt ich es höchstens für einen kleinen Fieberanfall, der sich bald geben würde. Hätte ich nur einen halben Blick in die grausame Zukunft thun können, so wäre es Pflicht gewesen, selbst vor dem Altare noch zurückzutreten. Mein Fieber legte sich nicht, sondern wurde durch eine Reihe von fast 10 Jahren immer heftiger, immer unauslöschlicher. In eben dem Maße, als ich liebte, wurde ich von der Höchstgeliebten wieder geliebt. Ich würde ein Buch schreiben müssen, wenn ich die Martergeschichte dieser Jahre, und so viele der grausamsten Kämpfe zwischen Liebe und Pflicht erzählen wollte. Wäre das mir angetraute Weib ein Weib von gemeinem Schlage, wäre sie minder billig und großmüthig gewesen (worin sie freilich von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen mich unterstützt wurde), so wäre ich zuverlässig längst zu Grunde gegangen. Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen. Die Angetraute entschloß sich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, in geheim es wirklich zu sein. Dies brachte zwar mehr Ruhe in Aller Herzen; aber es brachte auch eine andere mir höchst angst- und kummervolle Verlegenheit zuwege. — Ein schöner talentvoller Knabe, sagt Bürger an einem anderen Orte, war die Folge jener Uebereinkunft. Er wurde heimlich 20 Meilen von hier in Obersachsen geboren, und seitdem von meiner Schwester erzogen.

Klappermüllervolk dürfte wohl beinahe selbst Deiner gutherzigen Leichtgläubigkeit lachen, wenn es wüßte, wie Du so im ganzen Ernst Windmühlen für Riesen angesehen habest, und noch bis auf den heutigen Tag bereit seiest, mit Schwert und Speer darauf loszurennen. Nein, lieber Junge, wir waren weiter nichts, als arme unglückliche Leute, deren Abscheulichkeit in weiter nichts bestand, als daß wir uns liebten, ohne uns dies weder gegeben zu haben, noch wieder nehmen zu können. Es hat darunter Keiner mehr gelitten, als wir selbst; und hätten nicht Leute, die es nichts anging, ganz unberufenerweise ihre Nasen dazwischen gesteckt, so würde Alles seinen stillen und ruhigen Gang gegangen sein. Doch, es hat ja nun alle Fehde ein Ende! Wir sind durch alles das, was vorbei ist, um nichts schlechter geworden, und dürfen uns rühmen, daß wir nichtsdestoweniger von guten und edlen Menschen geschätzt und geliebt werden. Mein Gewissen hat sich nicht vorzuwerfen, daß ich deswegen ein minder guter Ehemann gegen meine verewigte Dorette gewesen sei, als ich wohl sonst gewesen sein würde. Ich konnte sie jederzeit auffordern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und lieblos begegnet sei; und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten. Nun, dies ist es ja wohl Alles, was Dein Herz gegen uns empörte. Oder hast Du auch noch sonst etwas wider mich gehabt? Ich bin mir wenigstens nichts weiter bewußt, wodurch ich die Erbitterung Deines Herzens verdient haben könnte. Doch ja, noch Eines fällt mir ein. Zu der Zeit, als mir die Vormundschaft auf eine sehr unwürdige Art abgenommen wurde, that mir das Publikum, höchst wahrscheinlich durch die edle Windmüllerei veranlaßt, die Ehre an, von mir zu glauben, daß ich gar übel mit meinen Kuratelrechnungen bestehen würde. Ich bin aber, Gott Lob! recht gut damit bestanden, und Niemand kann mir vorwerfen, daß ich Segen davon gehabt, indem ich keinen Heller Salarium davon genossen habe, welches gleichwohl meinem Nachfolger zu Theil werden muß. Dennoch habe ich die Last, Plackerei und Sorgen derjenigen Zeiten bestanden, da es nicht desparater aussehen konnte, als es aussah. Ich denke auch nicht, daß ich der Kuratel die schlechtesten Dienste gewidmet habe, indem das Verdienst des gewonnenen Erbschaftsprocesses mir ganz allein gebührt. Wie viel bequemer und ruhiger hat es nicht dagegen P... gehabt, der den argen Wust, in welchem Keiner wußte, wer Koch oder Kellner war, aufgeräumt fand, und nachher wenig mehr gethan hat, als Geld einnehmen und Geld ausgeben. Gleichwohl soll nun wohl noch manches Tröpfchen Wasser in der Leine vorüberlaufen, ehe wir mit diesem aus einander kommen, und der ehrliche Windmüller, so gewaltig er's auch in Worten hat, wird gewiß mit der That desto weniger dazu beitragen,

daß wir mit P... auf's Reine kommen. Du hättest daher Deine Vollmacht, die Du bei ihm zurückließest, und gleichsam in des seligen Abraham's Schoß gelegt zu haben glaubtest, nur eben so gut seinem Peter ertheilen können. Deine Angelegenheiten würden auf die Art eben so gut besorgt worden sein. Bürger.

157. Bürger an eine junge Dichterin.

Göttingen, 1785.

Die liebenswürdige, offene und unbefangene Zutraulichkeit, mit welcher Sie mir die Erstlinge Ihrer Muse mittheilen, verdient meine ganze Treuherzigkeit. Mir ist dabei auch nicht anders zu Muthe, als ob es Sünde wäre, Ihnen auch nur eine Silbe vorzuheucheln. Allerdings glaube ich nach demjenigen, was Sie mir von Ihren Umständen erzählen, und nach den Proben, welche ich vor mir habe, daß es Ihnen keinesweges an wahren Talenten zur Dichtkunst fehle. Aber um desto weniger dürfen diese Erstlinge, so wie sie da sind, noch zur Zeit das Licht sehen. Der Geist, welchen sie verrathen, dürfte schwerlich da stehen bleiben, wo er jetzt steht, und möchte nach nur wenigen Vorschritten eine allzu voreilige Bekanntmachung selbst bereuen.

Eine fortgesetzte Lektüre unserer besten Dichter und Prosaisten, auch allenfalls eines und des anderen theoretischen Buches, wird Sie in kurzem gewahr werden lassen, woran es Ihren Gedichten noch fehlt, und wovon ich jetzt nur vorzüglich Korrektheit unserer hochdeutschen Schrift- und Gesellschaftssprache und der Versifikation namhaft mache. Der Fehler gegen diese Korrektheit sind in Ihren Gedichten noch zu viele, und sie sind allzu innig mit dem Inhalte verwebt, als daß sie ohne gänzliche Umschmelzung desselben in manchen Stellen leicht weggewischt werden könnten. — Dies aber darf Sie um so weniger niederschlagen, da es Dinge sind, welche durch ein wenig Studium erlangt werden können. Unseres größten Sprachgelehrten, des Herrn Adelung's, Schriften werden Sie bald belehren, was richtiges und reines Hochdeutsch, und der Ramler'sche sowohl, als der Schlegel'sche Batteux, was richtige, reine und wohlklingende Versifikation sei. Was aber außerdem noch zu guter Dichterei gehöre, das dürften Sie schwerlich von Jemanden anders, als bloß von sich selbst und demjenigen Genie lernen, womit Mutter Natur ein Töchterchen ausgestattet zu haben scheint, das gewiß keine der untersten Stellen in ihrer Gunst hat.

Sie sagen mir, daß Ihnen die Verse leicht fließen, und scheinen sich, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, etwas darauf zu gute zu thun. Daß sie leicht geflossen sind, hätte ich ihnen selbst angesehen, wenn Sie mir das auch nicht gesagt hätten. Aber ich will Sie vor diesem leichten Flusse herzlich gewarnt

haben, und Ihnen dereinst Glück wünschen, wenn Sie mir mit Wahrheit melden können, daß es Ihnen schwer werde, Verse zu machen. Wenn Sie erst werden gelernt haben, an einer einzigen Strophe Tage und Wochen lang zu käuen und wieder zu käuen, ehe sie Ihnen recht ist, dann werden auch der scharfen Ecken und Spitzen weniger hervorragen, die jetzt die Organe der Empfindung zerschrammen.

Lassen Sie es sich nicht leid sein, liebe brave Frau, wenn ich Ihnen mit voller, aber bestgemeinter Treuherzigkeit sage, daß Sie noch zur Zeit dasjenige nicht sind, was Sie werden können, wenn Sie es nur mit Ihrer ganzen Kraft wollen, und was Sie sein müssen, wenn die Aerndte der gewünschten Lorbeeren gedeihen und nicht im ersten Keim ersticken soll. Es ist kein Dichter auf Erden, so hoch er auch immer stehe, der nicht von unten auf über eben die Stufen emporgestiegen sei, welche auch Sie nach und nach besteigen müssen. Eben so wenig, als wir in der leiblichen Kraft und Schönheit, in welcher wir den ersten Schritt in unserer Mannbarkeit thun, geboren werden, eben so wenig hat ein unnatürlicher Sprung bei dem Wachsthum unseres Geistes statt. Es ist kein Dichter, so groß und schön er Ihnen, nachdem er ausgewachsen ist, auch in die Augen strahlen mag, der nicht einst in der Wiege gelegen, und Windeln — beschmutzt hätte.

Großes Vergnügen würde es mir gewähren, wenn ich persönlich bei Ihnen sein, und auf die Art kräftiger die Hand reichen könnte, den Gipfel zu erklettern, wo Sie gern sein möchten. Beihülfe durch Briefwechsel ist allzu matt und langsam, und vollends, wenn einen armen Hypochondristen, wie ich bin, nicht selten Tinten- und Federscheu befällt. Ich habe mich fast diesen ganzen Sommer in Pyrmont und Meinberg aufgehalten, ohne jedoch etwas, das sonderliches Aufhebens werth wäre, an Gesundheit zu ertrinken und zu erbaden. Doch ist es wenigstens so viel, daß ich im Stande bin, die Briefe meiner Freunde zu beantworten, und ihnen die Zweifel an meiner herzlichen Hochachtung und Liebe zu benehmen, die sonst wohl mein jahrelanges Stillschweigen, das Manchem, der nicht in meiner Haut steckt, unverantwortlich vorkommt, in ihnen erwecken mußte. So wie ich aber hoffen darf, durch neu versuchte Mittel den bösen Dämon, der bisher über meinen Leib und Geist tyrannisirte, wenn nicht ganz zu verbannen, dennoch zahmer zu machen, so darf ich Ihnen auch wohl noch manche schriftliche Versicherung meiner wahren Hochachtung für Sie und meines innigen Behagens an Ihrem schönen Geiste von Herzen versprechen, welche sonst in mir verschlossen bleiben würde. Dabei will ich denn jederzeit gern sagen, was mir, nach meinen geringen Einsichten, zur Erhöhung und Ausbildung Ihres poetischen Talentes vortheilhaft dünkt. Wollten Sie

mir gütigst erlauben, daß ich Ihnen sowohl die schon überschickten Gedichte, als diejenigen, die es Ihnen mir künftig noch mitzutheilen belieben möchte, jedes Mal mit meinen Randglossen zurücksendete, so würde dieses, deucht mir, der bequemste Weg sein, eine detaillirte, und eben daher desto mehr unterrichtende, Kritik von mir zu erhalten, wenn anders ich armer Stümper zu unterrichten vermag, welches zu glauben ich Ihnen auf eigene Gefahr und Kosten überlassen muß.

Ich freue mich Ihrer und habe Sie lieb, als ob ich Sie lange schon von Angesicht zu Angesicht gekannt und traulich mit Ihnen gelebt hätte. Möchte es Ihnen auch so in Ansehung meiner zu Muthe sein! Ob es Ihnen so sei, das will ich daran erkennen, wenn Sie künftig schlank weg ohne Titel und Komplimente von Herzen zu Herzen, als mit Ihrem Bruder mit mir reden. Sie sehen ja, wie ich rede; und wie ich rede, so meine ich es gegen gute Menschen alle Mal von Herzen.

Ich lege ein Exemplar meines diesjährigen Musen-Almanachs bei, und wünsche, daß Ihnen Eines und das Andere darin eine frohe Stunde machen möge.

Ihrem Herrn Gemahl, der ein guter und braver Mann sein muß, weil ihn ein so gutes und braves Weib liebt, empfehle ich mich bestens, und ich wiederhole die Versicherung der herzlichen Hochachtung, mit welcher ich bin

Ihr

treugehorsamster Diener
G. A. Bürger.

158. Bürger an Boie.*)

Göttingen, am 17. März 1786.

Herzlichen Dank, liebster, bester Boie, für Deinen gütigen theilnehmenden Brief! Echtes Mitleid ist immer ein Becher, wo nicht der Heilung, dennoch wenigstens süßer Labung für den Zerschlagenen, besonders, wenn ihn eine so liebe Hand, wie die Deinige, darbietet. — Ich bin ein armer, unheilbarer Mensch bisher gewesen; ich bin es noch immerfort, und werde es bleiben bis in mein Grab neben der Unvergeßlichen; ein armer, an Kraft und Muth und Thätigkeit gelähmter Mensch, der zu jedem Dinge langsam und verdrossen ist. O, das giebt sich mit der Zeit! wirst Du mit hundert anderen herzensguten Tröstern sagen. Freilich ist wohl die Zeit noch unter allen Trösterinnen die beste; allein, was sich geben wollte, geben konnte, das hat sich längst und schon in den zwei ersten Tagen gegeben. Was

*) Nach dem Tode Bürger's zweiter Gattin, der den 9ten Januar 1786, nach der Geburt einer Tochter, an einem hektischen Fieber erfolgte.

aber nun nach zwei Monaten noch übrig ist, das giebt sich schwerlich mein Leben lang. Wann wird der Schwarm von tausend und abermal tausend Erinnerungen aufhören, meine Seele zu umflattern? Und wann wird jede derselben bis dahin ermatten, um nicht mehr, wie bisher, mein Herz auf das schmerzlichste zusammenzukrampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufschreie? Eben so tief war einst meine unendliche Liebe; eben so tief mußte sich nun mein unendlicher Schmerz in meine Seele graben! O! wie könnte ich Ihrer vergessen? Ach, Ihrer, Ihrer, der ich seit länger als zehn unglücklichen Jahren voll Drang und Zwang mit immer gleich heißer, durstender, verzehrender Sehnsucht nachseufzte? Ihrer, durch welche ich bin Alles, was ich bin und nicht bin! Ihrer, um welche die einst so gesunde Jugendblüthe meines Leibes sowohl, als Geistes, vor der Zeit dahinwelkte! Ihrer, die diese verwelkte Blüthe endlich ganz wieder zu beleben versprach, die endlich die Meinige, die Meinige! — ein Wort, ein Begriff von unendlicher Kraft für mich! — die Meinige endlich ward, mich gleichsam aus der Nacht der Todten zurückrief, und in einen lichten Freudenhimmel emporzuheben anfing! — Ach! und wozu? Um so schnell, so auf Ein Mal wieder zu entschwinden, mich mitten auf den Stufen des Hinaufganges zum neuen besseren Leben führen, und noch tiefer in die ewige Nacht zurücksinken zu lassen. O, Boie! ich liebte sie so unermeßlich, so unaussprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, sondern gleichsam mein Herz selbst zu sein schien. Wie so ganz verwittwet ich nun bin, und wahrscheinlich immer bleiben werde, das kann ich Dir mit Worten nicht begreiflich machen. Freilich kann man oft von sich und seinem Herzen, diesem Proteus, keine Stunde vorher etwas Gewisses prophezeien; Gefühle kommen und verschwinden, wie der Dieb in der Nacht; aber das Gefühl dieser Liebe hat sich so lange und so tief mit meinem innersten Ich verwebt, daß, wenn es auch nicht unmöglich wäre, dieses mein Ich umzustimmen, dennoch dasjenige Weib, welches das Bild der einzig und höchst geliebten Unvergeßlichen gänzlich in Schatten zurückzudrängen vermöchte, ein wahres Meister- und Schöpferwerk an mir verrichten würde.

Ach, liebster Boie, ich sage es ja nicht allein, daß sie eine der Liebenswürdigsten ihres Geschlechtes war. Könntest Du die Stimmen auch der Gleichgültigsten, die sie näher kannten, sammeln, so dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheile ausfallen. Hat jemals die schönste Weiberseele sich in entsprechender Leibesgestalt sichtbarlich offenbaret, so war es bei ihr geschehen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Gesichts, ihre ganze Form, jede ihre Bewegungen, selbst des Flötentones ihrer Stimme,

kurz, Alles, Alles an ihr mußte es Jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrlost war, verrathen, weß himmlischen Geistes Kind sie war. Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde sein kann, so war sie es; und was sie ja in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mir und meiner heißen, flammenden, allverzehrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich gewesen, dieser, bei eben so hinreißender Liebe auf ihrer Seite, zu widerstehen? Und dennoch, dennoch hat sie ihr Jahre lang unter den stärksten Prüfungen widerstanden. Dennoch ist sie ihr endlich auf eine Art erlegen, die auf die höchst reinste weibliche Unschuld und Keuschheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag. Denn ich wüthender Löwe, der ich oft weder meines Menschenverstandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die sie mir hätten streitig machen wollen, mit den Zähnen zerrissen; in meinem Wahnsinne hätte ich lieber meiner ewigen Glückseligkeit, als dem Himmel ihres Genusses entsagt, so herzlich ich es auch vor Gott betheuern kann, daß Sinnenlust der kleinste Bestandtheil meiner unaussprechlichen Liebe war. Der Allbarmherzige wird mir's um seines Lieblingswerkes willen verzeihen, was ich im höchsten Taumel der Liebe zu diesem verbrochen habe. An dieser herrlichen himmelsseelenvollen Gestalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzulieblich, als daß es nicht zu den feinsten Organen der geistigsten Liebe hätte hinaufdringen sollen. — Doch, wo gerathe ich hin? Ich sage Dinge, die ich nicht sagen sollte. Du bist ja aber einer meiner ältesten und vertrautesten Freunde. Und am Ende, wenn ich's auch der ganzen Welt sagte? — Pah! Was kümmert mich denn nun noch die ganze Welt? Hin ist ja nun hin! Verloren ist verloren! — Niemand nehme sich's heraus, mir zu sagen: Bürger, sei ein Mann! Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich so Etwas und noch so zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünsche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzem so schön, so frühlingsmäßig blühten, liegen sie nicht alle zerschmettert um mich her, wie ein zerhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geist und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden; aber wer anders, als nur der todte Grenzpfahl im Felde, kann eine solche Scene der Verwüstung gleichgültig ansehen lernen, wenngleich der erste Schmerz der Verzweiflung sich bald genug austobt? Welcher Mensch, der ein Herz von Fleisch und nicht von Stein hat, kann wieder eben so fröhlich und in seinem Gott vergnügt dabei essen, trinken, schlafen und hantieren, als da noch Alles rings umher blühte und duftete? Man wälzt sich ja freilich, nach wie vor, aus einem langweiligen Tage in den anderen fort, und der Tausendste merkt es kaum, was und wieviel einem fehlt. Aber... doch, wozu

noch viele Worte? Hin ist hin, verloren ist verloren! das ist die Hauptsumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünsche, wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufstehen nach etwas noch strebe, so geschieht es um meiner Kinder willen. Wären diese nicht, so würde der sehnende Wunsch, mich je eher, je lieber, neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Wozu sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange da stehen, nachdem die schöne holde Rebe, die sich um ihn hinanschlang, herabgerissen ist?

Meine Gedichte würde ich schwerlich in meinem ganzen Leben wieder zur Hand nehmen, wenn ich mich nicht noch für etwas mehr, als meine eigene armselige Person, zu interessiren hätte. Die Beilage wird Dich von der nun nahe bevorstehenden neuen Auflage weiter unterrichten. Kannst Du Etwas für mich thun, so weiß ich, Du thust es ungebeten. Du kannst die Ausgabe ziemlich als mein Letztes, als mein Testament ansehen. Meine Kraft ist dahin; was mir noch übrig ist, das will ich zur Verherrlichung meiner Unvergeßlichen zusammenraffen. Anders kann ich ihr doch die Leiden, welche ihr meine unglückliche Liebe so viele Jahre hindurch in den Frühlingstagen ihres Lebens verursachte, nicht mehr vergelten.*)

159. Bürger an Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg.

Hochgeborener Herr Graf!

So eben erhalte ich auf Ihre Ordre von dem Buchhändler Göschen in Leipzig ein Exemplar Ihrer herrlichen Schauspiele. Ich kann nicht beschreiben, mit welchem freudigen Stolze ich auf das Zeichen des gewogenen Andenkens von einem der Vortrefflichsten unseres Volkes hinblicke. Wenn mir ein großer edler Fürst ein Ordensband mit eigener Hand umhängte, so würde dies freilich ein Großes sein, nicht eben, weil er ein Fürst, sondern weil er ein großer edler Mann wäre. Aber, wahrlich, ich könnte nicht froher, nicht stolzer auf das Ordensband aus der Hand des großen und edlen Fürsten sein, als auf dies Geschenk meines vortrefflichen Freundes.

Freund! So darf ich Sie doch immer nennen? Ja, wahrhaftig! Und mir ist fast bange, daß Sie über den Hochgeborenen Grafen zürnen, den ich da oben hingesetzt habe. Lange, mein Theuerster, habe ich so wenig Ihnen, als anderen Verehrten und Geliebten, die mit mir aufgewachsen sind in dem Haine der Musen, etwas von mir und von

*) Dies geschah durch das „hohe Lied von der Einzigen im Geist und Herzen, empfangen am Altare der Vermählung.“

von meinen Umständen zu vernehmen gegeben. Es war nicht viel davon zu rühmen; wie es denn auch bis jetzt noch nicht ist. Daher wollte ich die Theilnehmenden nicht betrüben, und die Gleichgültigen — nun, wer mag denn gar vollends den Gleichgültigen sein Leid klagen?

Daß ich schon vor einigen Jahren mein armseliges Aemtchen, in welchem ich für ein Einkommen, das ich fast zu nennen mich schäme, allzu unausstehlich chikanirt und gequält wurde, niedergelegt habe, und seitdem ex praetore rhetor geworden bin, das wissen Sie vermuthlich schon längst von dem öffentlichen Gerüchte. Das aber kann Ihnen sonst Niemand, als ich selbst, sagen, daß ich in diesem Lande, ich mag auch situirt sein, wie ich will, meines Lebens nie voll und froh werden kann. Ich kann zwar hier das Warum nicht ganz aus einander setzen; allein, wenn ich's thäte, so würden Sie Alles sehr begreiflich finden, und mir vollkommen Recht geben.

Herzlich, herzlich wünschte ich daher, je eher, je lieber, von hinnen ziehen und den hiesigen Staub von den Füßen schütteln zu können. „Warum ziehst du denn nicht?" werden Sie sagen. Auch auf dieses Warum kann ich hier nicht sogleich umständlich antworten. Die Hauptsumme läuft indessen ungefähr darauf hinaus: Als Partikulier an jedem anderen Orte zu leben, leiden meine Umstände nicht. Ueberdies möchte ich auch gern in dem Staate, wo ich bin, etwas Wichtigeres und Bestimmteres zu thun haben, als, wie Diogenes, bloß meine leere Tonne hin und her zu wälzen. Wie soll ich aber auswärts ohne Konnexion dazu gelangen? Es reicht heutzutage kaum noch hin, daß ein tüchtiger Biedermann schlank und frei seine Dienste rund um sich herum anbietet, und dabei denkt: Es wird doch wohl noch irgend ein Fürst sein, der dich brauchen kann und will, da du zu gebrauchen bist. Der Lungerer sind allenthalben so viel, daß der Kontrakt do ut facias nur zur höchsten Gnade auch mit dem brauchbarsten Biedermann eingegangen wird. Indessen will ich doch einmal versuchen, was ich mir zwar schon längst vorgenommen, aber doch wegen einer gewissen Schüchternheit und Muthlosigkeit noch bis jetzt nicht habe in's Werk richten können. Ich will versuchen, was meine Freunde für mich thun können und wollen. An Sie, den Herzlichsten und Edelsten unter ihnen, wende ich mich hiermit kurz und gut zuerst. Ich höre, daß Ihre Verdienste von dem edeln Fürsten Ihres Landes erkannt und geschätzt werden. Das kann mich ganz und gar nicht wundern. Denn, wenn ich Fürst wäre, so wüßte ich nicht, wie mir Fritz Stolberg minder, als Alles sein könnte. Nun, wollten Sie's denn wohl wagen, falls so ein Menschenkind, wie ich, im dortigen Dienste zu gebrauchen wäre, dies Menschenkind zu empfehlen, und edelmüthig dafür in Bürgschaft

zu gehen? Sie wissen, was für einen Kopf, was für ein Herz mir Gott verliehen hat. Es ist ja auch wohl nicht zu viel gesagt, daß ich an juristischen sowohl als kameralistischen Kenntnissen die Nothdurft, und zu denen in diese Fächer schlagenden Geschäften Adresse besitze. An Treue und Eifer sollte es nicht fehlen. Kurz, ich hoffe, Ihrer Empfehlung keine Schande zu machen. Sie werden, auch ohne desfalls einen Schritt zu thun, beurtheilen können, ob dort etwas für mich zu thun ist, und mir dies offenherzig zu sagen nach Ihrer edeln Denkungsart herzlich geneigt seyn.

Ich bin und bleibe Ihnen, mein edler Freund, in alle Wege mit der vollkommensten Verehrung und Liebe zugethan.

Göttingen, 1787.

Bürger.

160. Bürger an B...

Gelboldshausen, den 22. April 1790.

Ich muß Dir, wiewohl für jetzt nur kurz, sagen, daß mir ein junges zwanzigjähriges, sehr hübsches, an Geist und Karakter vortreffliches Schwabenmädchen, nicht ohne Vermögen, und überdies mit sehr wahrscheinlichen Aussichten zu ansehnlichen Erbschaften, einen Ring an den Finger prakticirt hat. Das Mägdlein heißt Maria Christiana Elisabeth Hahn, und wohnt in Stuttgart, von wannen ich sie künftige Michaelis heimholen werde. — Diese ganze Heirathsgeschichte ist so romanhaft und originell, daß sie gewiß seit Adam die erste in ihrer Art ist. Das Mädel hat sich aus meinen Gedichten bis über die Ohren in mich verliebt. In einer lustigen Gesellschaft wird sie damit aufgezogen. Scherzweise macht sie ein Gedicht, worin sie um mich förmlich anhält. Es ist aber natürlicherweise kein Gedanke daran, daß das Gedicht gedruckt werden und in meine Hände gelangen soll. Gleichwohl geschieht dies ohne ihr Wissen und Willen durch Jemanden, der eine Abschrift dieses Gedichtes zu erhaschen weiß. Ich fange diesen Winter hindurch an, mich nach Namen und übrigen Umständen der Verfasserin zu erkundigen. Alle Nachrichten lauten sehr vortheilhaft. Ich gerathe durch ein poetisches Gegenkompliment endlich selbst mit ihr in Briefwechsel, erhalte ihr Portrait, stimme den anfänglichen Scherz nach und nach in Ernst um, gebe ihr eine umständliche und getreue Schilderung meiner inneren sowohl als äußeren Umstände, reise endlich selbst in diesen Osterferien nach Stuttgart, und die Sache ist richtig. Unmöglich ist mir's jetzt, die höchst sonderbaren Fügungen bei der ganzen Geschichte aus einander zu setzen, wodurch sie ein solches Ansehen gewinnt, daß entweder eine höhere, unsichtbar leitende Hand im Spiele sein muß, oder wahrlich, es giebt all' überall eine solche Hand nicht. Denn z. B. hätte ich, wie ich anfangs wollte, meine Abreise nur um einen

Posttag verspätet, so wäre wahrscheinlich aus der Sache nichts geworden; denn da lief ein Brief ein, der meiner Kinder wegen nichts Geringeres, als einen zierlichen und manierlichen Korb enthielt. Diesen Brief wartete ich nicht ab. Es mußte sich fügen, daß einer meiner schwäbischen Kollegen, mit dem ich abreisen wollte, wider Vermuthen eher abreisen mußte. Ich wollte durchaus noch nicht mit; er ließ aber nicht nach, bis er mich gleichsam bei den Ohren mit in den Wagen geschleppt hatte. Meine persönliche Gegenwart, und die, den spindelbeinigen Apoll umstrahlende Lieblichkeit, gab der Sache nun eine ganz andere Wendung. Kurz, ich bin mit meinem Liebchen öffentlich und förmlich verlobt. Ihr Vater war Expeditionsrath und ist todt. Sie hat nur noch eine Mutter, die von ihren Renten lebt, und einen Bruder, der würtembergischer Officier ist. Kurz, ich schmeichle mir, das Mädchen soll Euren ganzen Beifall gewinnen, denn sie darf sich sowohl im Körperlichen, als Geistigen und Moralischen, vor Meister und Gesellen sehen lassen.*)

161. Bürger an seine Gattin Elise.

Göttingen, den 17. November 1791.

Deinen Geburtstag, mein liebes Kind, habe ich nicht vergessen, wenn ich ihn gleich nicht mit Banketten bei Trompeten und Pauken, nicht mit stattlichen Geschenken, auch nicht einmal mit Versen feiere. Bankette mit und ohne Trompeten und Pauken ziemen unserer Lage, ziemen unseren Umständen nicht. Ein kleines Geschenk, wie es die Armuth zu geben vermag, hätte ich wohl darbringen mögen, wenn ich nur gewußt hätte, was Dir etwa angenehm sein könnte. Erführe ich dies, so könnte ja noch Rath dazu werden. — Aber nicht einmal Verse? — Ach, nein! Eher wären noch Bankette mit Pauken und Trompeten, eher stattliche Geschenke möglich, als Verse aus einem Geiste und Herzen, deren Schwungkräfte von so manchem und manchem Steine niedergedrückt werden.

Ich habe also Deinen Geburtstag mit Gebet und Thränen zum höchsten Regierer aller Dinge begonnen; mit Gebet und Thränen, daß er Dich nicht nur willig und bereit, sondern auch thätig machen und erhalten wolle, jene Steine von meinem Geiste und Herzen zu unserem beiderseitigen Wohlsein abzuwälzen. Würde dieses Gebet von Gott und von Dir mit Erhörung gekrönt, so würde meine Feier mit der besten Geburtstagsfeier um den Vorzug wetteifern.

Für heute will ich nichts mehr hinzufügen. Ich wünschte

*) An dieser innigen Ueberzeugung wurde Bürger bald irre, als er seine Verlobte im Oktober 1790 nach Göttingen führte.

nun aber wohl einmal ein Stündchen, da Du mir ein offenes und ruhiges Ohr, einen offenen und ruhigen Geist, ein offenes und ruhiges Herz verleihen könntest, welchen aber auch ein unwandelbarer guter Wille und Thatkraft mit nimmer auszuleerendem Köcher nachtreten müßten. Da wir nun einmal bestimmt sind, mit einander zu leben, o, so laß uns auch für einander leben![*])

162. Bürger an seine Gattin Elise.

Den 30. November 1791.

Es hat, wie ich mit tiefem Kummer wahrnehme, auch nicht den mindesten Eindruck auf Dich gemacht, was ich Dir neulich an Deinem Geburtstage schriftlich zu verstehen gab. Ich klagte über Steine, die mein Herz und meinen Geist niederdrückten. Ich sprach von thränenvollen Gebeten zum Himmel, daß er Dich willig und thätig machen wolle, diese Steine von mir abzuwälzen. Ich wünschte mir eine ruhige Unterredung mit Dir, um zu unserem beiderseitigen Wohlsein mein Herz ganz ausschütten zu können.

Wäre mir, oder irgend Jemandem, der nicht ganz und gar gefühllos oder im allerhöchsten Grade leichtsinnig ist, so etwas von einer Person zu verstehen gegeben worden, der ich hohe und heilige Pflichten schuldig bin; wäre mir's vollends so zu verstehen gegeben worden, daß ich nothwendig mich für die Ursache jener Beschwerden ansehen müßte: o, so würde ich keine ruhige Stunde haben verleben können, bis ich Alles gewußt, und mich entweder entschuldigt, oder zur Abstellung des Druckes auf das ernstlichste anheischig gemacht hätte! Von alle dem hat sich nun seit mehreren Tagen nicht das Mindeste bei Dir geäußert. Es ficht Deinen beispiellosen Leichtsinn ganz und gar nicht an, ob ich aufgeräumt, oder versunken in traurigem Ernste vor Dir erscheine. Es fällt Dir nicht ein, zu fragen: Lieber, was fehlt dir? Was mißfällt dir an mir? Wie soll ich es machen, daß du zufriedener und vergnügter werdest? — Von Allem, was nur irgend eine rechtschaffene und gute Frau ihrem Manne unter solchen Umständen gewiß sagen und thun würde, kommt Dir schlechterdings nichts in den Sinn. . . . Dein Leichtsinn spielt Tag für Tag lustig und guter Dinge sein frivoles Spiel fort, ohne sich durch den schwermüthigen Mann irre machen zu lassen.

Nun, wohlan denn! Wenn Du keinen Sinn für die stille Sprache meines Kummers hast, so muß ich laut und deutlich durch Worte mit Dir reden, zum einzigen und letzten Versuch, ob es denn ganz und gar nicht möglich sei,

---

[*]) Da Elise auf diesen Brief gar nicht geachtet und jede mündliche Unterredung vermieden hatte, so schrieb Bürger den folgenden Brief.

Dich weise zu machen, und zu Beobachtung solcher Pflichten zurückzuführen, die Dir allein meine Werthschätzung erwerben, und in dieser Werthschätzung meine fast ausgelöschte Liebe wieder anfachen und lebendig erhalten können.

Wisse denn, daß Dein Lebenswandel ein Gegenstand der allgemeinen Mißbilligung des ganzen hiesigen Publikums ist, und zwar nicht bloß des widrig gesinnten, sondern auch, ja noch mehr, desjenigen, welches uns gewiß nicht übel will. So unangenehm es nun schon jedem rechtschaffenen Manne sein muß, in seiner Frau das Ziel des allgemeinen Tadels zu erblicken, so ist es doch noch unendlich kränkender, gestehen zu müssen, daß, leider! das Publikum in den meisten Stücken Recht habe. Denn in der ganzen Stadt giebt es keine Frau, so reich, so angenehm sie auch immer sein mag, welche die Pflichten der Hausfrau, der Mutter, der Gattin schlechter erfüllte, als Du. Siehe, ich will Dir einen Spiegel vorhalten, worin Du Dich und Deinen Wandel in wahrer Gestalt erblicken sollst. Und wenn, wie allerdings zu befürchten ist, Dein heilloser, seelenverderblicher Dünkel Dich bereden sollte, diese Gestalt gleiche Dir nicht, so nimm den Spiegel und gehe Haus bei Haus, zu Feind und Freund, und frage: Ihr Leute, ich beschwöre euch bei Gott und der Wahrheit, sagt mir, ob ich getroffen bin? Und wenn eine einzige vernünftige und rechtschaffene Seele, die Dich und Deine Lebensweise kennt, Nein sagt, so möge der Werkmeister des Spiegels öffentlich von dem Pöbel mit Koth beworfen werden. —

Heucheln kann ich nicht. Getreu und offenherzig ging ich von jeher und längst vor unserer Verbindung mit Dir um. Offenherzig und gerade heraus muß ich Dir's auch jetzt sagen: So wie Du bist, kann ich Dich weder achten, noch lieben. Wenn Du meine, Dir nach Stuttgart geschriebenen, Briefe noch besitzest, so schlage sie nach, und Du wirst irgend wo eine Stelle finden, wo ich sagte: wenn Du meiner andauernden Liebe versichert sein wolltest, so solltest Du Dich nur meiner Hochachtung bemächtigen. Meiner Hochachtung für Dich würde auch Liebe unzertrennlich nachfolgen. Diesen Rath hast Du bisher schlecht befolgt, wie denn überhaupt guter Rath an Deinem Eigendünkel selten haftet. Unmöglich, unmöglich kann ich für eine so kindische, läppische, frivole, die wichtigsten und ehrwürdigsten Pflichten so vernachlässigende, und daher von Freund und Feind allgemein und mit Recht getadelte, ja verschrieene Frau, Hochachtung hegen. — Wenn ich sie vollends noch dazu von Eigendünkel, von Selbstgenügsamkeit, von Superklugheit, von Rechthaberei, von egoistischen Ansprüchen, von vornehmer Kostbarkeit strotzen sehe, so gehört in der That ein geduldiges Phlegma, wie das meinige, dazu, um sie nicht ganz und gar zu verachten. So lange Du so bist und bleibst, kann ich Dich

nicht lieben. Alle meine Liebe hängt sich nur an Hochachtung, selbst meine sinnliche. . . . Erobere meine Achtung wieder, wenn Dir an meiner Liebe etwas gelegen ist.

Mich wundert, wie Du nicht das mindeste Arg daraus haben kannst, daß selbst alle Deine hiesigen Freundinnen sich ganz sichtbar von Dir zu entfernen suchen. — Außer Einladungen und Besuchen der kahlen Höflichkeit nehme ich nichts mehr wahr. Solltest Du in Deinem Taumel hieran noch nicht gedacht haben, so muß ich Dich aufmerksam darauf machen. Ja, ich muß Dir noch mehr sagen. Aus mehr als einer zuverlässigen Quelle weiß ich es, daß alle Deine Freundinnen, ohne Ausnahme, Dein Wesen und Deine Handlungen mißbilligen, und sich Dir daher möglichst zu entziehen suchen. — Sollte etwa Eine oder die Andere Dich einmal wieder zu einer Liebesintrigue nöthig haben, so dürfte sich die freilich wieder herzudrängen, weil sie es Dir leicht abgemerkt haben kann, daß Du Dich mit blindem unbesonnenen Wahnsinn für Diejenigen in Worten und Werken zu verwenden pflegst, die sich bei solchen Gelegenheiten unter die Flügel Deiner Gunst begeben. Sonst aber werden auch Diejenigen, die in Ansehung ihres guten Rufes eben nichts zu verlieren haben, Dich so viel wie möglich meiden, um dieses ihr Nichts nicht durch Deinen Umgang zu verlieren.

Junge Laffen werden sich zwar noch immer, und zwar um so lieber um Dich versammeln, je mehr Du Diejenige bist und bleibst, die Du bisher warst. Denn wo fänden sie wohl sonst ein Haus, und in dem Hause eine Frau, die es ihnen besser böte, als Du? Wohin es aber endlich mit der öffentlichen Achtung für Dich kommen werde, das ist leicht abzusehen. Und die jungen Herren, — Du glaubst wohl Wunder, wie Du von ihnen gefeiert werdest? — Natürlich! Wie könnte ein so selbstgenügsames, in sich selbst so seliges Herz daran zweifeln? Ich aber kann und muß Dir sagen, daß sogar verschiedene von Denen, die hier Höflichkeiten genießen, Deiner Affektation, Ziererei, Kostbarkeit, Vornehmthuerei u. s. w. spotten. Auch sehe ich gar nicht, daß Du sie in gehöriger Reverenz gegen Dich erhältst. Sollte wohl noch eine andere Dame hier in der Stadt sein, auf deren Zimmer sie sich herausnehmen dürften, so studentisch zu schreien und zu lärmen, als auf dem Deinigen? Mit Erstaunen höre ich oft, wie sie die Treppe heraufpoltern, an die Thüre schlagen, und hereinfahren, nicht anders, als auf eine Studentenstube.

Das Ende von diesem ganzen traurigen Liede ist, daß es so, wie bisher, nicht bleiben kann, wenn ich nicht an Leib und Geist, so wie an Vermögen, zu Grunde gehen soll. Du mußt entweder schlechterdings Deinen Pflichten als Hausfrau, als Mutter, als Gattin, sowohl durch Thun als durch

Lassen, Genüge leisten, oder es muß auf einem anderen Wege aus der höchsten Noth eine Tugend gemacht werden. Eine so ansehnliche Einnahme, als in dem verwichenen Jahre, ist, ohne besondere Glücksfälle, auf welche doch vernünftigerweise nicht gerechnet werden kann, künftig nicht zu erwarten. Wäre im verwichenen Jahre besser gewirthschaftet worden, so hätte leicht dies fette, ein oder zwei magere Jahre mit übertragen helfen können. Da ich mit einiger Wahrscheinlichkeit auf eine stärkere Einnahme als 500 Thaler, auf das alleräußerste 600 Thaler, für's Erste nicht rechnen kann, so muß man damit auszukommen suchen, es gehe auch, wie es wolle. Daß dieses bei plan- und regelmäßiger Wirthschaft möglich sei, davon bin ich vollkommen überzeugt. — O, es giebt Leute genug, und auch völlig unseres Standes, die nicht mehr, nicht einmal so viel haben, und doch auskommen. Hat man keine lange Decke, so muß man sich nach einer kürzeren strecken. Ich halte dies immer für weit ehrenvoller, als die elenden Kriechereien und Hofirungen um Besoldung, Rekommendation u. s. w., die am Ende dennoch ohne Erfolg bleiben. Seit sieben Jahren habe ich nunmehr ohne Besoldung, ohne Vermögen, mit allen Ehren gelebt, und es hat mir nicht an der Nothdurft, ja nicht einmal an Wohlgenüssen gefehlt. Ich habe meine alten Schulden seitdem nicht vermehrt, sondern eher vermindert. Es kann also auch ferner so gehen, wenn nur danach gewirthschaftet wird.

Ich weiß wohl, wie Du es mir zur Last legst, daß ich mir nicht die Beine ablaufe, und bald um Hans, bald um Kunz herumschwänzele, um auf diese Art etwas zu erschnappen. Du bedenkst aber dabei nicht, wie weit ich mich über Dich zu beschweren habe, daß Du dasjenige, was ich doch wirklich, und gewiß sauer, erwerbe, nicht besser zu Rathe hältst. . . .

Als ich mit meiner seligen Augusta vierzehn Tage nach Michaelis hier einzog, hatten wir gerade noch 6 Louisd'or übrig; denn so weit hatten wir uns für unsere häusliche Einrichtung ausgegeben. Mit dieser Kleinigkeit reichten wir bis an Weihnacht, ohne Schulden zu machen. Wir hatten aber auch nur eine einzige Magd, lebten still und häuslich mit einander hin, und befanden uns ungemein wohl. Ihre hohe Schwangerschaft und ungleich zartere Konstitution, als die Deinige, hinderten sie nicht, sowohl Mittags, als Abends, die Küche selbst zu besorgen u. s. w. Gleichwohl war sie aus einem Hause, worin ein gar großer Herrenaufwand gemacht wurde. Sie liebte auch Gemächlichkeit und Vergnügungen; und welcher sinnliche Mensch liebt die nicht? Aber die Stärke der Vernunft siegte über die Sinnlichkeit. Ich bin überzeugt, daß ich mit ihr keine 400 Thaler jährlich gebraucht haben würde. — Wenn Jedes von uns seine Pflicht thut, so können wir ehrlich und honnett auskommen, ohne uns

zum Herumschwänzeln und Kriechen zu erniedrigen. So wenig Zulauf ich auch bisher gehabt habe, so hat mir doch mein Unterricht noch kein einziges Jahr unter 600 Thaler eingebracht. Daß dieser Zulauf nicht stärker ist, dafür kann ich nicht. Ich bin mir bewußt, meine Pflicht nach Vermögen so gut zu thun, als jeder andere Professor, dem Hunderte zuströmen. Ich wende Zeit, Fleiß und Kräfte, so viel in meiner Gewalt sind, auf meine Lehrstunden, und suche sie sowohl angenehm als nützlich zu machen. Hilft das nichts, so ist es freilich schlimm genug; allein ich kann mir doch keinen Vorwurf darüber machen. In der Vermuthung, daß der schwache Zulauf an den Gegenständen liege, welchen ich meine Bemühungen widme, habe ich mir nun auch andere zum Augenmerk genommen, die ich täglich vom frühesten Morgen an bis Abend, mit Aufopferung fast aller Ruhe und Erholung, studire. Da ich aber, um nur einige Louisd'or zusammenzukratzen, die meiste Zeit und Kraft noch immer an die alten Gegenstände verschwenden muß, so kann ich freilich in Ansehung der neuen nicht so schnell vorrücken. Ob es mir nun dereinst mit diesen besser, als sonst, gelingen werde, das muß ich dahin gestellt sein lassen. Es gelinge nun aber, oder nicht, so kann ich mir doch nicht vorwerfen, daß ich's an mir fehlen lasse; ob ich gleich gar wohl weiß, daß Du selbst mich gegen manche Personen in den nachtheiligen Verdacht eines unthätigen Mannes zu bringen, — Dich nicht entsiehest. Deß solltest Du Dich doch wirklich schämen! Welche andere Thätigkeit verlangst Du von mir, als die meinige, die von früh Morgens 6 Uhr bis Abends 8 Uhr Tag für Tag unausgesetzt im Gange ist? Etwa die Thätigkeit der Herumschwänzelei und Kriecherei vor vermeinten Gönnern und Patronen? Diese Thätigkeit verachte ich, und traue ihr auch wenig oder gar keinen soliden Erfolg zu. — Sage mir doch, was für Nutzen Dein ewiges Herumfahren, Dein Visiten-Geben und Nehmen bisher gestiftet hat? Aller dieser Abhängigkeit von Menschen... können wir sehr füglich entübrigt sein, wenn wir unsere Pflicht thun. . . . Was wir doch Beide einen so gar verschiedenen Ehrbegriff haben! Du kannst bei aller Deiner hochstrebenden Hoffahrt Schritte thun, wozu ich mich mit aller meiner schlichten Demuth nicht entschließen könnte. Ich hielte es für weit rühmlicher, mit demjenigen, was ich erwerbe, wenn auch noch so kärglich, auszukommen. So wenig auch mein Mund ein gutes Gericht verschmähet, wenn es ihm geboten wird, so gern kann ich es doch entbehren, wenn die Vernunft es auf dem Tische zu haben verbietet. . . . O, mein Gott! ich wollte ja gern Alles, woran ich von Jugend an gewöhnt bin, aufgeben, und mich nur auf das schlechterdings Unentbehrliche beschränken, wenn ich nicht anders als auf diese Weise bei Ehre und Reputation bleiben könnte.

Doch, so weit hätten wir es gar nicht nöthig zu treiben. Wir brauchten uns noch lange nicht alle Wohlgenüsse, geschweige denn die Nothdurft, zu entziehen.... Aber wahrlich, es geziemt uns auch nicht, ein Haus, wie kaum die Reichsten und Angesehensten der Stadt, zu machen. Ich bin noch lange kein Geheimer Justiz-, kein Hofrath, kein Professor ordinarius, der Tausende einzunehmen hat. Ich bin nur ein armer Professor extraordinarius ohne Besoldung, der sich seine paar Hundert Thälerchen Einnahme mühsam erquälen muß, der weiter kein Vermögen, ja sogar noch Schulden hat, und Du bist um kein Haar mehr, als was Dein Mann ist. Nie habe ich mich nur um einen Heller höher, als ich werth bin, vor Dir ausgegeben. Wolltest und konntest Du Dich dem Range und den Einkünften eines solchen Mannes nicht gemäß fügen, so mußtest Du ihn nicht heirathen. Nun Du ihn aber einmal genommen hast, nun ziemt es sich schlechterdings nicht, Dich über Deine und Deines Mannes Sphäre zu erheben, und die hohe kostbare Dame zu spielen, wie sie kaum irgend eine Andere in Göttingen spielt. Dies erwirbt Dir so wenig die Achtung vernünftiger und guter Menschen, daß es Dich vielmehr lächerlich und verächtlich macht. Jedermann kennt meine Umstände, ja, man hält sie wohl gar für schlimmer, als sie wirklich sind; Jedermann weiß, daß Du mir kein Kaiserthum zugebracht hast, so gern ich auch sähe, daß es die Leute zu Deiner Entschuldigung glaubten. Und gleichwohl willst Du ein glänzendes Haus machen, und einen Schwarm gehorsamer Diener und Dienerinnen um Dich her haben. Anstatt den Kreis Deiner Bekanntschaften einzuschränken, breitest Du ihn täglich weiter aus. Alles ist Dir willkommen, was sich nur irgend an Dich hängen, oder, wie es in der lächerlichen Sprache vornehmer Thorheit heißt, was sich Dir präsentiren lassen will. Du denkst wohl Wunder, wie sehr Dich das Alles verherrliche? O! ich wollte nur, daß Du diese Verherrlichung in den Herzen selbst Derer lesen könntest, die äußerlich die Rollen der gehorsamen Diener und Dienerinnen spielen. Wie weit mehr Ruhm und Werthschätzung der Vernünftigen und Guten würdest Du Dir ohne eine solche Hofhaltung durch stille häusliche Eingezogenheit und gute Wirthschaft erwerben; wenn man sagen müßte: Mit einer solchen Frau, wenn je mit Einer, muß **Bürger** auf einen grünen Zweig kommen, er mag wollen oder nicht. O, wie liebenswürdig würdest Du mir unter einer solchen Nachrede erscheinen! Statt dessen aber wird von guten Leuten Ach! und Weh! über den Unstern geseufzt, der mich nach Schwaben geführt hat, und die Uebelgesinnten halten mich für einen schwachen Pinsel, weil sie wähnen, ich sehe das Unwesen so ruhig mit an, und hege wohl gar daran Wohlgefallen.

So stark ich, Gott Lob! bin, ungegründete, unverdiente Urtheile der Welt mit verachtendem Gleichmuth zu tragen, so wenig kann und will ich hinfort mich und die Meinigen gerechtem Tadel bloßgestellt wissen. Was dagegen in meinen Kräften steht, und mit der Würde eines rechtschaffenen und edlen Mannes vereinbar ist, das will ich thun. Die Vorhaltung dieses Spiegels war das Erste, was mir rathsam schien. Hilft dieses nicht, so sehe ich nur noch zwei Mittel, um nicht zu Schanden zu werden. Entweder ich muß die ganze Lage der Sachen, wie sie ist, Deiner Mutter entdecken, muß sie bitten, daß sie zu uns ziehe, und das ausgeartete Kind wieder in Aufsicht und Zucht nehme; oder ich muß Dich auf 1 oder 2 Jahre wieder zu Deiner Mutter nach Schwaben schicken, und nicht eher wiederholen, als bis Du weiser geworden bist. Gern will ich Dir daselbst ⅔ meines Einkommens zum Unterhalte zukommen lassen, und mich mit dem 3ten Theile, wäre es auch noch so kümmerlich, behelfen, um nur auf diese Art bei Ehren zu bleiben. —

Nunmehr weißt Du, was mich drückt, wenigstens der Hauptsache nach. Denn noch mehr Partikularitäten könnte ich, ohne mir lahme Finger zu machen, nicht aufzeichnen. Aber in der That könnte ich noch genug anführen. So sagt Dir z. B. das Publikum nach, Du vertrödeltest meiner seligen Frauen Kleider zum offenbaren Nachtheil der Kinder, die sie weit besser nützen könnten. Ob dies wahr sei, und ob es zum Nachtheil geschehe, lasse ich zwar dahin gestellt sein. Ich traue Dir auch allerdings wohl zu, daß, wenn dergleichen vorgefallen, Deine Absicht wohl nicht gerade sträflich gewesen sein möge. Aber auch gute Absichten erfordern in der Wahl der Mittel mehr Ueberlegung und Besonnenheit, als Du gemeiniglich anzuwenden pflegst. Ein Publikum, das so, als es von Dir denkt, zu denken genöthigt wird, kann auch manche Deiner, an sich nicht unrechten, Handlungen nicht anders, als mit Argwohn ansehen. Doch genug!

Ich füge nur noch dies hinzu, daß ich von diesem Briefe Abschrift behalte, um mich, wann und wo es nur immer nöthig sein kann, zu legitimiren, daß ich es an mir nicht habe fehlen lassen, Dich auf einen besseren Weg zu führen. Gott gebe, daß meine rechtschaffene Absicht gelinge, damit ich im Stande sei, Dich wieder zu achten und zu lieben!

163. Bürger an seine Schwiegermutter in Stuttgart.

Göttingen, den 3. Februar 1792.

Schmerzlich ist es mir, daß ich Ihre Tochter so schwer anklagen, — daß ich mich von ihr scheiden muß. — Sie ist ein verschwenderisches, üppiges, heuchlerisches, verbuhltes und ehebrecherisches Weib. Ich Armer bin vielleicht der Letzte in

der ganzen Stadt, der sie endlich, durch allzu unleugbare Proben überzeugt, dafür erkennen mußte. — Jahr und Tag, trotz so mancher Stimme, die mir zu Ohren drang, trotz so manchem bösen Anschein, trotz Karrikaturzeichnungen mit Hörnern, die von mir erschienen, Jahr und Tag sträubte sich mein Glaube an Menschenwürde, etwas Arges von ihr zu wähnen. Sie hat dich ja, sprach ich zu mir selbst, auf die außerordentlichste Art aus der Ferne zu sich gerufen. Wie hätte sie das gekonnt, wenn sie nicht den besseren Theil von dir, deinen Geist und dein Herz, so wie diese in deinen Werken sich abspiegeln, auf die edelste Art liebgewonnen hätte? — Du hast dich hierauf von innen und außen auf das getreueste geschildert, hast nichts verschwiegen, was dir nachtheilig war, und sie hat sich dir frei, ohne allen Drang, als Gattin in die Arme geworfen. O, schon um dessen willen wird es ihr unmöglich sein, dich jemals mit Untreue zu beleidigen, wenn auch gleich das Feuer ihrer ersten Liebe nachlassen sollte. Wie viel weniger wird sie es können, wenn sie sieht, daß du ihr edel und anständig begegnest, und das grenzenloseste Vertrauen auf sie setzest? Ja, wenn du, der abgebleichte Mann in den Vierzigen, dich ihr, der jungen, blühenden, raschen Zwanzigjährigen durch einen despotischen Vater, durch eine böse drängende Mutter, durch überredende Verwandte, oder durch andere lose Künste wider Willen aufgedrungen hättest; wenn du nun sie tyrannisirtest, sie rauh und ungestüm behandeltest, sie lästig einschränktest, mit Argusaugen bewachtest, mit Argwohn und Eifersucht quältest, kurz, den Plagegeist gegen sie spieltest, dann wäre es möglich, daß auch ein sonst gutes Geschöpf sich einmal aus Unmuth verginge. Aber da du dir von alle dem des Gegentheils so sehr bewußt bist, so könnte wohl nur eine Verworfene, dergleichen es vielleicht gar unter der Sonne nicht giebt, dir so arg mitspielen! — So sprach ich zu mir selbst; Gott ist mein Zeuge, wie sehr ich auch den entferntesten Argwohn verabscheute, weil ich dadurch die Menschenwürde zu beleidigen, und ein Schicksal zu verdienen glaubte, das ich nun dennoch, und der Allwissende weiß es! wie unschuldig trage.

Mit wahrer, herzlicher Liebe schloß ich sie als Gattin in meine Arme, und führte sie hieher. Wie ich unter Ihren Augen, o, Mutter! in Stuttgart war, so blieb ich von innen und von außen. Gleichwohl gerieth sie nicht lange nach unserer Hieherkunft, ich weiß selbst nicht wie, in heftig tragische Klagen, daß ich sie nicht wie Molly liebte, — nicht so lieben könnte. Ich wußte schlechterdings nicht, woher, und fiel dabei wie aus den Wolken. Ich suchte sie erst scherzend und dann zärtlich zufriedenzustellen. Als mir das aber durchaus nicht gelang, wurde ich, im Bewußtsein einer so gänzlichen Schuldlosigkeit, lebhaft und ungeduldig, schlug

mich unter meinen Betheuerungen vor den Kopf, und eilte auf mein Zimmer. Ich erhielt hierauf ein Billet von ihr, das die glühendste Liebe athmete, und worin sie es bereuete, mich durch ihre Leidenschaft so aufgebracht zu haben. Nach wenig Stunden schloß ich sie wieder in meine Arme, und meiner Meinung nach war Alles wieder gut. Es war ein Regenschauer, wie sie im Lande der Liebe zu Tausenden fallen, und dieses Land sonst nur desto fruchtbarer und reizender machen. — Nachher fielen von Zeit zu Zeit noch einige kurze Mißhelligkeiten unter uns vor, indem ich wohl durch ihren heftigen Widerspruchsgeist, durch ihren superklugen Dünkel, durch ihre Rechthaberei gegen alle gesunde Vernunft zu lebhaften Aufwallungen gereizt wurde. Doch kam es gemeiniglich noch in der nämlichen Stunde wieder zum Friedenskusse. Nie erinnere ich mich, ihr dabei das kleinste unfeine oder gar harte Wort gesagt zu haben. Ich denke, dergleichen Auftritte ereignen sich wohl in jeder, auch in der besten Ehe. So wenig mir es desfalls ankam, von meiner Liebe zu lassen, oder gar auf Nebenwege auszuschweifen, eben so wenig ließ ich mir dergleichen von ihr träumen. Indessen erwiederte sie meine Liebkosungen kalt. . . . Auf diese Weise entstand unter uns eine Art von Entfremdung. — Ach! ich ahnete nicht, was ich, leider! nunmehr weiß, daß sich schon im ersten Monate unseres Hierseins ein Buhler bei ihr eingenistet hatte. Denn von dem ersten Pickenik her, welches ich mit ihr besuchte, noch keine 14 Tage oder 3 Wochen nach unserer Ankunft, schmiegte sich der Bruder der Demoiselle M. an sie, machte ihr sehr auffallend die Cour, und kam bald täglich ins Haus, ungeachtet ich und der Doktor A. ihr zu erkennen gaben, daß dieser junge Mann in keinem guten Rufe sei. . . .

Denken Sie nicht, gute Mutter, daß diese Beiden*) etwa die einzigen Gäste in meinem Hause gewesen. Nein! zu ganzen Dutzenden zog ihre Koketterie sie ins Haus. Wir waren keine 2 Monate hier, als kein Tag verging, da nicht der Eine oder der Andere Cour machte, und an jedem Donnerstage in der Woche war große, volle Assemblee bei uns, zu welcher auch ein und das andere Frauenzimmer, besonders solche, die ihre Anbeter hier wußten, mitkamen. Da ging es denn mit Blindekuh und allerlei anderen Spielen sehr laut zu. — Ich armer Mensch, der in der Hauptsache ein unerschütterliches Vertrauen in sie setzte, konnte durch sanft gewendete Vorstellungen nach lärmenden Ergötzlichkeiten nichts ausrichten, und mit Gewalt und Trotz mich dagegen zu stemmen, war meiner Gutmüthigkeit unmöglich. — Daß bei einem solchen tagtäglichen Kommerz eben nicht viel

---

*) Der Doktor M. war nämlich bald von Herrn v. S., einem Studenten aus Liefland, verdrängt worden.

Schmeicheleien für den armen Ehemann abzielen, das ist sehr begreiflich, besonders da derselbe, entweder aus Mißvergnügen, oder seiner Geschäfte halber, sehr wenig Theil daran nahm, und mehrentheils auf seinem Studirzimmer blieb. Ich leugne gar nicht, daß ich dabei immer kälter und trockner wurde, besonders, da auch bald der ungemeine Aufwand, und die von Madame ganz vernachlässigte Hauswirthschaft zum allgemeinen Stadtgespräch wurden, und keine Winke dagegen etwas fruchteten. Dennoch kann ich vor Gott betheuern, daß ich, trotz meiner äußerlichen Kälte und Trockenheit, nie den brummischen Ehemann gegen sie gespielt habe. Ich suchte Erbitterungen auszuweichen, verschlang manchen und manchen gerechten Verdruß im Stillen, um nicht über die unsinnigsten Widersprüche, die ich überall befürchten mußte, mich sowohl, als sie selbst, die schwanger war, zu empören. — Meine tröstenden Hoffnungen, daß sie sich als Mutter ganz anders und besser, als bisher, benehmen werde, wurden, leider! nicht erfüllt. . . . Da nun der Mutterstand im geringsten keine Besserung hervorbrachte, vielmehr der alte Jubel wieder angestimmt wurde, immittelst der Tadel der ganzen Stadt über die auf das enormste vernachlässigten Pflichten der Gattin, der Hausfrau und Mutter, immer öfter und lauter mir zu Ohren drang, so sah ich mich gedrungen, endlich ein ernsthaftes Wort zu sprechen. Ich wollte dies bei Gelegenheit mündlich thun, und machte an ihrem Geburtstage, den 17. November, dazu die Einleitung.*)

Um Gelegenheit zu einer mündlichen Unterredung, die ich wünschte, um mein Herz auszuschütten, schien sich Madame mehrere Tage hindurch ganz und gar nicht zu bekümmern. Warum nicht? Vermuthlich, weil gerade der Hauptbuhle unter allen bisher gehabten, ein junger Graf v. H. aus der Nachbarschaft, mehrere Tage hindurch in der Stadt sich aufhielt, und täglich Vor- und Nachmittag im Hause war. Ich ergriff also endlich, beinahe 14 Tage danach, die Feder, und ließ unterm 30. November folgendes lange Schreiben an sie ergehen.**) Ich erhielt darauf eine leichtsinnige, freche, und in einem anmaßenden Tone abgefaßte Antwort. Doktor Althof, der einzige Freund und Vertraute meines Kummers, nahm es auf sich, als Freund von uns Beiden, mit ihr darüber zu reden. Allein er brachte mir wenig Trost zurück. Es ist umsonst, sagte er, Du wirst sie nicht bessern. Ich selbst gab ihr auf ihre schnöde Antwort keine andere als diese Replik zurück: „Eine solche Antwort! Nun, ich will nicht darauf repliciren, wie sie es vor Gott und der ganzen vernünftigen und billigen Welt verdient. Selbst die gerechten

*) Mit dem Briefe Nr. 161.
**) Das unter Nr. 162.

Empfindungen will ich unterdrücken, die sie in meinem Innern aufregt. Ich will vielmehr glauben, daß ein zwar äußerst krankes, aber doch im Grunde noch gut geartetes Herz nur in der ersten Empörung nach einer angreifenden moralischen Arznei einen Unrath von sich geben konnte, wie ihn nur immer das verworfenste, an welchem alle Hoffnung verloren ist, von sich zu geben im Stande sein kann. Hoffen, ja, hoffen will ich, daß die Zeit nicht ausbleiben werde, da Du Dich dieser Antwort mit tiefer Reue von selbst schämen wirst, ohne daß ich nöthig habe, ihre schimpflichen Blößen aufzudecken. Wenn dieser Vorbote Deiner Genesung sich gezeigt haben, und mein Auge durch seine stillen Thränen hindurch an Deinem ganzen Betragen es wahrnehmen wird, daß Du der Wohlthat werth warest, meine Meinung in so derben Worten, wie Du sie nennst, zu vernehmen, so wird alle meine Achtung und Liebe zu Dir wiederkehren, und ich werde mit Bräutigamszärtlichkeit um die Deinige werben. Wenn ich diese dann auch nimmermehr erwarten sollte, so will ich doch meinem Gewissen das volle Zeugniß, ihrer werth zu sein, zu erwerben trachten. Wofern aber von alle dem, was ich hoffe, nichts sich ereignen sollte, so ist das Bekenntniß Deiner Nichtliebe ein Balsam für mein verwundetes Herz."

Ihre Antwort hierauf enthielt trostlose Versprechungen der Besserung als Hausfrau und Gattin. Aber mehrere Gerüchte, welche mir von ihrer Untreue zu Ohren drangen, versetzten mich in die peinlichste Lage. Ich verfiel in eine merkliche Leibes- und Seelenermattung. Dies erregte die Aufmerksamkeit meiner Frau so weit, daß sie Unrath merkte, und mit dem liebreichsten, theilnehmendsten Anscheine in mich drang, ihr zu sagen, was mir doch fehle. Da kam es denn unter uns zu einer Scene, da ich Gott zum Rächer und Richter zwischen mir und dem ungetreuen Weibe anrief, wenn sie mich hinterginge. O, wenn der Allbarmherzige nicht, durch Reue und Buße versöhnt, Gnade vor Recht ergehen läßt, so muß das Schicksal der heuchelnden Betrügerin dereinst schrecklich sein.

Ich that ihr Vorhalt von dem, was ich wußte, und unter der Maske himmlischer Wahrhaftigkeit und Unschuld suchte sie mir allen Argwohn von irgend einem verdächtigen Verkehr mit M. und F. auszureden. In den Stürmen von Zweifeln, die mein Ganzes, wie das heftigste Fieber, bei jener Scene hin und her schüttelten, that ich Alles, was in solchen Fällen nur irgend auf die Menschheit zu wirken vermag, um die Ungetreue zu einem freien und edlen Geständniß ihrer Vergehungen zu bringen. Aus der erschütterten Tiefe meines Herzens bat, beschwor ich sie mit heißen Thränenströmen, mich doch nur jetzt nicht zu hintergehen. Ich gelobte ihr sogar heilig, alles Geschehene, was es auch immer sei, zu vergessen und zu vergeben; nur sollte sie mir jetzt

ihre Fehltritte frei und offenherzig gestehen. Ich rief feierlich und schrecklich Gott an, Richter und Rächer zu sein zwischen ihr und mir, wenn sie jetzt heuchelte und die Wahrheit zurückhielte. Ich erinnerte sie an ein heiliges Versprechen, das sie mir ehemals gethan, wenn ihr jemals eine Schwachheit des Herzens ankommen sollte, wofür man nicht immer stehen könnte, so sollte ich der Erste sein, der es erführe, und von welchem sie Beistand und Rettung gegen jede Verirrung suchen wollte, welches ich ihr auch heilig zugesagt hatte. Nach langem Zögern gestand sie, daß ihr der Graf H. nicht gleichgültig sei. Nun fragte ich, zwar fest und ernsthaft, aber doch gütig, ob es schon zu Erklärungen zwischen ihnen gekommen sei? Das wurde nun durchaus geleugnet. Mit der Miene der höchsten Unschuld und Redlichkeit, an welcher nur ein teuflischer Argwohn noch hätte zweifeln können, sagte sie: Er habe bisher nur, wenn ein Gespräch von ihrer häuslichen und ehelichen Lage auf das Tapet gekommen, von fern darauf gedeutet, sich auch dann und wann wohl durch einen sanften Händedruck verrathen. —

Sie versprach hierauf freiwillig, sie wolle ihn nicht wiedersehen. — Ich fragte: Kann ich mich auf die Wahrheit alles dessen, wie auf Gott selbst, verlassen? — Sie versicherte. — Kannst Du mir schwören, fragte ich ferner, daß Du mich nicht hintergehest, daß Du sonst nie eine eheliche Untreue an mir begangen hast? — Sie behauptete das fest. — Soll Dir Gott, fuhr ich fort, nimmermehr gnädig sein, wenn Du mich hintergehest? Willst Du, daß dieser Schwur als die frevelhafteste Lästerung seines allerheiligsten Namens angesehen werde? Willst Du das? Sage! — Sie zögerte etwas und sagte endlich: Das sind schreckliche Worte; aber wenn's Dich beruhigen kann, ich will es, Ja!

Ich armer schmählich Getäuschter schloß hierauf die Meineidige mit der höchsten Inbrunst in meine Arme, überhäufte sie mit thränenvollen Küssen und Liebkosungen, und gelobte in meinem Herzen, ihr ferner zu vertrauen, sie zu lieben, wie es nur immer der beste, zärtlichste Gatte vermag. Wie hätte ich glauben können, daß bei und nach einer so erschütternden Scene, die den Teufel selbst hätte entteufeln können, der mindeste Unrath in einem nur einigermaßen empfindlichen Gewissen heimlich sitzen geblieben wäre? — Wenn das unredliche Heuchelei ist, sprach ich zu mir selbst, so ist kein Gott mehr im Himmel und keine Tugend mehr auf Erden. Durch meine leisen, behutsamen Nachforschungen wurde ich bald mehr als zu sehr überzeugt, wie sehr ich betrogen wurde u. s. w.*)

---

*) Bürgern, durch seine eigenen Augen von Elisens Untreue überzeugt, war nun nichts mehr übrig, als sich von ihr gerichtlich zu trennen. Dies erfolgte im Februar 1792, worauf Elise sogleich Göttingen verließ und die theatralische Laufbahn

164. Johann Martin Miller an Bürger.

Ulm, am 25. Januar 1778.

Mein liebster Bürger!

Eine über einen Monat lange Reise und ein Wust von Geschäften hinderten mich bisher, Ihre zwei so lieben Briefe zu beantworten. Wenn ich erst einmal auf meinen eigenen Mist komme, soll's schon häufigere Briefe regnen. Jetzt schreib' ich Ihnen, wegen kurzer Zeit, nur das Nöthigste, besonders, was Ihre Opera betrifft. Von Leipzig aus schrieb ich Ihnen durch Cramer; vielleicht hat er den Brief in seiner Zerstreuung zu Fidibus gemacht. Erhalten hab' ich dort von Ihnen nicht eine Zeile. Wenn also Cramer und ich, wie's wohl nie geschehen wird, wieder einmal in ein Haus zusammen kommen sollten, so wollen wir ihm keine Briefe zum Einschlusse mehr geben.

Daß Sie mit meinem „Siegwart" zufrieden sind, freut mich. Ihre Erinnerungen find' ich alle sehr gegründet. Aber ändern läßt sich nun für die Vergangenheit nichts mehr. Die Feile will in meine Hand nicht passen. Für die Zukunft aber will ich mir das merken. Auf Ostern kommt der erste Theil eines Romans*) von mir heraus, in dem wenigstens nicht mehr so viel geweint wird, obwohl das Weinen mir oft so lieb ist, als das Lachen. Es hat eben Alles seine Zeit. Hier zu Lande lieset Alles den „Siegwart". Drei Nachdrücke sind größtentheils schon verschlossen; ein vierter mit nachgemachten Kupfern ist unter der Presse, und auf Ostern will Weygand auch schon wieder eine dritte Auflage drucken lassen. Der Berlinische Recensent und Herr Wieland und Kompagnie mögen sich wohl darüber ein klein wenig wundern, und ein wenig sehr viel ärgern. Es thut mir leid für die Herren. Der „Briefwechsel" (dreier akadamischen Freunde)

---

wählte. Den 6. Oktober 1797 betrat sie zum ersten Male die Bühne zu Altona als Lady Milfort in Kabale und Liebe. 1799 ward sie als Schauspielerin in Hannover engagirt; von 1804 bis 1807 beim Hoftheater in Dresden. Dann zeigte sie sich in Deklamatorien und mimischen Darstellungen auf verschiedenen deutschen Bühnen. Im Jahre 1809 wurde sie in Wien als eine verdächtige Person nach Ungarn gebracht. Nach ihrer Entlassung lebte sie eine Zeit lang in Kassel, 1811 in Hamburg und Frankfurt a. M., und 1815—1816 in Regensburg, wo sie Vorsteherin (?) einer Mädchenschule war. Sie starb am 24. Nov. 1833 zu Frankfurt a. M., wo sie sich wieder eine Reihe von Jahren aufgehalten hatte, in so dürftigen Umständen, daß, um die Kosten ihres Begräbnisses aufzubringen, eine Kollekte veranstaltet werden mußte.

*) „Karl von Burgheim". In einem späteren Briefe an Bürger, vom 13. August 1778, fragt ihn Miller: „Habt Ihr meinen Burgheim gelesen, so schreibt mir Eure Meinung darüber. Seid Ihr vielleicht auch durch Euren neuen Gönner Wieland gegen mich eingenommen worden?"

Freunde) wird auch wieder neu gedruckt. Das ist so etwas für Studenten, denen man auch Speisen nach ihrem Gout vorsetzen muß.

Schubart's Kronik (der noch immer im Elende sitzt) hab' ich nur ein paar Monate fortgesetzt. Claudius könnte auch nicht eine große Klasse von Lesern befriedigen. Er ist zu gut für die lesenden Alltagsgesichter.

Ihre Poetereien in den Almanachen u. s. w. haben mich wieder herrlich delektirt. Desto mehr freut mich's, daß wir's nun endlich zusammen bekommen sollen. — Wegen der Ausgabe Ihrer Gedichte hab' ich mir alle Mühe gegeben. Freunde haben Sie auch im Schwabenlande in allen Ecken. U. s. w.

Ihr Homer und Stolberg's Homer sollen immer Hand in Hand auftreten! Jeder wird besondere Vorzüge haben, um derer willen ich keinen vermissen möchte. Bleiben Sie ja nicht zurück!

Für Pfenninger hab' ich erst ein Lied gemacht, ein halb geistliches. Ich mache kaum das Jahr über ein Mal Verse. Das Informiren hat mir alle Federn ausgerissen. Nun komm' ich aber bald auf's Land als Vikarius, und da werden, hoff' ich, wieder neue nachwachsen.

Den grünen Esel spiel' ich auch hier zu Lande mit gutem Erfolge. In Tübingen gaffte mich die halbe Universität, mit so vielen Fremden, an, und wartete mir zum Theil demüthigst auf. In Karlsruhe ließ mich auch der Markgraf vor sich. Er ist, wie sein ganzer Hof, ein Siegwarthophilus. — Mein Mädel schafft mir tausend, tausend Wonnen. — Empfehlen Sie mich Ihrer Lieben! Schreiben Sie fein bald. Adio, mein Liebster! Ewig Ihr Miller.

165. Ebert an Bürger.

Braunschweig, am 27. März 1778.

Liebster Herr Amtmann!

Ich bin vielleicht einer von den Letzten, ja vielleicht gar einer von den Allerletzten, der sich zur Subskription für Ihre Werke meldet. Aber dessenungeachtet bitte ich Sie, mir zu glauben, daß ich gewiß einer von den Allerersten gewesen sei, der sich auf die Ausgabe derselben gefreut hat, herzlich gefreut hat, und daß Keiner mehr, als ich, habe wünschen können, sie auf alle Weise zu befördern. Denn ich biete Jedem Trotz, der behaupten wollte, daß er Bürger's Genie aus seinen Schriften eher erkannt, oder besser zu schätzen wisse, als ich. Auf dergleichen Dinge verstehe ich mich so gut, als irgend Einer; denn es gehört ja nicht mehr dazu, als natürliche gesunde Empfindung, und dann so viel gemeine Ehrlichkeit, als nöthig ist, sein Gefühl, es sei nun Bewunderung, oder Rührung, oder Vergnügen, offenherzig zu bekennen. Darum bin ich auch nie gewohnt

gewesen, mit meinem Urtheil über solche Sachen so lange zu warten, bis etwa ein Journalist mir das seinige vorbetete, sondern ich habe es vielmehr für meine Pflicht gehalten, Anderen, sobald ich meiner Sache recht gewiß war, darin zuvorzukommen; ja, ich habe mir wohl die Freiheit genommen, Solchen, die entweder nicht Verstand, oder auch nicht Zeit genug hatten, selbst gehörig zu urtheilen, und doch nun einmal mit Gewalt urtheilen wollten, und mit ihrem Urtheil manchmal sehr nützen oder schaden konnten, das meinige mit einiger List einzuflößen, oder auch im Nothfalle mit Autorität vorzuschreiben. — Doch bei Ihren Schriften, liebster **Bürger**, habe ich das nie nöthig gehabt; denn die müssen Jedem gefallen, der nur einen menschlichen Kopf und ein menschliches Herz hat. Aber warum bin ich denn vielleicht allein unter allen Ihren Subskribenten so saumselig gewesen, Ihnen meine Freude über die Sammlung derselben zu erkennen zu geben? — Weil ich vielleicht unter allen Ihren Subskribenten den ganzen Winter hindurch mit der fast allgemeinen Krankheit Derer, die früh und lange Hämorrhoidarien und Hypochondristen waren, nämlich mit Krämpfen, geplagt gewesen bin, von welchen mich selbst das Hofgeismarische Bad, dem ich sonst so viel Vergnügen und besonders auch das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu danken habe, nicht hat befreien können, und von welchen ich noch eben jetzt, da ich dieses schreibe, Anfälle fühle. Außerdem haben mich auch sowohl meine Berufsgeschäfte, als auch andere Arbeiten, davon abgehalten. Aber vergessen habe ich es niemals, das schwöre ich Ihnen, sondern nur von einer Woche zur anderen, von einem Tage zum anderen verschoben. Sollte nun darum wohl die Gnadenfrist für mich verstrichen sein? Das will ich nicht hoffen; und ich glaube es auch nicht zu verdienen, wenn man sich anders durch die aufrichtigste Hochachtung für Ihre Talente, durch die wärmste Dankbarkeit für das Vergnügen, welches Sie mir und meiner guten **Louise** dadurch gemacht haben, und durch die herzlichste Theilnehmung an Ihrem gegenwärtigen und künftigen Ruhme, Ihrer Nachsicht werth machen kann. — Setzen Sie unter Ihre Subskribenten auch unsere Prinzessin **Augusta** (ihrer Mutter, unserer regierenden Herzogin, habe ich einmal Ihre „Lenore" vordeklamiren oder vorsingen müssen) und die Oberhofmeisterin der Letzteren, die Frau Baronin v. **Kamecke**. Ich hätte Ihnen gern viel mehr angeworben, wenn ich gedurft hätte. Aber unsere Buchhändler haben ein ausschließendes Privilegium, Pränumeranten oder Subskribenten zu sammeln. Allein es wird Ihnen, wie ich zu unseres lieben Vaterlandes Ehre hoffe, nicht daran gefehlt haben. Und so wird es Ihnen auch nicht zu allen den künftigen Theilen (denn von einem so fruchtbaren Genie kann man freilich mit Recht noch viele erwarten — wenn ich sie

nur alle erleben könnte! —), auch dazu wird es Ihnen nicht daran fehlen; zumal, wenn Sie uns mehr solche Volkslieder zu liefern fortfahren, als Sie noch in Ihrem letzten Liede von dem „braven Manne" gethan haben. O, selbst braver, selbst in ähnlichem Tone besingenswerther Mann, der Jenen seines Gesanges würdig hielt, und ihn so besingen konnte! Möchte es Ihnen doch nie (das wünsche ich Ihnen zu Ihrer Belohnung) an solchem Stoffe zu Liedern fehlen! Möchten Sie selbst durch Ihre Lieder viele brave Männer erwecken und bilden! — Wer ist denn der Held, oder der Wagehals, der den Muth oder die Verwegenheit hatte, Ihnen über eben die Materie im „deutschen Merkur" nachzusingen? Sie werden gewiß mit mir viele schöne Züge und Bilder in dem Gedichte erkennen. Aber auch diese werden bei Manchen, die das Ihrige erst gelesen oder gehört haben, und es noch immer in ihrem Ohre und in ihrer Seele widerhallen hören, einen viel schwächeren Eindruck machen, als sie vielleicht sonst gemacht haben würden. Ich hätte es Gleimen zugeschrieben, wenn ich darin einige oft unkräftige Wiederholungen, die Jener sich angewöhnt hat, und nicht ein paar oberdeutsche Wörter angetroffen hätte. — Wann haben wir denn Ihren „Homer" zu erwarten? Denn es würde die größte Lust für mich sein, zwei solche Ringer, wie Sie und Graf Stolberg, vor mir kämpfen zu sehen, und vielleicht Beide zu krönen, wenn ich eine Krone zu schenken hätte.

Meine gute Frau, der Sie noch immer, so wie mir, mit Ihrem offenen heiteren Gesichte vor Augen schweben, die es noch immer mit mir sehr bedauert, daß wir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft nicht länger genießen konnten, und auf die ich darum so wenig eifersüchtig bin, daß ich sie vielmehr deswegen noch lieber habe, empfiehlt sich Ihrem gütigen Andenken mit Ihrem

ergebensten Diener
J. A. Ebert.

166. Ebert an Bürger.

Braunschweig, den 15. Oktober 1784.

Hochzuehrender Herr und Freund!

— — — Ich kann mir wohl vorstellen, was eine so empfindungsvolle Seele, wie die Ihrige sein muß, bei einer solchen Trennung*) gelitten haben könne; um so viel mehr, wenn ich daran denke, was ich selbst in einem solchen Falle, vor welchem mich Gott bewahren wolle, leiden würde. Ich bin aber auch versichert, daß Ihr durch Philosophie und Religion erleuchteter Geist, und selbst Ihre durch ihn beflü-

*) Es ist von dem Tode der ersten Gattin Bürger's die Rede.

gelte Phantasie, Ihr Herz sehr bald zu jener Welt erhoben haben werden:

„Wo das Auge des Betrübten
Seine Thränen ausgeweint,
Und Geliebte mit Geliebten
Ewig das Geschick vereint."

Außer diesen höheren Trostgründen, in welchen ich bei solchen Umständen meine vornehmste und einzige Beruhigung suchen würde, kann Ihnen jetzt auch die Veränderung Ihrer Lage und die neue Art von Beschäftigung für Ihre vortrefflichen Talente, die Ihnen wahrscheinlich von der Vorsehung selbst in dieser Absicht eben jetzt angewiesen ist, Ihren Kummer zerstreuen und Ihren Schmerz lindern helfen. Und auch in dieser Betrachtung wünsche ich Ihnen zu diesem Berufe, den Sie, wie ich gehört, sich selbst gegeben, der mir aber so sehr, als irgend ein anderer, ein wahrhaft göttlicher Beruf zu sein scheint, zu diesem Amte, welches Ihnen nothwendig mehr Ruhm und Vergnügen, so wie Anderen mehr Nutzen, als das vorige, bringen muß, nicht weniger, als Ihrer Akademie, mit eben der Aufrichtigkeit Glück, womit ich Sie in Ihrer vorigen Lage oft bedauert habe, und womit ich beständig sein werde Ihr

ergebenster Freund und Diener
J. A. Ebert.

167. Kästner an Bürger.

Wohlgeborener Herr,
Insonders hochzuverehrender Herr Amtmann!

Mit herzlichem Wunsche für glücklichen Erfolg Ihres Unternehmens, habe Ihnen zu melden, daß Sie um die Erlaubniß, hier zu lehren und Ihre Lektionen ex valuis anzuzeigen, in einem lateinischen Schreiben beim Decano spectabili und Viris illustribus atque excellentissimis Fac. phil. Professoribus anzusuchen haben. Ich bin bis zu Ende des Juni Dekanus. Sie können also das Schreiben nur zur Beförderung an mich senden. Brauchen Sie sonst meinen Rath einigermaßen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen meine Dienstfertigkeit zu zeigen.

An der Gewährung Ihres Verlangens, dächte ich, wäre nicht zu zweifeln. Unsere Fakultät ist darin gefälliger, als die sogenannte gratiosa. — Wollen Sie mit einfließen lassen, daß Sie gesonnen wären, mit der Zeit Magister zu werden, jetzo noch Hindernisse hätten, so ist es desto besser. Ueber das Versprechen exequirt Sie Niemand, bis Sie etwa so lange hier gelehrt hätten, daß Sie es selbst für vortheilhaft halten, beim akademischen Leben zu bleiben. Aendern Sie aber Ihren Entwurf, und werden etwa wieder ex rhetore consul, so geräth das in Vergessen, wie bei Herr West-

felden, der auch versprach, Magister zu werden, als man ihm hier verstattete, Chemie zu lesen.

In materialibus also wären wir richtig. Quoad formalia, weil es doch ein klein Vergnügen ist, einen Bürger zu kritisiren, so muß ich Sie erinnern, daß Sie als Dichter und als Rechtsgelehrter vim et proprietatem vocum besser kennen sollten. Oeffentlich, zu Latein publice, lesen nur Professores. Wenn der Stand vortheilhaft für Sie ist, so wünsche ich Ihnen das Recht, öffentlich zu lesen, von Herzen. Ein anderer Docent kann wohl gratis oder frustra lesen; das ist aber vermuthlich Ihre Absicht nicht. Sie verlangen ohne Zweifel also nur zu lesen, wie andere ehrliche Leute, für ein honorarium, also privatim.

Ich verharre voll Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

gehorsamst ergebenster Diener

Göttingen,
am 2. Mai 1784.

Kästner.

168. Kästner an Bürger.

Wohlgeborener u. s. w.

Die philosophische Fakultät verstattet Ihnen, bis auf Ostern 1785 Kollegia zu lesen. Sie können also, wenn Sie noch diesen Sommer anfangen wollen, einen Anschlag an's schwarze Brett an die Generosissimos et praenobilissimos Dom. commilitones aufsetzen. Ich bleibe bis zu Ende des Juni Dekanus, und unterschreibe ihn also, wenn er vor dieser Zeit angeschlagen wird, nebst dem Dekanus der Professur, in dessen Wissenschaft Ihre Kollegia laufen. — Z. E. Herr Ritter Michaelis als Orientalist, wenn Sie über „Tausend und eine Nacht" lesen wollten.

— — Ich wünsche von Herzen, daß Ihre Unternehmung Ihnen sehr vortheilhaft sein möge. Das publice müssen Sie sich nun einmal so gefallen lassen, zu nehmen, wie es eingeführt ist. Gesetzt, daß die Bedeutung nicht grammatisch nothwendig wäre, so müssen Sie darin dem akademischen Gebrauche so nachstraucheln, wie Sie es bei Homer für Uebersetzerpflicht halten.

Ich verharre voll Hochachtung u. s. w.

Göttingen,
am 16. Mai 1784.

Kästner.

169. Lichtenberg an Bürger.

Liebster Freund!

Da Ihr Dienstagsbote gerade mit Ihrem Briefe erst zu mir kam, als er, wie er sagte, fertig war, und ich gerade zu derselben Zeit noch nicht fertig war mit dem, was nothwendig sein mußte, wenn ich nicht vor meiner Tafel verstummen sollte, so hat es sich mit meiner Antwort gerade

so gemacht, daß Sie indessen schier nach Halle oder Jena hätten schreiben können.

Ihren Vorsatz, zu promoviren, billige ich in aller Rücksicht. Es wird manchem Herrn allhier ein Donnerschlag sein. Schon daß sie anschlagen wollen, war vermuthlich auch einer, und der Ableiter war wirklich gut angelegt. Nun aber geht es gerade in die Küche. Daß eine starke Opposition gewesen sein muß, schließe ich daraus, daß Kästner, der Ihnen sehr wohl will, nicht mehr hat ausrichten können, als er ausgerichtet hat.

Hier lege ich die Specifikation der Promotionskosten bei, so wie sie mir der neueste Magister mitgetheilt hat. Achten Sie ein solches Sümmchen nur gar nicht; denn wahrlich, ich wollte Ihnen wohl im ersten Jahre 800 bis 1000 Procent dafür assekuriren. Den Schmauß will Dietrich geben; und daß er die Dissertation umsonst druckt, versteht sich ohnehin.

Worüber examinirt werden wird, läßt sich nicht bestimmen. Müller wurde bloß aus Mathematik und Physik gefragt. Einige Herren Examinatores hatten absagen lassen, und als Gatterer fragen sollte, erklärte er, daß er mit Kästner's Fragen sich ebenfalls beruhige. Vermuthlich wird Kästner etwas aus der Mathematik fragen, die ein Dichter wissen soll. Mich dünkt, ich hörte ihn! Heyne bringt wohl gar einen Homerum mit, und Gatterer etwas Universalgeschichte. Einer der größten Necker im philosophischen Examen war der selige Beckmann; aber der ist selig. Und der gar nicht scherzende Michaelis wird jetzt von Dr. Osann so examinirt und von Sandner bellariis traktirt, daß er wohl schwerlich gegenwärtig sein wird. — Ihr Thema zur Disputation ist gewiß sehr schön, und eine deutsche Uebersetzung davon wäre wohl etwas für's „Magazin", an dem Sie doch wohl künftig ernstlich Antheil nehmen werden, mit dem Namen auf dem Titul.

Kommen Sie ja bald herein, lieber Freund. Ich habe Allerlei zu reden.

Zu meinem Kollegio haben sich 112 aufgeschrieben, und am Mittwoch hat Klindworth 130 Hereinkommende gezählt, und gegen 80 Louisd'or habe ich eingenommen. Ich sage dies, um Appetit zu machen. Mit Ihnen wird's wahrlich noch besser gehen, denn Sie sind ein gesunder Mann, und können leicht drei Stunden des Tages lesen. Machen Sie nur, daß Sie bald herkommen. Sie machen gewiß Ihr Glück, sobald Sie nur diesen Zweck recht ins Auge fassen, und nun mit unverwandtem Blicke immer gerade darauf zugehen, und sollten auch, wie in der herrlichen Erzählung in „Tausend und eine Nacht", tausend Stimmen hinter Ihnen drein belfern, und . . . . . Nun, Adieu!

Göttingen,
am . . . März 1784.

G. Ch. Lichtenberg.

170. Lichtenberg an Bürger.

Liebster Freund!

Da ich zuweilen mit Herrn Parz in Hannover correspondire, und mit ihm ziemlich vertraut reden darf und kann, so habe ich vor einigen Tagen in einem Briefe an ihn von Ihnen gesprochen. Ich habe dabei gemeldet, daß Sie künftigen Winter über die Kantische Philosophie lesen würden, und zugleich im Vertrauen angefragt, warum man Sie bei der neulichen Promotion zurückgesetzt habe. Herr Parz ließ drei Posttage hindurch meinen Brief unbeantwortet. Allein so eben erhalte ich eine Antwort. Zur Entschuldigung des Aufschubs führt er an, daß er hie und da „in das Haus gefragt hätte" (das ist sein Ausdruck), und gefunden habe, daß einige Vorurtheile gegen Sie vorwalteten, die aber alle zerstreut werden würden, wenn obiges Kollegium zu Stande käme, und ganz ausgelesen würde. (Das aus ist in Parzens Brief ebenfalls unterstrichen.) Sie sehen also, liebster Freund, was Sie zu thun haben. Sie besitzen Geist und Talente, dieses Alles auszuführen, und zwar mit leichter Mühe. Thun Sie es also, und geben Ihren Freunden damit den Trost, Sie ungestört um sich zu sehen, und mit Ihnen leben und bei Ihnen sterben zu können. Ich kenne Ihre Absicht nicht; allein haben Sie die, hier zu bleiben, so thun Sie, was Sie mir wegen der Kantischen Philosophie versprochen haben. — Es wird gewiß gut gehen. Aber um Alles in der Welt bitte ich, wenn Sie öffentlich lesen wollen, lesen Sie ja nur eine oder zwei Stunden die Woche. Das Neue und Wunderbare wird dadurch schicklich vertheilt und unterhalten, da, wenn Sie schon in der zweiten Woche an die schwereren Theile kommen, die Aufmerksamkeit der Honoratissimorum ermüden möchte. Ich sollte denken, die leichteste Darstellung dieser Philosophie, mit frappanten Beispielen erläutert, und, wie man sagt, vorgekaut, müßte eine oder zwei Stunden die Woche anfüllen. Die Zuhörer würden mit dem Umrisse bekannt, und dann wäre für ein Privatum künftigen Sommer Zeit genug.

Göttingen, am 7. Juli 1787. G. Ch. Lichtenberg.

171. Frau v. d. Recke an Bürger.

Wülferode*), den 26. November 1784.

Ich bin nicht fort von Ihnen, Bürger! — Das glauben Sie mir! — bin noch keinen Tag entfernt von Ihnen gewesen — werd' es auch nie sein. Die beste Versicherung, durch welche ich diese Zusage besiegele, ist die — daß ich

*) Ein Landhaus, welches Herr von Göckingk damals besaß. v. d. R.

heute an Sie schreibe. Heute, lieber Bürger, heute*)! — Sie fühlen gewiß das Heute, wenn ich Ihnen sage, daß morgen schon mein Körper von Göckingk und Amalien wegreiset. Meine Seele? — Gottlob! daß unsere Seelen da immer sein können, wo sie wollen. Auch dafür danke ich Gott, daß ich Sie kenne, wie ich Sie kenne! dies ist auch eine Freude mehr, die ich unserem — die ich meinem Göckingk danke. Danken Sie es ihm auch mit frohem Herzen, daß Sie mich kennen, daß ich Ihre Freundin bin, — o, lieber Bürger! — wie sehr wird Ihre Bekanntschaft mich dann erfreuen! Mit diesem Briefe wollt' ich Ihnen eine Zeichnung von meinem Gesichte schicken. Ich saß mit Freuden zu dieser Zeichnung. Aber Reinhard zerriß sie, ehe er sie noch Jemandem zeigte. Ich bin froh, daß er mit Ihrer Zeichnung nicht auch so verfuhr!

Kein Wort in diesem Briefe mehr. Denn, sagt das, was ich Ihnen hier gesagt habe, Ihnen nicht ganz, daß ich Ihre Freundin bin — so ist alles Andere unnützes Wortgepränge. Elisa.

172. Frau v. d. Recke an Bürger.

Weimar, am 3. Januar 1785.

Das Jahr, in welchem ich Ihre Bekanntschaft, lieber Bürger, machte, ist vorüber; — ein neues da! Meine Wünsche, meine Freundschaft für Sie bleiben sich gleich; — und das Andenken der Stunden, die wir in Ihrem Umgange zubrachten, ist mir so gegenwärtig, als säh' und spräch' ich Sie noch! Geht es Ihnen auch so — dann wünsch' ich Ihnen dazu Glück. Denn ich fühle mich so in meinem Innern glücklich, wenn ich mir die Bilder entfernter Freunde und das Andenken genossener Freuden wieder vor meine Seele führe! Oft sprech' ich mit guten Menschen von — und in Gedanken zu Ihnen; oft bitt' ich Gott, daß er Ihnen frohen Muth und Freuden geben möge. — So werd' ich es mein ganzes Leben hindurch halten; ich mag in Wülferode, Mitau, Amerika, oder im Himmel sein. Tod ist mir ein neues Leben; und das Andenken an meine Freunde begleitet mich gewiß zu jenem neuen Sein hinüber, wo sich uns wieder ein edler Wirkungskreis eröffnet. Hier haben Sie mein Glaubensbekenntniß über Leben und Tod, meine Ansicht von Freundschaft. Sie ist die schönste Lebensblüthe, und trägt noch herrlichere Frucht nach der Verwandlung unseres Seins. Nun, lieber Bürger, können Sie es sich selbst sagen, mit welchen Gefühlen und Hoffnungen ich Ihre Freundin bin. Elisa.

---

*) Bezieht sich auf das Gedicht von Bürger, mit der Ueberschrift: „Als Elise sich ohne Lebewohl entfernt hatte.“ Die Frau v. d. Recke hatte zufällig ihre Abreise von Göttingen beschleunigen müssen. Auf ihrer Reise von Kurland nach Karlsbad nahm sie meistens den Weg über Göttingen, um Bürger zu besuchen.

173. Frau v. d. Recke an Bürger.

Wülferode, am 30. April 1785.

Haben Sie uns schon vergessen, lieber Bürger? — Wenigstens läßt Ihr Stillschweigen uns dies vermuthen. Aber selbst bei dieser Vermuthung ist es uns nicht möglich, mit minderer Herzlichkeit an Sie zu denken und für Sie zu fühlen, als wir dazumal für Sie empfanden, da Sie in Göttingen für mich zu Ihrer Zeichnung saßen, und als wir nachher Alle insgesammt in Ihrem Zimmer unter Ihren Blumentöpfen Jedes einen Topf mit einer noch nicht aufgeblühten Hyacinthenzwiebel wählten, Sie baten, einer jeden Zwiebel unsere Namen zu geben, und sie, im Andenken an uns, zu pflegen. Diese Blumen haben nun schon geblüht, und sind verwelkt! — Lieber Bürger! lassen Sie dies Naturereigniß doch ja kein Bild unserer Freundschaft sein! — Unserer! — Unter diesen Worten verstehe ich Göckingk, Amalia, Sophie und Elisa! Diese vier Seelen sind so verbunden, daß eine immer für alle stehen und sprechen kann. Manche gute Seele tritt noch zu uns hinzu, und gefällt sich auch in der Verbindung mit uns; und so reichen wir die Hände auch nach Ihnen. — Und Sie .... Doch, ich will diesen Gedanken noch nicht ausschreiben. Vielleicht sagen Sie es uns nächstens, daß Sie uns nicht absterben wollen — und dann werden vier Herzen, die das Gute lieben, gewiß recht froh sein.

Vater Gleim haben wir zwei Mal in Halberstadt besucht, und er ist acht Tage hier bei uns gewesen. Das letzte Mal logirten Sophie, Julchen und ich bei Gleim: Göckingk und Amalia, die ihren Fritz unter unserer Begleitung zur Schule nach Halberstadt brachten, logirten bei ihrem Vetter Schwarz. — Schmidt, Fischer, Schwarz und Benzler aus Wernigerode waren auch täglich mit uns bei Vater Gleim von 8 Uhr Morgens — bis um 10 Uhr des Abends. Jede Stunde wurd' uns da zum Seelenfeste. Aber oft, wenn wir Ihr Bild ansahen *), mischte stille Schwermuth sich in unsere Empfindungen. Eines sagte zum Andern: der gute Mann da — giebt seinen Freunden kein Zeichen des Lebens von sich!

Den 7. Mai gehen wir nach Leipzig, und von dort aus über Dresden nach Karlsbad. Göckingk und Amalia ge-

*) In Gleim's sogenanntem Tempel der Freundschaft war auch Bürger's Bildniß. Vor diesem sprachen wir oft zu Vater Gleim von unserem Bürger, und der edle Greis, dessen Wonne es war, talentvolle gute Menschen freundschaftlich verbunden zu sehen, freute sich der Huldigungen, die sein geliebter Bürger erhielt. Da waltete noch der Geist der Liebe und Eintracht unter Schriftstellern, die nach dem Bessern strebten.
v. d. R.

hen mit, und trinken in Karlsbad den Sprudel mit mir. In Leipzig werden Gleim und Schmidt uns besuchen, um noch zu guter Letzt mit uns froh zu sein.

Wie seelenfroh unsere Tage hier verflossen sind, wie unvergeßlich das Andenken von Wülferode uns ist — dafür hab' ich keine Worte. Wie helle Sterne glänzen die Erinnerungen unserer hier durchlebten Tage in meinem Gedächtnisse. Sie werden mein Herz beseligen, wann ich wieder im kalten Norden leben und mit warmer Liebe an Euch, Ihr theueren Entfernten, denken werde!

Wollen Sie, lieber Bürger, in Ihren Musenalmanach kleine Bruchstücke von den hier entstandenen Gedichten aufnehmen, so schick' ich Ihnen hier einige zur Probe. Göckingk und Sophie wissen nichts davon — aber ich nehme, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen, Alles auf mich. Unser Wülferöder Büchlein enthält manches artige Gedicht. Gleim, Schmidt, Schwarz und Fischer, auch Tiedge, haben manchen schönen Beitrag geliefert. Ich hätte Ihnen vielleicht noch Einiges geschickt, aber die meisten Gedichte haben zu personelle Beziehungen. Noch steht Ihnen, wenn wir uns sprechen, eine Freude bevor, denn — lesen sollen Sie auf diesen Fall Alles, was das liebe Büchelchen enthält. Ob wir uns aber noch je in dieser Welt sprechen? — Lieber Bürger! dies ist sehr ungewiß! — O, warum haben Sie uns nicht hier besucht? Hier, wo Friede, Freude und edle Liebe einheimisch sind! Sich und uns haben Sie dadurch um Freuden gebracht, die noch lange nachtönen würden. Von Ihnen, lieber Bürger! wird es abhängen, ob ich Ihnen, wenn ich wieder 166 Meilen entfernt sein werde, noch nahe sein soll, oder nicht.

Göckingk, Amalia, Sophie und Julchen, Alles empfiehlt sich Ihnen. — Ich bin mit einem Herzen, das Freunde mit Wärme schätzt, wenn Sie es wollen

Ihre Freundin Elisa *).

---

*) Der Briefwechsel zwischen mir und Bürger wurde fortgeführt, so daß wir uns jährlich wenigstens zwei Mal schrieben. Kam ich aus Kurland, um meinen kranken Körper durch Karlsbad von Schmerzen zu befreien, und durch Pyrmont zu kräftigen, so besuchte ich Bürger in Göttingen, und seelenvolle Gespräche heiligten diese Stunden. Das letzte Mal sprach ich ihn kurz vor seiner unglücklichen Heirath. Ich sagte ihm offenherzig, daß ich die Furcht hege, dieser poetische Roman werde nicht gut enden, und ich würde ihm Glück wünschen, wenn die Heirath zurück ginge. Darauf schrieb Bürger mir einen vier Bogen langen, sehr interessanten Brief, in welchem er mir die ganze Entwickelung dieser phantastischen Liebesgeschichte darstellte, und er schloß den Brief mit den Worten: „Poetischphantasiereich fing mein Liebeshandel an: aber ich hoffe — meine Ehe soll prosaisch glück=

174. Bürger an Frau v. d. Recke.

Göttingen, am 15. Mai 1785.

Drei seelenvolle Briefe von der herrlichen Elisa habe ich nun schon vor mir, und noch hat Sie von mir keine Versicherung wieder, wie herzinnig ich Sie verehre, wie selig ich es fühle, freundlich von der Holden angesehen zu werden. Bedarf es aber auch einer solchen Versicherung? — O mir deucht, das Gefühl meiner Huldigung ist etwas, das sich so sehr von selbst versteht, mir deucht, es versteht sich so sehr von selbst, Elisa dürfe nicht anders, als ein solches Gefühl in mir vermuthen, daß mir die Unart meines langen Stillschweigens fast gar nicht wie Unart vorkommt. Es wäre sonst etwas unglaublich Ungeheueres, Elisen auf solche Briefe nicht zu antworten. Denn daß ich diesen Winter sehr an Leib und Seele gekränkelt habe, und einige Male mehrere Wochen lang verreiset gewesen bin, das kann wohl nicht für Entschuldigung gelten.

Ewig unvergeßlich, Edle, Theuere, wird mir der Tag sein, an welchem ich erfahren habe, daß ein so holdes Geschöpf, wie Elisa, auf Erden ist. Dennoch weiß ich nicht, ob ich ihn unter die glücklichen oder unglücklichen rechnen soll. Sie erinnern sich unfehlbar noch, daß wir ein Langes und Breites darüber disputirt haben, ohne gleichwohl einig werden zu können. Ich bin ein armer sinnlicher Mensch, und völlig wie ein kleines Kind, welches seinen heiligen Christ, oder was es sonst Liebes hat, nicht gern aus den Händen läßt, und sogar mit ins Bett nimmt. Sie, Theuerste, sind mir ja nur eine Bescherung im Traume gewesen. Gott weiß, ob sich das Traumbild jemals wieder nur in einen Schatten von Wirklichkeit verwandeln wird. Und das kann ja mich armes Kind unmöglich beglücken. Doch, was für Klagen? Bin ich's etwa nicht schon längst gewohnt, von meinem Schicksal weidlich gepeitscht zu werden? Was kommt es denn auf ein paar Hiebe mehr oder weniger an!

Ach, Elisa, was für ein häßlicher unfreundlicher Bär bin ich fast diesen ganzen Winter über gewesen! Auch träge, schwerfällig und dumpf und stumpf, wie ein Grönländischer Bär, sowohl an Leib, als auch an der Seele. Seien Sie froh, daß Sie nichts von mir gesehen und gehört haben. Sie würden entweder sehr über mich betrübt, oder mir gar sehr gram geworden sein. Seitdem der Frühling wieder angefangen hat, mich etwas zu entbären, kann ich doch etwas mehr in artikulirten Menschentönen reden. Könnte ich

---

lich sein." Dieser Brief war der letzte, den ich von Bürger'n erhielt. Auch sah ich diesen Freund nicht wieder, und hörte bald zu meinem Schmerze, daß meine Furcht gegründet gewesen sei.

v. d. R.

mich mit Ihnen und Ihrer lieben Reisegesellschaft vor dem Sprudel vereinigen, so . . . . Doch fort damit. Es geht ja doch nicht an.

Bürger.

175. Friedrich von Hardenberg an Bürger.

Ein Brief ward mir von jener Hand geschrieben,
Die einst Lenoren schrieb und mit Homeren rang,
Und sauern Ehrenkranz um Deine Stirne schlang,
Die frei und deutsch, stets unbewölkt geblieben,
Der Hand, die zu dem tief gefühltesten Gesang,
Den alle Enkel Mana's lieben,
Die rein gestimmte Leier zwang.
Ich freu'te mich, da keimte mir im Busen
Dies Lied; denn die Gefühle wurden Musen,
Die Freude gab den Ton, und jeder Nerve klang,
Bis es aus der schon oft geübten Feder sank. —
Doch rechne nicht darob mich zu den Dichterlingen,
Die stegereifs sechshundert Reime singen,
Und denen Freund Horaz noch einen Jambus lehrt;
Der, Wieland, Freund und Du — verzeih' den trauten Namen —
Ihr streu'tet mir ins Herz den holden Dichtersamen,
Der, wenn ihn Unkraut nicht verzehrt,
Vielleicht dereinst, mit reicher Frucht beschwert,
Mit einem Kränzchen mehr Euch Eure Locken schmücket.
Gedenke nur im Jahre ein Mal mein!
Das ist mein Wunsch zuletzt, der mich entzücket.
Der zu der selt'nen Kunst, des Lebens froh zu sein —
Selbst wenn der Neid die gift'gen Zähne wetzet;
Und zwischen Klippen, wo der größte Haufen bebt,
Der Kunst, die Flaccus über alles schätzet,
Und über sie nicht Gold, nicht Fürstenliebe setzet —
Hat ja die Parze Dir auch Güte eingewebt.

Sie sehen meine Unbescheidenheit, daß ich es wage, Sie sogar mit schlechten Reimen zu belästigen. Doch schieben Sie die Schuld auf meinen Enthusiasmus, der gewiß so groß ist, als die Hochachtung, mit der ich verharre

Dero
gehorsamster Diener
Friedrich v. Hardenberg.

Weißenfels,
am 18. Mai 1789.

176. Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 16. September 1774.

Schon lange hätte ich Ihnen geschrieben, wenn mich nicht immer die Hoffnung, Ihnen bessere Nachrichten überschreiben zu können, getäuscht hätte. Aber noch sind die Ge-

sundheitsumstände meiner lieben Frau fast eben dieselben, und dies benimmt mir zuweilen die Zeit, noch öfter aber den Muth und die Lust zu mancherlei Nebengeschäften, die ich sonst mit Vergnügen verrichtete. Sie hat zwar manche gute Tage und noch mehr gute Stunden, aber dann kommen wieder andere Tage und Stunden, und insonderheit viele Nächte, die sehr traurig für sie, und also auch für mich sind. — Wenn ich über Mangel der Stärke bei diesen Umständen klage, bester Freund, so mache ich mir keine Vorwürfe darüber, daß ich ein zärtliches Herz habe, daß ich meine Frau nicht ohne das innigste Mitleiden leiden sehen kann, und vor der Gefahr, sie zu verlieren, erschrecke. Alle diese Empfindungen sind zu menschlich und zur Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft zu unentbehrlich, als daß ich mich derselben schämen sollte. Auch verlange ich nicht, mich von Allem, was außer mir ist, unabhängig zu machen. Dies erlaubt unsere Schwachheit und die ganze Einrichtung unseres gegenwärtigen Zustandes nicht; und dann ist es auch schlechterdings unmöglich, von Personen, mit denen man so genau verbunden ist, sich unabhängig zu machen. Aber darin finde ich mich schwächer, als ich geglaubt habe, daß ich meine Empfindungen auch alsdann nicht zu bezwingen und zu mäßigen weiß, wenn es Pflicht und Liebe von mir forderten; daß ich weine, anstatt zu trösten; daß ich selbst traurig und niedergeschlagen bin, wenn ich dem Traurigen und Niedergeschlagenen Heiterkeit und Muth einflößen sollte; daß ich zuweilen selbst ungeduldig und noch öfter zu meiner Arbeit und zur Erfüllung anderer Pflichten des Lebens verdrossen werde. Dies ist unstreitig wahre Schwachheit, die freilich zum Theil ihren Grund in meinem Körper, zum Theil aber auch in meiner fehlerhaften Denkungsart hat. Doch eben solche Fehler sollen wir bei solchen Gelegenheiten ablegen lernen, und durch solche Uebungen sollen wir uns die Stärke des Geistes, die uns mangelt, zu erwerben suchen.

Hier kam unser Freund Weiße, den ich seit langer Zeit nicht gesehen hatte, und brachte mir Ihren Brief. Wie gütig sind Sie, daß Sie mir so mit Freundschaft zuvorkommen! Ich danke Ihnen recht sehr dafür. Nein, keine Zeit kann Ihr Andenken, das Andenken meines besten Freundes, in meinem Herzen auslöschen. Ich stelle Sie mir immer lebhafter vor, aber freilich mehr nach den Umständen und Verhältnissen, in welchen ich Sie hier und zuletzt in Karlsbad gesehen habe, als nach denjenigen, in welchen Sie sich jetzt befinden mögen. Doch sehr oft stelle ich Sie mir auch, von allen Umständen entblößt, bloß als ein so und so denkendes, empfindendes, handelndes Wesen vor, das mich kennet und liebet, und mit dem ich gern, wo nicht in dieser, doch in einer bessern Welt, mich Schritt vor Schritt der Vollkommenheit nähern möchte.

Haben uns ehemals gemeinschaftliche Freuden verbunden, so verbinden uns nun auch gemeinschaftliche Leiden. Beides muß, im Ganzen genommen, gut und heilsam sein, weil es die Vorsehung so ordnet. Ihr Wille geschehe!

177. Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 14. Februar 1777.

Bin ich gleich mit Geschäften so überladen, daß ich Ihnen, wenigstens jetzt, nicht einmal sagen kann, worin sie bestehen: so bin ich doch Ihretwegen so unruhig, daß ich schreiben muß, sollten es auch nur wenige Zeilen sein. — Meine Briefe haben Sie doch erhalten? Den ersten durch den Kaufmann Gülcher von Amsterdam, den andern durch Mademoiselle Heyl, den dritten durch Einschluß von D. Platner. Nicht, um damit groß zu thun, rechne ich sie Ihnen vor. Wenn ich an Sie schreibe, so habe ich selbst mehr Vergnügen davon, als Sie. Aber ich wollte doch nicht, daß sie verloren gegangen wären.

Oder sollte ein anderer würdiger Freund Ihrem Freundschaftsbedürfnisse so abgeholfen haben, und Ihre ganze Seele so beschäftigen, daß Sie unser gar nicht mehr bedürfen? Ich bin es zufrieden, so viel ich auch dabei verliere, wenn nur Sie glücklich sind. Das sage ich mit schwerem, aber doch nicht ganz aufrichtigem Herzen. Wenn Sie nur nicht größere Schwachheit und Krankheit am Schreiben verhindert hat, so sind Sie schon völlig entschuldigt; aber jenes muß ich doch wissen, wenn ich mich beruhigen soll. Und Ihre vortreffliche würdigste Mama, sollte die böse auf uns sein? Die reine, edle, großmüthige Seele! Sollte auch sie krank geworden sein? — Das wollte Gott nicht! Die Nachrichten, die uns das Gerücht zuweilen von Ihnen zuführt, sind nicht nur verschieden, sondern ganz widersprechend. Nach der einen, deren Ungrund wir aber bald erfuhren, sind Sie schon in dem vorigen Jahre gestorben; nach der andern reiten Sie täglich aus, und sind gesünder, als jemals. Möchte doch dieses Letztere wahr sein! Schreiben Sie doch nur diese wenigen Worte: Ich fange an, recht gesund zu werden; und dieses Muster eines lakonischen Briefes soll mir mehr Freude verursachen, als die weitläufigsten Freundschaftsversicherungen, so theuer mir auch diese sind, wenn sie von Ihnen kommen.

Wir befinden uns, Gott Lob! wohl, und weil wir wohl sind, so bin ich fleißig, und überschicke Ihnen vielleicht auf die Messe ein paar unreife Früchte meines Fleißes. Hätte ich Wärme von Ihnen borgen können, so wären Sie reifer geworden. —

Gott stärke und segne Sie! Wir empfehlen uns Ihnen und Ihrer Frau Mutter auf das angelegenste. Ich freue mich auf Ihre Antwort und bin von ganzem Herzen

Ihr zc.

178. Garve an Zollikofer.

Charlottenbrunn, den 6. September 1779.

Sie haben mir einen großen Beweis Ihrer Freundschaft dadurch gegeben, daß Sie, nach einem so schmerzlichen Verlust, als der Tod Ihrer lieben Frau ist, sich bald zuerst an mich wenden, und mich sogleich an Ihrer Betrübniß und an Ihrem Troste wollen Theil nehmen lassen. Eben war ich im Begriffe, an Sie zu schreiben, und stellte mir, so gut es meine kalte, erstorbene Imagination thun konnte, das Leiden Ihrer Frau, Ihre Sorgfalt, dieses zu lindern, und Ihre Bekümmerniß vor, als Ihr Brief ankam, worin Sie mir melden, daß diese Leiden zu Ende sind. Gott sei dafür gelobt! Denn was können wir anders, als ihn loben und preisen, wenn wir sehen, daß ein gequältes Geschöpf unserer Gattung, unsere Freundin, unsere Gattin, endlich am Ziele ihres Jammers ist, wenn wir, vor dem letzten Augenblicke, dessen Furcht doch vielleicht alle anderen Schmerzen erhöhte, sie ruhiger werden sehen, und wenn wir uns hier schon durch den Augenschein überzeugen können, daß nicht allemal dasjenige schrecklich ist, dessen Annäherung sich durch Schmerzen und Angst ankündigt.

Ich weiß von der Krankheit Ihrer lieben Frau nichts Umständliches. Ich weiß, daß sie auch ihre Nerven und mit denselben ihr Gemüth angegriffen hat. Ich habe desto mehr Mitleiden mit ihr gehabt, weil ich mich besser in ihre Stelle setzen konnte. — Wenn es Ihnen einmal Ihre Zeit, und Ihr beruhigtes Gemüth zuläßt, so schreiben Sie mir doch den Ursprung und die Symptome ihrer Krankheit, und was etwa für besondere Umstände bei ihrem Tode merkwürdig gewesen sind. Ich weiß, die Verstorbene hat uns sehr geliebt; vielleicht nach Ihnen uns mit am meisten. Wenigstens schmeichelte ich mir damit, als ich noch in Leipzig war, daß sie fast Niemanden lieber kommen sah, mit Wenigen auf eine so vertrauliche Art umging, wie mit mir und meiner Mutter. Die Abwesenheit schien diese Zuneigung nicht geschwächt zu haben; vielmehr kamen mir ihre letzten Briefe noch freundschaftlicher, noch herzlicher vor. In der That lebte diese gute Frau nur für Sie, sie liebte nur Ihre Freunde; sie nahm an allen Dingen weniger durch eigene Empfindung Theil, als in sofern sie Ihnen angenehm oder unangenehm waren. Sie war wenig bemüht, ihre gute Seite vor Fremden zu zeigen. Sie behielt ihre besten, ihre angenehmsten Eigenschaften ihrem Manne und ihres Man-

nes vertrauten Freunden vor. — Ich sehe ein, wie viel Sie verlieren; — aber Sie werden durch Ihre Betrachtungen, durch nützliche Arbeiten, wenn Gott nur Ihre Gesundheit erhält, Ihren Schmerz so weit vermindern, daß er Ihre Glückseligkeit nicht mehr stören wird. Wenn meine Gesundheit sich nicht verschlimmert, so denke ich, in Jahresfrist bei Ihnen zu sein, und alsdann wollen wir den Todestag Ihrer geliebten Frau mit einander begehen, wie Cyrus wollte, daß seine Kinder seinen Todestag begehen sollten, mit hochachtungsvollem, freundschaftlichen Andenken an die Verstorbene, und mit freudigem Andenken an die Wahrheiten, die den Tod derselben erleichtert haben, und die uns auch unseren Tod leichter machen sollen.

Darf ich Sie wohl, da Ihr Gemüth mit einer so großen Angelegenheit beschäftigt ist, mit meinen viel kleineren unterhalten? Ja, ich darf es! Sie sind so gütig gewesen, sich mit denselben abzugeben, da Sie sich noch weit weniger von Ihrer Frau abwenden konnten; da Sie sie noch leiden sahen, und ihr Beistand leisten konnten. Jetzt, da sie nicht mehr leidet, nichts mehr von Ihnen fordert, ist eine kleine Zerstreuung Ihnen nützlich. — Sie haben mir einen guten Rath gegeben, wofür ich Ihnen danke; aber ich bin doch noch unschlüssig. Ich bin zum Könige gegangen, da er mich rufen ließ. Aber ungerufen möchte ich ihm nicht gern, weder schriftlich, noch persönlich, unter die Augen kommen. — Ich bin in einer sehr angenehmen Gegend unseres Mittelgebirges, einsam, aber nicht verlassen; eingehüllt in die angenehmste laueste Gebirgsluft; den ganzen Tag, selbst bei meiner Arbeit, unter freiem Himmel; ungestört von Zeit raubender Gesellschaft, noch ungestörter von den Leidenschaften, die die Gesellschaft erregt; meine Gesundheit ist wenigstens so gut, als sie je seit sechs Jahren gewesen. Ich lese wieder etwas mit Vergnügen; ich habe zuweilen einen Einfall, der mich freut; ich sehe die Natur mit Wohlgefallen, und fühle oft die Gegenwart des Geistes, der sie belebt. Bin ich ermüdet von diesen einsamen Freuden, so habe ich meine Mutter, einen Pastor und seine Frau, brave und ehrliche Leute. Will ich weiter ausfliegen, so sind einige Edelleute in der Nähe, die mich ganz gern aufnehmen. Alles ist da, nur nicht Kräfte, um recht zu arbeiten. Dies wäre der Gipfel der Glückseligkeit. Denn was ist reicher an Vergnügen, als eine Stunde, zugebracht in der Hervorbringung solcher Gedanken, die, wie wir hoffen, dem Publikum nützen oder gefallen werden. Ich ermatte zu geschwind; einen Brief, wie diesen, kann ich nicht anders, als mit viel gemachten Ruhepunkten schreiben. — Doch, da mir so viel Gutes übrig gelassen ist, so muß ich den Mangel dessen, was mir fehlt, mit Geduld ertragen, und auf noch bessere Zeiten mit Hoffnung hinaussehen.

O! wenn Sie doch einmal in unsere Schlesische Schweiz kämen! — Sie würden sich wenigstens durch die Erinnerung Ihres Vaterlandes vergnügen. Und wenn eine reine Luft, ein mittelmäßiger Gesundbrunnen, eine herrliche Gegend, und ein guter Freund, etwas zu Ihrer Erholung beitragen könnten, so wäre Charlottenbrunn der Ort, wo Sie einmal einen Monat im Sommer zubringen sollten. Vielleicht habe ich für Ihre gegenwärtige Gemüthslage zu viel geschwatzt; aber ich glaube nicht, daß Sie dem Andenken Ihrer geliebten Frau etwas entziehen, wenn Sie ein paar Augenblicke auf einen Freund wenden, dem sie auch gewogen war.

179. Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 12. September 1779.

Es ist doch eine selige Sache um Freunde, um aufrichtige, durch Geist und Herz mit uns verbundene Freunde, wenn sie auch gleich abwesend sind! Sie, mein Theuerster, und Ihre würdige Frau Mutter, und Lavater, und Mesmer, und Andere — was für Balsam haben sie nicht durch ihre Theilnehmung in mein verwundetes Herz gegossen! Freilich immer Erneuerung des Schmerzes, neue Ergießung freundschaftlicher Thränen, neue Empfindung eines Verlustes, den auch andere verständige und gute Menschen für groß erkennen. Aber doch zugleich Erholung und Stärkung in dieser sanften Wehmuth, in diesem für gerecht erkannten Ausbruche der natürlichen Empfindungen, in dieser näheren Gemeinschaft des Geistes und des Herzens, in dieser gemeinschaftlichen und eben dadurch so viel erquickenden Aussicht in ein besseres Leben! — Ja, Dank sei Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Frau Mutter, für allen Antheil, den Sie an meinem Verluste nehmen, für jede Thräne, die Sie dem Andenken meiner Geliebten schenken, für jeden Beweis Ihrer mir zum Bedürfnisse gewordenen Liebe gegen mich! Nein, Menschen, die einander so viel sein, die Einer durch den Anderen und in dem Anderen so selig sein können, die wird ihr Schöpfer und Vater nicht auf immer von einander trennen, nicht auf immer vergeblich nach dauerhafterer Vereinigung und edlerem Genusse schmachten lassen! Ist ein solches näheres Beisammensein weiser und guter Menschen in einem höheren Zustande möglich, — und warum sollte es nicht möglich sein, da schon in der leblosen Natur alles Gleichartige sich nähert und verbindet? — so wird es auch gewiß stattfinden, denn der Allgütige giebt und schafft so viel Glückseligkeit, als nur immer in seinem Reiche möglich ist. — Mein Gemüth ist, überhaupt genommen, heiter und ruhig bei dem Gedanken an Gott und an die Zukunft. Freilich wird diese Heiterkeit noch täglich durch manche vorübergehende trübe Wolke verdunkelt, aber auch dann entsteht doch nicht Ungewitter, son-

dern nur Dämmerung und innigeres Gefühl der Schwachheit und des Mangels in meiner Seele. — Daß sich meine Gesundheit noch so weit erhalten hat und meine Kräfte nach und nach sich wieder einfinden, das ist gewiß eine besondere Wohlthat Gottes. Nur gar zu leicht hätte ein so schwächlicher Mensch, wie ich bin, unter der Last des Leidens und des Kummers erliegen können, wenn ihm nicht die Kraft Desjenigen, in welchem und durch welchen wir Alle sind und leben, unterstützt hätte. —

Auf Ihren versprochenen Besuch im künftigen Sommer freue ich mich zum voraus herzlich. Das versteht sich, daß Sie Ihre Wohnung bei mir aufschlagen. Raum für Sie wäre stets da gewesen, jetzt leider nur gar zu viel! Vielleicht könnten wir dann eine kleine Reise nach Berlin mit einander thun, wo ich noch nie gewesen bin.

Daß ich Ihrer Frau Mutter nicht besonders schreibe, das wird sie mir gütigst verzeihen. Mich dünkt immer, ich schreibe an Sie Beide zugleich, weil ich Sie Beide immer vor Augen habe und Sie mit eben derselben Liebe und Hochachtung umfasse. — Leben Sie wohl und vergnügt, und lieben Sie stets Ihren ꝛc.

180. Garve an eine Freundin.

Fleuch, Brief, eile so geschwind, wie meine Gedanken, um es meiner besten Freundin zu sagen, daß ich meine Reise überstanden, daß ich meine Mutter wieder gesehen habe, und daß ich mich doch über Beides nur halb so sehr freue, als wenn sie mit Theil daran nähme!

O! meine gefühlvolle Freundin, was wäre das für eine Scene für Sie gewesen, da ich meine Mutter wieder sah. Denken Sie nur: sie wußte nicht ein Wort davon, daß ich Sonntags kommen würde. Der Himmel hat sogar zu meinem Glück den Brief unrichtig gehen lassen, worin ich es ihr von G—dorf aus meldete. Sie war den Tag zuvor mit meinem alten Lehrer (den Sie schon kennen und hochschätzen), dem Herrn Ringeltauben, vom Lande hereingekommen. Die Wiederkunft in die Stadt hatte den Schmerz über den Verlust der liebenswürdigsten Tochter wieder aufgeweckt. Meine Reise war ihr ein neuer Kummer. Eine Menge von anderen unangenehmen Umständen hatte ihr Gemüth für das Vergnügen verschlossen. Sie stand am Fenster in einer bekümmerten und traurigen Stellung. Zu eben der Zeit komme ich an. Ich steige bei einem fremden Hause ab. Ich fliege mit einer gewissen Art von ängstlicher Eile über die Straßen. Ich komme an das Haus meiner Mutter, ohne daß mich ein Mensch gewahr wird, die Treppe hinauf fort, fort bis an das Zimmer meiner Mutter. Ich öffne die Thüre mit Zittern. In diesem Augenblicke sehe ich meine Mutter mit ausgebreiteten Armen auf mich zufliegen. —

Mein Sohn, mein allerliebster Sohn, du bist es! — Ihre Thränen erstickten das Uebrige. Ich war völlig sprachlos. Ich küßte Alle, die in der Stube waren, ohne ihnen ein Wort zu sagen. Ich ging, wie ein Mensch in der Irre, von Einem zum Anderen herum, ohne zu wissen, wer um mich war, und was in mir selbst vorging. Endlich fingen die Thränen an zu fließen. Mein Herz wurde leichter, meiner Mutter ihres auch. Ein sanfter und stiller Schmerz über die Abwesenheit einer Person, die ich bei einem solchen Aufenthalte am liebsten würde gesehen haben, vermischte sich mit unserer Freude, und brachte eine gewisse stille, aber nicht verdrießliche Schwermuth hervor, die unter allen Zuständen der Seele viel entwickelt, unsere Seelen gegen einander gehalten, und sie so ähnlich gefunden haben, als zwei freundschaftliche Seelen sein müssen, da wir überzeugt worden sind, daß dieses höchste Geschenk der Gottheit, die Freundschaft, für unsere Herzen gemacht ist, nun sollten wir einander auf immer verlassen, um wieder in der Welt nach einer uns verwandten Seele zu suchen und zu seufzen, und sie vielleicht nicht zu finden?

Sie sehen, ich schreibe stolz. Ich nenne mich keck Ihren Freund, und zwar in der hohen Bedeutung, in welcher dieses Wort nur selten gebraucht wird. Aber wen sollte auch Ihre Gütigkeit nicht stolz machen. Mein Herz ist noch von derjenigen gerührt, die Sie mir in den letzten Tagen erwiesen haben. Wie oft habe ich mir nicht die Auftritte dieses Tages von meiner Einbildungskraft wieder vorspielen lassen! Und immer verweilte ich mich bei dem Augenblicke, wo ich in einer Bestürzung, die mich von meinen Bewegungen nicht mehr Herr sein ließ, meinen Hut suchte, und Sie mir das unerwartete Vergnügen ankündigten, daß ich noch einen halben Tag länger bei Ihnen sein könnte. Niemals hat man eine freundschaftlichere Gefälligkeit zu einer gelegeneren Zeit gethan, zu einer so gelegenen Zeit, daß ich Ihnen die Grausamkeit vergebe, daß Sie mich die Angst des Abschiedes haben zweimal empfinden lassen.

Ich sollte Ihnen nun meine Reise beschreiben. Ich wollte sie Ihnen beschreiben. Ich habe jede Kleinigkeit bemerkt, von der ich hoffte, daß sie entweder einer kleinen Satyre fähig wäre, oder, durch Ihre freundschaftliche Theilnehmung an Allem, was mich betrifft, Ihnen wichtig sein könnte. Ich hatte in meinen Gedanken eine ganz kleine Sammlung von solchen Zügen, und schon dachte ich mit Eitelkeit an die Reisebeschreibung, die ich daraus zusammensetzen wollte. Aber dieses war noch in der ersten Zeit, wo der Einfluß Ihrer noch nicht längst verlorenen Gegenwart meiner Seele noch Muth und eine gewisse Munterkeit erlaubte. Aber seit diesem Zeitpunkte sind alle jene Ideen weggewischt worden. Der Schmerz hat sie alle so einförmig ge-

macht, daß ich sie nicht ohne Mühe, und gewiß ohne Anmuth aus ihrer Dunkelheit hervorziehen würde. Also will ich Ihnen nur kurz sagen, daß ich meine Reisegesellschaft nicht genauer kennen gelernt habe, als wir sie im Wirthshause schon kannten, ausgenommen, daß der Macedonier ein großer Schläfer war, den ich herzlich beneidete, durch die ärgsten Stöße niemals in seiner Ruhe gestört zu werden; daß der Herr Magister sehr wenig sprach, und daß dieses Wenige allemal etwas Kraftloses und Langweiliges war; daß mein Nachbar ein Kaufmannsdiener und noch ein Vierter ein Dresdner war.

Ich selbst habe den Postwagen in W . . . verlassen. In der That war es beinahe eine Unbesonnenheit, die ich beging. Die Sache war so: Der Postwagen war auf das erschrecklichste befrachtet. Eine Menge Geldfässer und andere schwere Waaren! Vier elende und abgetriebene Pferde würden ihn mit Mühe und Noth bei dem besten Wege gezogen haben; aber dieser war entsetzlich. Aus einem Loch in das andere! Ich stieg drei bis vier Mal ab. Ich ging zu Fuß. Aber so oft ich wieder aufstieg, verschlechterte sich allemal der Weg. Das Gewicht des Wagens machte, daß er bei jedem Abhange sehr stark schwankte; wir waren zweimal in der größten Gefahr, umzuwerfen. Endlich bemächtigte sich die Furcht meiner. Ich dachte an den schrecklichen Fall bei B... werda. Ich fuhr beständig in Angst. Wir erreichten endlich W . . Einer der Gesellschaft, eben der Dresdner, der eben so furchtsam, wie ich, war, nahm hier Extrapost für sich bis H.. burg. Ich entschloß mich, ihm Gesellschaft zu leisten. In der That war es unüberlegt, denn ich hatte mit genauer Noth so viel Geld bei mir, als nöthig war, und meinen Koffer hatte ich auf der Ordinairen zurückgelassen.

Wir kamen um 9 Uhr nach H.. burg. Ich fand keinen Menschen aus G — dorf. Man erwartete mich erst Montags. Ich wußte also von neuem nicht, wie ich nach G—dorf hinüber kommen sollte. Ich erwartete erstlich die ordinaire Post, um meinen Koffer zu haben. Ich ganz allein, in der Poststube, wo ein durch die jetzigen Meßexpeditionen abgematteter Postschreiber auf einem Stuhle schlief, bei einem kleinen einsamen Lämpchen, hatte alle mögliche Zeit zur Schwermuth. In der That brachte ich die Stunden höchst traurig zu. Endlich kam mein Koffer. Ich nahm noch einmal Extrapost nach G—dorf. Hier kam ich um 11 Uhr an. Meine Freunde, oder vielmehr mein Freund, der eben zu Bette gehen wollte, empfing mich liebreich.

Hier lebe ich nun nicht mit der düsteren Melancholie, die durch die Einsamkeit genährt wird, aber in einem gewissen Tiefsinn, den man mir auch anmerkt. Ich habe kaum diesen Augenblick finden können. Man ruft mich schon etliche Mal, und ich muß nothwendig den Brief endigen, ob ich gleich nicht das gesagt habe, was ich Ihnen sagen wollte.

Was für eine elende unvollkommene Art der Unterredung ist doch ein Brief! Gott segne Sie. Von ganzem Herzen
der Ihrige.

181. Garve an eine Freundin.

Ein treuer freundschaftlicher Rath kommt niemals zu spät, wenn er auch gleich eine geschehene Wahl nicht mehr ändern kann. Sie wissen, ich schrieb Gellerten an eben dem Tage, da ich Ihnen Nachricht davon gab. Es würde mir schwer werden, eine Entscheidung, die ich ihm einmal übergeben habe, wieder zurückzunehmen. Ich bin in der That vollkommen Ihrer Meinung, daß es immer gefährlich ist, dem Urtheile eines Anderen (und wäre dieser Andere auch der weiseste und rechtschaffenste Mann) eine Entscheidung zu überlassen, bei der er, wenn es möglich wäre, sich in uns verwandeln müßte, wenn er richtig urtheilen sollte. Dessenungeachtet glaube ich, daß ich es nach den Umständen, in welchen ich war, so machen mußte. Diese Erinnerung wird mich trösten, der Ausgang der Sache mag sein, welcher er will. Um mich aber auch bei Ihnen zu rechtfertigen, so sollen Sie diese Umstände wissen.

Sie kennen die Schwierigkeit (oder wenigstens können Sie sich sie vorstellen), die es einen Menschen kostet, dessen Glück oder Unglück ihn nicht allein betrifft, sondern sich auf Personen ausbreitet, die ihm theuerer, als sein eigenes Leben sind, was es diesen Menschen, sage ich, kostet, einen Entschluß zu fassen, von welchem diese Personen glauben, daß er für sein künftiges Schicksal so wichtig ist. Wenn man das Unglück hat, Niemand in der Welt anzugehören und eine mit dem übrigen Menschengeschlechte nicht zusammenhängende Insel auszumachen, so hat man entweder Muth oder Unbesonnenheit genug, geschwind zu entscheiden. Neigung und die auf eine gewisse Seite gerichtete Einbildungskraft geben der Wahl bald den Ausschlag. Wenn man aber so, wie ich, als Sohn, als Verwandter, als Freund, in Verbindungen steht, die an unser Wohl das Wohl Anderer knüpfen, so wird ein Entschluß schon weit schwerer, für dessen Erfolg man so vielen Personen Rechenschaft zu geben hat.

Setzen Sie nun noch, daß die Sache so sehr ungewiß ist, wie die meinige, und daß so viel andere, von uns ganz unabhängige Begebenheiten zusammenkommen, und uns helfen müssen, wenn sie nicht fehl schlagen soll; wer kann alsdann kühn genug sein, für den Ausgang zu stehen, besonders, wenn man durch unglückliche Beispiele erschreckt ist. Man glaubt in diesen Fällen sehr leicht, daß das, wozu sich eine besondere Gelegenheit anbietet, mehr als ein Ruf der göttlichen Vorsehung angesehen werden kann, als das, wozu nichts als unser Entschluß etwas beigetragen hat. Vielleicht ist dieses zuweilen Vorurtheil. Aber scheint es uns alsdann

nicht Wahrheit, wenn die Unternehmung mißlingt? Nach Leipzig ohne Ruf und Veranlassung zu gehen, und auf gut Glück Vorlesungen anzufangen, wie viel Stimmen glauben Sie wohl, daß ich hier dafür würde gefunden haben? Noch dazu, da Leipzig außer unseres Herrn Ländern liegt, wo, wenn gegen die Regeln der Wahrscheinlichkeit Alles auf's glücklichste fällt, am Ende doch immer die Schwierigkeit übrig bleibt, welche die Versetzung einer ganzen Familie und ihres Vermögens in einen entfernten Ort mit sich führt. Was blieb mir also bei dem Wunsch und beinahe bei dem Bedürfniß, das ich hatte, nach Sachsen zurückzukommen, was blieb mir Anderes übrig, als eine Art von Beruf zu wünschen, die mir mehr und stärkere Ursache verschaffte, mein Vaterland wieder zu verlassen, als meine bloße Neigung sein konnte.

Dieses war die erste Ursache, warum ich eine Hofmeisterstelle wünschte, zu der mich sonst nicht Noth, noch eine sehr große Lust antrieb, Hofmeister zu sein. Diesen Gesichtspunkt einmal festgesetzt, erschien mir die Sache auch von anderen Seiten vortheilhaft, so wie gemeiniglich, wenn unsere Neigung festgesetzt ist, unser Verstand die Mühe sich nimmt, sie durch Gründe zu rechtfertigen, die doch nichts dazu beigetragen hatten, sie hervorzubringen. Ich fand, als Hofmeister eines jungen Herrn von Stande, meine Lust, die Welt, und wenn es sein könnte, die große Welt etwas kennen zu lernen, befriedigt, ich sah in der Ferne die Aussicht zu Reisen. Endlich glaubte ich, daß, wenn sich durch diesen Weg die Schwierigkeiten des akademischen Lebens, besonders in Leipzig, etwas erleichtert hätten, wenn es dadurch für mich wahrscheinlicher geworden wäre, glücklich zu sein, als es für jeden Anderen ist, der mit eben so viel Zuversicht, wie ich, seine Vorlesungen anschlägt, daß, sage ich, ich alsdann meine Verwandten und Freunde durch stärkere Gründe würde bewegen können, einen beständigen Aufenthalt in Leipzig genehm zu halten. Dieses sind die Ursachen, warum ich es für nothwendig gehalten habe, unter einem von beiden Vorschlägen wählen zu müssen.

Wenn sich keine solche Gelegenheit angeboten, oder wenn ich sie ausgeschlagen hätte; wissen Sie, was für ein Entwurf an dessen Stelle getreten wäre? Ich würde diesen Winter in B... geblieben sein. (Und würde ich wohl diese Bitte meiner Mutter haben ausschlagen können, wenn ich ihr weiter nichts, als die Begierde, lieber anderswo, als bei ihr zu sein, zum Bewegungsgrunde hätte vorzulegen gewußt?) Man würde während der Zeit Versuche auf mich gethan haben, meinen Aufenthalt in meinem Vaterlande beständig zu machen. Wenn ich gegen alle Vorschläge hartnäckig genug ausgehalten hätte, so würde ich endlich künftige Ostern nach Halle gegangen sein, und zu lesen angefangen haben. Ich weiß, daß dies doch vielleicht das Ende der Sache sein wird.

Aber genug, ich bin zufrieden, wenn es nur jetzt nicht geschieht, und wenn ich noch zuvor das Ziel von Geschicklichkeit und Wissenschaft an einem dazu weit bequemeren Orte erreiche, ohne welches ich mich selbst für einen unwürdigen Lehrer der Akademie halten würde. —

Was nun die Wahl unter beiden betrifft, so war die Zeit zur Ueberlegung kurz; meine Neigung durch die Vortheile der Station des Ministers, und durch die Vortheile des Ortes bei der anderen getheilt; meine Mutter höchst unschlüssig, furchtsam, mich den Schwierigkeiten und Gefahren bloß zu stellen, die sie im Dienste der Großen für mich zu finden glaubte, und doch auch ungewiß, ob die Vortheile diese Gefahren nicht überwiegen; ich selbst nicht vermögend genug, sie von allen Umständen, die die J..sche Kondition heruntersetzen, zu unterrichten, und nicht dreist genug, mir alle die Talente zuzuschreiben, die des Grafen seine zu erfordern schien. Was konnte ich thun, um mich und sie zugleich zu beruhigen, als die Entscheidung einem Manne aufzutragen, der beide Stellen besser kennen muß, als ich. —

Noch ist von ihm keine Antwort da. Wenn er für die J..sche entscheidet, so bestehe ich durchaus auf der Bedingung, Kollegia lesen zu dürfen. Ohne das wird nichts daraus; das versichere ich Sie heilig. Und nun, l. Fr., verlassen Sie mich nicht mit Ihrer Liebe, Ihrem Rathe und mit Ihrem Beistande. In unserer Freundschaft finde ich einen Trost, der mir jede Schwierigkeit leichter überwinden und jeden Kummer ertragen hilft ꝛc.

182. Garve an eine Freundin.

Meine Geschäfte sind kaum von der Erheblichkeit, daß man ihnen diesen Namen geben kann. Dessenungeachtet füllen sie meine ganze Zeit aus, besonders, da ich manchmal viele Tage durch Zerstreuungen verhindert werde, daran zu denken. Außer dem, was ich zu meinem eigenen Unterrichte vornehme, haben Gellert und Weise von mir einige Arbeiten gefordert, die ich beschleunigen muß. Ich werde dazu die Zeit zu nutzen suchen, da Herr von K..., der mich sonst jeden Tag einige Stunden kostet, verreist ist. Fürchten Sie aber nichts für unseren Briefwechsel. Die Freundschaft kennt ihre Rechte, und sie weiß sie gegen alle andere Ansprüche und Forderungen zu vertheidigen.

Ueberdies ist ihre Sprache kurz. Man versteht sie durch Sympathie. Sie erklärt nicht sowohl ihre Empfindungen, sie macht nur den Anderen auf seine eigenen aufmerksam; und nur indem sie des Freundes Herz in Bewegung setzt, zeigt sie ihr eigenes. —

Aber warum lassen Sie Ihre Tage durch Träume beunruhigen? — Oder warum geben Sie einem Traume, der so vieler guter, glücklicher Auslegung fähig ist, gerade die,

welche Sie kränken muß. Ich sehe in demselben nichts, als Ihre eigene Zärtlichkeit, die selbst in den nächtlichen Gemälden, die Ihnen Ihre Einbildungskraft vorstellt, der Freude des Wiedersehens eine Gewalt über das Herz giebt, unter welcher dasselbe unterliegt. — Ich bin als Freund verpflichtet, auf Mittel zu denken, die Ihnen diese öfteren Unruhen, wenn es möglich ist, ihnen zuvor zu kommen, wenigstens mäßigen. Ist es nicht wahr, daß eine solche Unruhe (ich rede nicht bloß von der letzten) unthätig und zur Verrichtung eines jeden Geschäftes, selbst zu dem Genusse des Vergnügens, unwillig und unfähig macht? Und ist dies wohl der Zustand, in dem wir öfter sein sollen, in dem wir am meisten Gutes zu thun hoffen können? Vermehren Sie den Grad, oder verlängern Sie diesen Zustand. Sie werden sehen, daß er nach und nach den Gebrauch jeder unserer Fähigkeiten aufheben und uns zu einer Art von Schlaf bringen wird, der voll von fürchterlichen Träumen ist, und uns eben so viel Zeit raubt, als der natürliche, ohne uns dieselbe Erquickung zu geben? —

Dessenungeachtet fühlt die Seele eine gewisse Süßigkeit darin, um deren willen sie sich dieser Unruhe überläßt, und sich selbst den Mitteln entzieht, die sie aufheben konnten. Ich kenne diesen Zustand, aber ich finde ihn allemal für schädlich, ob ich gleich nicht allemal so glücklich bin, mich davon zu befreien. Wenn es aber gelingt, so ist es niemals anders, als durch eine anhaltende und die Seele sehr einnehmende Beschäftigung. Man muß gleich im Anfange, wenn man die erste Anlage zu einer solchen Gemüthsverfassung bemerkt, die Aufmerksamkeit mit Gewalt von dem Gegenstande abziehen, und auf etwas richten, was im Stande ist, sie anzuheften und von der Rückkehr abzuhalten. Ein anderes Frauenzimmer würde vielleicht den Mangel solcher Gegenstände vorwenden können; aber Sie nicht, liebe Freundin, die außer den Geschäften einer Hausmutter auch noch alle die für sich haben, die die Wissenschaften und die Lektüre verschaffen. Wählen Sie also alsdann eines von den Büchern, die Sie am meisten lieben, oder noch besser, arbeiten Sie selbst etwas. Sie werden sich zuerst zwingen müssen. Die Seele wird mit Widerwillen sich von dem neuen Gegenstande abwenden. Aber nach und nach, wenn besonders der erste Anfang glücklich ist, wird sich der Gegenstand der Seele bemächtigen; es wird eine neue Leidenschaft rege; der Wunsch und die Hoffnung, die Sache, die man vor hat, schön zu machen.

Endlich arbeitet man aus Geschmack fort, da man bloß aus Ueberlegung angefangen hatte.

Ich freue mich auf Ihre Anmerkung über die eheliche Liebe, und wenn Sie auch von meinen Grundsätzen abgingen. Sie wissen nun schon, wenn wir Philosophen einmal

ein System im Kopfe haben, so muß sich Alles danach richten, und entweder seine Form annehmen, oder es wird verworfen. Nun, nach diesem Systeme finde ich allerdings zwischen der Liebe vor der Ehe, und in derselben einen Unterschied. Nicht in dem Feuer, noch in der Delikatesse derselben; aber in der Art, sie auszudrücken. Ich nehme wieder meine Eintheilung zu Hülfe. Das, was in der Liebe bloß Begierde ist, und seinen Endzweck den Genuß hat, herrscht nothwendig vor der Ehe. Das, was in derselben Bestrebung und Eifer ist, und zum Gegenstande mehr des Anderen Glück, als unser Vergnügen hat, sollte in der Ehe herrschen. Dem zufolge muß nothwendig die Leidenschaft des Liebhabers aufwallend und ungestüm sein, denn sie streckt sich erst nach einem Gute aus, welches sie erreichen will; die Liebe des Ehemannes ist ruhig und thätig, denn sie arbeitet nur an der Erhöhung und Verschönerung eines Gutes, das schon ihr Eigenthum ist. Ohne diese Einschränkung ist die eheliche Liebe in Gefahr, tändelnd zu werden, welches sie von ihrem wahren Zwecke eben so weit abbringt, als die Kälte.

Ich sage Ihnen alle meine Gedanken, liebe Freundin, als einer Person, die zu meiner größten Vertraulichkeit und zu einer Kenntniß meiner innersten Gesinnungen ein Recht hat. Läutern Sie meine Grundsätze, und arbeiten Sie selbst an der Verbesserung Ihres Freundes u. s. w.

183. Garve an eine Freundin.

Ich habe heute einen so heftigen Schnupfen und Kopfschmerzen, daß nichts in der Welt, als die Begierde, Ihnen auch die kleinste und wenn es nur eine minutenlange Unruhe wäre, zu ersparen, mich hätte bewegen können, die Feder anzusetzen. Dessenungeachtet habe ich zwei so liebe, werthe Briefe von Ihnen vor mir, die ich beantworten sollte, und die mir auch Stoff genug geben würden, wenn ich nicht heute zu Allem, als zu einem gänzlichen Müßiggange, unaufgelegt wäre. Wenn Sie meine Briefe nicht verstehen, so ist es immer gewiß meine Schuld. Ich bringe oft meine Gedanken zur Welt, ehe sie völlig ausgebildet sind; und es ist natürlich, daß meine Freunde, wenn ich sie ihnen in diesem Zustande übergebe, nicht recht wissen, was sie mit diesen ungeformten Massen machen sollen. Thun Sie an diesen verunglückten Geschöpfen die Barmherzigkeit, die Sokrates an ähnlichen Geburten seiner Freunde that; wenn Sie sie nicht gleich bei der Entstehung haben retten können, so geben Sie ihnen wenigstens, so wie sie da sind, die erträglichste Figur, die Sie machen können. Bilden Sie sie aus, erziehen Sie sie; und wenn sie es werth sind, so vermählen Sie sie mit den liebenswürdigen Kindern eines so sanften und zarten Herzens, und eines so richtigen Verstandes, als der Ihrige ist.

Ich habe diese Materie noch nicht erschöpft. Ich habe

mir die Liebe bloß in ihrer Entstehung vorgestellt. Sie sollen nun auch meine Gedanken über ihre Wirkung wissen. Ich sehe schon zum voraus, daß ich in Gefahr komme, meine Schwäche sehen zu lassen, indem ich vielleicht mit meinen Beschreibungen bei Ihnen, die es empfinden, nicht schließen, was Liebe ist, ungefähr in eben den Rang kommen werde, in welchem bei uns Sehenden der blinde Philosoph steht, der sehr gründlich, wie er dachte, die rothe Farbe durch den Schall einer Trompete erklärte. —

Ich sehe, ich fange an, meinen Kopfschmerz zu vergessen, indem ich mit Ihnen rede. Wäre der Abgang der Post nicht so nahe, so glaube ich, ich schriebe vier Seiten voll, ehe ich daran dächte, daß ich nur so viel Zeilen schreiben wollte. Erzählen Sie mir doch etwas von Ihrer letzten Lektüre u. s. w.

N. S. Romeo und Julie ist nun gedruckt. —

Aber Sie müssen das Stück entweder schon gesehen haben, oder es noch sehen, ehe Sie es lesen.

184. Garve an eine Freundin.

Ihr Urtheil über den Romeo, und Ihr Wunsch wegen seines Schlusses ist mit meiner Mutter ihrem vollkommen einerlei. In der That, ist der letzte Auftritt mehr schrecklich als rührend, Julie mehr unsinnig als schwärmerisch, und ihre Liebe mehr Raserei als Leidenschaft. Ich bin begierig, auch von den beiden übrigen Stücken, die in eben diesem Theile stehen, Ihr Urtheil zu wissen. Marmontel's Erzählungen lassen sich vielleicht um desto schwerer in Dramata verwandeln, je ausgearbeiteter schon der Dialog ist. Man kann schwerlich verhindern, daß der Leser nicht die neuen angesetzten Stücke von den alten unterscheide; und man geht gar zu leicht aus einem Karakter heraus, der nicht vom Anfange an unser eigen ist. So geht es, dünkt mich mit der Corally ihrem, der in dem Stücke, die Freundschaft auf der Probe, am meisten hervorsticht, und den er zuweilen verfehlt hat. — Aber ich höre, die Mademoiselle Schulz verläßt das Theater. Versäumen Sie doch ja nicht, Romeo zu sehen, ehe sie fortgeht. Sie macht diese Rolle unnachahmlich schön; ich setze nur das Einzige an ihr aus, daß sie in den Stellen, wo ohnedies der zu weit getriebene Affekt beinahe bis ins Widrige geht, noch einige Grade hinzusetzt.

Aber genug von dieser Materie, die ohnedies schon erschöpft ist. Ich hätte mehr Lust, meinen Streit mit Ihnen, als meine Kritik zu verlängern. Sie wissen noch nicht, wie hartnäckig ich bin, wenn ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, etwas zu behaupten. Ihr Brief hat mir gefallen; und mit weniger Eigensinn, als ich habe, hätten mich Ihre Gründe verblendet oder überzeugt. In der Verfassung, in welcher ich bin, kann ich noch nicht sagen, welches von beiden. Denn, wenn ich sagte, daß ich ohne Eigensinn hätte müssen über-

zeugt werden, so wäre dies eben so viel, als gestände ich zu, ich hätte Unrecht.

Sie wollen also zwischen dem Liebhaber und dem Ehemanne durchaus keinen Unterschied zulassen; und ich bildete mir ein, ich hätte es recht förmlich bewiesen, daß einer sein müßte. So kann einen die Eigenliebe verblenden! Vielleicht richte ich durch eine Allegorie aus, was meine Metaphysik nicht vermochte. — Wenn zuerst nach einer langen Dürre, oder am Ende des Winters, Jupiter in einem fruchtbaren Regen in den Schoß der mütterlichen Erde herabsteigt: dann wird auf einmal die ganze Gestalt der Natur geändert. Blumen und Gewächse aller Art bedecken die erst nackte Oberfläche; die Bäume schimmern von jungem Grün, das nur noch wie ein zartes Moos auf die kahlen Aeste gestreut ist; die todte Stille der Natur wird rege und lebendig; Luft und Erde bekommen wieder Bewohner; der Wechsel ist eben so plötzlich, als schön. — Aber wenn nun diese erste Rückkehr der Natur zum Leben geschehen ist; dann kann der ganze liebliche Sonnenschein, und die schönsten erfrischendsten Regen, durch die er unterbrochen wird, nicht gleich große und gleich merkliche Veränderungen hervorbringen. Im Stillen, ungesehen, wächst nunmehr durch eben die Kraft, die ihn zuerst hervorbrachte, der Halm zur Aehre, das Gras zur Staude, und die Blüthe zur Frucht heran. Noch immer empfängt die Erde dieselben wohlthätigen und kräftigen Einflüsse des Himmels; aber sie kann jetzt nicht mehr durch sie eine ganz neue Schöpfung hervorbringen, sie kann nicht mehr die ganze Gestalt der Natur umändern. — Aber in ihrer geheimen Werkstatt empfängt und nutzt sie noch auf eben die Art den himmlischen Segen, sie verschließt ihn jetzt in sich, um ihn den Pflanzen ganz allein mitzutheilen, die sie hervorgebracht hat, und um Korn, Obst, Wein, auf den stilleren Herbst zu bereiten.

Sollten alle folgenden Eindrücke dem ersten gleich sein? — Das ist wider die Natur der Seele. Sie selbst, Sie selbst, die die Natur mit der zärtlichsten von weiblichen Seelen beglückt, Sie würden sich bloß selbst hintergehen, wenn Sie das als eine gemachte Erfahrung ansähen. — Soll die Leidenschaft niemals zum Grundsatze, zur Gesinnung werden? — Alsdann ist sie unnütz und gefährlich. Das stürmende Meer kann nur Schiffbruch und Untergang verursachen, wenn es ohne Aufhören wüthet. Aber wenn der heftige Sturm zu einer noch lebhaften, aber ruhigeren Bewegung gemäßigt wird, dann bringt er das Schiff mit vollen Segeln in den Hafen. — Soll die Seele immer nur von einem einzigen Gegenstande erfüllt sein, wie es die Seele des Liebhabers ist? — Dann verschlingt und vernichtet dieser Gegenstand alle Kräfte derselben, er verbraucht alle ihre Fähigkeiten, und läßt für alle ihre übrigen Pflichten und Geschäfte nichts, als matte, unwillige und kraftlose Bestrebungen.

Aber wie muß die Liebe sein, auf deren Flügeln der

Geist erhoben, und seiner Bestimmung und seinem Schöpfer näher gebracht wird? Die Seele, deren ganze Neigungen und Fähigkeiten sich in einem einzigen würdigen Gegenstande koncentrirt haben, muß sich von ihm aus auf Alles, was gut, schön und vortrefflich ist, verbreiten. Er muß das Band sein, welches die Seele an alle ihre Pflichten verknüpft und sie mit Freuden an die Sachen anzieht, die sie sonst aus anderen Bewegungsgründen nur mit Widerwillen, oder doch ohne Vergnügen, würde gethan haben. Das Feuer der Liebe muß sich in eine gleiche und fortdauernde Wärme verwandeln, die jeder anderen gutthätigen Neigung zum Keimen hilft, jede tugendhafte Handlung empor treibt, und jeden Widerstand aus dem Wege stößt. — Noch ein Mal: der Liebhaber und die Geliebte wollen Nichts, als sich sehen, sich umarmen und sich genießen. Der Ehemann und seine Gattin wollen sich und die Welt glücklich machen, und diesen Zwecken zu Ehren entbehren sie jene Vergnügen ohne Murren ꝛc.

185. Garve an eine Freundin.

Weimar, den 26. November 1788.

Ich habe, liebe Freundin, Ihre mit wenigen Worten so viel ausdrückende Zuschrift vom 22sten gestern Abend erhalten. Ich überlasse es Ihrem Herzen gänzlich, Ihnen in seiner eigenen Sprache zu sagen, was das meinige fühlt. — Was ist das Loos der Menschen in diesem Leben? Was ist der seltenste Geist? der seltenste Zusammenfluß von Talenten, die Vereinigung aller Eigenschaften, die einen Mann machen, der eine Zierde der Menschheit, ein Licht seines Zeitalters, eine Wohlthat für Alle, die mit ihm lebten, war? Wohin läuft endlich das Alles hinaus? — Es ist ein höchst melancholischer Gedanke. Wir wissen wenig oder nichts aus dem Lande jenseit des Grabes — aber gewiß ist ein anderes Leben, das uns für dieses entschädigt — oder das Schicksal wäre gegen manche vortreffliche Menschen gar zu ungerecht. Lassen Sie uns ihm wenigstens das Einzige, was in unserer Gewalt ist, die arme Art von Leben, die wir unseren Verstorbenen in unserem Andenken, in unserem Herzen, in dem vergnügenden Gedanken, daß wir mit ihm lebten, ihn liebten, von ihm geliebt wurden, erhalten können, lassen Sie uns ihm wenigstens dieses heilige Todtenopfer der Freundschaft so oft, und in so vollem Maße bringen, als es uns möglich ist.

Mein Haus ist einer ähnlichen Scene nahe. Meine gute Mutter liegt seit ungefähr 8 Tagen auf einem Krankenlager, wovon sie, allem Anschein nach, nicht wieder aufkommen wird, wiewohl ihre sehr gute Konstitution der Kunst des Arztes so viel Vortheil verschafft, daß sie vielleicht noch einige Zeit dauern kann. Bis jetzt ist das Tröstlichste für uns, daß sie mehr von Schwäche, als großen Schmerzen

leidet, und die Lampe wird, wie es scheint, so nach und nach an Mangel an Oel erlöschen. Wenn wir uns einmal von den Unsrigen auf immer trennen müssen, so ist ein leichter Tod das Einzige, was wir ihnen noch Gutes wünschen können.

Ueber den Antheil, den ich, so lange ich selbst sein werde, an Ihnen und Allem, was Sie angeht, nehme und nehmen werde, viele Worte zu machen, wäre eine unserer nun bald vierzigjährigen Freundschaft unwürdige Handlung. Für jetzt sage ich also nichts weiter, als daß ich, in Erwartung näherer Aufschlüsse über Ihre Lage und den Plan Ihres künftigen Lebens, nie aufhören kann noch werde, mit der aufrichtigsten und wahresten Theilnehmung, Ergebenheit und Verehrung zu sein, liebste Freundin

Ihr alter treuer Freund und Vetter.

186. Garve an eine Freundin.

Weimar, den 9. Januar 1789.

Schon seit drei Posttagen war an jedem eine Stunde, die Ihnen, liebste Freundin, gewidmet sein sollte, und allemal kam ein unvermuthetes Hinderniß, und bemächtigte sich des Theilchens meiner dermalen sehr enge zusammenziehenden Zeit, das Ihnen bestimmt war. Auch heute wäre es beinahe eben so gegangen; denn eben da ich die Feder in der Hand hatte, einen Brief an Sie anzufangen, kam Moritz (der seit einigen Wochen sich bei uns aufhält, um von seiner Reise nach Italien bei seinem zu Rom gewonnenen Freunde Göthe auszuruhen) und brachte mich, auf die angenehmste Weise von der Welt, um die Ihnen bestimmte Stunde. Damit es nun künftigen Montag nicht wieder so gehe, eile ich, Ihnen wenigstens noch die Augenblicke zu geben, die mir noch übrig sind, und Ihnen vor Allem für die zwei letzten Briefchen zu danken, womit Sie mich seit meinem letzteren beschenkt haben.

Aus dem einen habe ich zu meinem großen Vergnügen abgenommen, daß Ihre Lage so beschaffen ist, daß es nur von Ihrem Willen und einem Arrangement, wozu Niemand einen besseren Plan machen kann, als Sie selbst, abhangen wird, um den Abend Ihres Lebens in einer schönen angenehmen Ruhe zufrieden hinzubringen — aus dem anderen, daß Sie entschlossen sind, um die Zeit der Leipziger Messe nach Weimar zu kommen, und einige Wochen hier zuzubringen. Wie erfreulich für mich der Gedanke ist, beste Sophie, Sie nach 10 Jähren Trennung, nach so Vielem, das in dieser Zeit mit Ihnen und mir vorgegangen ist, wieder zu sehen, und die Erfahrung zu machen, wie uns Beiden, bei einem so lange gewünschten und durch so langes Entbehren erkauften Wiedersehen, zu Muthe sein wird, versuche ich nicht, Ihnen zu beschreiben, weil ich's nicht kann, und Sie es nicht bedürfen.

Alles, was ich darüber zu sagen habe, kann sich bloß auf äußere Umstände und auf den Wunsch beziehen, daß die Zeit, die Sie in Weimar leben wollen, so gewählt werden könne, wie es für Sie und für mich, als die dabei am meisten interessirten Theile, am besten sein möchte. Kommen Sie in einer Zeit, wo ich mit Arbeit überladen bin (und das bin ich, leider! diesen ganzen Winter und Frühling durch bis gegen Ende des Junius), so wird mir nur wenig Zeit übrig bleiben, von Ihrem Dasein einigen Genuß zu haben. Gesetzt auch, daß Sie dabei nicht viel verlieren, so bin ich hingegen nicht so uneigennützig, über das, was ich verliere, gleichgültig zu sein. Aus diesen und anderen Rücksichten sehe ich es also freilich nicht so gern, daß Ihre Reise zu uns mit der Leipziger Messe so genau zusammenhangen soll, und, um Ihre Gegenwart desto besser genießen zu können, hätte ich lieber noch ein paar Monate länger darauf warten wollen. Doch vielleicht ändert sich indeß dies oder das; vielleicht ist es auch in Ihrer Gewalt, Ihren Aufenthalt in Weimar, wofern er Ihrer Vorstellung einigermaßen entspricht, zu verlängern — kurz, wir haben noch Zeit, von der Sache zu sprechen, und auch dies wird für mich ein interessanter Gegenstand der Korrespondenz sein, wäre es auch nur, weil es mir den schönen Traum des Wiedersehens immer wahrer zu machen dienen wird. Was ich Ihnen letztmals von meiner lieben Mutter schrieb und das Siegel dieses Briefes zusammen genommen, hat Ihnen schon gesagt, daß Sie die alte Freundin Ihrer Jugend, von der Sie in den Jahren 1750 und 51 beinahe eben so enthusiastisch, wie von ihrem Sohne geliebt wurden, nicht mehr bei uns antreffen werden. Sie entschlief den 27sten des vorigen Monates nach einem Krankenlager von 5 Wochen, wo Entkräftung die Hauptursache der Krankheit und des Todes war. Wenige Tage ausgenommen, war ihr Zustand immer sehr leidlich — eine Art von ziemlich gutartiger Kindheit — ihr Glaube machte sie selig — sie hatte sonst immer wonnevolle Träume und Erscheinungen, und sehnte sich sehr nach dem Augenblicke, den sie mit der lebhaftesten Gewißheit als den Uebergang in ein höchst glückliches Leben betrachtete — eine Gewißheit, die auch in ihren Gesichtszügen, als sie todt war, sich auszudrükken schien. — Auch dies, meine Freundin, wird einst ein Gegenstand unserer mündlichen Unterredung sein. — Inzwischen leben Sie so gesund und wohl, als es Ihnen mit jeder Regung seines Herzens wünschet

Ihr unveränderlicher alter Freund.

187. Garve an eine Freundin.

Den 19. März.

Wenn ich jetzt nicht mehr als gewöhnlich beschäftigt wäre und wenn ich nicht den Zeitpunkt immer näher kom-

men sähe, in dem ich Sie wieder sehen soll: so würde ich es mir selbst nicht vergeben, daß ich Sie zuweilen auf meine Briefe einen Posttag länger warten lasse, als es unserem ersten Vertrage gemäß ist. Ich könnte zwar sagen, es wäre Rache. Aber ich finde nichts davon in meinem Herzen: und, wenn Sie mir auch noch seltenere und kürzere Briefe schrieben, so würde mich doch mein eigenes Vergnügen nöthigen, an Sie zu schreiben. Es ist also nicht Vorsatz, sondern Unvermögen; wenn ich mir dieses Vergnügen zuweilen versage. Ein Unvermögen, welches (erlauben Sie mir, das zu sagen) ich bei Ihnen nicht voraussetzen kann, da Sie mir selbst versichern, daß Ihr Umgang eingeschränkter als jemals ist, und Ihre Geschäfte sich doch nicht häufen können.

Aber um Ihnen eine Probe von meiner Uneigennützigkeit zu geben: so muß ich Ihnen gestehen, daß, wenn ich gleich zuweilen dadurch eines Theiles Ihres Andenkens, ja sogar Ihres persönlichen oder schriftlichen Umganges (nur nicht Ihrer Freundschaft) beraubt sein sollte; ich Ihnen doch einen etwas ausgebreiteteren Umgang wünschte, und zwar vornehmlich unter Ihrem eigenen Geschlechte.

„Unter meinem eigenen Geschlechte? wie können Sie mir etwas wünschen, wovon ich Ihnen so oft gesagt habe, daß ich es nicht zu meiner Glückseligkeit rechnen würde, wenn ich es hätte?"

Aber wollten Sie mir wohl noch einmal die Ursache wiederholen, warum Sie es nicht darunter rechnen? „Was habe ich nöthig, Ihnen das erst zu sagen? Sollten Sie nicht wissen, wie leer der Umgang mit den mehrsten Frauenzimmern ist; wie wenig sich mit" — ihnen anfangen läßt, wollen Sie sagen. Zum Unglück wahr genug! Aber warum wollen Sie nicht daran arbeiten helfen, daß ihr Umgang lehrreicher werde, daß sich mehr mit ihnen anfangen lasse? Was würde aus dem niedrigen Theile unseres Geschlechtes, oder des menschlichen Geschlechtes überhaupt werden, wenn sich der edlere Theil demselben entziehen wollte, und ihm mit seinem Umgange zugleich die Mittel benähme, ihm ähnlich zu werden?

„Aber ich habe nicht eben den Beruf, und auch nicht das Vermögen, eine Verbesserin zu sein. — Ueberdies, wozu bedarf ich den Umgang? Ich habe meinen Gatten, den ich liebe, und die Stunden, die er nicht bei mir ist, sind gut genug mit der Erwartung von ihm ausgefüllt; wenn noch ein kleines unbefriedigtes Verlangen in meinem Herzen übrig wäre, so würde die Freundschaft von zwei oder drei Freunden meines Mannes es doch ganz ausfüllen. Und endlich —"

Und was endlich?

„Sie wissen, ich liebe meinen Mann über Alles — ich wünsche, daß er mich über Alles liebt —"

Und was denn also? —

„Ich würde es nicht leiden können, wenn eine meiner Freundinnen ihm eben so gut gefiele, daß ich nicht mehr gewiß genug sein könnte, daß seine Frau ihm noch besser gefiele."

Mich dünkt, Sie würden (wenn Sie mir meine Freimüthigkeit vergeben wollen) diesen Bewegungsgrund nicht zuletzt angeführt haben, wenn Sie den stärksten hätten zuerst anführen wollen.

„Gut! lassen Sie es sein, daß es der stärkste ist. Ja, ich bin eifersüchtig; und man kann gar nicht lieben, ohne eifersüchtig zu sein. — Ich kann sogar keine Freundschaft für echt halten, die ihren Freund so ruhig mit Vielen theilen kann. Hüten Sie sich, daß nicht Ihr Rath, meinen Umgang zu erweitern, mich argwohnen läßt, daß Sie ihn nicht mehr so eifrig für sich selbst wünschen."

Das können Sie im Ernst nicht denken; — noch viel weniger, wenn Sie meine Gründe hören.

„Und diese Gründe?"

Nur noch einen Augenblick Geduld! Sagen Sie mir, haben Sie nicht gehört, daß die Natur mit jeder Neigung, die sie uns giebt, oder mit jedem Vergnügen, das sie uns genießen läßt, eine andere Absicht habe, als dies Vergnügen selbst?

„Ums Himmelswillen! so weit müssen Sie ausholen? Sie werden doch nimmermehr die halbe Metaphysik abschreiben müssen, um mich zu bewegen, daß ich ein halb Dutzend Karkassen in meiner Stube zusammenbringe."

Nun gut also, wenn ich Sie nicht mit der Ueberzeugung überraschen kann, so will ich sehen, ob ich mit offenbarer Gewalt gewinne. — Sie sind eine Ehegattin, aber zugleich ein Frauenzimmer und eine Mutter. „Ja, eine Mutter! und eben deswegen, weil ich diesen süßen, ehrwürdigen Namen trage, brauche ich weniger als jemals eine Gesellschaft, die mir bloß die Zeit vertreiben soll. Meine Wilhelmine und mein Mann werden mir bald die Stelle der ganzen Welt ersetzen. Aber ein Frauenzimmer auch, sagten Sie, wär' ich; was soll das zur Sache?"

Als Frauenzimmer müssen Sie nothwendig die allervertrauteste Freundschaft, die möglich ist, nur mit einem Frauenzimmer haben können.

„Und die Ursache davon?"

O hätten Sie nur erst diese Ihnen verwandte Seele unter Ihrem eigenen Geschlechte gefunden; kennten Sie nur erst das Frauenzimmer, das würdig wäre, Ihre Freundin zu sein: dann würden Sie mir die Frage selbst beantworten. O, wie glücklich würde ich sein! Ihre Vertraute würde auch meine Freundin sein. — Sie kennen Julie und Claire; Clarissa und Have. Sagen Sie mir, wäre es möglich, daß eine von Beiden an die Stelle ihrer Freundin einen Freund

gesetzt

gesetzt hätte, ohne daß doch das Wesen ihrer Freundschaft zerstört wäre?

„Wie? also giebt's gar keine Freundschaft unter den beiden Geschlechtern? Also sind Sie nicht mehr mein Freund?"

Nicht so hitzig, liebste Freundin! Ich denke nicht, daß ich unsere Freundschaft herunter setze, wenn ich sage, daß es noch eine höhere giebt, — aber keine höhere, wenn die Wahl wieder auf eine Mannsperson fällt. — Wenn ich aber einem Frauenzimmer den Vorrang gebe, so denke ich, ich bin bloß großmüthig, nicht kaltsinnig.

„Gut, eine Freundin ließ ich mir gefallen, eine ganz vertraute Freundin, wenn ich sie hätte. Aber wozu der Umgang mit Vielen?"

Um diese Eine darunter zu finden. Muß man nicht erst wählen können, ehe man sich entschließt?

„Und dann — als Mutter, sagten Sie auch, müßte ich mit Frauenzimmern Umgang haben. — Eine beständige Zerstreuung ist also wohl ein gutes Mittel, seine natürliche Pflicht zu erfüllen?"

Nein, das größte Hinderniß, glaube ich. Aber nicht aller Umgang ist eine Zerstreuung, die schädlich wäre.

„Aber sagen Sie mir doch den Nutzen, den mein Kind davon haben könnte."

Ich muß Ihnen gestehen, ich bilde mir ein, zur Erziehung eines jungen Frauenzimmers ist der Umgang mit Personen ihres Alters und ihres Geschlechtes nicht bloß nützlich, sondern nothwendig. — Es wird sonst nicht Frauenzimmer genug; es verliert etwas von dem Karakter, und also auch von den Annehmlichkeiten seines Geschlechtes; es nähert sich dem unsrigen, ohne dadurch mehr zu gefallen. Wie kann aber eine Mutter ihrer Tochter eine Gesellschaft von ihrem Alter und Geschlecht verschaffen, wenn sie selbst keine hat.

„Meine Tochter soll in meiner Gesellschaft lieber sein, als in der Gesellschaft der ganzen übrigen Welt. Mein Umgang muß ihr, wenn ich anders es verstehe, eine Mutter zu sein, den sehr leicht ersetzen, den ich ihr nicht werde schaffen können. Und ich hoffe, mein und meiner Freunde Unterricht wird sie alles das lehren, was Sie sie aus dem Umgange wollten lernen lassen." O liebste Freundin, wer wollte wohl daran zweifeln, daß Sie nicht die beste Mutter sein würden, der Sie kennt? Ich wollte auch Ihrer Tochter keinen anderen Lehrer zugestehen, als Sie. Aber, um seine Sitten zu bilden; um den Menschen mit einer gewissen Dreistigkeit unter die Augen sehen zu können; um von allen seinen guten Eigenschaften in der Welt Gebrauch machen zu können, deren man sich in seinem Kabinet bewußt ist; dazu gehört, daß man die Menschen bei Zeiten kennen lerne: daß man viele Muster vor sich habe; daß man weiß, was für einen Grad von Vollkommenheit in der Welt gemeiniglich angetroffen und gefor-

dert werde; und daß man — soll ich es sagen? — das Zutrauen auf sich selbst durch die öfteren Beweise von den Schwachheiten Anderer vermehrt.

„Also sehe ich wohl, meine Wilhelmine wird eine Herumläuferin werden müssen, wenn sie Ihnen gefallen soll."

Nicht so ganz und gar. Sie verstehen mich besser, liebste Freundin, als Sie mir es gestehen wollen. — Müßte ich entweder Sie hochachten, oder sehr eigennützig sein, wenn ich nicht einer Person, der ich Verdienste zuschreibe, so vielen Einfluß auf Andere, eine so große Sphäre ihrer Wirksamkeit, als möglich ist, wünschen sollte!

Da haben Sie eine kleine Probe von einem der Gedankengespräche, mit denen ich meine Entfernung von Ihnen zu vergessen suche. Wenn es Ihnen nicht ganz mißfällt, so will ich mich öfterer unterstehen, Ihnen die Unterredung zu erzählen, die ich ohne Ihr Wissen und Willen mit Ihnen gehalten habe.

Gellert's Bild habe ich durch Hubern sechs Mal bekommen, und unter Freunde ausgetheilt. Danken Sie dem Herrn Bause dafür, wenn Sie ihn sehen. Er wird unser zweiter Wille werden. Und nun möchte ich doch wissen, ob Herr M. Reiz noch unter den Lebendigen ist. Ich glaube, daß ich meine Freunde öfterer aus meinem Grabe, wenn ich gestorben wäre, besuchen würde, als er aus seinem Kabinet thut. — Lesen Sie doch: Vergleichung des Zustandes und der Kräfte der Menschen mit dem Zustande und den Kräften der Thiere u. s. w.

188. Garve an eine Freundin.

Ich bin in der That über das Ausbleiben Ihrer Briefe ein wenig unruhig gewesen. Das kann Ihnen M. Reiz aus dem Briefe sagen, den ich an ihn beigelegt habe. In einer solchen Verfassung war es wirklich grausam, doch Ihr Brief selbst ist so voll Freundschaft und Güte, daß ich nicht mehr daran denken kann, wie sauer ich mir ihn verdient habe.

Gellert hat den Ausspruch gethan. Ich weiß, Sie werden es selbst billigen, daß ich ihm diese Entscheidung übertragen, oder daß er so entschieden hat, sobald Sie sich in meine Verfassung setzen. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der nach zwei verschiedenen Gegenständen zugleich getrieben wird. Vor sich sieht er ein Ziel, welches er gern erreichen möchte, und nach welchem zu laufen er von alten Athleten, die seine Stärke oder Geschwindigkeit besser als er selbst zu kennen glauben, aufgemuntert wird. Schon ist seine Seele, schon sind seine Muskeln in einer Bewegung, die er noch seinen Füßen nicht hat geben können; er steht zitternd und unruhig, und erwartet das Zeichen des Auf-

bruches. An beiden Seiten der Schranken sieht er Freunde, die ihm zurufen, ihn aufmuntern, und ihm auf alle Fälle ihre Glückwünsche, oder ihr Mitleid versprechen. Auf der entgegengesetzten Seite sieht man Mutter, Onkel, alle natürlichen Freunde des jungen Kämpfers, mit einem ganzen Kreise von erworbenen Freunden, die sich immer weiter und weiter von der Laufbahn entfernen, und ihm zurufen, zu ihnen zu kommen, und noch für immer oder für eine Weile mit ihnen zu gehen. Der junge Mensch ist unentschlossen, verwirrt, ängstlich. Unterdessen geht die Zeit immer fort. Der Augenblick, wo das Zeichen zum Lauf gegeben werden soll, nähert sich; seine Freunde entfernen sich immer weiter und vermehren ihre Zurufungen. Was kann natürlicher Weise der junge Mensch thun? Nachdem er eine Zeit lang beides zu vereinigen gesucht, bald sich nach dem Ziele ausgestreckt, bald seine Freunde zurück zu halten gesucht hat; und durch entgegengesetzte Bewegungen, die einander wechselweise aufheben, in eine Art von Unthätigkeit und Leblosigkeit gekommen ist; wird er nicht alsdann einen alten Kämpfer, besonders den, der ihn zuerst aufgemuntert hat, sich in die Schranken zu stellen, fragen, wie lange noch Zeit zum Aufbruche sei, und wie weit er noch die Seinigen begleiten könne? — Und werden die gütigen Freunde, die ihn an den Schranken erwarten, wohl unwillig sein, wenn er diesem Ausspruche folgt, und sich aus einer solchen Verlegenheit reißt?

Meine Allegorie ist viel zu lang, denn sie hat mir zwei Drittheil von dem Platze genommen; den ich noch zu ganz anderen Sachen bestimmt hatte. — Wenn ich nicht jetzo über meiner Disputation arbeitete, so würde mich nichts hindern, den zweiten und den dritten Bogen zu nehmen. Aber jetzo muß ich wirklich ein Wirthschafter mit meiner Zeit sein. In 3 Wochen, so viel ich jetzo voraussehe, denke ich abzureisen. Erfreuen Sie mich unterdessen oft mit Ihren Briefen, und machen Sie mir, oder bestätigen Sie mir vielmehr die Hoffnung, daß ich Sie nicht nur so freundschaftlich, so zärtlich, wie Sie mir gewesen sind, sondern auch gesund, munter und fröhlich antreffen werde u. s. w.

189. Garve an eine Freundin.

G . . a, den 3. Mai 1767.

Ich reise diesen Augenblick von hier nach H. . burg. Dort erwartet mich Hr. M. und mit ihm — das Angenehmste, was ich in meinen gegenwärtigen Umständen erhalten könnte, Ihre eigene Gegenwart ausgenommen.

Ich fange an, das Leben als eine lange und oft beschwerliche Reise anzusehen, auf der wir von einem höheren Führer geleitet werden. Von Zeit zu Zeit kommen einige

angenehme Ruheplätze, wo wir uns nur erholen sollen, und wo wir ganz und gar zu wohnen wünschen. Ihr Haus und Ihre Gesellschaft war einer von diesen. Ich fing schon an, in demselben zu vergessen, daß ich bloß zur Fortsetzung meiner Reise gestärkt werden sollte. Es kommt der fürchterliche Befehl zum Aufbruche. Ich verlasse in einer Art von Betäubung den angenehmen Aufenthalt. Endlich kommt meine Empfindung wieder; aber nur um mich meinen Verlust fühlen zu lassen. Lange, lange sehe ich mit einer zaudernden Sehnsucht nach dem gewünschten Orte zurück, indeß ich mich immer mehr von ihm entferne. Dort, dort, sagte ich, ist meine Freundin, und ich reise nach der entgegenstehenden Gegend. Von einem unbefriedigten Verlangen zur Schwermuth ist nur ein Schritt. Endlich verlieren sich alle diese schmerzhaften Ideen in dem Gedanken an meinen großen und gütigen Anführer. Er ist zugleich der Führer meiner Freundin. In ihm, unserem gemeinschaftlichen Vater, vereinigen sich wieder unsere Seelen, wenn sie auch durch noch so weite Entfernungen von einander getrennt sind. So ist der Schmerz oft unser Lehrer, und eine menschliche Seele, die niemals traurig gewesen wäre, müßte gewiß lasterhaft sein.

Die Pferde sind angespannt, Alles ist fertig. Ich schreibe mitten unter dem Geräusch. — Ich bin unaufhörlich

der Ihrige.

190. Garve an eine Freundin.

Allemal, wenn ich mich niedersetze, an Sie zu schreiben, ist mein Kopf von Gegenständen, die alle geschrieben sein wollen, so voll, daß ich über der Wahl endlich den größten Theil davon vergesse, oder mein Brief und die Zeit schon zu Ende ist, wenn ich noch kaum über den ersten Punkt hinaus bin. Indem ich alsdann den Brief schließe und es empfinde, wie wenig ich Ihnen gesagt habe, und wie viel ich Ihnen noch zu sagen hätte; so ärgere ich mich über den elenden Ersatz, den ein kurzer kaum angefangener Brief für den Umgang mit einer solchen Freundin, wie Sie sind, thun soll. Ich thue mit dem Kinde in Weißens Liede den Wunsch:

O, wenn ich doch ein Vogel wäre,
So schnell und federleicht,
Der über Berg' und Thäler hin
Im Augenblicke streicht!
Dann flög' ich über Land und See,
Durchreiste jeden Ort ꝛc.

Wär' bald — wo denn? Gewiß nirgends, oder doch nirgends öfterer, als bei Ihnen. Was für einen kleinen freundlichen Schrecken würde ich Ihnen nicht abjagen, wenn ich, ehe Sie es sich versähen, den gegenüberstehenden Stuhl

an Ihrem Fenster einnähme, indem Sie an dem anderen sitzen. Ich sehe schon zum voraus, ich würde kein Wort vorbringen können, ich würde stammeln, und wenn ich meine Stimme wieder hätte, so würden es nur gebrochene Laute sein, die ich vorbrächte. —

Weg, angenehme Schwärmerei, die geschwind genug meine Einbildungskraft ganz anfüllen, und dann aus meinem Briefe alle wichtigere Gegenstände verdrängen könnte! — Nun hab' ich mir in meinem Kopfe gewisse Punkte geordnet, unter welche dieser Brief gebracht werden soll. Aber ich sage sie Ihnen nicht zuvor, bis ich erst sehe, wie viel ich davon zu Stande bringe. Sage ich jetzo nur wenig, so können Sie immer glauben, ich habe nicht mehr schreiben wollen, da Sie sonst hätten denken müssen, ich hätte nicht mehr schreiben können. Also zur Sache:

Zuerst fragen Sie mich in Ihrem vorletzten Briefe, ob ich Ihre Briefe aufhebe? Die Frage würde fast eine kleine Beleidigung sein, wenn ich nicht, die Wahrheit zu sagen, ähnliche Beleidigungen auf meiner Rechnung hätte. Meine Mutter ist die Depositarin davon, so wie von Ihren Portraits. — Also wollen Sie diese wirklich wieder haben? Ich bin in der That so unverschämt gewesen, sie für ein halbes Geschenk anzusehen. Unterdessen, wenn Sie über das Portrait Ihres Gemahls Herr sind, so sind Sie es doch nicht über das Ihrige. Ich werde Ihnen das erstere zurückschicken, wenn Sie es so befehlen, aber ich werde dadurch mein Recht auf das andere nur verstärkt glauben. Meine Mutter, die Sie wahrhaft liebt, würde an dem Schmerze Theil nehmen, den es mich kosten würde, dieses kleine Stück von Ihnen selbst aus den Händen zu geben. Indessen, wenn Sie auch darauf beständen, so muß ich Ihnen nur sagen, daß die Gelegenheiten, solche Sachen zu schicken, nicht so häufig sind; und ich habe immer in meiner Macht, zu sagen, daß ich keine gehabt habe. Sehen Sie, eine andere kleine Beleidigung in Ihrem vorletzten Briefe, die ich ungeahndet gelassen habe.

Aber nun auf Ihren jetzigen zu kommen, der so voll Freundschaft und gutem Herzen ist, und der mich würde zu Ihrem Freunde gemacht haben, wenn ich es noch nicht wäre; so muß ich nur Ihre so große Demuth ein bischen schelten. Sage nur deiner Freundin, sagte meine Mutter, indem sie Ihren Brief las: Eine Frau, die eine so edle Freude an einer guten Handlung haben konnte, als die ist, die sie in ihrem Briefe erzählt, kann vieler anderen Vorzüge entbehren. Glauben Sie nur, dieses Herz, welches Ihnen der Himmel gegeben hat, ist immer das größte Geschenk, welches er einem Sterblichen machen kann. Ohne dieses Herz ist der Verstand ein bloßes blendendes Licht ohne Wärme, und die Schönheit eine unbedeutende Form. Aber

dieses Herz kann der Schönheit und selbst höherer Einsichten entbehren, und doch immer noch, nicht bloß liebenswürdig, sondern verehrungswerth bleiben. Wenn aber diese glückliche Verbindung zwischen Empfindung und Einsicht, zwischen dem Kopfe und dem Herzen vorhanden ist, die ich in meiner Freundin finde und hochschätze, wenn der eine der Diener ist, die gutthätigen Absichten des anderen auszuführen: dann kann das Glück immer seine übrigen Güter zurückhalten; die Natur hat ihm schon genug vorgearbeitet, um in jedem Umstande, in jeder Verfassung, selbst unter den Beunruhigungen, die eine Folge dieser Eigenschaften sind, die Person selbst glücklich, und Andere zu ihren Verehrern und Freunden zu machen.

Um Sie nun in Ansehung meiner in Ruhe zu stellen, so muß ich Ihnen sagen, daß, ob ich gleich noch keine Nachricht habe, ich doch die Sache für entschieden halte, und auch recht zufrieden damit bin, daß sie entschieden ist. — Wenn man bei einer Reise in der Nacht lange Zeit, ohne seinen Weg zu sehen, fortgegangen ist, und nicht gewußt hat, ob man nicht vielleicht in fremden und unwegsamen Wüsten herumirrt; wenn dann auf einmal ein aufgehender heller Stern uns zeigt, daß wir, ohne es zu wissen, noch immer auf dem rechten Wege sind, und, von einer unsichtbaren Hand geleitet, unvermerkt dem Ziele unserer Bestimmung näher kommen: dieser Freude ist diejenige gleich, die man fühlt, wenn man mitten unter dem Zusammenlauf mannigfaltiger und uns oft unangenehmer Begebenheiten, einen einzigen fortgehenden Plan erblickt, der mitten unter diesen verschlungenen Irrgängen immer fortgesetzt worden ist, und durch alle die Hindernisse, die uns beunruhigten, nicht aufgehalten werden konnte.

Ich kann Ihnen nicht das ganze Räthsel erklären, wie ich zu dieser Betrachtung komme. In der That aber glaube ich Ursache zu haben, zufrieden zu sein, wenn ich dem Minister mißfallen habe u. s. w.

191. Young an Klopstock.

1.

Wie viele Verbindlichkeiten bin ich Ihnen schuldig, mein theuerster Herr Klopstock, für die so freundliche, wiederholte und unverdiente Aufmerksamkeit, welche Sie einem Fremden beweisen, fremd ihrer Person, aber nicht Ihrem Ruf und Verdienste. Der arme Hohorst hat mich noch näher damit bekannt gemacht.

Wenn es ihm mit Ihrer Hülfe gelang, sich an dem Felsen im Strome der Zeiten fest zu halten, wie muß er jetzt von allem dem Dank überfließen, den er seinem Freunde auf Erden schuldig ist, mitten unter den Freuden des

Himmels! Seine Feinde flohen vor ihm, aber ihr Bundesgenoß, das Fieber, wollte ihm nun einmal nicht Quartier geben. Er erschien im Besitz der liebenswürdigsten Eigenschaften, und er ist hingegangen in der Blume der Jugend. Und ich bin noch am Leben? Menschlichkeit verbindet mich wohl zu sagen, daß ich den Sterbenden bemitleide. Aber mein Alter und meine Schwächen nöthigen mir das Geständniß ab: ich beneide den Todten.

Ich erhielt von Ihnen, mein Herr, noch keinen Brief vor diesem. Aber ich werde es als eine Ehre für meinen Namen betrachten, und als ein Herzstärkungsmittel bei der Abnahme meiner Kräfte, wenn ich in Zukunft fernere Beweise dieser Art von Ihrer Gewogenheit erhalten sollte.

Gott der Allmächtige lohne mit dem glücklichsten Gelingen Ihre frommen und rühmlichst bekannten Anstrengungen zur Verherrlichung seines Namens; aber dann kröne er Sie auch mit dem Segen, welcher machen kann, daß Sie auf alle Beifallsbezeigungen der Welt mit Geringschätzung blicken.

Mein Brief wäre länger gewesen, wäre meine Gesundheit besser. Gönnen Sie mir deshalb, würdiger Herr, Ihre Vergebung und eine Fürbitte in Ihrem Gebet

Ihrem
verbundensten, gehorsamen und
ergebensten Diener.

Den 27. Oktober 1757.
Wellwyn in Herfordtshire.

Nachschrift.

Sie sind so gütig gesinnt, meine Freundschaft zu wünschen, mein theuerer Herr Klopstock. Sie haben mein Herz, und es würde zu den größten Segnungen meines Alters gehören, wenn ich Sie umarmen könnte, bevor ich sterbe.

Nicht willens, einen so freundlichen Korrespondenten so schnell zu verlassen, muß ich mir eines Anderen Hand borgen, um weiter fort zu kommen, und Sie können begreifen, wie natürlich es mir darum sein muß, meinen Brief von dem Rande der Ewigkeit zu datiren. Wie lange es noch dauern mag, bis der große Beherrscher der Ewigkeit und der Zeit mir gebieten wird, vom Stapel in See zu gehen, ist ungewiß. Aber sei es früher oder später, wie im Himmel, so auf Erden, geschehe sein gesegneter Wille. Ich bin froh, daß ich einmal an Einen schreiben kann (wie selten zu finden), der solchen Gedanken Geschmack abgewonnen hat, die nicht gewürzt sind mit dem allgebietenden Interesse der Welt, das heißt, der für Dinge Sinn hat, die, wenn man sie Einmal kostete, alle Herrschaft, allen Besitz der Erde, ja selbst die Kraft des Genius, wäre sie auch der Ihrigen gleich, ungenießbar und von unbedeutendem Werth finden lassen. Gott befohlen, mein würdiger Herr, Gott befohlen!

2.

Ich grüße Sie herzlichst, mein theuerer Herr Klopstock, Sie und Ihr anderes liebenswürdiges Selbst. Ihre verbindlichen Zuschriften fanden mich zu Bath unter einer Menge anderer Menschen, die mit mir dort bessere Gesundheit suchten, und bis es dem gnädigen Himmel gefällt, mir die meinige wiederherzustellen, bin ich ganz unfähig, Ihre freundlichen Briefe so zu beantworten, wie ich es wünsche, wie ich es sollte. Bis dahin denn gönnen Sie mir Ihre Verzeihung, und nehmen Sie die aufrichtigsten Wünsche meines Herzens hin, wie auch meine heißesten Gebete zum Himmel, für Ihre volle Zufriedenheit diesseits des Grabes, und für Ihre vollkommene Glückseligkeit auf einem künftigen, weit besseren Schauplatze, auf dem der Ewigkeit. Ermessen Sie auch nicht die Größe meiner Ehrerbietung gegen Sie, sondern nur meiner Kränklichkeit, aus der Kürze dieses Briefes, und seien Sie vollkommen versichert, daß ich bin und immer sein werde, mein Theuerster, so weit als Ihr berühmter Name es persönlich unbekannten Freunden nur erlauben kann,

Ihr
liebevoll ergebenster
gehorsamster Diener.

Bath in Sommersetshire,
den 30. Dec. 1757.

192. Garve an Weiße.

Den 26. Januar 1788.

Gestern habe ich den Tod unseres lieben Zollikofers erfahren. Dieser Vorfall gehört unter die recht schmerzhaften für mich und meine Mutter. Er war unser wahrer Freund; er war ein äußerst schätzbarer Mann, und er harmonirte mit mir insbesondere in Absicht der Philosophie, die wir Beide liebten. Sein Aeußeres war bisweilen etwas kälter, als ich es wünschte, aber von Zeit zu Zeit kamen Blicke von tiefer und inniger Empfindung zum Vorscheine, die einem die vollkommenste Zuversicht auf seine Freundschaft einflößten. Es war wirklich in ihm ein unter der Asche glimmendes, und nicht wenig heftiges Feuer. Dies hat sich bei manchen Auftritten seines Lebens gezeigt. Dies hat auch zuletzt seinen Körper verzehrt. Er klagte mir schon vor einem Jahre, daß das Rührende seiner eigenen Vorstellungen, besonders auf der Kanzel, ihn in so heftige Bewegung brächte, die er nicht zu überwinden wüßte, und daß der Streit damit ihn äußerst entkräftete. Wer hätte dies von einem so ruhigen, und selbst etwas kalten Manne erwartet? Aber so lange sein Körper stark war, unterdrückte oder verbarg er seine Empfindung, theils aus Grundsätzen, theils vielleicht vermöge gewisser anderer Anlagen seiner Seele, oder vermöge seiner früheren Erziehung und Gewohnheiten.

Nachdem sein Nervengebäude schwächer ward, und er diese Herrschaft über seine Gefühle, die er in einem hohen Grade besaß, um etwas verlor, kamen diese zum Vorscheine, und man sah, bei Gelegenheiten, den äußerst empfindsamen und der stärksten Rührungen fähigen Mann.

Seine Asche ruhe sanft! Er hat Gutes in der Welt gethan; er hat sich gewiß noch sorgfältiger von allem Bösen rein gehalten. Seine Aufführung ist standhafte, gleichförmige Erfüllung desjenigen gewesen, was er für Pflicht erkannte. Für mich ist der Verlust unersetzlich. Die Hochachtung dieses oder jenes würdigen Mannes kann man sich vielleicht noch immer erwerben. Aber zur Freundschaft gehört Umgang, — und zwar Umgang in früheren, oder doch in mittleren Jahren. Unter den Gelehrten meines Zeitalters insbesondere sind nur Wenige, deren Geschmacke und Denkungsart ich nahe genug komme, um ihnen recht lieb zu sein. Sie, mein Theuerster, sind jetzt an der Spitze aller meiner auswärtigen Freunde; deswegen habe ich auch gegen Sie mein Herz ausschütten wollen. Berichten Sie mir doch bald einige genauere Umstände seiner letzten Krankheit und seines Todes. Hat er viel gelitten? — Möchte doch diese letzte Noth auch von uns leicht überstanden werden!

193. Engel an Weiße.

Berlin, den 14. Juni 1776.

Ich schreibe Ihnen, mein theuerster Freund, in einem Augenblicke, wo ich nicht im Stande bin, Ihnen irgend etwas Artiges zu sagen; denn, wenn ich auch sonst nicht ganz ungeschickt dazu wäre, so würde mich doch die erdrückende Gewitterhitze, unter der ich schmachte, ganz und gar dazu unfähig machen. Gleichwohl, da ich von Herrn Gülicher, dem Ueberbringer dieses Briefes, hörte, daß er in Leipzig auch Sie besuchen würde, und sich auf Sie vorzüglich freute, so machte die bloße Erwähnung Ihres Namens und ein kleiner Neid auf Herrn Gülicher, daß er Sie von Angesicht zu Angesicht sehen sollte, während ich Sie mir nur in der Einbildungskraft und in Bausens Bildniß dächte, daß ich unmöglich, trotz aller Hitze und alles meines Phlegma, umhin konnte, Ihnen zu schreiben.

Herr Gülicher ist ein Mann, den Sie aus dem ersten Umgange gleich besser werden kennen lernen, als ich ihn beschreiben könnte. Er ist ein Freund der Wissenschaften und besonders des Theaters; überdas ist er ein rechtschaffener Mann, und mehr braucht es wohl nicht, ihn einem Manne, wie Sie, zu empfehlen.

Warum ich aber gewünscht hätte, Ihnen etwas Artiges sagen zu können? Wegen der neuen Ausgabe Ihrer Trauerspiele. Ich habe das letzte d'un bout à l'autre wieder durch-

gelesen, und habe es gar sehr zu seinem Vortheile verändert gefunden. Es war eine wollüstige Stunde, die ich mir machte. Von den übrigen Stücken habe ich noch wenig gelesen, wegen Mangel an Zeit; die Vorrede aber habe ich gelesen, ausgelobt, vorgelesen. Sie selbst sind ganz darin, liebster Freund, und Sie sind besser, als alle Personen Ihrer Trauerspiele. Diese Gerechtigkeit, die Sie Nebenbuhlern so willig, auf eine so ungezwungene Art, widerfahren lassen; diese Bescheidenheit, die sich nicht wegwirft, aber aus Furcht, zu viel Werth auf eigenes Verdienst zu setzen, lieber zu wenig darauf setzt; diese Offenherzigkeit, womit Sie Ihre Empfindlichkeit gegen härtere Kritik gestehen, und diese Dreistigkeit, womit Sie am Ende den heutigen geschmacklosen Schmierern von Schauspielen ein Notabene geben; alles das macht zusammen den liebenswürdigsten Karakter, der schon anfangs den Leser ganz für Sie einnehmen, und wenn er nachher Ihr Genie in Ihren Werken hat kennen lernen, ihn zur Bewunderung für Sie gewinnen muß.

Sehen Sie da die pure nackte Wiederholung meiner Empfindungen, der ich, wie gesagt, gern ein wenig mehr Anstrich gegeben, wenn ich gekonnt hätte. Hätte ich nichts bei Ihren Trauerspielen empfunden, so hätte ich jetzt auch nicht ein Wort zu Ihrem Lobe herausbringen können: und so ist doch mein Lob schon wichtig? — Nicht wahr? — Wenn es jemals wichtig sein könnte, werden Sie sagen, und Sie haben Recht.

Was macht denn unsere gute Bibliothek der schönen W.? O, ich habe eine Abhandlung in meinem Kopfe fix und fertig, die sich trefflich hineinpaßte; eine Abhandlung — — Ich mag Ihnen nur den Mund nicht wässerig machen, denn was hilft's, da ich nicht die Zeit habe, sie zu schreiben? Zwar habe ich nur 4 Stunden die Woche; aber ich muß phil. Geschichte lesen, und, um sie zu lesen, erst selbst studiren; ich muß Moral lesen und selbst mein System ausarbeiten, was mir noch weit mehr Mühe macht, als phil. Geschichte. Ueberdas habe ich so viel mit meiner schwachen Gesundheit zu thun; ich muß so viel Zeit beim Schmausen verlieren, daß ich denke, ich werde in ein paar Jahren sicher darauf gehen.

Was ich hier im Anfange mit Schmausereien bin geplagt worden, ist ganz unglaublich, besonders da nachher Lessing dazu kam. Ich habe viel Bekanntschaften, die mir sonst die liebsten, die erwünschtesten würden gewesen sein, bloß deswegen aufgegeben, weil ich das Schmausen nicht ausstehen kann. — Ei, sagen die Leutchen, Sie sollen auch nicht essen, wenn Sie nicht wollen; Sie sollen nur da sein und — — Und Euch essen sehen! Und zwei, drei Stunden wie ein Maulaffe dasitzen, und vor Beklemmung fast ersticken? Da dank' ich. — Also, wenn mein Engel kommt, so ißt und

trinkt er sich zu Schanden: besser also, daß er gar nicht kommt, und für einen Grobian, einen — Gott weiß was? gehalten wird! Denn vor Höflichkeit sterben, das scheint mir die albernste Todesart von der Welt.

Aber Himmel! Was plaudere ich da mit Ihnen? Was geht Sie das Alles an? — Doch, es geht Sie wohl etwas an; denn es giebt auf Deutschem Boden ein Städtchen, wo ich mich schon eingerichtet hatte, wo Niemand mich mehr bat, wo meine Chefs nicht würden gegenwärtig gewesen sein, wo vor den Thoren Erdboden ist, wo Herr Weisse und so viel andere ganz allerliebste Leute darin wohnen, wo ich —

Ich muß abbrechen, mein Liebster, denn sonst möchte der Narr anfangen zu weinen, und er verliert in der Hitze schon Kräfte genug durch Schwitzen.

Empfehlen Sie mich Ihrer geehrtesten Familie, allen meinen Freunden, namentlich Herrn Dr. Platner, Herrn Zollikofer, Herrn Dr. Müller, und leben Sie tausendmal wohl!

Ihr gehorsamster und verbundenster

Engel.

194. Garve an Moses Mendelssohn.

Schleibitz bei Breslau, den 11. Juni 1784.

Theuerster Freund!

Indem ich hier auf dem Lande die Briefe meiner Freunde, welche ich seit einiger Zeit bekommen habe, wieder durchsehe, finde ich in dem Ihrigen die Stelle, wo Sie sagen, Sie begriffen durchaus nicht, was ich damit meinte, wenn ich das Principium, woraus Sie die Verbindlichkeit der Verträge herleiten, eine fictionem juris nenne. Da mir dieses Gelegenheit zu einer kleinen Unterhaltung mit Ihnen verschafft, so werden Sie mir erlauben, daß ich einige müßige Augenblicke anwende, mich darüber zu erklären.

Es kann sein, daß ich den Ausdruck falsch verstanden oder unrecht angewendet habe. Die Idee aber, die ich dadurch vorstellig machen wollte, ist folgende. Es giebt Deduktionen der Rechte, wobei es nur darauf ankommt, sie auf eine geschickte und deutliche Art zu erklären; es giebt andere, wo es darauf ankommt, sie zu beweisen. Im ersten Falle ist es erlaubt, und es geschieht, so viel ich weiß, im jure zuweilen, daß man ein gewisses Faktum als geschehen voraussetzt, welches vielleicht historisch nicht wahr ist, in welchem sich aber alle die Ursachen, woraus das Recht wirklich entsteht, am besten zusammenfassen, oder in welchem sie sich als in einem Bilde vorstellen lassen. Ein solches zur Erklärung angenommenes Faktum ist, nach meinen Gedanken, wie ich auch schon in meinem Buche gesagt habe, der contrat social. Ein

förmliches Paktum der noch freien Menschen unter sich, um eine bürgerliche Gesellschaft zu errichten, und der Gesellschaft mit ihrem Regenten, ist nirgends aufzuweisen, ist vielleicht nirgends im eigentlichen Verstande geschlossen worden. Aber die aus vielen Ursachen nach und nach entstandene Einwilligung eines Volkes, sich beherrschen zu lassen, läßt sich am deutlichsten und am kürzesten ausdrücken, wenn man sie unter die Form eines wirklichen Vertrages bringt. Das Resultat von allen den dunkelen Ideen und Motiven, durch welche die Menschen bewogen worden sind, bald die zufällig entstandene Macht eines Anderen sich länger gefallen zu lassen, als wohl die Nothwendigkeit sie dazu gezwungen hatte, bald freiwillig von ihren Rechten jetzt das eine, zu einer anderen Zeit das andere aufzugeben, ist ebendasselbe, als wenn sie in corpore auf einmal, nach einer wörtlichen Verabredung, Einem unter ihnen das Versprechen, zu gehorchen, gethan, und dafür das gegenseitige Versprechen, beschützt zu werden, erhalten hätten. Um deswillen ist es dem Lehrer des juris publici erlaubt, die Pflichten und Rechte der Bürger und Obrigkeiten aus einer solchen Verabredung herzuleiten. Sie bleibt aber in und für sich nur eine Dichtung.

Von einer ähnlichen Art nun, glaubte ich, sei Ihre Erklärung der Rechte, welche von Verträgen abhängen, wenn Sie dieselbe aus der Entscheidung einer Kollision herleiten. Das Faktum selbst scheint mir nicht historisch richtig zu sein. Das heißt: Niemand ist sich, wenn er z. B. einen Kauf schließt, bewußt, daß er, unter mehren miteinander streitenden, oder unmöglich zugleich auszuübenden Pflichten, eine zu wählen habe; Niemand fühlt dabei diejenige Verlegenheit, oder ist mit solchen Vorstellungen beschäftigt, als bei Kollisionen zu sein pflegen. Die Handlung, die er mit Bewußtsein dabei thut, ist nicht die Fixirung einer unbestimmten Gewissenspflicht. Unter diesem Gesichtspunkte stellt er sich sein Verfahren selbst nicht vor. Allein es ist möglich, die Handlung, die er thut, die Vorstellungen, welche er hat und wodurch er sich bei Schließung des Kontraktes bestimmt, auf diese Weise vorzutragen und sie dadurch philosophisch deutlich zu machen; und in sofern nenne ich diese Erklärung eine fictionem juris. Ich gestehe dessenungeachtet, daß, so wie ich bei einer aus so vielen Handlungen zusammengesetzten, unter so viele Menschen vertheilten und durch einen so langen Zeitraum ausgedehnten moralischen Veränderung, als die Errichtung eines Staates ist, eine solche Fiktion, wodurch alle diese Handlungen und die successive Entwickelung der Sache in Eines zusammengefaßt wird, für fast unentbehrlich halte, ich hingegen bei einer so einfachen Aktion, als die eines Vertrages ist, welcher unter einzelnen Menschen geschlossen wird, keine so nothwendige Ursache sehe, die historische Wahrheit zu verlassen und andere Gründe zur Erklärung der Verbindlichkeit anzunehmen, als

diejenigen Ideen, welche sich Jeder in dem Augenblicke, da er diese Handlung thut, deutlich bewußt ist. Der Eine sagt, ich will das geben oder thun; der Andere sagt, ich will es annehmen. Was ist der Effekt des Versprechens? Daß der Andere weiß, die Handlung werde geschehen. Was ist die natürliche Wirkung der Acceptation? Daß der Versprecher weiß, der Andere verlasse sich darauf. Welches ist nun der Mittelbegriff, wodurch dieser physische Effekt der ausgesprochenen oder niedergeschriebenen Worte mit der Idee von Verbindlichkeit zusammenhängt. Mich dünkt, der natürlichste ist dieser, daß die sichere Erwartung auch ein Eigenthum ist, daß sie, so wie dieses, genutzt und angewendet wird, um wieder andere Endzwecke dadurch zu erreichen; und daß, wer also jene Erwartung nicht erfüllt, so gut ist, als wer diese Endzwecke stört; und daß er also den Anderen wirklich beleidigt. Noch mit einem Worte muß ich des Vergnügens gedenken, welches mir Ihr kleiner Aufsatz über Spalding's Zufall gemacht hat. Alles, was von Ihrer Feder kömmt, gehört zu den angenehmsten Unterhaltungen meines Geistes. Verschaffen Sie mir doch also dieses Vergnügen zuweilen auch durch einen Privatbrief. Ich bin von ganzem Herzen

der Ihrige, Garve.

195. Garve an Engel.

Breslau, den 12. Februar 1786.

So sehe ich denn endlich einmal meines lieben Freundes Engel's Hand wieder. Das hat mir eine empfindliche Freude gemacht, obgleich der Anfang Ihres Briefes und die Veranlassung dazu gleich traurig ist. In der That habe ich mir von Ihrer Gesundheit bessere Vorstellungen gemacht. Meine anderen Freunde haben mir seit geraumer Zeit gar nichts davon geschrieben; aber eben daraus schloß ich etwas Vortheilhaftes. Einige Personen, die von Berlin hierher gekommen sind, sagten mir, daß sie Sie munterer wie gewöhnlich gesehen hätten. Da Sie überdies in den letzten Jahren mehr gearbeitet und zu Stande gebracht haben, als zuvor, so vermuthete ich, daß Sie wenigstens mehr gute Zwischenstunden haben müßten. Die Zufälle, die Sie mir nennen, sind nicht nur äußerst beschwerlich, sondern auch beunruhigend, wegen der Folgen. Möchte doch die Kämpfische Kurart, die ich in Ihrem Briefe zum ersten Male nennen höre, die gute Wirkung haben, welche Sie von ihr erwarten. Ich für meinen Theil bin entschlossen, bei keinem Uebel Arzenei zu brauchen, als bei einem solchen, das dem Leben Gefahr droht. Meine und Ihre Krankheit, obgleich durch beide die Nerven angegriffen werden, sind doch einander sehr unähnlich. Sie sind von Natur ein starker Mann, Ihr Blut ist substantiös, und die Bewegung desselben heftig. Ich bin von Jugend auf

schwächlich gewesen; mein Blut ist wässerig, die Cirkulation langsam. Wenn es stockt, so liegt es nicht sowohl an den Gefäßen, daß diese verstopft sind, als an dem ersten Triebwerke, daß dieses einen zu schwachen Stoß giebt. Dies kann nun, wie ich aus Erfahrung weiß, durch Arzeneien nicht gebessert werden. Ruhe ist meine einzige Kur. Und durch diese bin ich auch so weit gekommen, als ich bin. Durch diese vertreibe ich fast jeden Schmerz und jedes Uebel, von dem ich angefallen werde. Mein Wohlbefinden, so weit als solches bei einer gewissen Schwäche des Urstoffs möglich ist, ist alsdann bald hergestellt. Aber weil ich dann auch eine lebhafte Begierde nach Arbeit und Genuß habe, so währt es nicht lange, und ich empfinde von neuem den Anfang einer Ueberspannung und einer Unordnung. Mit meinem Geiste geht es, wie mit meinem Körper. In kurzen Zeiten kann ich eben so lebhaft und so scharf denken, als ich es je gekonnt habe. Aber weil man doch keine Arbeiten in Augenblicken oder Stunden zu Ende bringen kann, so entsteht Eins von Beidem: entweder ich fahre, troß der eintretenden Schwäche, fort, zu arbeiten; alsdann bekommen meine Gedanken den Karakter dieses Zustandes, sie werden matt, ich wiederhole mich, der Ausdruck wird weitschweifig: oder ich unterbreche die Arbeit oft, und alsdann verliert sie den Fluß, den leichten Zusammenhang, den nur Gedanken haben können, welche man zu gleicher Zeit koncipirt. Ueberhaupt muß ich leider von mir sagen: nemo unquam fuit tam dispar sibi. Was aber allezeit bleibt, ist eine gewisse Schwäche des Gedächtnisses. Ich habe nie auf Gelehrsamkeit und Belesenheit großen Anspruch gemacht; aber auch die, welche ich habe, kann ich nicht so brauchen, wie Andere. Die Resultate bleiben mir im Gemüth; auf die Beweise kann ich mich nicht mehr besinnen, wenn ich sie brauche. Setzen Sie es auf die Rechnung dieser oder einer ähnlichen Schwäche, daß ich so viel von mir selbst geredet habe.

Mosis Tod ist auch für mich ein großer und empfindlicher Verlust gewesen. Ich habe zuerst von ihm Philosophie gelernt (denn in der That waren seine „Briefe über die Empfindungen" das erste Buch von dieser Art, das bei mir Eindruck machte), und ich lernte noch immer vorzüglich gern von ihm. In der Entwickelung seiner Begriffe war etwas so Nettes, eine solche Vollständigkeit ohne Ueberfluß, Tiefsinn, mit der größten Deutlichkeit und mit Anmuth so verbunden, daß kein Schriftsteller, den ich kenne, ihm darin gleichkommt. Dazu hielt ich ihn auch für meinen Freund, obgleich zur vertrauten Freundschaft ein längerer Umgang gehört hätte. Er hatte mir, eben wegen der Jacobi'schen Schrift, im November geschrieben. Ich hatte die Antwort immer verschoben, weil ich erst die „Morgenstunden" und jene Schrift aufmerksam durchlesen wollte. Ich war nun darüber, ihm

meine Gedanken über beide mitzutheilen, da ich die Nachricht von seinem Tode erhielt.

Ich glaube auch, daß mein Urtheil über Jacobi's Schrift von dem Ihrigen nicht weit abweichen wird. Im Ganzen halte ich es für die größte Ungereimtheit, durch die tiefste und dunkelste Metaphysik zeigen zu wollen, daß die Vernunft kein anderes System als das des Atheismus annehmen könne, und dann Moral und Religion auf einen Glauben, ich weiß nicht, an was, zu gründen. Wenn dieses nicht, wie Sie sagen, eine Maske ist, welches mir auch fast wahrscheinlich vorkommt, so muß Schwärmerei dabei sein. Dabei geht es mir wie Mendelssohnen, ich verstehe Jacobi'n nicht, und was ich verstehe, scheint mir geflissentlich dunkel ausgedrückt zu sein. Ueberhaupt ist diese halb mystische, halb transcendentale Sprache nicht für mich. Und ich denke für Niemanden. Denn Niemand kann unter solcher erkennen, was er für Gegenstände vor sich hat. Es ist eine Arbeit, so ein Buch zu lesen, und sie wird nicht belohnt. Will man die Ideen brauchen, so muß man sie in seine gewöhnliche Sprache übersetzen. Alsdann verschwinden sie Einem aber unter den Händen, oder sie werden aus neuen und unerhörten zu ganz gemeinen und bekannten.

Daß Moses wirklich durch Jacobi's Schrift sehr afficirt worden sei, das sehe ich aus seinem Briefe an mich, der in einer gewissen Aufwallung des Gemüthes geschrieben zu sein scheint; und es erhellt aus dem letzten Aufsatze selbst, den Sie mir jetzt überschickt haben. Wie viel oder wenig diese erregte Empfindlichkeit, nebst der Anstrengung, wozu sie ihn veranlaßt, auf seine schon geschwächte Maschine gewirkt habe, um sie völlig zu zerrütten, das läßt sich freilich nicht bestimmen. Die Unterredung, die Reichard in den Hamburgischen Zeitungen bekannt gemacht hat, und die mir eben jetzt zu Gesicht kommt, zeigt nur so viel, daß er auch einem Freunde von Jacobi, und der ihm selbst etwas Auffallendes von Letzterem überbrachte, freundschaftlich begegnen konnte, und daß er heiteren Gemüthes genug war, um zu scherzen. Wer wollte aber auch glauben, daß diese Sache, so unangenehm sie dem Verstorbenen fiel, ihm seine ganze Gemüthsruhe sollte geraubt haben, oder daß er fähig gewesen sei, allen Denjenigen seinen Unwillen merken zu lassen, die nicht mit ihm über diese Schrift gleich dachten? Ich gestehe Ihnen sogar in der That, daß, ehe ich den von Ihnen herausgegebenen Aufsatz Mosis las, ich nicht so ganz einsahe, warum Jacobi's Schrift persönlich einen so sehr unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Denn was die Beleidigung von Lessing's Andenken betrifft, so mußte sie zwar einem so zärtlichen Freunde Lessing's, als Moses war, sehr weh thun; aber er mußte finden, daß Jacobi sich selbst wenigstens in einem eben so schlechten Lichte darstellte, als Les-

singen, ja in einem noch schlechteren. Denn er ist es ja, der durch das abscheuliche Gedicht, was er in der Tasche mit sich herumtrug und wahrscheinlich selbst gemacht hatte, die Unterredung mit Lessingen veranlaßte; er stimmt vollkommen mit Lessingen in seinen Behauptungen zusammen, und führt die Ideen, welche dieser, halb im Ernst, halb im Scherz, in einer Unterredung hinwarf, in einem ganzen Buche aus. Daß er durch seinen salto mortale (wo mir das Bild eben so abgeschmackt als die Sache vorkommt) wieder zu dem orthodoxen Glauben zurückkömmt, da Lessing auf dem Irrwege bleibt: das wird, denke ich, bei wenigen Lesern den nachtheiligen Eindruck auslöschen, den seine viel längeren und viel eifrigeren Bemühungen für den Atheismus gemacht haben. Das Mißtrauen, welches er gegen Moses zeigt, mußte den durchaus redlichen Mann natürlich auch beleidigen. Allein, wenn ich nicht irre, so war es Schriftstellereitelkeit und nichts mehr, welches Jacobi zur frühzeitigeren Herausgabe dieser Briefe bewog. Er fürchtete, Moses würde das Fette von der Suppe wegnehmen, würde die feinsten, scharfsinnigsten Ideen, ohne ihn zu nennen, durch die Widerlegung derselben so verbrauchen, daß er, Jacobi, sie nicht mehr wohl in's Publikum bringen konnte. Er eilte also, damit auch seine Schrift noch den Reiz der Neuheit hätte. Unter diesem Gesichtspunkte sehe ich in dem Betragen Jacobi's viel Schwäche, Vieles, das nicht zu billigen ist, wenig Beleidigendes. Doch Moses fühlte noch feiner, als ich, in seiner eigenen und seines Freundes Sache, und seitdem ich seinen Aufsatz: „An Lessing's Freunde", gelesen habe, kann ich mich vollkommener in seine Stelle versetzen. Dessenungeachtet haben Sie gewiß keine andere Meinung gehabt und in Ihrer Vorrede ausdrücken wollen, als daß, da Arbeiten, die Verstand und Herz zugleich stark beschäftigen, wo mit Anstrengung der denkenden Kräfte auch lebhaftere Emfindungen rege sind, den Körper mehr angreifen, als bloße Spekulationen, auch diese Arbeit Mosis, wozu Jacobi ihn veranlaßte, seine Maschine mehr in Unordnung gebracht haben kann, als andere mit völliger Gemüthsruhe verfertigte Arbeiten werden gethan haben. Diesen Sinn hat die Vossische Zeitung allerdings zu hart, wie mich dünkt, ausgedrückt.

Unsere Urtheile über Mosis „Morgenstunden" sind einander nicht weniger gleichförmig. In dem Auszuge, den ich mir davon gemacht habe, habe ich auch die Zusätze, wo die Materie von den Fragen abgehandelt wird, als eines der vorzüglichsten Stücke des Buches bemerkt. Der Beweis, wo aus der Dankbarkeit des Begriffs von Gott auf sein Dasein geschlossen wird, macht ebenfalls auf mein Gemüth noch immer keinen rechten Eindruck. Für den anderen, daß jede wirkliche Sache in irgend einem Geiste eine Vorstellung erregen müsse, wünschte ich mir eine kleine Schonung. Sie werden, glaube ich,

ich, nicht verkennen, daß ich ungefähr denselben Gedanken gehabt habe, da ich Das niederschrieb, was Sie S. 27, 28, 29 der Anmerkungen zum zweiten Buche des Cicero finden werden. Ich gestehe es, es freut mich, zu sehen, daß Moses einen Gedanken, den ich mir kaum gewagt hatte, laut zu denken, so ganz vollständig aufgefaßt und einer solchen Bearbeitung würdig gefunden. Aber es erhellt dann auch aus dieser Ausführung, daß er, zu einem förmlichen Beweise für den Verstand erhoben, nicht mehr dieselbe Kraft habe, als wenn er noch halb das Werk der Einbildungskraft ist. Sehen Sie sich einmal an einem schönen Tage die herrliche Natur, an einem heiteren Abende den gestirnten Himmel an, oder werfen Sie einen Blick auf das Gewühl der großen Stadt, in der Sie leben; und dann denken Sie sich, welcher unendliche Stoff zum Denken und zum Erkennen in jedem der Dinge und der Menschen, die sie so nur von der Oberfläche und in der Entfernung sehen, liege; welcher noch größere in der Einsicht des Zusammenhanges aller derselben; und gewiß, wenn Sie mit mir gleich genug gestimmt sind, Sie werden die Idee nicht ertragen können, daß dieses hohe göttliche Schauspiel nur solche elende, halb blinde Zuschauer, als wir sind, haben sollte; daß nicht, wie die Objekte des Denkens unendlich sind, auch eine unendliche Kraft zum Denken da sein sollte. Aber wie gesagt, diese Idee ist wie ein Blitz, der die Seele erleuchtet. Will man ein Licht dabei anzünden, das fortbrennt, so findet man sich wie getäuscht.

Aber am allerwenigsten hat mir der Gebrauch einleuchten wollen, den Moses von seiner sonst trefflichen und fruchtbaren Eintheilung in Erkenntniß- und Billigungsvermögen gemacht hat. Er schließt: jeder Satz, der eine Wirklichkeit aussagt, muß entweder materialiter oder formaliter wahr sein, das Prädikat der Wirklichkeit muß mit dem Subjekt entweder vermöge der Beziehung auf die Gesetze unseres Erkenntniß- oder auf die unseres Billigungsvermögens zusammenhängen; mit anderen Worten, jedes Ding, das ist, muß entweder nothwendig oder nach Zeit und Ort das beste sein. Wie dieses Letztere stattfinde, so lange ich noch das Dasein eines weisen und gütigen Urhebers der Welt für nicht bewiesen ansehe, begreife ich nicht. Neu, und doch auch einleuchtend richtig, scheint mir der Gedanke, daß ein unendlicher oder ein allervollkommenster Verstand an sich möglich sei, weil der Zusammenhang aller Wahrheit, das Erkenntnißobjekt eines solchen Verstandes, etwas Denkbares ist.

Doch in wenig Worten kann man über so verwickelte Materien seine Meinung nicht völlig deutlich machen. Also will ich diese Untersuchungen lieber verschieben, bis wir einmal zusammenkommen.

Die Streitigkeit mit Biestern ist allerdings unangenehm für mich geworden. Und dessenungeachtet reuet mich

noch nicht ganz, was ich dabei gethan habe. Erstlich, meine Absicht war gewiß unverfälscht gut. Und dann bin ich noch heute überzeugt, daß die Totalsumme meiner Behauptungen richtig ist, und daß die Vorstellungen meiner Gegner übertrieben sind. Lassen Sie 10, 20 Jahre ins Land gehen, und dann will ich sehen, ob ich sogar weit mit denselben aus einander sein werde. Aber dadurch hätten Sie mich vielleicht von dem Anfange dieses Streites abhalten können, indem Sie mir deutlicher gezeigt hätten, daß er unnütz ist, welches ich jetzt fast selbst einsehe. Commenta hominum delet dies. Daran würden Sie mich ohne Zweifel lebhafter erinnert haben. Was Herr Nicolai als einen Spott auslegen kann, ist nur das einzige Wort, wie ich mich wundere, daß er in katholischen Landen etwas Anderes als den Katholicismus zu finden vermuthet hätte. Uebrigens verkenne ich gewiß seine Verdienste — und auch in seinen „Reisen" nicht. Ich war schon im Begriffe, in diesen Brief einen an ihn einzuschließen. Nicht, um ihn abzuhalten, Alles gegen meine Behauptungen anzuführen, was er für wahr und für gemeinnützig hält, sondern nur, um zu verhüten, daß er mich persönlich nicht falsch beurtheile. Von der Preisfrage über die väterliche Gewalt weiß ich kaum, daß sie von der Akademie ist aufgegeben worden. Noch habe ich gar nicht daran gedacht, und ich werde auch schwerlich daran denken, sie zu beantworten *). Können Sie einen Augenblick gewinnen, worin Sie mir antworten, so schreiben Sie mir doch, was Sie in Absicht Nicolai's für gut halten. Ich achte ihn hoch, ob ich gleich nicht einstimmig in allen Stücken mit ihm denke und den Ton, den er gegen die Katholiken braucht, durchaus mißbillige. Ich wünschte daher also auch, daß er mein Freund bliebe. Aber bestechen mag ich ihn mit einem Briefe nicht, auch nicht einmal den Schein davon haben. Lieber will ich mir auch unangenehme Sachen, die ich nicht verdiene, sagen lassen.

Meine Mutter, die, Gott Lob! noch bei munteren Kräften ist, hat den Brief von Ihrem Sohne Engel mit eben so gro-

---

*) Es war das die von der Klasse der spekulativen Philosophie gestellte Frage: Quels sont dans l'état de nature les fondemens et les bornes de l'autorité des parens sur les enfans? Y a-t-il de la différence entre les droits du père et ceux de la mère? Jusqu' à quel point les lois peuvent-elles étendre ou limiter cette autorité? Herrn Villaume's (früher Prediger der französischen Gemeine in Halberstadt, dann außerordentlicher Professor am königl. joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin) Abhandlung, mit dem Motto: „Les enfans sont un dépôt et non une possession," wurde von der Akademie gekrönt und im Jahre 1788 besonders gedruckt.

ßem Vergnügen gelesen, als er mir gemacht hat. Sie wünscht Ihnen mit dem freundschaftlichsten Herzen alles mögliche Gute. So thue auch ich,

Ihr wahrer, Ihnen ergebener Freund
Garve.

196. Garve an Engel.

Breslau, den 12. Mai 1795.

Theuerster Freund!

Da ich jetzt Ihre gesammelten kleinen Schriften lese und mir dadurch das Bild meines alten Freundes lebhafter erneuere, entsteht das Verlangen bei mir, nach so langer Zeit auch einmal mit Ihnen zu reden. Eine noch nähere Veranlassung dazu hat mir der Brief eines gewissen Michaelis, eines jüdischen Gelehrten und jetzigen Hofbuchhändlers in Strelitz, gegeben. Er schreibt mir, daß auch Sie unter seine Bekannten und guten Freunde gehören; daß Sie in Schwerin gesunder und zufriedener als in Berlin leben, und daß Sie den Wissenschaften und der Literatur wahrscheinlich wiedergegeben sein würden. Diese Nachricht interessirte mich so sehr, als der Briefsteller glaubte, und sie erfreute mich noch mehr, als er wissen konnte. Er sah in mir nur den Freund der Wissenschaften und wußte nicht, daß ich auch Ihr Freund sei. Ja, in der That, wenn diese Nachricht wahr ist; wenn Ihre Gesundheit und Ihre Gemüthsruhe wieder zugenommen hat; wenn Sie sich im Stande und geneigt fühlen, zu arbeiten; wenn Sie zugleich wieder anfangen, glücklich und nützlich zu sein: — so werde ich auf eine Zeitlang meine eigene Noth und mein eigenes Unvermögen vergessen, und mich nur an dem Guten weiden, das Sie noch in der Welt genießen und das Sie stiften können.

„Aber, sagte ich mir, wenn er Bücher schreiben kann, so kann er auch Briefe schreiben. Es kann ihm also auch nicht gar so unbequem fallen, Briefe zu bekommen. — Wie wär's, wenn ich selbst bei ihm anfragte, was von der fröhlichen Nachricht wahr sei? Hat er mir doch schon einmal einen Beweis gegeben, daß er für alle Welt nicht zu Hause sein, und doch mich mit offenen Armen empfangen kann!"

Das Schlimmste von der Sache wäre, daß Sie mir nicht antworteten; und darauf bin ich gefaßt. Daß Ihnen der Brief lieb ist, weiß ich gewiß.

Aber freilich der Inhalt, mit dem ich ihn anfüllen kann, ist nicht anmuthig. Denn von mir selbst muß ich doch wohl mit einem vertrauten Freunde eher reden, als vom Plato und Aristoteles. Und was kann ich von mir sagen, als daß das Gute an mir und in meinem Zustande ab- und das Böse zunimmt. Meine Mutter todt, meine meisten alten Freunde

abgestorben oder entfernt; — nervenschwach, wie immer — und dabei mit einem unheilbaren Schaden mitten im Gesichte behaftet, der sich langsam, aber unaufhaltbar verschlimmert. Warum muß doch gegen Schärfen des Blutes, welche die Wollust und die Ausschweifung hervorbringt, die Heilkunst ein bewährtes Specifikum haben, und gegen solche, welche die Säfte des schuldlosen Menschen vergiften, muß sie ohne alle Hülfsmittel sein? Zwar versichern mich alle Aerzte, von Berlin bis Leipzig und Breslau, daß es nicht die übelartigste aller Schärfen ist, deren Namen schon so schrecklich klingt. Was mich dafür zu sichern scheint, ist die Langsamkeit ihrer Wirkungen, und daß sie ihre Zerstörungen ohne allen Schmerz, oder doch mit einem sehr geringen Schmerze, anrichtet. Aber was hilft es mir, daß es eine Flechte, ein flechtenartiges Uebel heißt, wenn es dessenungeachtet mich schon um den Gebrauch des rechten Auges gebracht hat, mich verunstaltet, mich nach und nach immer mehr aus der Gesellschaft verjagt, mir die Arbeit des Kabinets, die einzige Zuflucht für den Einsamen und Unglücklichen, äußerst erschwert, und mir, ohne mein Leben in die mindeste Gefahr zu setzen, mit dem Verlust alles dessen droht, wodurch das Leben wünschenswerth wird. — Der vergangene Winter hat zu diesen Beschwerden einen beträchtlichen Zusatz gethan. — Ich kann nicht mehr anders als mit einer Binde über das rechte Auge ausgehen. — Die Kälte und die Hitze schaden dem kranken Theile auf gleiche Weise. Der Genuß der Natur, der Freundschaft und der Wissenschaften, der drei Güter, die ich am höchsten schätze, wird auf eine unglaubliche Weise dadurch eingeschränkt. An das Reisen, um meine Freunde im Auslande wiederzusehen, wo ich beinahe vertrautere als in meiner Vaterstadt habe, darf ich beinahe gar nicht mehr denken.

Doch es ist Zeit, diese Klagelitanei zu endigen, die Ihr Herz bekümmert, ohne meiner Noth abzuhelfen. Lieber will ich Ihnen noch das Gute, dessen ich genieße, und die Arbeiten, womit ich mir meine Zeit vertreibe, oder mit deren Projekten ich mir wenigstens eine angenehme Stunde mache, ein wenig genauer bekanntmachen. — Nach dem Tode meiner Mutter fehlt es mir ganz an Verwandten, und nach dem Tode des Herrn von Paczensky fehlt es mir ganz an innig vertrauten Freunden. — Aber es fehlt mir doch nicht an einem Kreise guter und verständiger Bekannten, die mir wohlwollen, die ich auch liebe, und in deren Umgang ich mich zuweilen erheitere. Unter meinen hiesigen gelehrten Freunden steht Manso oben an, Rektor eines unserer Gymnasien, ein junger Mann, von dem sich die Literatur viel zu versprechen hat. Er verbindet dichterisches Talent mit großer philologischen und literarischen Kenntniß. Diese Verbindung ist eben so selten, als die zwischen Witz, Einbildungskraft und Philosophie, die meinen Freund Engel und seine Schriften unterscheidet.

Sie kennen wahrscheinlich den Anfang der Uebersetzung des Tasso von der Hand unseres Manso. Sie gehört ohne Zweifel zu den besten poetischen Uebersetzungen, die wir in unserer Sprache haben. Aber wie weit steht doch die Versifikation in dieser Uebersetzung hinter der in der „Kunst zu lieben" zurück, welche das neueste Produkt der Manso'schen Muse ist! Er scheint in dem Zwischenraume alle Theile des Versbaues sehr sorgfältig studirt zu haben, und dem Gedichte fehlt nichts, um unter die musterhaftesten Werke seiner Art gerechnet zu werden, als daß sein Inhalt eine mehr moralische Tendenz hätte. Regeln für die Befriedigung der sinnlichen Liebe geben, heißt im Grunde, Regeln für die Unsittlichkeit geben. — Das ist es nicht nach der Absicht und nach dem Karakter des Dichters, aber es ist so nach der Wirkung auf viele Leser. Manso ist ein braver und auch gewiß ein sittlicher Mensch, und wie konnte ein Fleiß wie der seinige mit Ausschweifungen bestehen? Aber er ist noch jetzt ganz Dichter und Gelehrter: die literarischen und poetischen Beziehungen der Dinge beschäftigen ihn jetzt mehr als die moralischen. Bei dem, was sich schön sagen läßt, was zu interessanten Bildern Gelegenheit giebt, was das Talent übt und dem Geschmacke gefällt — dabei denkt er noch wenig an die praktische Nützlichkeit oder Schädlichkeit. Wollen Sie Manso von Seiten seiner philologischen Gelehrsamkeit kennen lernen, so müssen Sie seine „Mythologischen Versuche", seine Uebersetzung vom „Oedip", und besonders die Karakterschilderungen von Dichtern und andere Aufsätze lesen, die er zu den „Sulzer'schen Beiträgen" geliefert hat. Die Prosa Manso's ist fließend und kastigirt, und seine kritischen Untersuchungen haben nicht nur das Gepräge des Mannes von Geschmack, sondern auch des denkenden Kopfes. Er arbeitet auch sehr fleißig an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften".

Meine Vaterstadt ist jetzt reich an jungen viel versprechenden Gelehrten. Fülleborn, auch Lehrer an einer öffentlichen Anstalt, ist Manso'n in Absicht des Genies nicht gleich, aber er eifert ihm in Absicht der Gelehrsamkeit nach, und er besitzt Beredtsamkeit und Geschmack genug, um die Philosophie und Philologie, die er mit gleichem Fleiße studirt, auch auf eine gemeinnützige und angenehme Weise vorzutragen. In seinen „Beiträgen rc.", einer periodischen Schrift, kommen insbesondere viele Aufsätze, welche in die philosophische Geschichte einschlagen, vor, die den wahren Geist haben, welcher dieses Studium interessant machen kann.

Unter diesen Männern, zu denen sich einige Geschäftsleute und alte Familienbekannte gesellen, und unter einigen Frauen, welche gute Hausmütter und verständige Gesellschafterinnen sind, bringe ich zuweilen einige Erholungsstunden zu. — Aber für meinen jetzigen Zustand genügt das nicht. Ich brauchte eine immerwährende und eine Familiengesellschaft;

ich hätte solcher inniger Freunde nöthig, wie diejenigen sind, die man aus der Jugend mit ins Alter nimmt, wenn man werth ist, die Liebe eines braven Mannes zu fixiren und durch viele Jahre zu erhalten.

Unter den Arbeiten, die ich jetzt noch habe machen können, steht das Uebersetzen oben an. Deswegen ist auch die Uebersetzung des Smith schneller als irgend eine andere meiner versprochenen Arbeiten avancirt, und eben bin ich im Begriffe, den letzten Theil zu endigen. — Sie wissen, daß ich mir Dörrigen zu dieser Arbeit associirt habe. Der in dieser Messe erscheinende dritte Band ist von ihm, und ich habe sehr Ursache, zufrieden zu sein. Ich glaube nicht, daß Sie einen Unterschied bemerken werden, wenn es nicht einer zum Vortheil der Dörrigenschen Uebersetzung ist.

Diese Arbeit unterbreche ich zwar, weil sie, als halb mechanisch, bei zu langer Fortsetzung unausbleiblich ermüdet, mit meinen Meditationen über diesen und jenen Gegenstand, wovon ich dann auch etwas aufs Papier werfe. Aber hier werde ich dann gewahr, wie sehr mein Kopf geschwächt ist, und welche Hindernisse ein leidender Körper dem denkenden Geiste in den Weg legt. Ich komme daher auch selten mit einem Aufsatze zu Ende, oder es mißfällt mir. Mit literarischen und historischen Untersuchungen will es vollends nicht fort. Dazu gehören Augen, um zu suchen, und Gedächtniß, um zu behalten; und just diese beiden Dinge fehlen mir. Daher meine Abhandlungen, wenn ich deren noch schreibe, nichts als das immerwährende Raisonnement enthalten werden, das, wie neulich mir ein Kunstrichter vorgeworfen hat, meine Schriften ermüdend mache. — Doch, wenn es mir noch gelingt, einen Band der „Versuche" (denn noch ist, trotz der falschen Ankündigung Korn's, kein Buchstabe vom zweiten Bande gedruckt) zu Stande zu bringen, so werde ich es für eine Wohlthat des Himmels halten. Nun, lieber Freund, hier haben Sie ein Bildniß von mir und ein Gemälde von meinem Leben; jenes etwas häßlicher, dieses etwas finsterer und trauriger, als Sie sonst mich und mein Leben gekannt haben. Aber doch werden Sie nicht aufhören, den Mann zu lieben und an seinen Schicksalen Theil zu nehmen, sowie er hinwiederum durch keine Veränderung seiner Person und seiner Umstände etwas von der Wärme und Herzlichkeit seiner Freundschaft für Sie verlieren wird.

Garve.

197. Ritter Gluck an Klopstock.

Hochgeehrtester Herr,
Werthester Freund!

Die mitweinende Freundschaft gewährt den Unglücklichen den kräftigsten Trost; diesen Trost verspreche ich mir

von Ihnen, werthester Freund! Ich habe meine Nanette verloren. Ihr deutsches Mädchen mit dem edeln guten Herzen, das auf Ihren Beifall, auf Ihre Freundschaft so stolz war, ist nicht mehr — im Frühling des Lebens ist sie wie eine Rose verblüht, und ich verliere in ihr die Freude meines Alters. O, wie empfindlich ist mir dieser Verlust!! Eben in der Zeit, da ich die Früchte einer glücklichen Erziehung einärndten sollte, ward sie mir entrissen, ohne die letzten Empfindungen ihrer unschuldigen Seele vor ihrer Auflösung genossen zu haben. Wie öde, wie einsam wird es künftig um mich sein! Sie war meine einzige Hoffnung, mein Trost, und die Seele meiner Arbeiten. Die Musik, sonst meine liebste Beschäftigung, hat nun allen Reiz für mich verloren; oder sollte sie jemals meine Betrübniß lindern können, so müßte sie dem Andenken dieses geliebten Gegenstandes geheiligt sein. Ist es zuviel von Ihrer Freundschaft gefordert, wenn ich wünsche, Ihre empfindsame Seele durch meinen Verlust zu rühren, wenn ich hoffe, daß Ihre erhabene Muse sich herablassen werde, um einige Blumen auf die Asche meiner geliebten Nichte zu streuen? Mit welcher Entzückung werde ich diesen kräftigen Trost benutzen; von Ihrem Genie angefeuert, würde ich dann in den rührendsten Tönen meine Klagen auszudrücken suchen. Natur, Freundschaft und mehr als Vaterliebe würden die Quellen meiner Empfindungen sein.

Lassen Sie mich, edler Freund, nach diesem, Ihrer schönen Seele würdigen Gegenstand nicht vergebens seufzen. In Wien, wohin ich zurückzureisen im Begriff bin, werde ich Ihrer Antwort mit Sehnsucht entgegen sehen. Bei jedem Gedanken an Sie, werden sich dann in meinem Herzen, neben den Regungen der aufrichtigsten Freundschaft, noch jene der dankbarsten Erkenntlichkeit erheben, und beide die vollkommenste Verehrung verewigen, mit der ich die Ehre habe zu sein

Hochgeehrtester Herr und Freund
Ihr ganz ergebenster Diener
Ritter Gluck.

Paris, den 10. Mai
1776.

198. Winkelmann an den Baron v. Riedesel.

Warum denn so lange geschwiegen, ohne mir zu antworten? Es ist wahr, mein letztes Schreiben erforderte keine Antwort; Sie haben mich aber bereits verwöhnt, und da man beständig besorgt ist um das, was man liebet, so befürchte ich, daß Sie sich nicht wohl befinden; denn ich glaube nicht, daß Ihr Stillschweigen andere Gründe haben könne. Zuweilen erneuert sich mein gewöhnlicher Traum, daß Sie auf dem Wege sind, und bald mündlich antworten werden; denn wenn man mit offenen Augen träumt, verfliegen die Bilder nicht so leicht, wie in dem Uebergange von träumendem

Schlafen zum Wachen geschieht; sonderlich ein so angenehmer Traum, wie jener ist, den ich unterhalten will, so lange ich nur die geringste Möglichkeit sehe. Eine Freundschaft, welche die Abwesenheit stärker macht, muß, glaube ich, diejenige sein, die ich vielleicht nur sonst in einer einzigen Person gefunden habe, außer Ihnen, und diejenige, die Viele zu finden verzweifelt haben. Ich überdenke so viele Schwierigkeiten, als ich einzusehen vermögend bin, die Ihnen im Wege stehen können, und welche alle wichtiger und gründlicher sein werden, als Gegenvorstellungen, die ich machen könnte; stärker aber sind sie nicht, als mein Verlangen ist, Sie einige Zeit zu genießen. Wenigstens ist dieses mein Verlangen ein Zeugniß meiner wahren Freundschaft, die ich allen Fremden bekannt mache, und ihnen sage, daß Sie der einzige von Reisenden sind, mit welchem ich einen beständigen Briefwechsel unterhalte. Oft werfe ich mir vor, daß ich Ihnen nicht genug Vertraulichkeit bezeiget; aber die Liebe ist niemals mit sich völlig zufrieden, so wenig als die Dankbarkeit. — — —

Ich ersterbe als

Ihr

ewiger und eigener
Winkelmann.

199. Herder an G. Merkel.

Verzeihen Sie, Bester, meinen so späten Dank sowohl für Ihre Geschenke, als für die Ehre, die Sie vor den Völkergemälden mir haben erweisen wollen. Doch zu viel, zu viel Ehre! Ihre Völkergemälde sind gut zu und gegen einander gestellt; auch dünkt mich diese Methode des Zusammenstellens vor der Hand die angenehmste, die nützlichste, ja die — einzig mögliche Philosophie der Menschheit, in einem gewissen Sinn betrachtet. Mögen die Engel Uriel, Raphael, Scalthiel, vorzüglich aber der Engel Michael, aus ihnen Resultate ziehen; was sollen sie uns, ehe wir hinaufgelangen?

Hier ist unseres — — Freundes Brief an Teller. Ehe ich ihn empfing, hatte ich mir, ohne seine Anregung an mich, Mühe für ihn gegeben, weil ich seine Lage und ihn selbst, weil ich außerdem den Kreis ziemlich kannte, für den ich ihn geschaffen glaubte. Bisher kann ich noch nichts darüber sagen; versäumt ist aber nichts, da (unter uns gesagt, oder gemuthmaßt) die Stelle einer Finanzspekulation für andere pias causas und bona opp. publica offen zu stehen scheinet. Versichern Sie Hrn. O. K. R. Teller, daß ich nicht ermangeln werde, für unseren nach — — Verbannten zu thun, was ich für ihn thun kann. Ma piano, Signori, piano.

Engel mit seiner Lichtmetaphysik hat mir eine sehr, sehr angenehme Stunde gemacht. Sie wissen, wie ich nach dem — Licht und Schall umherhorche, umherlausche. Was er von der Kalligone urtheilt, möchte ich gern wissen, aber

unbefangen. Ich habe mich auf allgemeinen Tadel auch hier so gerüstet, als bei der Metakritik. Kalligone und Meta sind Geschwister.

Dem — — — Hause unsere angenehme Erinnerung, Freundschaft und Hochachtung. Dellbrück, wenn Sie ihn sehen, meine innige Freude über sein großes, großes Geschäft; nicht leicht habe ich eine größere Freude gehabt, als da ich von der Wahl hörte. Gebe der Himmel ihm Segen! — Richter (J. P.) ist nicht hier, sondern vor der Hand in Rudolstadt, doch nur auf Wochen, er kehrt zurück, um sodann nach Berlin zu ziehen, nach Berlin, — Eia!

Leben Sie glücklich in dem Berlin, in dem Potsdam! und treibt fleißig fort Eure T. Rübenkultur. Ach, wie herrlich, wie schmackhaft! Es sind Brandenburgische Rüben!

Leben Sie bestens wohl!

An Doktors Geburtstage, den 28. August 1800.

H.

Meinen herzlichen Gruß muß ich mit eigener Hand beifügen: daß es Ihnen wohlgehen möge, ist unser Aller Wunsch.

Karol. Herder.

200. Jean Paul Friedrich Richter an Elisa von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem.

Verehrungswürdigste!

Der Mai gab Sie der Welt, damit Ihr Herz ihn immer fortsetzte und austheilte unter die Menschen. Wie er, aber geistiger und schöner, schenkten Sie überall, wo Sie einwirkten, höhere Wärme, längeren Tag und Blumen und Blüthen. Mit dieser Erinnerung feiern wir Alle den Tag von Elisa's Erscheinung.

Der Unendliche erhalte Sie lange einer irdischen Welt, um Sie für die verklärende zu bereiten. Die Unvergeßliche*), welche in dieser glänzt, legte den Trost der drei Liebenden, die Sie jetzt umgeben, in die Hand ihrer hohen Schwester, so wie den Trost der Schwester in die Hände der drei Liebenden.

So bleibe Ihr Lebensabend einem Abende im hohen Norden ähnlich, wo noch nach der Mitternacht die Sonne mild fortschimmert und endlich nur untergeht, um sogleich als Morgensonne wieder aufzustehen! Ihr Sie warm und ewig verehrender

J. P. F. Richter.

---

*) Ihre Schwester Dorothea, Herzogin von Kurland.

201. Jean Paul Fr. Richter an Elisa v. d. Recke.

Bayreuth, den 25. November 1819.

Verehrteste Frau Gräfin!

Ich wäre nicht werth, so reiche Stunden des schönsten und reinsten Daseins mit Ihnen genossen zu haben, wenn ich meiner geliebten Frau nicht einige ähnliche Minuten davon bei Ihnen zuzuwenden suchte durch dieses Blättchen. Sie macht ohnehin jetzo eine Reise des Schmerzes zum Grabe ihres Vaters*), und bedarf daher wohl des Trostes und Glückes, eine hohe Frau kennen zu lernen, deren Lebensweg so oft an geliebten Gräbern, und so nahe am eigenen vorbeigegangen, und welche durch die Nebel des Erdbodens nie im heiteren Himmel ihres Innern als Wolken und Nächte hat feststehen lassen. Einst wird die bloße Heiterkeit des Herzens so gut belohnt werden, als jede andere Tugend, ob sie gleich sich selber belohnt, wie aber jede andere auch thut.

Mit Freude lese ich und die Meinigen und Andere Ihre Reise**), deren Werth an Kraft und Interesse mit der Wärme des Klima zunimmt; nur daß zum Glücke bei Ihnen die südliche Wärme nie — das nördliche Licht verdunkelt und umräuchert.

Möge meine Frau mich mit einigen Nachrichten erfreuen können, daß Sie das physische Leben, das Sie so ruhig, wie jeden äußeren Menschen ertragen, nicht beunruhige, sondern sogar erheitern; und Gott gebe dem milden, warmen Geiste einen Winter, der für den Körper nicht das Gegentheil ist!

Dem geliebten Tiedge, in dem Phantasie und Kraft und Liebe in seltener Eintracht beisammen wohnen, meinen innigsten Gruß! Der ewige Verehrer der Unvergeßlichen, Ihr

Jean Paul.

202. Jean Paul Fr. Richter an Elisa v. d. Recke.

Bayreuth, den 29. September 1821.

Verehrteste Frau Gräfin!

Verzeihen Sie die Verzögerung des Dankes; durch diese antwortet jetzo ein Schmerz dem anderen, der beraubten Schwester der beraubte Vater; denn mein achtzehnjähriger einziger Sohn ist in dieser Woche gestorben und mit ihm meine schönere Erdenzukunft eingestürzt.

So sah ich denn hier an Einem Abende, an Einem

---

*) Geheime Rath Meyer in Berlin; auch Vater der Gattin Mahlmanns und Spaziers.

**) Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804 — 1806, von Elisa von der Recke. 4 Bände. Berlin, bei Nicolai, 1815 — 17. Voll männlich-ernster Kraft und weiblicher Milde.

Tische zwei Bald-Sterbende neben einander im Gasthofe, die himmlische Theodora*) neben dem Prinzen Biron. Auf ihrem sonst so noch blühenden Angesicht fand ich sogar bei der Lichtverschönerung ihre nahe Grabschrift lesbar. Aber ihr Leben — dies sei der Trost der edlen Schwester — war ein langer Frühling voll ausgetheilter und empfangener Maitage, ein sanfter Gang durch einen immer blühenden Garten und das Grab war nur das Haha eines Parks, das die unbegrenzten Gefilde mit den begrenzten verknüpft. Und in ihrer letzten Stunde hatte sie noch die gesegnete Hand einer Schwester, zum sanftesten Hinwegbegleiten aus dem Leben, in der erkaltenden Hand. Verehrteste Frau Gräfin! Sie tröstet am schönsten Ihr letztes Beistehen; und glauben Sie, Ihre fromme und christlich kraftvolle Gegenwart war noch warmer Sonnenschein für die letzten kalten Stunden des Lebens; denn was die rauhe Sprache Todeskampf nennt, der nur ein äußeres, ungefühltes Muskelzucken ist — schließt das innere selige Zerfließen nicht aus, womit sich die Seelen vom Leben lösen und welches so oft seine Spuren als Verklärung auf den Gesichtern edel Hingeschiedener hinterläßt.

Verzeihen Sie meinem Schmerze über den Verlust eines besten Sohnes die Unregelmäßigkeit dieses Blattes. Gott, der mir als leitender Stern in Ihrer Seele ist, sei jetzo auch als erquickende Sonne darin. Mit höchster Verehrung Ihr ergebenster

J. P. F. Richter.

203. Jean Paul Fr. Richter an Emanuel.

Hof, den 30. Oktober 1794.

Geliebter Emanuel!

Hier sende ich Ihnen meine Mumien, die ihren Namen nicht durch ihre Dauer, sondern durch ihr ägyptisches Predigen der Sterblichkeit verdienen. Wenn Sie soviel Toleranz für ästhetische Digressionen haben, als Sie für moralische besitzen, so werden Sie den zweiten Theil des Buches noch leichter ertragen, als den ersten. Es ist sonderbar, d. h. menschlich, daß wir immer originelle Menschen und originelle Bücher begehren — und doch, wenn sie da sind, sollen sie ganz für unsere Gaumen sein, als wenn für diesen eine andere Originalität sein könnte, als unsere eigene.

Es thut meiner ganzen Seele wohl, daß Sie mich lesen, Lieber! Ich und Sie gehören zusammen — unsere Be-

---

*) Anna Charl. Dorothea, Herzogin von Kurland, starb zu Löbichau im Herzogthume Sagan am 20. Aug. 1821, in den Armen ihrer Schwester, Elisa von der Recke.

kanntschaft ist kurz, aber unsere Verwandtschaft ist ewig — meine Seele ist nicht der Widerhall der Ihrigen, sondern Echo und Klang fließen zusammen, wenn sie nahe an einander sind, in der Physik und in der Freundschaft. Ach, in diesem zerstaubenden Leben, in dieser finstern Baumannshöhle der Welt, wo Blut wie Tropfstein zu unseren Gestalten zusammentropfet, und wo diese Gestalten so kurz blinken und so bald schmelzen, in diesem schillernden Dunst um uns giebt es nichts Stehendes und Fortglühendes, und Nichts, was uns Gefühle der Unvergänglichkeit reicht, als ein Herz, das geliebt wird und eines, das liebt. Und doch brauchen diese zerfließenden Schatten ein Decennium, um einen Bund zu schließen, und nur eine Minute, um ihn zu trennen! Ich und Sie haben das Decennium nicht gebraucht.

Der Frühling, der uns so viele Blüthen wieder giebt, wird mir auch Bayreuth und die zwei geliebten Menschen wiederschenken, die jetzt, wie er, sich durch den Winter von mir trennen. Als einen Vorläufer von mir werd' ich Ihnen dann mein neues besseres Buch „Hesperus oder fünfundvierzig Hundsposttage" entgegenschicken, das zu Ostern in Berlin in 2 Ausgaben und 3 Theilen erscheint. Die Person, die darin die größte Liebe des Verfassers und vielleicht auch des Lesers hat, trägt Ihren schönen Namen E......

Ich kann mich nicht dahin bringen, zu glauben, daß ich das erste Mal an Sie schreibe — mir ist, als hätte ich ein ganzes briefliches Felleisen schon an Sie geschickt und — empfangen von Ihnen.

Damit Letzteres wahr werde, so fangen Sie bald mit dem ersten Briefe an. Ich bin Ihr Sie ewig liebender und ehrender Freund

P. Friedr. Richter.

204. Jean Paul Fr. Richter an Emanuel.

Hof, den 31. Dec. 1794.

Nehmen Sie diesen Brief nur für den Anfang eines Briefes. Wir müssen alle gewisse Abmarkungen am Ufer und Strome der Zeit annehmen, und das ist für meine Religionspartei der heutige Tag; aber im Grunde ist er es auch für Sie, da doch jeder Tag der Geburtstag eines neuen, und der Todestag eines alten Jahres ist. Indem mir jetzt um 12 Uhr zu Nachts, wie bei einer Auktion, das neue Jahr sammt seinen Abendröthen und Abendgewittern zugeschlagen wird, denk' ich an Sie und an Ihren Brief und an meine Wünsche für Sie, die Ihnen Alles geben möchten, was ein schönes Herz verdient. Und meine Wünsche sind, daß Ihnen die Gegenwart so magisch werde wie eine Erinnerung oder eine Hoffnung, diese Dekorationsmalerinnen unserer düsteren Minuten, und daß Sie für die Sehnsucht, die in

jeder ausgedehnten Seele wohnt, auf dieser Erde nicht Stillung, sondern Nahrung suchen, weil gerade das Bessere im Menschen, d. h. sein Hunger nach einer hier unsichtbaren Tugend, Freude und Weisheit ihm seine Verpflanzung in eine reichere Welt verbürgt, und daß Sie aus der Hand der Tugend jene stumme Glückseligkeit empfangen, deren Entbehrung man durch die laute verlernt.

Es giebt eine sanfte Melancholie, die das Auge mehr schimmernd als naß macht, und die unsere guten Vorsätze mit langsamen Augentropfen befruchtet; sie gleicht dem stillen dünnen Regen, der der fruchtbarste ist. Diese Melancholie ergreift uns in der letzten Minute eines an Glockenseilen in die Ewigkeit hinabgelassenen Jahres, in die kalten Glieder der Todten, die wir verloren haben, berühren dann unsere Seele und heilen ihre Mängel. Ich sage zugleich eine gute Nacht und ein gutes Jahr, und bin und bleibe Ihr Freund

Richter.

205. Jean Paul Fr. Richter an Emanuel.

Hof, den 16. März 1795.

Mein lieber Lieber!

Dieser Brief ist bloß merkantilisch und daher so kurz wie das Leben. Ich trassire einmal ums andere in meinen Papieren auf Ihre — und doch schweigen Sie noch; ich hoffe, ein Paar Hosen geben Ihnen die Feder.

Es ist so; ich bitte Sie nämlich, die Güte zu haben, mir so bald als möglich englisches Leder zu ein Paar Beinkleidern zu schicken, oder irgend einen anderen Hosenzeug von ähnlichem Preise, der aber modischer sein muß als die Weisheit. Nur schwarz sei er nicht, weil ich dieses Negerkolorit an keinem Geschlechte liebe, als am weißen, ich meine am weiblichen. Diese gabelförmige Schenkelkapsel gehört unter einen blauen Rock.

Den Zeug, welchen Sie mir schicken, werden Sie in kurzem wieder sehen — an meinen Beinen, weil ich, sobald der Frühling nur ein wenig den Himmel und die Knospen aufthut, mich von Frühlingslüften in Ihr Eden wehen lasse.

Aber ich bitte Sie, mir außer dem Preise und Datum noch etwas Anderes zu schreiben — nämlich einen Brief. Leben Sie wohl, Geliebter von Ihrem Freunde

Richter.

206. Jean Paul Fr. Richter an Emanuel.

Hof, den 3. Juni 1795.

Mein Theuerster!

Hier ist endlich das Ende Ihres Exemplars und das ganze für Herrn Sch.

Meine Seele hat Ihnen schon lange nicht auf dem Briefpapier, dafür desto mehr auf Druckpapier die Hände reichen können; und am Ende ist's auch einerlei, ob man einen gedruckt oder geschrieben lieset. Aber für den, der nichts kriegt, weder Gedrucktes noch Geschriebenes, wie ich, ist's zweierlei. Schreiben Sie mir recht bald, und zwar einige Empfindungen oder Urtheile über mein Buch.

Sie schreiben mir, es stände darin: Gott denkt nur unser, wenn wir seiner denken. Nein, ich habe gesagt: Gott denkt sich nur uns, wenn wir ihn denken, d. h. unsere Idee von ihm ist so klein, daß die, die er von uns hat, gerade die ist, die wir von ihm haben, oder unser Bild von Gott sieht in den göttlichen Gedanken seinem Bilde von uns gleich. Ihrem Namensvetter durft' ich schon diesen kühnen Gedanken in den Mund legen.

Gewisse feurige Kapitel lesen Sie in einem Sitze, weil die Theilung so viel ist, als besucht' ich heute den ersten Akt einer Tragödie und am fünften Tage den fünften. Solche sind das 28—31—33—34—35—36—38—42. Auch blättern Sie nicht voraus, Sie zerstören sich die ganze Täuschung.

In wenigen Wochen wird Ihr Strichvogel, ich, wieder sein wärmeres Klima aufsuchen, Bayreuth.

Ich habe noch immer so viel zu machen, daß ich keinen Brief machen kann. Auch wirbeln mich die Strudel des neu aufquellenden Frühlings umher, und die Natur bindet einem mit ihren langen Blumenketten die Hände zum Schreiben.

Ich suche mich noch immer bei meinem Gefühle zu entschuldigen, daß ich von der Freundschaft des H. Sch. einen so eigennützigen Gebrauch gemacht, und auf Sie leg' ich die halbe Schuld, da Sie meine bloße Frage so schön und so gütig in eine Bitte verwandelt haben.

Leben Sie wohl, Lieber, übermachen Sie Ihrem und meinem Freunde auch Grüße von Ihrem Freunde

Richter.

207. Jean Paul Fr. Richter an Emanuel.

Hof, den 11. Juli 1795.

Mein lieber Emanuel!

Seit dem längsten hab' ich Bayreuth und meine schönsten Tage verlassen, und eben so lange hör' und seh' ich nichts mehr von meinen Freunden; sind sie denn Nachtigallen, die auch nach Johannis verstummen? — Gleichwohl, je mehr in Bayreuth mir alle Minuten zu Rosetten und alle Stunden zu Brillanten ausgeschliffen waren, oder vielmehr eben darum, desto mehr stellten sich Abends alle Bilder des entrückten Hofs wie aufgerichtete Gräberbildnisse um mich herum, und gerade die Trunkenheit machte mich durstig nach dem hiesigen Freudenspitzglas, und die Freude erzeugte das Heimweh.

Es ist sonderbar, daß der Mensch gerade in der Freude, in der Jugend, in der schönsten Gegend, in der schönsten Jahreszeit mehr zur Schwärmerei der Sehnsucht, zum Blicke jenseits der Welt, zum Gemälde des Todes fähig ist, als im entgegengesetzten Fall in der Noth, im Alter, in Grönland, im Winter. Daher werden die besseren Menschen nur durch das Glück demüthig, fromm, weich und sehnsüchtig nach dem höheren Glück; das Unglück macht sie fest, trotzig, hart und voll irdischer Plane; bei den schlimmeren ist's gerade umgekehrt. Nach einem Lobe ist man zur Bescheidenheit geneigt; dem Tadel bäumt man sich mit Stolz entgegen. Kurz, die Freudenthräne ist eine Perle vom ersten, und die Trauerthräne vom zweiten Wasser. Jeden Ball fang' ich mit Lustigkeit an und beschließe ihn mit Schwermuth; das lange Umtönen, das lange Vorübertanzen, der Sternenhimmel nach Mitternacht, weichen, so zu sagen, das Herz wie einen Melonenkern in süßen Tropfen auf, und machen es quellen, und die Trauerweide ist der erste Schößling dieses Samens. Ich bitte Sie, Lieber, um eine frühe Zeile, ich sehne mich danach. Die schöne Stunde rückt immer näher, wo Sie, nicht erst 6 Meilen von hier, in freundschaftliche Arme fallen.

Endigen Sie die Hundsposttage früher als die Kalenderhundstage? Wenn mir Schäfer und Ellrodt nicht sogleich antworten, so schreiben Sie mir etwas von Beiden.

Und nun trenne ich mich wieder von Ihrem Bilde und ich wünsche, daß ein schwacher Widerschein meiner Liebe, meiner Wünsche und Wärme für Sie auf dieses Blatt gefallen sei. Sie bleiben mein und ich Ihr Freund

Richter.

208. Jean Paul Fr. Richter an Emanuel.

Hof, den 3. September 1795.

Mein theuerer Emanuel!

Nur ein Wort! Wenn Sie endlich einmal zugleich mit diesen schönen Nachsommertagen Hof besuchen, wozu unser gute Genius den Ihrigen bereden möge, so bringen Sie mir etwas mit: weißen, feinen Bewer, die Elle à 32 gGr., oder so ungefähr. Ich ziehe schon lange mit einem Sommerbalg herum, der eben so viel Oeffnungen und Poren gewinnt, als ich selber; ich muß mich auf den Winter in einen Ueberrock verpuppen. Sie werden schon ungefähr den Quadratinhalt einer Knochenbaute wie der meinigen wissen, ich glaube, vier Ellen brauch' ich.

Vergeben Sie mir meine Bitte von so körperlichem Inhalt, und das gute Schicksal mache Ihnen den Weg nach Hof sanfter, ebener, und leichter, als es den Ihres Lebens gemacht hat.

209. Jean Paul Fr. Richter an Emanuel.

Hof, den 6. Oktober 1795.

Mein lieber, guter, bester, und recht von Herzen Geliebter!

Ihr Schweigen ist eine lange Strafpredigt auf meines. Wenn ich Jemand, besonders ein Mädchen, mehr lieben wollte als sonst, so sucht' ich mich an Beiden zu versündigen: meine Reue machte dann die Liebe unendlich zarter und heißer. Fast sollt' ich nach dem Gefühle, womit ich bisher an Sie dachte und oben die Anrede schrieb, annehmen, ich hätte Sie beleidigt, so lieb' ich Sie, durch mein Schweigen; aber J. Ellrodt (und einmal ich noch mehr) wird mir in Ihnen einen billigeren Richter verschaffen, als Sie — selber haben.

Ich werfe Ihnen dieses Blatt nur zu, wie ein paar Worte aus dem Fenster; ich hoffe, nunmehr sollen Sie mit dem langen Tische, worauf ich dieses schreibe, bald näher kommuniciren als durch Papier. Ich schreibe jetzt verwirrt, denn ich sitze schon in der Pomade, im Puder und in der Eierschale für's heutige Koncert am Tische, wie bei Ihrem Volke der Bibelkopist (wenigstens beim göttlichen Namen) den Prunkrock umhaben muß.

Ich habe mir neulich, da gerade das Schicksal ein armes Dorf auf den Scheiterhaufen des Feuers warf, und da mich bei großen Unglücksfällen nicht das Individuum, das sich immer durch Schmerz entehrt, sondern die ganze um uns blutende Menschheit innigst bewegt und doch erhebt, da hab' ich mir eine . . . .

den 8. Oktober

eine Verblendung von den Augen genommen, in der ich bisher so handelte, als ob man die Menschen bloß ihrer Tugenden rc. wegen lieben müßte, da doch diese nur die Bedingung der Freundschaft, nicht der Menschenliebe sein können . . . . . Ich habe nur den Perioden gar hinausschreiben wollen; ich will Ihnen in einigen Wochen lieber einen Aufsatz darüber, eh' er in die Druckerei gefahren wird, zum Prüfen schicken. — Sie haben mir noch kein Wort über den Sterbetag Emanuels und über den ganzen Hesperus gesagt.

Da das Schicksal mir die Thüre Ihres Paradieses vor der Nase zugeworfen hat und mich auf einen Monat nicht eintreten lässet; so will ich im künftigen Frühling ein ganzes Vierteljahr draußen verleben und verträumen in der blühenden Glorie der neugeborenen Erde. Sie haben also einen ganzen Winter lang die Plage und die Zeit, mein Regimentsquartiermeister zu sein. So genießet man immer in der Gegenwart nur die Hoffnungen und die Plane der Zukunft; bei mir geht's schon von Michaelis an und dauert bis zur zweiten Tag- und Nachtgleiche, daß ich auf dem Zimmerplatze der Luftschlösser für den Frühling arbeite. Ich gleiche der

der Zeitlose oder Herbstblume, deren jetzige Blüthen erst im künftigen Frühling zu Früchten werden.

Den Betrag für den sehr schönen Zeug zum wollenen Ueberrock meines körperlichen Ueberrocks um den innern Menschen werd' ich Ihnen mit Dank in Ihre Hände geben, die ich doch nunmehr in Hof zu fassen hoffen darf.

Sagen Sie meinem theueren Schäfer alle Grüße der wärmsten Liebe; jetzt muß ich ihm ohnehin mein neuestes Buch, d. h. ein Begleitungsschreiben dazu, zuschicken. Leben Sie wohl, wenn es auf dieser Schul- und Makulaturerde, in diesem Heidenvorhofe eines unbekannten Allerheiligsten, anders möglich ist. Mit ganzer Seele Ihr ewiger Freund

Richter.

210. Jean Paul Fr. Richter an Emanuel.

Hof, den 23. Oktober 1795.

Geliebter!

Möge der Tag Ihrer hiesigen flatternden Erscheinung, dieser abgekürzte Nachsommer, der meteorologisch außen und philosophisch innen vor uns einen blauen Himmel aufthat, noch mit einem so schönen und langen Abendroth in Ihrer Seele stehen, wie in unsern allen! Möge mein Emanuel noch glücklicher sein, als der, der es hier wünscht! Denn für mich Unersättlichen giebt es seit meinem Blicke in die hiesige Vergänglichkeit und Einschränkung aller höheren Freuden wenig mehr, als Seufzer im Glück und Hoffnungen des Jenseits. Dem Aufsatze habe ich, außer der Bitte, daß Sie mir ihn auf den Dienstag wiederschicken, nichts mitzugeben, als den Wunsch, daß er die Stunde, in der ich mit allen Wesen dieser Erde und mit mir selber Friede schloß, weiter gebe. Trotz der leichten, spielenden Einkleidung, sind alle Sätze darin des strengsten Beweises fähig; ich sage Alles frivol, was ich ernsthaft meine; leider ist gerade die Neigung, über Alles zu scherzen, nach Nichts zu fragen, und Reichthum und Armuth, Freude und Schmerz für größere Nachbarn und für kleinere Dinge anzusehen, als die Leute erlauben, eine Folge von der Ueberzeugung der ganzen hiesigen irdischen Bettelei, die nicht werth, daß man sich hier um etwas Anderes bekümmert als um die Tugend. Ich weiß nic[illegible] warum mir heute das Herz so voll ist. Leben Sie wohl! [illegible]r ewiger Freund

Richter.

211. Frau von der Recke an Göckingk.

Sagen Sie Herrn Hofrath v. Reinhard meinen Dank dafür, daß er meine Briefe an unseren unvergeßlichen Bürger nicht ohne meine Zustimmung hat wollen drucken lassen. Sie bezeugen meine herzliche Freundschaft für Bürgern, und

erinnern an die schöne Zeit, da unsere Herzen einen Freundschaftsbund für die Ewigkeit schlossen; da **, und ** und Sie und ich vereint waren, bis in den Tod vereint blieben, und wir Zwei noch vereint sind, vereint bleiben werden, bis auch wir zu unseren Lieben hinüber schlummern. Solch' ein himmlisches Band, als das war, welches uns Vier beseligte, findet unter der jetzigen jungen Welt eben so selten statt, als die Innigkeit, mit welcher Vater Gleim talentvolle junge Köpfe um sich her versammelte. Aus diesem schönen Kreise sind jetzt nur Sie, Freund Tiedge und ich noch übrig, die, in Liebe vereint, einander ununterbrochen ihre Gedanken offenherzig mittheilen.

So wenig korrekt der Stil meiner drei Briefe an Bürger auch ist, so habe ich sie dennoch mit Vergnügen wieder gelesen. Denn sie versetzten mich ganz in die selige Zeit, die wir in Wülferode verlebten; und so habe ich nichts dagegen, wenn Herr von Reinhard sie bekannt machen will. Nur thut es mir leid, daß ich ihm Bürger's Briefe, die leider! durch ein Versehen vernichtet worden sind, nicht mittheilen kann. Diese Briefe waren eben so originell als höchst interessant, besonders der, worin er mir auf vier Bogen seinen ganzen Seelengang bei seiner poetisch-romantischen Liebesgeschichte schrieb, die mit seiner letzten Heirath schloß. Vorzüglich ist mir daraus im Gedächtniß geblieben, daß Bürger, als durch die geistreichen und gefühlvollen Lieder und Briefe des Mädchens aus Schwaben sein Herz und Kopf schon ganz gefangen waren, er seine Geliebte um ihr Bildniß gebeten habe. Dies sei nach einiger Zeit angekommen, von einem herzlichen Briefe begleitet. Mit ungeduldiger Liebe habe er das Paket eröffnet, sei aber von Angst und Schrecken ergriffen worden, als er das schöne Bild einer bardi Brunette erblickte. Ihm war, als schwebte seine sanfte, holde, blonde Molly, in aller Milde ihres Liebreizes, seiner Seele vor. Er sah wieder auf das Bild der schönen Brünette hin; ihr feuriger Blick schreckte ihn noch mehr; er warf das Bild und den noch ungelesenen Brief auf den Tisch, lief aus seinem Zimmer, schloß hinter sich zu, und eilte, von wunderlichen Gefühlen ergriffen, in's Freie. Hier kam er an ein Weizenfeld. Die Zeit wurde ihm gegenwärtig, da er das Lied gedichtet hatte: „O, was in tausend Liebespracht u. s. w.", und Molly mit den blonden Locken und dem sanften Blicke schwebte ihm vor Augen. Thränen machten seinem beklemmten Herzen Luft. Ihm war, als winkte jede Kornähre ihm den Gedanken zu: Knüpfe kein Eheband mit dem poetischen Mädchen aus Schwaben! Sinnend, wie er sich aus diesem Handel auf eine rechtliche Art heraus ziehen könne, ging er langsam zu seiner Wohnung zurück. Hier las er nun den Brief, und, wenn ich nicht irre, auch das Gedicht, welche das Bild begleitet hatten. Der Brief war so innig, so zart,

so liebevoll geschrieben, daß er nun das Bildniß von neuem betrachtete und die in jenem geäußerten Gesinnungen mit dem Ausdrucke der feurigen Augen des Portraits zu vergleichen suchte. Wie erstaunte er über den angenehmen Eindruck, welchen dieses Bildniß nun auf ihn machte! Und Bürger entschloß sich, zu dem ihm jetzt so lieb gewordenen Originale zu reisen, das einen noch viel günstigeren Eindruck auf ihn machte.

„Elisa."

212. Herder an F. H. Jacobi.

Weimar, den 15. Mai 1795.

So lange bin ich Dir, lieber Wanderer, eine Antwort schuldig; jetzt überbringt sie Dir ein Dichter, oder gar eine Muse. Sie wird Dich freundlich am Ohre zupfen und zuweilen sagen: sieh auf mich!

Es ist ein ernster, zarter Freund, unser Dichter. Laß' sehen, wie er auf Dich wirken, wie Dir das Büchlein bekommen wird, wenn Du, ernster Philosoph, Gedichte liesest.

Wie vieles ist seitdem geschehen, seit wir Dich verließen, seit Du Dein Pömpelfort verließest. Und in wie anderen Kreisen hast Du seitdem gelebt? Ich stecke hinter meinem Kreise, krank und gesund, gesund und krank; über und über aber begraben. Es ist nicht artig von Dir, daß Du in so langer Zeit nicht geschrieben hast; obwohl ich Dir einen Brief und so manchen anderen Dank schuldig bin. Rechne, in welchem Zustande Du bist, und in welchem ich mich befinde. Also seid barmherzig, seid großmüthig, ihr reichen müßigen Wanderer der Erde, und zählet mit euren armen Mitbrüdern nicht so genau.

Dein Max hat sich in Jena gar gut gemacht; auch in Göttingen wird er seinen Lauf mit festem Tritt fortsetzen. Er ist über die Trivialitäten der Zeit weg, sieht ernst und streng; Du wirst gewiß Freude an ihm erleben. Ach Gott, in seinen Kindern auf eine würdige Art fortzuleben, das ist das rechte Leben. Unsere eigene Existenz schleicht wie ein Schatten zu Grabe.

Dein Woldemar ist bis auf ein paar delikate Punkte ein treffliches Buch; eine Summe alter und neuer Weisheit. Dazu glänzend, fein und äußerst wohlgearbeitet, als Kunstwerk. Sobald uns der Himmel friedliche Zeiten, und meinem Gemüthe Ruhe, meinem Körper Wohlbehaglichkeit giebt, die selbst zum Gespräch über solche Materien gehört, und Du ein Weiteres von mir vernehmen willst, soll Dir's werden. Für jetzt habe dafür den herzlichsten Dank. Nochmals, lieber Jacobi, Du könntest mir wohl von Deinem cimbrischen Aufenthalt, und den vielen merkwürdigen Personen beiderlei Geschlechts, mit denen Du dort lebst, in einer guten Stunde

etwas schreiben. Das wäre artig; und sonst warst Du noch tausendmal mehr als das.

213. Lichtenberg an F. H. Jacobi.

Göttingen, den 6. Februar 1793.

Wenn es erlaubt ist, einer offenbaren Aeußerung von unheilbarer Apathie den Ehrennamen von Bedenklichkeit zu geben, das ich so gern thun möchte, so hatte ich schon seit einem Jahre, so oft ich Ihnen, verehrungswürdiger Herr, schreiben wollen, immer eine Bedenklichkeit dabei, und diese war: ob Sie mir es nicht übel nehmen werden, wenn ich Ihnen nach einem unverzeihlichen Stillschweigen den zweiten Brief eher schreibe, als den ersten. So wäre mir nach meiner jetzigen Leibes- und Gemüthsverfassung, die Sie hieraus kennen lernen werden, offenbar geholfen gewesen. Allein es sollte ein erster Brief nach einem unverzeihlichen Stillschweigen geschrieben werden — und das konnte ich nicht; aber ich habe, so wie man Manches in der Welt lernen muß, lernen müssen, mich auch über diese Bedenklichkeit wegzusetzen, und schreibe Ihnen also hier meinen zweiten Brief. Was mich zu diesem Entschlusse brachte, waren drei französische Zeilen in Form einer Dedikation, in ein französisches Werk geschrieben, das ich von der Post erhielt. Drei Zeilen in der Hofsprache des Himmels, ich meine die hebräische, mit Feuer am Himmel geschrieben, hätten mich so tief nicht treffen können. Das klingt mysteriös, freilich, so wie noch vieles Andere, was mein erster Brief enthalten wird, auf den ich mich hier beziehen muß. Hier ist der zweite.

Daß Sie, vortrefflicher Mann, noch meiner gedenken, und das noch mit so vieler Liebe, giebt mir in meinen Augen noch einen Werth, sonst möchte ich leicht so von mir zu denken anfangen, wie neulich eine Sterbethalerdirektion, die mich mit der menschenfreundlichen Erinnerung abwies: man trage gewisser Umstände wegen Bedenken, mich aufzunehmen. Das war für meine zeitliche Verfassung ein Donnerschlag, ich sah mir nämlich den Kredit von einer Seite aufgekündigt, die ich noch immer für die festeste hielt; denn so viel auch mein Körper leidet, und so wenig ich auch auf Wohlbehagen und Freude des Lebens rechnen kann, so habe ich das Vertrauen auf dessen Fähigkeit bis jetzt noch nicht verloren gehabt. Was ich am meisten fürchte, ist der Verlust meiner Freunde, den ich als die unvermeidliche Folge meiner immer mehr wurzelnden Apathie ansehe. Aber Sie, theuerster Mann, lieben mich noch, und das vergelte Ihnen der Himmel, ich kann es nicht.

Ihr lieber Sicilianer hat mich am Ende des vorigen Jahres mit einem Besuche auf die angenehmste Weise überrascht. Er wird Ihnen von meinem Gesundheitszustande

vielleicht eine vortheilhaftere Schilderung gemacht haben, als die meinige; aber trauen Sie derselben nicht. Es war bloß Einwirkung des begeisterten Sicilianers selbst, was mich auf ein paar Viertelstündchen aufrichtete. Ich befand mich in dem Falle mancher paralytischer Personen, die die Glieder bewegen können, so lange sie elektrisirt werden, und dann wieder zusammenfallen. Empfehlen Sie mich ihm recht herzlich. — —

So viel für heute von Ihrem innigsten Verehrer, der selten schreibt, aber nie, nie vergißt.

214. Johann von Müller an seinen Bruder.

Berlin, den 25. November 1806.

Am 19ten berichtete mir der Minister-Staatssekretair Maret, daß ich den folgenden Tag Abends um 7 Uhr bei Kaiser Napoleon sein sollte. Ich fuhr also auf die bestimmte Stunde zu diesem Minister und wurde vorgestellt. Der Kaiser saß auf einem Sopha; wenige Personen, mir nicht bekannte, standen entfernt im Zimmer. Der Kaiser fing an, von der Geschichte der Schweiz zu sprechen: daß ich sie vollenden soll, daß auch die späteren Zeiten ihr Interesse haben. Er kam auf das Vermittelungswerk, gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir uns nur in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben. Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Verfassung und Geschichte über, auf die Theorie der Verfassung, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen (und derselben Ursachen im Klima, der Polygamie u. a.), die entgegengesetzten Karaktere der Araber (welche der Kaiser sehr rühmte) und der tartarischen Stämme (welches auf die für alle Civilisation immer von jener Seite zu besorgenden Einfälle, — und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte); — von dem eigentlichen Werthe europäischer Kultur (nie größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem funfzehnten Jahrhunderte); alsdann, wie Alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist, und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation, deren Idee nicht Heinrich IV. gehabt; von dem Grunde aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht ist, und bedarf, in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklicheren Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu große verwickelte Verfassung (dergleichen die deutsche) und unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroßen Armeen veranlaßt worden. Es ist noch sehr viel und in der That über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. Der Kaiser sprach anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber

die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte, und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde).

Ich widersprach bisweilen, und er ging in die Diskussion ein. Ganz unparteiisch, und wahrhaft, wie vor Gott, muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendender Witz), die große umfassende Uebersicht, mich mit Bewunderung, so wie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. Ein paar Marschälle, auch der Herzog von Benevent, waren indeß gekommen; er unterbrach sich nicht. Nach fünf Viertel- oder anderthalb Stunden ließ er das Koncert anfangen; und ich weiß nicht, ob zufällig, oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren, zumal Eines, auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kühreigen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich und verließ das Zimmer. Seit der Audienz bei **Friedrich** (1782) hatte ich nie eine mannigfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben; **Friedrich** war etwas Voltairisch. Im Uebrigen ist in seinem Tone viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Munde etwas so Einnehmendes, Fesselndes, wie bei **Friedrich**. Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert.

215. Fr. von Köppen an * *.

Also am Schlusse meines letzten Schreibens sind Ihnen Dinge unserer Zeit eingefallen: der Mysticismus, Pietismus, Separatismus, die Frau von **Krüdener**, ja sogar die Konkordate? Und Sie wollen, trotz meiner seltsamen Meinungen, auch hierüber mich hören? Das gäbe Zank mit vielerlei Geschlecht. Ich ginge lieber den Erscheinungen aus dem Wege, wartete auf gutes oder schlimmes Ende, urtheilte für mich und schwiege vor lauter Einsicht und Philosophie. Soll mein Schweigen gebrochen werden? Es sei darum.

Manche Schriftsteller unserer Tage kämpfen mit dem Mysticismus gleich einem Schreckbilde, das sie allenthalben verfolgt, und in ihrem Leben und Treiben aufstört. Häufig indessen ist der Begriff eben so unbestimmt, als die Furcht, und die Art der Gegenwehr. Was bezeichnet der Name des Mystikers? Entweder einen Mann, der mit festem Glauben dem Uebersinnlichen zugewandt ist, und es für unerforschlich achtet; oder einen Mann, der mit demselben Glauben eine Erforschung desselben für möglich hält, und auf allerlei Weise sich damit abmüht. Jener ehret Gott als den verborgenen, geheimnißvollen Quell aller Weisheit; dieser will Gott leib-

lich näher kommen, und das Wort des Geheimnisses finden. Beide Bedeutungen scheinen mir unterschieden werden zu müssen. Nach der ersten Bedeutung sind alle gottesfürchtigen Mystiker, ein Sokrates und Platon in ihrer Weise, Christus, seine Apostel, und alle gläubige Christen. Im zweiten Sinne sind nur einige gottesfürchtige Menschen mystisch, etwa die Neuplatoniker, Quietisten und Martinisten, ein Theophrastus Paracelsus, Jak. Böhme, manche Naturphilosophen unserer Tage. Nur die zweite Art von Mystikern wird sich einer besonderen geheimen Wissenschaft oder Anschauung rühmen, ihr sich ausschließend hingeben, und sie mit ausgezeichneter salbungsvoller Sprache Anderen verkünden. Nur diese Art kann gemeint sein, wenn eine vernünftige Klage über Mysticismus laut wird; jene erste Gattung von Mystikern darf wohl Niemand anklagen, der nicht die Erhabensten und Würdigsten unseres Geschlechtes lästert.

Die romantischen Sauser und Brauser, wie Baggesen sie vor zehn Jahren im Klingelalmanach nannte, machen die Vorhut des neumystischen Heeres. Sie sind ausgezogen unter einer Musik des Mittelalters, die ihnen immerdar in die Ohren tönt, und deren Schariwari Niemand von ihnen tadelt, weil die Töne weit herkommen, und den Hörern genauere historische und musikalische Bildung fehlt. Sie wollen sich verlieren im weiten Unendlichen oder Unbestimmten, im wogenden Nebel von Gemüth, Religion und Philosophie, in den südlichen Gefilden Spaniens und Italiens, nebst deren Sonetten und goldenen Aepfeln. Was sie dort alles finden werden, ist ihr Schatz, und das geheimnißvolle Suchen danach ihre Mystik. So kommen Viele nach Rom, sehen dort ein paar Prachtstücke des Mittelalters, die Peterskirche und den Papst; sie fallen nieder und beten an; sie schwören ab die Freiheit der Gedanken und den Glauben ihrer Väter; sie werden Knechte der Priester, um eingeweiht zu werden in das Geheimniß der Messe. Das freuet die alten Schatzgräber vom Fache und ihre hierarchische Innung; sie wissen wohl, wozu ein solcher kindlicher Glaube der Adepten zu brauchen, sie reden deshalb in neumystischen Wendungen und putzen ihre alte kunstreich verschlungene Dogmatik wohl gar mit einem Firniß von Naturphilosophie. Dies sind die Mystiker zweiter Gattung, welche wohl wissen, was sie thun, während die Ersteren es nicht wissen. Beide Arten aber reden von geheimer Weihe, von unheimlichem Gebrauche der Vernunft, welcher Vernunft, sobald sie ein Licht und keine Finsterniß sein will, die Gnade Gottes fehle und Erleuchtung von oben. In ihrer Mitte finden wir Zöllner und Sünder; sie haben sich bekehrt, und sind, wie man sagt, durch eben ihre Sünden der wahren Erleuchtung recht fähig geworden. Wenn die sinnliche Lust und der weltliche Hochmuth in sich selber verglühen, und Weihe der Unkraft jede Weihe der

Kraft zu Nichts wird, kommt dem Menschen die Frömmigkeit, eben weil vordem der Hochmuth weltlicher Wissenschaft nicht satt sich rühmen konnte, so wie der Sinn nicht satt sich trinken im Becher der Lust. In ihre Reihe gehören, nur unter sehr verschiedener Gestaltung, Werner, Kanne und Frau von Krüdener. Der Erste hat am vollständigsten seine Ohnmacht empfunden, und büßt seine Sünden im Sack und in der Asche als katholischer Fastenprediger. Der Zweite sieht die Nichtigkeit des menschlichen Wissens, auch des seinigen; ihm kommt die christliche Demuth mit dem Bewußtsein, wie demüthig er sei, und was für ein Kampf noch dazu gehöre, den Hochmuth völlig zu überwinden. Beweise dafür liefert eine Sammlung erbaulicher Lebensgeschichten protestantischer Christen, vorzüglich sein eigenes, von ihm selbst beschriebenes Leben. Noch ist er nicht zum Geheimnisse der Messe fortgedrungen; doch wage Niemand, zu versichern, daß es nicht einst geschehe. Die Frau von Krüdener, französisch gebildet und in der großen Welt auferzogen, weiht ihre Seele dem Himmel, und predigt Buße den Armen. Ihre liebenswürdige Weiblichkeit und feine Weltbildung erhöhen den Eindruck, wenn auch nicht das sanfte Nehmen und Geben eines weiblichen religiösen Gemüthes, und die bequeme Unabhängigkeit ihres irdischen Daseins, nebst dem Rufe ihrer Reisebegebenheiten, von selbst eine Schaar von Gläubigen sammelte. Bis dahin bewegen sich ihre Reden in breiter Allgemeinheit von Sünden und Gottes Gerichten, von Ablegung des irdischen Sinnes und Anziehung eines neuen Menschen durch Christum. In den Gebeten erscheint schon die heilige Maria, wie in den Grüßen katholische Wendung, und wir zweifeln keinesweges, das Schifflein dieser Reisenden werde zu seiner Zeit in den Hafen der allein seligmachenden Kirche einlaufen.

Zur Hinterhut dieses bis dahin bezeichneten mystischen Heeres zähle ich die Pietisten des protestantischen Deutschlands, deren Zahl in unseren Tagen nicht geringe ist. Sehr schätzbar an diesen Pietisten ist ihre wackere protestantische Natur. Sie achten die Ueberzeugung aus der Schrift zu hoch, um Knechte eines römischen Kirchenthums zu werden; auch stehen bei ihnen Luther und die Reformatoren in so großem Ansehen, als die Neulehrer des achtzehnten Jahrhunderts in Schmach. Mir sind sogar Einige vorgekommen, welche die freudige Hoffnung hegten, Anhänger des Katholicismus und der verschiedensten christlichen Sekten im lebendigen Schriftglauben zu vereinigen, und alle sonstige Unterschiede der Vergessenheit zu übergeben. Diese Hoffnung kann ich aus guten Gründen nicht theilen; doch hat der evangelische Glaube mein ganzes Herz. Unersetzlicher Schade, wenn manche dieser Pietisten in Gefahr ständen, ihn zu verlieren: darüber ist meine Besorgniß nicht ganz beruhigt.

Allerlei Erscheinungen im protestantischen Deutschlande deuten auf eine sonderbare Unkenntniß des Katholicismus, und auf eine mögliche Annäherung zu ihm, so daß die römische Propaganda erwarten durfte, ihren Schafstall zu füllen, wäre nicht das Fest der Reformation (1817) mit besonderer Theilnahme zum Verdrusse der Römlinge gefeiert worden. Sonst liegt in den Grundsätzen der protestantischen Pietisten Vieles, was der katholischen Lehre in die Hände arbeitet, so daß die Hinterhut des angegebenen mystischen Heeres wohl die Vorderhut einholen könnte, was Gott verhüten möge!

216. Der Konsistorialrath J. A. Hermes an den Buchhändler Nicolai in Berlin.

Quedlinburg, den 2. September 1782.

Mit Vergnügen erinnere ich mich der wenigen, aber sehr angenehmen Stunden, die ich in Ihrer Gesellschaft in Berlin zubringen konnte. Wollte Gott, daß die große Entfernung mich nicht hinderte, dieses Glück öfter zu genießen. Denn so sehr ich mich auch meiner Reise und des mit so manchen würdigen Männern gehabten Umganges noch jetzt erfreue, so war doch die Zeit zu dieser ermunternden Unterhaltung so kurz, daß eben dadurch das Verlangen nach einem öfteren und längeren Genusse in mir verstärkt worden ist. Und dies noch um so mehr, da ich an einem Orte lebe, wo mir beinahe alle Freuden, die aus einem freundschaftlichen Umgange entstehen können, fehlen; wo ich mit Pharisäern, welche mir heimlich Fallstricke legen, in Verbindung stehen, und gegen ihre und anderer schlechtdenkenden Menschen Kabale stets gerüstet sein muß. In der That habe ich seit meiner Zurückkunft schon so manche Verdrüßlichkeiten gehabt, daß alle Vortheile, welche die Reise meiner Gesundheit bringen konnte, dadurch verloren gegangen sind. Doch auch dieses Alles muß ich zu den verborgenen Schickungen rechnen, welche von einer höheren Hand zu einem guten Zwecke verhängt und gelenkt werden. Und es ist dabei kein geringer Trost für mich, daß ich an anderen Orten würdige Freunde habe, die an meinen Freuden und Leiden Theil nehmen.

217. Mauvillon an Nicolai.

Braunschweig, den 1. Juli 1786.

Liebster Freund!

Der Herr Graf v. Mirabeau hat mich gebeten, ihm ein Empfehlungsschreiben an Sie mitzugeben. Dies wäre an sich gewiß nicht nöthig, da er genugsam in der Welt bekannt ist. Allein da ich Gelegenheit gehabt habe, ihn näher kennen zu lernen, so glaube ich, Ihnen auf Ehre versichern zu können, daß er ein Mann ist, dem Sie, bei Ihren Ge-

sinnungen, einen genaueren Umgang mit Ihnen verstatten können. Seine Zwecke sind groß und edel, und gehen sicher auf die Ausbreitung des Lichtes der Vernunft und der Einsichten in der ganzen Welt. Haß des Aberglaubens, des geistlichen und politischen Menschendruckes und aller Intoleranz, ist sein Karakter. Auch ist er nicht zurückhaltend, um Menschen auszulocken und zu seinen Absichten zu gebrauchen, sondern er theilt in eben dem Maße mit, als er empfängt. Sie wissen, wie eifrig ich für jene großen Zwecke bin, und ich weiß ein Gleiches von Ihnen; also warum sollte man nicht mit Vergnügen einen Mann aufnehmen, der so manches Unterpfand der Welt vorgelegt hat, daß er eben so denkt. Zudem sind Sie Ihrer gewiß, und ich selbst halte mich für den Mann, der sich vor keinem Fremden zu fürchten braucht. Vernunft und Geradheit schützen Einen mit eiserner Aegide gegen alle List; also lasse ich Jeden an mich kommen, und ich glaube, Sie können ein Gleiches mit dem Grafen thun. Um weiter bitte ich nichts für ihn; Ihre Klugheit wird Ihnen dann Gelegenheit geben, den Mann besser zu ergründen, als ich ihn schildern kann.

218. Jean Paul Fr. Richter an Hitzig in Berlin.

Bayreuth, (sic) den 20. Mai 1823.

An keinem Tage konnte mir Ihr so lange gewünschtes Buch erfreulicher zukommen, als gestern, am zweiten Pfingsttage, weil ich dadurch auf einmal mein Pfingsten hatte; denn in Bayreuth unterscheiden sich mir die Wochen von Festen nur durch die — Westen. — Ihre ganze Darstellung, von den Eintheilungen an bis zur rechten Mitte zwischen furchtsamem Verschweigen und kecker Offenherzigkeit, erfreute mich inniglich, so wie Ihr Schonen als sein Freund und Ihr Richten als Wahrheitsfreund, und Ihre Sprache dazu, sammt dem ästhetischen Urtheil, und ich sehe froh Ihrem Denkmale Werners entgegen.

Sie haben mir durch Ihr Geschenk auf eine schöne Weise mein Schweigen auf Ihre Bitte*) verziehen, deren Erfüllung theils durch meine Vorreden (die letzte in der unsichtbaren Loge), theils durch das Urtheil des Publikums überflüssig wurde, so wie jetzo noch mehr durch Ihr treffliches Buch.

Der hiesige schöne Abend mit Ihnen und den Ihrigen hat sein Abendroth behalten. Die kleine Morgenröthe, meine liebliche Eugenie, grüß' ich hier recht innig und väterlich. Mit Hochachtung und Liebe Ihr ergebenster

Jean Paul Friedrich Richter.

*) Nämlich um ein dem Buche beizufügendes Kunst-Endurtheil über Hoffmann.

219. Jean Paul Fr. Richter an Hitzig in Berlin.

Bayreuth, den 30. April 1824.

Guter, nachsichtiger, thätiger Glaubiger und Gläubiger! Denn, in der That, meine Schuld an baarem Dank ist groß; und zwar für Thaten und Briefe zugleich.

Noch einen früheren Dank als den letzten habe ich Ihnen für Ihren Werner zu sagen, mit welchem Sie mich viel näher bekannt gemacht und dadurch von manchen Seiten her ausgesöhnt haben. Hätten wir nur mehr so lebendige Lebensbeschreibungen, als bloß zwei, und Sie sollten der Freund von mehr als einem großen deutschen Schriftsteller gewesen sein. Der gute Werner fiel, wie der noch kräftigere Hoffmann, in den poetischen Gährbottig unserer Zeit, wo alle Literaturen, Freiheiten, Geschmäcke und Ungeschmäcke durch einander brausen, und wo man Alles findet, ausgenommen Wahrheit, Fleiß und den Glanz der Feile. Beide hätten sich zu Lessing's Zeiten am Studium reiner entwickelt.

Leben Sie wohl, mein lieber Theilnehmer, mit Ihrer trefflichen Tochter und allen Ihrigen! Ihr ergebenster

Jean Paul Fr. Richter.

220. Kästner an N.

Göttingen, den 9. August 1782.

Ich danke Ihnen nochmals, daß Sie mich mit Ihrer Gegenwart vergnügt haben. Sonst sagte Ihre Mama immer noch in der Hausthüre zu mir: „Kommen Sie bald wieder!“ Ich wollte es auch wohl zu Ihnen sagen, wenn der Wunsch für Sie so leicht zu erfüllen wäre.

Als ich dem vortrefflichen Blindekuhspiel zusah, fiel mir ein, daß Sie vielleicht künftigen Winter auf Maskeraden gehen werden — und da werden Sie finden, daß eine Maskerade weiter nichts ist, als Blindekuhspiel für die Erwachsenen — nur mit dem Unterschiede, daß bei der Blindekuh Einer, welchen das Schicksal trifft, des Anderen Narr ist, und bei den Maskeraden ist die ganze Gesellschaft Jeder des Anderen Narr, wie auch billig und recht ist. In diesem Stücke also beobachten die Erwachsenen die Gerechtigkeit besser, als die Kinder. Danach ist auch noch der Unterschied bei der Kinderblindekuh: Wenn sich der Verbundene etwa stoßen oder sonst beschädigen könnte, rufen ihm die Anderen Warnungen zu; denn die Absicht ist, bloß zu necken, nicht zu schaden. Bei der Maskerade werden manchmal Personen unglücklich, und Niemand warnet sie. Manche Frauenzimmer haben da Flecken bekommen, die sich nicht leicht abwaschen. Ueberhaupt sind die Lustbarkeiten der sogenannten großen Welt weiter nichts, als Kinderspiele, oft nicht einmal so witzig,

als die Spiele der Kinder, aber gewöhnlich kostbarer, gefährlicher, schädlicher.

Und so ist unser ganzes gesellschaftliches Leben eine sittliche Maskerade! Auf der Maskerade zeigt man nicht sein natürliches Gesicht, sondern statt dessen eine Maske; — und wie viele lernt man in der menschlichen Gesellschaft erst alsdann kennen, wenn sie die Maske abnehmen! Auf der Maskerade kommt man zusammen, um einander zu täuschen. Haben viele Menschen, wenn sie in das thätige Leben treten, eine andere Absicht? Wer am besten und längsten unerkannt bleibt, hat seine Sachen auf der Maskerade am besten gemacht. Eben so würde Derjenige von der menschlichen Gesellschaft den größten Vortheil ziehen, der seine wahre Gestalt am besten und längsten verbergen könnte. Wenn wir auf die Maskerade gehen, so wissen wir, daß wir nicht die wahren Gestalten der Menschen finden, sondern nur ihre Masken, und wollen also getäuscht sein. Wissen wir nicht das Nämliche von den Menschen, und sind doch so oft das Spiel der maskirten Schurken? Die Masken stellen allerhand vor: Affen Uhu's, Fledermäuse; — und so finden wir in der menschlichen Gesellschaft Wölfe, Füchse, Schlangen und Affen. Laßt einen weisen Mann in der Maske des Sokrates auf die Maskerade kommen; man wird ihn auszischen oder wenigstens unbemerkt herumwandeln lassen. Aber erfindet die närrischste Maske! Je närrischer, desto besser. Wer ist beliebter an Höfen? Der Patriot, oder — der lustige Rath. Wer macht sein Glück auf dem Maskenballe der menschlichen Gesellschaft besser? Der Weise oder der Narr, der sich zum Narren halten läßt, um zu seiner Zeit die Anderen wieder zu äffen. Auf der Maskerade scheint Jeder etwas Anderes zu sein, als er ist. Ist's nicht eben so unter den Menschen?

221. J. G. Jacobi an Karoline **.

Halberstadt, den 22. Februar 1775.

Freuen Sie sich, liebste Karoline! Sie bekommen hier ein Lied unseres Gleim, von ihm selber für Sie abgeschrieben, und zwar eins der schönsten, die er in seinem Leben gemacht hat. Es ist nicht bloße Dichtung. Wirklich war er vor einigen Tagen in seinem Garten, und sah das frühe Veilchen, und sah es, wie ein Mann, dessen Herz an den Schicksalen alles dessen, was athmet, einen warmen Antheil nimmt; der in der ganzen Schöpfung Gespielen sich aufsucht, um sich zu ihnen zu gesellen, mit ihnen zu fühlen; auch sie zu dem Guten, was ihm der Schöpfer gab, hin zu rufen. Ihm ist es ein süßer Gedanke, daß von dem, was einmal da war, nichts umkomme; daß in der Pflanze, die verweset, ein Samenkörnchen, oder mehrere, zu neuen Pflanzen liegen, daß nichts sterbe, sondern Alles sich nur verwandele; daß auch in

den geringsten Blumen ein Geist wohne, thätig, wie der unsrige, denn er haucht Gerüche von sich, die den Vorübergehenden laben; und unsterblich, wie der unsrige, denn er ist mit dem vollkommensten Geiste verwandt. Sollten wir nicht hoffen, daß dieser vollkommenste Geist, welcher Blumen und Engel schuf, das Niedrige nach und nach, von einer Stufe zur anderen, immer höher steigen lasse? Vielleicht fährt der Geist des Veilchens, wenn es verwelkt, in eine Lerche, fliegt in ihr zu den Wolken und singt, bis er eine freundliche Mädchenseele, wie die Seele meiner Karoline, wird, und aus ihr ein Engel.

Sagen Sie, meine Beste! sind die Blumenfelder und die Gesänge der Vögel, bei solchen Gedanken Ihnen nicht angenehmer? Ist es nicht Trost, wenn die schönste Blume verdorret, und die Jungen der Nachtigall, mit dem zerrissenen Nest, unter dem Baume vermodern, auf welchem ihre Mutter sie beklaget, dann zu glauben: dies Leben verstäubt nicht in der Luft? Die Asche dessen, was zu vergehen scheint, wird treulich gesammelt und aufgehoben!

Die Rose also, die Nachtigall kommt wieder, in einer besseren Gestalt. Dies Leben kann einst verherrlicht dastehen um den Thron Gottes.

Mit Ihnen, liebste Karoline, darf ich so reden, das weiß ich. Es sind keine dunkle Träume für Sie, wie denn selten uns etwas dunkel bleibt, woran dem Herzen gelegen ist, es zu verstehen.

Ein Wort in dem Gleim'schen Liede wird Sie befremden; ob Sie gleich öfter es gehört, und sogar in Dichtern gelesen haben. Uz, in dem Gesange eines lächerlichen Schulgelehrten, der seine Schulweisheit bis in die Liebe überträgt, läßt diesen zu seinem Mädchen sagen:

„Die Monas, die in mir gedenkt,
Vermag, in deinen Reiz versenkt,
Die rohen Sinnlichkeiten
Nicht länger zu bestreiten."

Ferner bittet eben derselbe Dichter in seinem trefflichen Nachtwächterliede:

„Das Wasser, alter Weisen Trank,
Gieb unsern jungen Weisen;
Und jage den Monaden-Zank
Von freudenvollen Schmäusen."

Ohne Zweifel kennen Sie auch die Jungfer Marianette von Zachariä:

„Sie neigt sich artig, und steht da;
Und sagt aufs höchste: Was und Ja!
Ach! sie ist noch Monade:
Wahrhaftig, das ist Schade!"

Billig, meine Freundin, sollte ich das Wort Ihnen erklären; aber in Wahrheit, obgleich Monas oder Monade unter allen Dingen das allerkleinste ist, so brauchten Sie doch ein ganzes Jahr wenigstens, um es recht zu wissen; und am Ende wären Sie ein bischen gelehrter, aber, ich wette, nicht so liebenswürdig, als jetzt. Anstatt mit Ihrer Nadel artige Mädchenarbeit zu machen, säßen Sie, und dächten, wie viele Monaden wohl in ein Nadelöhr gingen, und ob die Monade, woraus der Faden zusammengesetzt wäre, sich von Ihrer Arbeit einige Vorstellung machen könnte. — Denn kurz, wenn Sie den feinsten Faden aus einander rissen, dergestalt, daß Sie die Theilchen kaum noch sähen — diese Theilchen zergingen in noch kleinere, die man nicht anders, als durch ein Vergrößerungsglas gewahr würde — so müßten diese wiederum getheilt werden, so lange bis auch der künstlichste Geist mit seinen zärtesten Instrumenten, und wären sie feiner, als der Athem einer Milbe, nichts weiter davon zu theilen vermöchte. Nun erst hätten wir eine Monade. Natürlicher Weise bestehen alle Körper aus solchen Dingerchen, die sich, man weiß nicht wie, an einander klammern. Ob sie, als eine Art von Geisterchen, denken oder träumen, darüber haben die Gelehrten lange gestritten. Manche haben, über den einzelnen Monaden, die beste Vereinigung derselben in der reizendsten Landschaft und in dem lieblichsten Mädchen vergessen. Zugleich wünschten Sie, auszufinden, wie die gemeinen Monaden von den vornehmeren, der Engel- und Menschenseelen, unterschieden sind; denn auch Ihre Seele, meine Freundin, ist Monade, mit allem Guten, was in ihr ist, mit allen zärtlichen Empfindungen, mit der Begierde, wohl zu thun, mit Freundschaft und Liebe, mit dem Blicke, der auf Erden am Schönen sich vergnügt und oftmals von ihr in den Himmel schaut.

Aber welch' eine lange Vorrede zu einem Liede von so wenigen Versen! Nicht wahr, liebste Karoline, Sie lernen dasselbe auswendig, um unter den ersten Veilchen mir es vorzusagen? — Jacobi.

222. Rosalie an ihre Freundin Mariane.

(Aus Friedrich Jacobs Schriften.)

Die edle, die liebenswürdige Henriette ist nun in den Armen der Ruhe! Und ich, meine Mariane, winde mich um das Andenken jedes Augenblickes, den ich bei ihr zubrachte, sie handeln sah, reden hörte und ihrer Liebe genoß. Die

Wiederholung alles dessen, was ihre letzten Tage bezeichnete, ist der süßeste Trost, den ich mir geben kann. Hören Sie mich also noch Alles erzählen, was seit meinem vorigen Briefe geschah.

Ich setzte mich an Henriettens Bette, wo ich mit gepreßtem Herzen bald sie, bald den Arzt ansah, um auf dessen Gesichte meine Hoffnung, oder meine Furcht zu lesen. Seine tiefsinnigen Blicke und das jeweilige Schütteln seines Kopfes sagten mir Alles. Ich ließ daher meinen Thränen freien Lauf, so wie ihre Jungfer, die am Bette kniete. — Endlich öffnete sie die Augen, und schwach, anfangs kaum verständlich, sagte sie: „Liebe Rosalie! und du, meine gute, treue Liese! kümmert Euch nicht, ich werde glücklich — ewig glücklich!" — Nachdem erblickte sie den anbrechenden Tag, und wir mußten die Fensterladen ganz öffnen, daß sie den Garten und das Feld sehen konnte. Lächelnd bewegte sie die Augen umher, und sprach sanft: „Schöne Erde! aller deiner unschuldigen Freuden habe ich genossen!" — Der Arzt gab ihr erquickende Tropfen und ging hinaus, worauf ich nach einigen Augenblicken fragte: wie ihr wäre? „Schwach, sehr schwach, meine Rosalie! — Sie sehen, daß ich Recht hatte zu sagen, daß ich keine Kraft mehr habe, Freuden zu tragen. Ihr süßer Anblick machte mich krank; der von dem Herrn von T... hat mich über das Vergangene und Gegenwärtige zu heftig bewegt, um es zu dauern." — Nachdem schwieg sie lange, und verlangte dann ein Kästchen, das in einem Schranke der Mauer stand, ließ es aufmachen, und gab mir daraus einen Ring, worauf ihr verzogener Name, mit kleinen Brillanten, auf schwarzem Grunde steht. Sie steckte ihn selbst lächelnd an meinen Finger. Da aber meine Thränen auf ihre Hand fielen, blickte sie mich mit viel Empfindung an, und streichelte mich. „Seien Sie vergnügt, Rosalie! Sie waren die letzte Freude meines Lebens. Für Sie sag' ich der Vorsicht den letzten Dank; denn durch Sie hat mein liebendes Herz das Glück der wahren Gegenliebe genossen. Ich weiß, daß ich in dem Ihrigen unvergeßlich bleiben werde, und daß Sie gern manchmal mein Bild sehen werden." — Hier gab sie mir ihr Miniaturgemälde, in himmelblauer Kleidung, mit einer Hand einen Schleier von weißem Flor über sich ziehend, sehr schön gefaßt. — „Du, meine Freundin Lise! sollst diesen Ring tragen" (den sie von ihrem Finger zog und ihr gab). „Mein kleines Bild in Oel ist auch dein; die übrigen Kennzeichen meines Dankes und meiner Liebe wird Herr M... K... in diesen Papieren finden." — Herr M... K... und der Arzt kamen da wirklich ins Zimmer. Sie reichte Ersterem eine goldene schwarz emaillirte Dose: „Dieses Andenken erhält noch durch meine Hand einen Werth; nicht wahr?" — Dem Arzte gab sie eine ganz goldene, und nahm aus dem Kästchen noch ein großes und

zwei kleine Futterale heraus, ließ es zumachen und gab die Schlüssel dem Herrn Pfarrer M. K., der, wie ich, in feierlichem Stillschweigen dastand. Nach diesem war sie lange ruhig, dann blickte sie mich sehr rührend an. „Rosalie! noch einen Labetrank von Ihrer Hand!“ Ich stützte ihren Kopf mit einem Arm, und mit der einen Hand hielt ich das Glas an ihren Mund. Sie bat, sie etwas höher zu legen, und wir bemerkten, daß sie über etwas nachdachte. Endlich fing sie an: „Wo ist Herr von T. . .? ich möchte ihn sehen! Aber, lieber Herr M. K., bitten Sie ihn, daß er nicht zu bewegt sei!“ Der Arzt, und wir Alle wollten sie von dieser Unterredung abhalten, weil solche sie zu sehr angreifen würde. „Ach, meine Freunde! ich fühle, daß ich nur noch wenige Schritte bis an das Ende meines Lebens habe! Lassen Sie mich diese kurze Zeit noch nach meinem Herzen genießen! Was soll T. so weit von meinem Zimmer thun? Mein Anblick ist ihm so werth, —“ Herr M. K. ging hinaus, ihn zu holen. Da drückte sie meine Hand. — „Ach, Rosalia! was ist mein Schicksal mit den zwei Vettern! der eine raubte mir Freude und Gesundheit, und dieser gute edle Mann befördert meinen Tod!“ — Von T. kam. Sie blickte ihn lächelnd an, und reichte mit der Hand nach ihm. Er näherte sich ziemlich gefaßt, küßte ihre Hand mit bebenden Lippen, und fragte nach ihrem Befinden. — „Ziemlich wohl! aber müde an Geist und Leib.“ — Mein Gott! erwiederte er, ich fürchte, mein unbedachtsames Eindringen hat Sie erschreckt und so krank gemacht; ich werde mir es niemals vergeben. — „Sie hätten Unrecht, theuerster T . .; denn Ihr Anblick würde mir bei keiner Gelegenheit gleichgültig gewesen sein, aber meine vorherige Entkräftung hat mich zu jeder Bewegung untüchtig gemacht.“ — Er sagte hierauf nichts, sondern küßte nur ihre Hand und blieb mit darüber gebogenem Haupte sitzen. Sie schwieg auch lange und sagte dann mit flüchtigem Erröthen: „Sie haben eine würdige Gemahlin, Gott segne Sie Beide! — Bitten Sie die Frau von T., dieses Andenken von der Freundin des besten Mannes anzunehmen!“ — Und da gab sie ihm das kleine und das große Futteral, wo in dem einen die kostbare Uhr, die mit der Agraffe reich mit Brillanten besetzt ist, in dem anderen Ohrrosen und eine Haarnadel waren; in dem dritten zwei gleiche Ringe von großem Werth, wovon sie einen ihm reichte. „Diesen tragen Sie, den anderen Ihre Gemahlin. Ihre Tochter, die Sie in der Taufe meinem Andenken weihten, habe ich schon lange, als das Kind meiner Seele, zur Besitzerin von Essenhofen gemacht. Ich hoffe, sie wird einst die guten Einwohner darin lieben und glücklich machen.“ — Herr von T. . . lag nun auf den Knieen vor ihrem Bette, seine beiden Arme an dem Bettgestell ausgespannt und rief: „O Henriette, Henriette! was sollen all' diese Anordnungen?“ — „Sie sind das Ein-

zige,

zige, was mich die Vorsicht für den zu spät geliebten Mann meines Herzens thun läßt!" sagte sie, und in dem nämlichen Augenblicke war sie aufgerichtet, küßte die Stirne des Herrn von T. . . und mit Sammlung ihrer letzten Kräfte legte sie ihre Hände auf die Brust. — „Von Dir, ewige Liebe! erhielt ich dieses gefühlvolle Herz! Rein, Rein, wie es aus Deinen Händen kam, gebe ich Dir es zurück." — Mit einem Schrei des Entsetzens sank von T. . . auf die Erde. Henriette rufte: „Ach Gott!" ließ ihre Hände fallen, und verschied. —

O, Mariane! wie gern hätte ich meine Seele auf ihren Händen, die ich küßte, ausgehaucht! Ich konnte nicht reden und nicht weinen. — Durch unsere Unruhe und Mühe kam von T. . . zu sich, raffte sich auf und stand mit gerungenen Händen, starre Blicke auf Henriettens Leichnam geheftet. — Auf einmal näherte er sich Liesen, die an der einen Seite des Bettes kniete, und mit einem Schnupftuche den Todesschweiß von der Stirne des entwichenen Engels wischte. Er legte sein Gesicht einen Moment auf Henriettens Arm. — „Heilige, heilige Ueberreste!" sprach er mit dem wehmüthigsten Tone, betrachtete noch mit gesunkenem Haupte das kaltwerdende Bild, riß dem knieenden Mädchen das Schnupftuch aus der Hand, hüllte sein Gesicht hinein, küßte es, faßte es in beide Hände, eilte ins Vorzimmer, wo er sich vor einem Stuhl auf die Erde warf und laut schluchzend zu weinen anfing. — Ich ging traurig in mein Zimmer. Kurz darauf wurde mein Herz durch das Wehklagen der Dorfleute aufs neue zerrissen. O, die Liebe der wahren Tugend liegt tief in der Seele der Menschheit! Ich habe es bei der Leiche von Henrietten gesehen. — Was für Trauer, was für Ehrerbietung war in Allen, die sie zur gewählten Ruhestätte begleiteten! Sie liegt neben den Ueberbleibseln einer kleinen alten Kapelle, am Ende des Dorfes, wo sie schon vor zwei Jahren, ohne daß man ihre Absicht wußte, auf der Seite gegen das Feld, ein halb rundes Dach, auf fünf schöne steinerne Säulen gestützt, hatte bauen lassen. Auf beiden Seiten der mittleren Säule ist es offen zum Eingange. Zwischen den anderen aber Bänke von Stein, wo sie oft hinging, sich setzte und mit den Feldarbeitern sprach. Ein großer Stein deckt ihre Gruft, auf dem nichts steht, als:

Ruhestätte
von
Henriette von Effen.
24 Jahre alt.

In ihrem letzten Willen erhält die Tochter des Herrn von T. . . all' ihren Schmuck, Silber und Effenhofen; der Herr M. . K. . eine schwere goldene Dose, zum Denkzeichen ihrer Versöhnung; und das übrige Vermögen geht in vier Theile. Den ersten ihren Verwandten; den zweiten für Er-

ziehung armer Kinder; den dritten unter ihre Hausbedienten, und den vierten unter Arme auszutheilen.

Herr von T . . will hier wohnen. Wenn er es thut, so lebt er nicht lange, denn Alles nährt seinen endlosen Kummer. Er will in ihren Zimmern wohnen, ihre Betten, alle ihre Möbeln haben, ihr Messerzeug. — Er betete sie an, und ihr letzter Athemzug war das Bekümmerniß ihrer Liebe für ihn! Morgen geht er weg, und Herr M. . K. . mit ihm.

Wie lang ist dieser Brief! Aber es war der letzte Auftritt, der ganz meine Seele erfüllte!

223. Rosalie an ihre Freundin Mariane.

Mariane! Ich war heute in einer großen Gesellschaft. Männer, viele Männer, im eigentlichen Verstande genommen, waren da; manche wichtige Gegenstände der Unterredung kamen zum Vorschein; alle wurden flüchtig behandelt, nur bei dem von der Religion blieben sie am längsten stehen. Billig wäre es, das Nöthigste und Beste am längsten zu betrachten; aber, meine Liebe! die Art, mit der etliche von den Männern von einigen Theilen der Religion redeten, war nicht gut! besonders schmerzte mich, daß gerade in Gegenwart der Hausbedienten solche Stücke berührt wurden, auf die sie nothwendig aufmerksam werden mußten. Der Mann, so davon redete, sprach mit dem Ton des Wissens und der Ueberzeugung. Ein paar Andere, die auch Anspruch an Scharfsinn haben, fielen ihm bei; der Hausherr war stille, und natürlich sprachen die Frauenzimmer hier nicht mit. Meine Seele war ruhig, weil, dem Himmel sei Dank! meine Religion in meinem Herzen und nicht in meinem Kopfe ist, und ich sie in Handlungen, nicht in Reden lege; aber die horchende Miene der Bedienten drang mich, einem der Besten unter den Männern zu sagen: ob der treue Glaube des gemeinen Mannes dem zweifelnden und grübelnden Gelehrten nicht eben so ehrwürdig sein sollte, als die Unschuld der Jugend einer gewissen Gattung anderer Leute sei? Ich fände es sehr grausam, durch eine muthwillige Verwendung des Uebermaßes den Frieden der Seele des Ruhigglaubenden zu stören. — Der edle empfindsame Mann sah mich bedeutend an, gab mir Recht, und unterbrach den reißenden Lauf des Gespräches. Ich war froh darüber; denn warum soll der auf einem zügellosen Pferde sitzende Reiter das Recht haben, dem redlichen Fußgänger seinen stützenden Stab zu entreißen? der ihn just vor dem Abgrunde bewahren wird, in welchen der Andere stürzen kann. — Ich sagte dann mir selbst, warum sehen die Männer die Pflichten der Religion, die Unterwerfung des Geistes, so leicht als ein Joch an, das ihren Nacken drückt, und suchen sich davon loszuwinden? warum geschieht dies nur bei Männern von einer gewissen Klasse? Ist das Gefühl der Stärke, die ihnen die Natur giebt, oder das von

Freiheit, Willkühr und Obergewalt, die ihnen Umstände und Gesetz geben, davon Ursache? Bald möchte ich das Letztere glauben! Denn unter dem weiblichen Geschlechte ist noch niemals eine Empörung über Glaubensartikel entstanden. Weil wir von Jugend auf, denke ich, an die Idee einer über uns herrschenden Menschengewalt gewöhnt sind, so kostet es uns gar keine Mühe, Vorschriften und Gesetzen zu folgen und nachzugeben, die das Gepräge des göttlichen Willens und Rathschlusses an sich tragen. Zudem machte ich noch die Bemerkung, daß unter dem gemeinen, auch von Uebermuth beherrschten Manne, von jeher die Schwärmer, und niemals die Bestürmer der Religion entstanden sind, so daß der Muthwille und die Unbändigkeit, die aus dem Ueberflusse an Glücks-, Geistes- oder Gewaltkräften entstehen, die Hauptursachen dieser männlichen Verkehrtheit sein mögen. — Weiter, meine Liebe, gebührt mir nicht, zu gehen. Doch freut mich innigst, bei den vielfältigen, oft zu eifrigen Widersprüchen gekommenen Unterredungen über den wahren Verstand dieses oder jenes biblischen Gedankens, immer bei Allen eine tiefe Verehrung für den göttlichen Ausspruch gesehen zu haben: „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als dich selbst." —

Möge dieses in alle meine Thaten des Lebens verwebt, und am Ende meiner Tage das Zeugniß sein, mit welchem ich den letzten Blick auf meine Nebenmenschen, und den ersten in die Ewigkeit thun werde.

224. Solger an Friedrich von Raumer.

Frankfurt, den 18. August 1811.

Ihre letzten Briefe haben meine herzliche Theilnahme erregt. Es giebt gewisse Zeiten im Leben, wo sich Alles trübe zusammenzieht, und nichts ist wahrer, als das Sprichwort: daß kein Unglück allein kommt. Ich fühle um so lebhafter Ihren Schmerz über den Verlust Ihrer Mutter, da ich erst vor kurzem ganz dasselbe Schicksal gehabt habe. Und wenn man so Einen der Seinigen entbehrt, so macht man sich allemal Vorwürfe, daß man ihn, da es noch Zeit war, nicht genug genossen habe. Der Himmel erhalte Ihnen Ihren Vater. — Quälen Sie sich nicht mit Trostgründen ab. Wir müssen und sollen den Schmerz fühlen, und es wäre schlecht, wenn wir es nicht thäten. Auch darin leben wir und folgen wahrlich unserer Bestimmung. Nur zum Uebermaße werden Sie ihn hoffentlich nicht steigen lassen.

Ihre Klagen über die politische Reform und ihren Fortgang machen mich sehr besorgt. Wenn Sie überlegen, was für Sie zu thun ist, so thun Sie nur nicht das, daß Sie unwillig werden und die Sache wegwerfen.

Ich zweifle nicht, daß Sie unendliche Schwierigkeiten finden. Wenn aber der Plan unter der Hand sich verändert,

so denken Sie, daß es so mit allen menschlichen Vorsätzen geht. Das Recht des Schicksals ist überall dasselbe, und das Werk sieht allemal ganz anders aus, als der Entwurf dazu.

225. F. V. Reinhard an einen Freund über seine Bildung.

Weit, mein theuerster Freund, fast bis in die Jahre meiner Kindheit, müssen Sie mit mir zurückgehen, wenn Ihnen Alles sichtbar werden soll, was auf meine Bildung zum Prediger einen entscheidenden Einfluß gehabt hat. Meine ganz früheste Bildung verdanke ich meinem Vater; er ist bis in mein sechszehntes Jahr mein Lehrer gewesen. Johann Stephan Matthias Reinhard, ein Mann, dessen Andenken mir heilig sein würde, wenn er auch nicht mein Vater gewesen wäre, war Pfarrer zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthume Sulzbach. Einstimmig erkannte man ihn für einen der besten Prediger in der dortigen Gegend. Unter die besonderen Eigenschaften seiner Predigten gehörte eine strenge, Alles genau bestimmende Disposition. Wie natürlich diese war, und wie unverholen sie sich ankündigte, können Sie daraus sehen, daß ich als ein Knabe von zehn bis elf Jahren sie beim Anhören der Predigt vollständig mit dem Gedächtnisse fassen, und, wenn ich nach Hause kam, zu Papiere bringen konnte. Als ich merkte, meinem Vater gefalle diese Uebung, denn er sah meine Aufsätze gewöhnlich nach, und verbesserte sie auch, wenn ich ihm zuweilen nicht ganz gefolgt war; so wurde dieses meine regelmäßige Sonntagsbeschäftigung, und ich erlangte zuletzt so viele Fertigkeit, daß mir gewiß keine Hauptsache entging. Die Vorstellung einer streng geordneten, in ihren Haupttheilen leicht behältlichen Predigt kam also, wie Sie sehen, sehr früh, und zwar mit allen Reizen des väterlichen Beispiels umgeben, in meine Seele, und setzte sich so fest in derselben, daß sie nie wieder hat verdrängt werden können. Von dieser Zeit an war jede Predigt für mich verloren, die entweder keinen Plan hatte, oder deren Plan ich nicht zu fassen vermochte.

Nicht minder wichtig und folgenreich war der Unterricht, den mir mein Vater in den alten Sprachen gab. Er war ein guter Humanist, und las die Alten mit Gefühl und Begeisterung. Dieses Gefühl, diese Begeisterung suchte er mir nicht sowohl dann mitzutheilen, wenn wir einen alten Schriftsteller mit einander lasen; da war fast Alles auf philologische Erklärung des Autors und auf die Vermehrung meiner Sprachkenntniß berechnet; aber er pflegte, da ihn sein äußerst mühevolles Amt den ganzen Tag über beschäftigte, nach dem Abendessen im Schoße seiner Familie auszuruhen, und sich mit derselben zu unterhalten. Da er nun bei mir ziemlich früh eine gewisse Empfänglichkeit für Gespräche von gemeinnützigem und ernsthaftem Inhalte gewahr ward; so fing er an, die meisten Stunden, welche er, von acht Uhr

Abends bis um zehn Uhr, unter seinen Kindern zubrachte, fast ausschließend mir zu widmen, und sich über Gegenstände, die meinen Fähigkeiten und Kenntnissen angemessen waren, mit mir zu unterreden. Hier war es, wo er jene Vorliebe für die alten griechischen und römischen Schriftsteller in mir erweckte, die in der Folge immer mehr zugenommen, und nie wieder aufgehört hat. Gewöhnlich war es eine Stelle irgend eines Alten, sonderlich eines Lateiners, über die er sich mit mir unterredete. Am öftersten waren diese Stellen aus den beiden Klassikern entlehnt, die er am meisten bewunderte und mit mir zu lesen angefangen hatte, aus dem Cicero und Virgil. Von Sprachbemerkungen war hier die Rede nicht; aber worin das Schöne, das Treffende, das Witzige, das Große, das Erhabene der Stelle liege, das ward da mit einer Theilnehmung, mit einem Feuer entwickelt, die sich nothwendig mittheilten, und die Ueberzeugung sehr früh in mir hervorbrachten, die alten Klassiker seien die wahren Meister in der Beredtsamkeit und Dichtkunst, von ihnen müsse man lernen, nach ihnen müsse man sich bilden. Dabei war ich, was meine Muttersprache betrifft, sehr verlassen. Schon in meinem neunten Jahre regte sich ein Hang zum Dichten in mir, der sich sehr verstärkt haben würde, wenn ihm nicht alle Nahrung gefehlt hätte. Ohnehin hatte sich der bessere Zustand unserer Literatur um diese Zeit erst angefangen. Aber nun, mein Freund, nähere ich mich einem an sich zwar kleinen, aber für meine Bildung höchst wichtigen und folgenreichen Ereigniß. Ich hatte mein dreizehntes Jahr erreicht, als sich meine älteste Schwester an einen jungen Geistlichen verheirathete, der mich bei einem Besuche mit Hallers Gedichten beschenkte. Ich strebe vergeblich, Ihnen die Freude und das Entzücken auszudrücken, mit welchem ich diesen Dichter las und verschlang. Daß ich nachahmte, war natürlich; und da ich an meinem bewunderten Muster Alles schön fand, so gefielen mir auch die damals in seinen Versen vorkommenden Provinzialismen; ich brachte sie auch in meinen Versen an, und schrieb mitten in der Oberpfalz, als ob ich in Bern geboren wäre. Doch was war diese kleine Verirrung gegen den unermeßlichen Vortheil, den ich Hallern zu verdanken habe! Der gedankenreiche, sinnvolle, jedes Wort sorgfältig wägende Dichter hatte sich meiner ganzen Seele bemächtiget. Von nun an war mir alles Weitschweifige, Wortreiche und Tautologische auf immer verleidet. So viel Geschmack die Jugend auch sonst an einer gewissen Fülle, an einer gewissen Ueppigkeit des Ausdrucks, an einem Spiele mit lieblichen Bildern und wohlklingenden Phrasen findet; mir war dies Alles zuwider. Haller machte mich im Ausdruck so vorsichtig, ich möchte sagen, so arm, daß ich noch immer, wenn kein neuer, von dem vorhergehenden verschiedener, oder doch den vorhergehenden näher bestimmender Ge-

danke, zu sagen ist, auch schlechterdings kein Wort mehr habe. —

226. Frau von Köppen an G.

Verzeihen will ich Ihnen gern, mein lieber Freund, und zwar von Grund meines Herzens; aber Ihre Entschuldigung, daß Ihre polternde Hitze ein Naturfehler sei, den man übersehen müsse, lasse ich durchaus nicht gelten. Denn einestheils ist es noch gar nicht ausgemacht, daß es eben sowohl gebrechliche Seelen, als gebrechliche Körper gebe; und anderntheils, wenn es auch einige Seelen geben sollte, die von Natur Krüppel wären, so glaube ich doch nicht, daß man solche Geisteskrüppel mit eben dem christlichen Mitleiden ertragen müsse, womit man einen von Natur schielenden Menschen zu ertragen verbunden ist. Endlich setzt man auch den körperlichen Fehlern noch wohl etwas entgegen, und schienet ein schwaches Bein, das zu hinken drohet; daher es drittentheils höchst schädlich sein würde, dergleichen von Natur mangelhafte Seelen ohne Hülfe oder ohne Schienen, wenn ich es so ausdrücken darf, zu lassen; und wo wollen Sie Schienen für Ihre Seele suchen, wenn Sie solche nicht aus dem Zorn, dem Unwillen und der Verachtung nehmen, womit man dergleichen natürliche Fehler der Seele bestraft? Wie sehr aber würden diese immer mehr und mehr ihrem üblen Hange folgen, wenn man die Narren bedauerte, daß sie von Natur nicht recht gescheidt wären, oder mit dem Hitzigen Mitleid hätte. Hier muß man nicht ablassen, mit wohlthätigem Strafen und Ermahnen; und wie man der Kinder Seelen mit Fluchen und Segnen, mit Strafen und Belohnungen, und mit allen Spann- und Sperrhölzern, die nur möglich sind, umgiebt, um sie gerade zu ziehen und vor dem Ueberschlagen zu bewahren: so muß man auch des Mannes Seele, wenn sie eine Unart angenommen hat, so lange hämmern, bis sie einen reinen Schlacken giebt. Wenn es jemals einen Naturfehler an der menschlichen Seele gegeben hat, so ist es gewiß die gar zu große Begierde, welche wir haben, unseren Gegnern eine absurde Folge ihrer Behauptungen zu zeigen. Auch ich fühle diese Schwäche sehr stark, und habe ihr vielleicht schon zu viel nachgegeben, da ich Ihnen jetzt auf gewisse Weise das Absurde Ihrer Entschuldigung gezeigt habe.

Aber was würde daraus werden, wenn man gegen diesen Fehler gar nicht auf seiner Hut wäre: wenn man immer sogleich nach einer Instanz haschte, womit man seinen Gegner so recht bei der Nase ins Narrenspital führte, und dieser einen mit noch größerer Erbitterung ins Tollhaus schickte? Würde es nicht eine Marter sein, in Gesellschaft zu gehen, und würde man nicht in beständiger Angst zittern müssen, daß sich die lieben Männer und Herren Kollegen beim Kragen fassen würden?

Ich will indessen damit nicht sagen, daß man diese Manier der Widerlegung ganz verlassen sollte; nein, sie ist die kürzeste und treffendste unter allen, wenn sie glücklich gebraucht wird, und eigentlich bei Hofe zu Hause, wo man die Syllogismen in forma haßt. Ich wollte Ihnen damit nur zu erkennen geben, daß man seinen Gegner nicht sogleich in Triumph und mit aller Bitterkeit einer Rechthaberei ins Tollhaus schikken müsse; theils, weil es beleidigend ist; theils, weil man sich auch selbst in der Geschwindigkeit versehen, und eine bittere Instanz machen kann, die durch eine noch bitterere gehoben wird. Der berüchtigte Lord Rochester fuhr einmal in einer Miethkutsche aus der Komödie; und wie der Kutscher beim Empfange seines Fuhrlohns sah, daß er den Lord gefahren hatte, sagte er zu ihm: wenn ich das gewußt hätte, in die Hölle hätte ich Sie fahren wollen. O! antwortete der Lord: so hättest du Narr ja mit deinen Pferden zuerst hinein gemußt. Phau! schrie der witzige Kutscher, ich würde Euer Herrlichkeit rückwärts hinein geschoben haben. So übel kann man oft mit einer, dem Anscheine nach ganz guten, Instanz anlaufen.

Ihr erster hitziger Ausdruck war: dasjenige, was Sie anführten, sei so klar wie die Sonne, und der Schluß, den die ganze Gesellschaft daraus machen sollte, war natürlicher Weise dieser: daß Ihr Gegner stockblind sein müßte. Ob Sie Recht oder Unrecht hatten, bedarf keiner Untersuchung; denn über die Sache streiten wir nicht, sondern nur über die Manier des Vortrages. Aber fragen Sie sich selbst, ob es Ihr Wille war, der Gesellschaft einen so üblen Begriff von Ihrem Gegner zu geben? War er's nicht, wie ich versichert bin, wozu denn diese Heftigkeit? Und wenn nun die Gesellschaft gedacht hätte, es fehlte Ihnen an dem Gefühle des Anständigen, das zu einem freundschaftlichen Streite erfordert wird, oder wohl gar an einer guten Erziehung; würde Ihnen das angenehm sein? Gewiß auch nicht; und so haben Sie Ihren Gegner wider Ihren Willen und wider Ihren eigenen Vortheil gemißhandelt. Ihr zweiter hitziger Ausdruck war: Sie wollten es der ganzen Welt zur Beurtheilung überlassen. Hier kam Ihr Gegner auf einen noch schlimmeren Posten zu stehen. Denn ein Mann, der einzeln in seiner Art zu denken ist, und die ganze Welt gegen sich hat, ist gewiß der größte Sonderling, wo nicht ein sonderbarer Narr; und im Grunde ist denn doch eine Berufung auf das Urtheil der ganzen Welt eine bloße Fanfaronade; man weiß wohl, daß solches nicht zu erhalten steht. Meine kleine Nachbarin à la Circassienne sagte mir ins Ohr: in einer so großen Versammlung würde gewiß ein Schisma entstehen, und der Himmel möchte sich der jetzigen Kopfzeuge erbarmen, wenn die große Welt so hitzig würde, wie die kleine jetzt in

meinem Zimmer. Den Spott zogen Sie sich zu, ohne es zu wissen und zu wollen.

Immer sprachen Sie von gesunder Vernunft und dem schlichten Menschenverstande, womit man Ihr Recht einsehen könne; Sie sagten, es könne nicht anders sein; und Sie wollten kein Wort mehr darum verlieren, und schwiegen dann zu Zeiten mit Verachtung. O! wenn Sie gesehen hätten, wie wir armen Weiber, die wir mit dem frohesten Herzen, uns mit unseren lieben Männern zu ergötzen, zusammengekommen waren, bei dergleichen Scenen zitterten; wenn Sie gesehen hätten, wie oft der Frau Ihres Gegners das Blut ins Gesicht stieg, wenn Sie auf jene Art ihren Mann für stockblind oder für unverständig erklärten; wenn Sie gesehen hätten, wie Ihre eigene liebe Frau eine heimliche Thräne nach der anderen vergoß; wenn Sie die bedeutenden Seitenblicke unserer jungen Fräulein, das unvermerkte Achselzucken der jungen Herren, das räuspernde Item, das Bestreben, etwas vorzubringen, wobei man das Gezänk nicht hören sollte, und alle die verunglückten Mittel, Ihnen den Streitpunkt zu verschieben, bemerkt hätten: wahrlich, Sie würden eine solche Schiene um Ihre Seele empfangen haben, die auch der größte Naturfehler derselben nicht hätte zerbrechen sollen.

Und was ward nun am Ende aus dem Allen? Ich ließ die Karten eine halbe Stunde früher geben, um den ungeschickten Streiter mit einer Puppe zu beschäftigen; und Sie verspielten mit glühenden Wangen und zankenden Augen eine Zeit, die wir des Tages vorher zu einer weit edleren Ergötzung ausgesucht hatten. Die Wahrheit aber gewann nichts dabei, und vielleicht schmollen Sie heute und morgen noch im Kauf gegen Ihren Freund, der doch weiter nichts that, als daß er gelassen sagte: ihm käme die Sache, welche Sie blau fänden, etwas grünlich vor, oder schiene ihm ins Grüne zu fallen; und ihn dünke, man könne sie auch zur Noth für grün ansehen. So bescheiden war er in dem Vortrage der Zweifel, die Sie so hitzig zu widerlegen suchten.

O! mein lieber, würdiger Freund, Sie sind gewiß ein Mann, dem Niemand seine großen Verdienste abspricht; man läßt Ihren Einsichten, Ihrem Eifer und Ihrer Redlichkeit die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren; und man widerspricht Ihnen oft nur, um sich von Ihnen belehren zu lassen, und die starken Gründe zu hören, womit Sie jede Wahrheit in ein neues Licht zu setzen wissen: warum wollen Sie alle diese großen und edlen Vorzüge durch Ihre aufbrausende Hitze verderben? Warum wollen Sie diesem Naturfehler Entschuldigungen bereiten, und sich dadurch des einzigen Mittels berauben, womit er noch einigermaßen gemäßigt werden kann? Von mir müssen Sie wenigstens nicht fordern, daß ich Entschuldigung annehmen soll. Nein, das müssen Sie nicht. Ich will Ihnen vielmehr jedesmal, so wie ich

heute gethan habe, meinen ganzen Unwillen zeigen, damit Sie davon den lebhaftesten Eindruck nehmen, und zur Zeit der Gefahr einen Erretter haben mögen.

Und wenn Sie heute kommen, um die Ruthe zu küssen, womit Sie gestäupt sind, so sollen Sie an mir eine eben so warme Freundin finden, als Sie ein hitziger Fechter gewesen sind.

227. E. M. Arndt an einen Freund.

Also Du lebst und bist noch, und kannst noch glühen und blühen und schwärmen wie in alten Tagen? O, ich hatte eine Freude, wie die Götter sie dem Sterblichen selten geben, als ich Deiner Handschrift wohlbekannte Züge sah, noch die alte sichere und feste Hand, als ich Deinen Brief las und wieder las, und ihn küßte, wie der Jüngling, dem das Mädchen seines Herzens die ersten Worte schreibt. So erkennst Du Dich noch, und Dein altes Bild ist nicht allein Bild, es ist noch Leben in Dir? So erkennst Du mich noch wieder, den Harten und Wilden, der sich von Deiner Milde und Liebe so gern umranken ließ? O, mein Bruder, was hab' ich geträumt und geschwärmt, wie ein Adam, der sich aus seinem Disteln- und Dornenfelde plötzlich wieder in die alte Unschuld des Gartens Eden versetzt fühlte und der Verwandlung vergessen hätte. Es ist doch schön, daß der Mensch immer noch, wenn auch nur in flüchtigen Minuten, wieder Kind werden kann. So sind Tage und Wochen hingegangen mit Dir und in Dir, und ich hatte vergessen, was ich von Dir wollte und was ich Dich fragte. Du hast mir gerade geantwortet, wie ich Dich fragte, und das mag am besten sein mit Menschen, die den Schlüssel haben, das Instrument zu stimmen. Ich weiß nun, woran Du bist und woran Du siechest; sehe, mit welchen Ueveln Du Dich Jahre lang in vergeblicher Arbeit gequält hast, und habe die fröhliche Hoffnung, Dich Dir selbst wieder zu offenbaren, damit Du lernest, daß es im schlechtesten Falle ewig besser ist, mit eigener Narrheit ein glücklicher Narr, als mit fremder Weisheit ein unglücklicher Weiser zu sein. Da also saß das Uebel? Hatte ich es nicht gedacht? und hätte ich es nicht früher denken sollen, da ich Dich kannte und die Zeit und die Menschen? Da saß es, wo der Wurm sich einfrißt, der die Blüthe unserer ganzen Nation verdorben hat! Daß wir Alles wollen und versuchen, das ist unser Elend; wir schlagen, wie der Bauer spricht, mit solchen losen Künsten Gott in die Augen, und er läßt uns hinfahren in Verstockung und Verblendung, und mit den reichsten Gaben können wir Deutsche endlich weder die Erde vertheidigen noch den Himmel erobern. Ich habe unser Lob, von uns selbst ausgesprochen, vor zwanzig Jahren schon als Knabe gehört, aber ich versichere Dich,

schon damals wollte es mir nicht recht ein, entweder weil Mutter Natur dem aus autochthonischem Bauernstamm Entsprossenen noch zu viel von dem alten guten Hausverstande mitgegeben hatte, oder weil Cornelius Nepos und Cäsar, die ich nothgedrungen lesen mußte, schon unsichtbar wirkten. Ich hatte die Idee, nicht von einem ganzen Volke von Kosmopoliten und Philosophen, sondern von einem ganzen Volke von Bürgern und Männern, einmal im Herzen, und es verdroß mich, wenn man meine Deutsche lobte, wo sie mir Tadel zu verdienen schienen, als die, welche den Sinn und Geist aller Zeitalter und Klimate verständen und umfaßten, welche das Beste der Zeitgenossen leicht lernten und sich zueigneten, und deswegen auf kleinere Ideen von Volk und Vaterland, die vor solchen höheren verschwänden, nicht stolz sein könnten noch dürften: ich hatte mir einmal vorgesetzt, auf mein Volk und auf seine eigene Kunst und Wirksamkeit stolz sein zu wollen. Seitdem ist diese Vielheit und Allheit deutscher Nation von 1790 an unendlich weiter geflossen, wie ein breiter und seichter Strom, der nun nirgends ein Bett mehr finden kann: es liegt am Tage, was sie uns bedeutet hat und unseliger bedeuten wird. — Doch weg mit allem politischen Gram! Nur den Gram um Dich, mein Liebster, will ich jetzt fühlen und sehen, wie auch Du der Zeit und dem Volke die Schuld hast bezahlen müssen, wie Du, um etwas zu gewinnen, was so nie gewonnen wird, Deine reine Quelle in diesen schmutzigen Strom mit ergossen hast, da sie glücklicher und schöner ihren eigenen schlängelnden Silberlauf hätte rinnen können.

Ich muß wieder zu den letzten Worten meines letzten Briefes zurück, wo ich die Welt und Dich in einem schönen poetischen Jugendtraume sah, der kein Traum ist, weil er einst in Geschichten erschien. Ich sah, wie Gott der Herr, mild und gerecht, Alles gut und einfältig erschaffen hat, daß jedes seinen Trieb und seine Tugend übe, seines Lebens höchste Liebe gleich dem Seidenwurm ausspinne, und so glücklich sei und glücklich mache. Ich deuchte mir zu sehen, wie alle Tugenden und Harmonieen sich so für einen großen und frommen Weltbau zusammenfügten, wobei viel Krieg und vergeblicher Kampf des Lebens aufhören mußte. Da sind Arbeit und Spiel, Schweiß des Angesichts und bekränzte Stirnen, Freude und Leid, Herrschaft und Dienst ohne Neid und Streit gemischt; jeder thut, was er muß, und gehorcht, wo er soll. Hier brüllt der Löwe und Tiger und zerreißt seinen Raub; dort arbeiten Biber und Ameisen; hier sucht der Ochs und das Rennthier, der Hirsch und das Pferd mühselig und gefahrvoll seine Speise; dort sitzen Vögel und Grillen auf den Zweigen und singen und spielen, und leben vom Thau und Blüthenduft, und von Fliegen der Luft, die sie im Spielen fangen: und die ganze Natur in allen ihren mannigfaltigen Wechseln von Leben und Tod, von Gebären und Zerstö-

ren, von Arbeit und Spiel ist schön und lustig und trägt sich in ewiger Fülle und Seligkeit. So hatte ich auch Dein zartes und saitenklingendes Leben wie eine Blume auf die Au gepflanzt, wie einen Vogel auf den Zweig gesetzt: wie einen lustigen, phantastischen Vogel mußte ich Dich denken, der allerlei Männchen und Possen macht. Aber ich dachte dann auch, daß der bunte Phantast eine himmlische Kehle haben müßte, und ward wieder ernst.

Und es ist Raum auf Gottes Erde, mein Bruder, und reiches Spiel und Segen, und auch noch Geduld der Anderen, uns gewähren und machen zu lassen, wenn wir das, was wir wollen müssen, nur recht wollen. Die keichenden und pflügenden und dreschenden Menschen lassen sich den Spieler gern gefallen, der ihnen die Mühe erheitert, die Sorge erleichtert, und Scherz und Wechsel in ihr einförmig heißes Leben bringt: ihre hunderttausend Arme arbeiten dann für seine zwei schwachen desto rüstiger mit. Mir ist es gestern recht klar geworden, was ich Dir sagen will. Ich ging dem Bau einer großen Steinbrücke vorbei, die man über einen Strom führen will. Pfähle wurden eingerammt, und funfzig Männer triezten ein fürchterliches Gewicht auf, um es gewaltiger auf sie zurückfallen zu lassen. Da stand Einer müßig dabei, ein großer, vierschrötiger Kerl, und sang den Takt einer angenehmen Weise dazu, auf daß die Züge und Schläge desto gleicher gingen. Ha! dachte ich, darf dieser schon singen, und hier schon, während die Anderen keichen und glühen, warum soll das zarteste Leben sich vergeblich zur Arbeit drängen? Hier habe ich Deinen eigensten Fall; ich sahe, wie Du Deinen Himmel verlassen hast, um mühevoll einen anderen zu suchen, der Dir so nie geöffnet werden kann; ich sahe, wie die heurigen Gewaltmänner, die neuesten Philosophen, Dich verwirrten; wie Männer, die sich auf Arbeit etwas einbilden müssen, weil sie nichts ohne Arbeit gewinnen können, Dich mit ihren hochmüthigen Stirnen erschrecken, und Dich begrinsen, weil sie nicht erwerben können, was Dir die Natur gegeben. Und endlich das Katheder, dieser gefährliche Phaetonswagen, auf welchem man auf ebener Erde den Hals brechen kann, ohne einen einzigen Sonnenstrahl, geschweige denn die ganze Sonne geladen zu haben. Da halte ich Dein Uebel und Deine verschmachtende Sehnsucht. Doch ich muß ein wenig ausathmen und mich besinnen.

223. Arndt an einen Freund.

Nach drei langen Wochen endlich einen Brief von Dir, und einen so frischen Brief. Schon hatte ich mir manche Sorge gemacht wegen Deiner, daß Du vielleicht krank geworden, oder in Deine alte metaphysische Grillenfängerei zurückgefallen seiest, und was der Freund sonst für den Freund fürchten kann über die großen und kleinen Unfälle, woran

leider das Leben so reich ist. Und das Alles war es nicht. Du bist gerade am thätigsten und lebendigsten mit Deinen Freunden gewesen, da Du sie zu vergessen schienest, und hast uns durch Thaten mehr erfreut, als Werke je erfreuen können. Nun, das war ein geschwinder Entschluß, und auch ein guter — Gott gebe Dir den freien Lebensmuth, weiter Deinen eigenen Weg zu gehen und Dich um Thorengeschwätz und Verwunderung alter Weiber nicht zu kümmern. Die meisten Menschen sind einmal so, daß ihr Beifall uns eben so wenig hilft, als ihr Tadel uns schadet. Denn gehest Du ihnen Allen auch wohlgefällig und ihren Augen angenehm einher, recht so, wie sie es wollen, und das Schicksal treibt Dich seitwärts ab und stößt Dich unsanft in eine andere Bahn, was hilft Dir ihr erbärmliches Mitleid? Du mußt dann doch auf eigenen Füßen stehen, wenn Du noch Kraft zu stehen hast, und der angenehme und sittliche Mann, der es Allen so recht machte, wird zwei Tage bedauert und den dritten vergessen. Am besten steht man so mit der Welt, daß man sich um sie gar nicht kümmert, und, ohne auf sie zu sehen, still für sich hingeht; so treibt sie endlich weder Eitelkeit noch Zorn, auf uns zu gaffen, und höchstens ruft sie mal das unschädliche Wörtlein Narr und Sonderling über uns aus. Oder will man ja mit in ihr Getümmel hinein, so treibe man es mit ihr als Kinderspiel, und zeige, daß man des Lebens Herr und ihr Meister ist. Dann ist sie albern genug, uns zu achten und zu fürchten, und selbst die Thorenstreiche, die als Ableiter größerer Narrheit uns zuweilen entfahren, wichtig anzusehen und ihnen eine bessere Bedeutung unterzulegen, als sie haben.

Also das Katheder ist verlassen, und auf immer verlassen. Glück dazu! von ganzem Herzen Glück dazu, mein Bruder! Es war für Dich eine gefährliche Stelle. Du mußt recht frisch und wacker sein und in dem neuen Leben Dich muthig fühlen; denn Deine Worte haben eine Sicherheit und Ruhe, die ich lange an Dir vermißt habe: und nicht bloß jene Ruhe der Ergebung, wo man das eingeschrumpfte und welke Leben, das von keinen gewaltigen Trieben und Blüthenknospen mehr schwillt, so leicht umfaßt und fest hält, sondern jene stille Kraft, die ihrer selbst gewiß scheint und nicht mehr fürchtet, daß das bräutliche Leben ihre Männlichkeit je verlassen könne. Selbst Deine Klagen sprechen einen bewußten und besonnenen Zustand aus, worin Du weißt, was Du verlassen hast und dafür wieder erobern mußt. — Du ziehst also auf das Land? Das ist gerade für Dich, mein Bruder. Da giebt es doch noch einige Typen eines besseren Menschenlebens, einige klare Bilder dessen, was unsere freudigeren Väter waren und wir nicht mehr sind. In dem Mittelmäßigen geht das Leben gerade am verworrensten einher. Die Kunst kann weder in Gemeinheit noch Hoheit zu etwas Entschiedenem kommen, und die Natur ist eben genug verkünstelt, um für einfältigen

Genuß und einfältiges Leben blind zu sein. Aber nun bitte ich Dich auch recht herzlich, daß Du mehr aus Dir selbst herausgehest und die Menschen aufsuchest. Selbst die Langeweile des Lebens ist etwas Köstliches für Menschen Deiner Art, weil sie ihnen den Besitz ihrer ganzen Herrlichkeit zeigt, und sie nie mehr lüstern nach verbotenen Gütern greifen läßt. Hier unter Blumen und Bäumen im Walde, hier auf dem Felde und dem Kirchhofe mit Bauersleuten wirst Du ein schönes Leben leben, so daß Du nachher allenthalben hin verpflanzt werden magst, ohne Dich selbst verlieren zu können. Besonders freut es mich, daß Du zu S. ziehest; einen besseren Freund hätte das Glück Dir jetzt nicht verschaffen können. Sein sicherer Tritt im Leben, seine kalte Besonnenheit stehen Dir immer als ein warnendes und weisendes Bild gegenüber. Und er ist treu und gut, und seinen Freunden immer herzlich bereit. Grüße ihn recht sehr von mir. Sobald die Aepfelbäume blühen, lasse ich anspannen und setze eine Woche dran, mich Deiner Erneuerung zu freuen. Lebe wohl!

229. Johannes Müller an v. Bonstetten.

Den 14. Mai 1773.

Freund! Da ich mich heute in Ihre Umarmungen werfe; so fühle ich eine Erhöhung meiner Seele, welche ihr nicht gewöhnlich ist, und Sünden über Sünden gegen den Kurialstil gemeiner Freude, Ergießung meiner Seele in Ihre Seele, Rede des Herzens zum Herzen, einen wahren natürlichen Ausdruck meiner innigsten Empfindung gegen Sie, liebster Freund, mich erwarten läßt. Es ist immer um gute Bekanntschaften eine nützliche Sache; man nennt auch sehr oft Diejenigen Freunde, deren Bekanntschaft uns schätzbar ist. Wenn aber die Seelen sich vereinigen; wenn edle zu edlen Thaten sich verbinden; wenn ich meinem Freunde ins Mark seiner Seele sehe, nicht den Edelgebornen, nicht den Gelehrten, sondern den guten und weisen Menschen aus dem innersten Grunde meines Herzens liebe, und unserem Jahrhunderte zum Vorwurfe und zur Lehre, zum Ruhme der menschlichen Natur und unsere Nation von nun an durch alle Jahre meines Lebens liebe; — dann, edler Bonstetten, verdient diese Vereinigung den eigentlichen heiligen Namen der Freundschaft, und wir erheben uns zur Größe der vortrefflichsten Menschen, Montaigne's, Lälius, und Heinrichs, der Sully liebte. Zwei Dinge sind sehr wahr. Wir können einmal unser Herz Wenigen schenken; ich weiß auch nicht, ob Vertraulichkeit ohne mündliche, herzliche Unterredung, oder einen offenen, freien ungezwungenen Briefwechsel bestehen kann. Ihre Miene mein lieber Freund, verräth so etwas Weises, Gutes und Hohes, daß Sie beim ersten Anblicke mich frappirten. Ich erkundigte das Maß Ihres Geistes bei einem sehr vertrau-

ten Züricher Freunde, den auch Sie kennen; hier wurde meine Aufmerksamkeit Hochachtung, und ich suchte Sie. Unsere Unterredungen lenkte ich auf Bücher und Gegenstände, welche zur Entdeckung des Karakters Ihres Geistes und Herzens mir Hülfe leisten konnten. Es mißfiel mir zwar ein wenig, daß Sie mir bisweilen Komplimente machen wollten, deren Unbegründetes wir Beide gewiß gleich erkennen. Sie wurden aber mit denselben von Tage zu Tage sparsamer; ich fing an, Ihre Seele in Ihren Augen zu lesen, und die stolze Bemerkung zu machen, Sie wären nicht ganz gleichgültig gegen mich. Nun erlauben Sie mir das freie Bekenntniß, daß ich Sie von ganzem Herzen, mehr als meine übrigen auswärtigen Freunde und Bekannten alle liebe. Erlauben Sie mir den warmen Wunsch, so vertraut mit Ihnen, als mit meinem eigenen Herzen sprechen zu dürfen; vom zehnten Mai 1773 bis an unseren Tod eine neue, große, wichtige Epoche meines Lebens von Ihrer Freundschaft anzufangen. Ich kenne viel Freunde, ich gestehe Ihnen, daß ich an wenige glaube; an Sie aber glaube ich so stark, daß (wenn Ihr Herz nur unveränderlich ist) ich Ihnen im Vertrauen den allerobersten Platz unter allen meinen auswärtigen Freunden geben und Sie zu meinem Vertrautesten machen möchte. Ich habe lange den Umgang eines Freundes der Weisheit gewünscht, der, mir ungefähr gleich an Jahren, die gleiche Bahn des Lebens mit mir durchwanderte, und in dessen treuen Schoß ich meine Entwürfe und Ueberlegungen, Vaterland, Wissenschaften und menschliches Geschlecht betreffend, mit freundschaftlicher Freimüthigkeit ausschütten könnte. So dürstet in der Wüste von Irak ein beduinischer Araber nach einer erlabenden Quelle, wie ich, o Freund, nach Ihres Gleichen verlangte. Es giebt kein Hinderniß unserer Freundschaft in der Welt; wir Beide können schreiben, und wir Beide sind Eidesgenossen. Eidesgenossen, theuerer Bonstetten, im engsten Sinne wollen wir sein. Es sehe kein Mensch die Briefe, welche das Gemälde unserer Herzen enthalten, unsere Tugenden und Fehler, unsere guten vollkommenen Gedanken und Entwürfe, unsere freundschaftlichen Ahndungen und Zurechtweisungen erzählen. Ich zeige mich Ihnen, so fehlerhaft ich bin, offen und frei.

Soll Freundschaft unter uns sein, so schlagen Sie ein; so öffnen Sie, so ganz, wie ich, Ihr schönes Herz gegen meines, das sein Verdienst darin setzt, ganz Ihnen zu gehören. So gut, besser vielleicht, als Lavater die Physiognomieen, unterscheide ich den natürlichen redlichen Ausdruck der Freundschaft, und die erkünstelte, durch Zeit und Herkommen festgesetzte Sprache der großen Welt. Der großen Welt! Lassen Sie uns Beide, edler Freund, mit Glanz und Ehre auf dem großen Schauplatze erscheinen; unsere Freundschaft sei aber altmodisch, nicht, wie der großen Welt,

sondern wie der wenigen Edlen Freundschaft. Ihr großes Herz mahne mich auf die richtige Straße zurück, wenn zu viele Lebhaftigkeit mich von derselben entfernen will. Wir wissen Beide mehr als unsere Mitbürger, bei weitem nicht Alles. Gemeinsame Beobachtungen leiten uns vielleicht weiter, als Arbeit ohne Unterstützung und Beispiel. Wir wollen die Annalen unserer Lektüre führen, und dieselben uns mittheilen, Urtheile und Bemerkungen über unsere Verfassungen. —

Ich küsse Sie, mein theuerer Bonstetten, indem ich Sie in Gedanken an die Brust drücke, in welcher ein so getreues Herz für Sie schlägt.

230. Schiller an v. Dalberg *).

Stutgart, den 24. Mai 1782.

Ich bin so dreist, Euer Excellenz um die Erfüllung meines Wunsches zu ersuchen, welche zu den großen und vielen Verbindlichkeiten, die ich Ihnen jetzt schon schuldig bin, eine neue hinzufügen wird. Das ungeduldige Verlangen, mein Schauspiel zum zweiten Male aufführen zu sehen, und die dazu kommende Abwesenheit meines Herrn veranlaßten mich und einige Freunde und Damen, die eben so voll Begierde, wie ich, sind, die Räuber auf Dalbergs Bühne zu sehen, eine Reise nach Manheim zu unternehmen, welche morgen schon vor sich gehen wird. Da das nun der Hauptzweck unserer Reise ist, und mir überhaupt an einem vollkommeneren Genusse meines Schauspiels unendlich viel liegt, ich auch mit desto größerem Vortheile bei meinem wirklich unter Händen habenden Stücke zu Werke gehen würde, so wäre meine sehnlichste Bitte an E. E., mir bis Dienstag den 28sten d. M. zu dieser Freude zu verhelfen. Da ein Wink von Ihnen das ganze Rad treibt, und ich übrigens von der Gefälligkeit der Herren Schauspieler diese Freundschaft für mich erwarten kann, und versichert bin, daß Sie mir gern dieses Vergnügen machen, so schmeichle ich mir, nicht umsonst zu reisen, denn ich reise doch nur deswegen. Jetzt erst würde ich mit ganzer Seele mich in die Vorstellung verlieren, und mit vollen Zügen an diesem Anblick mich weiden können! —

Wenn es nur irgend möglich ist, daß die Vorstellung bewerkstelligt werden kann, so fordere ich die gnädigen Gesinnungen Euer Excellenz gegen mich zur Ausführung dieses Vorhabens auf. Ich kann mich nicht länger als bis Dienstag Nachts zu Manheim verweilen, werde also im Ganzen zweien Schauspielen beiwohnen können. Wie glück-

*) Damals Vorsteher der Schaubühne zu Manheim.

lich wäre ich, wenn meine Räuber eines davon sein könnten! — Ich muß gestehen, daß ich mich auf die erste Vorstellung nicht mehr gefreut habe, als froh ich jetzt die zweite erwarte.

Wegen dieser zudringlichen Bitte bitte ich E. E. um Verzeihung, und das Vergnügen der Aussicht, wodurch ich begeistert war, möge für diesmal meine Entschuldigung sein, der ich die Gnade habe, mit aller Hochachtung mich zu nennen

E. Excellenz unterthänigen Diener
F. Schiller.

231. Schiller an v. Dalberg.

Manheim, x.

Dasjenige, was Euer Excellenz mir gestern durch Herrn Hofrath Mai haben sagen lassen, erfüllt mich aufs neue mit der wärmsten und innigsten Achtung gegen den vortrefflichen Mann, der so großmüthigen Antheil an meinem Schicksale nimmt. Wenn es auch nicht schon längst der einzige Wunsch meines Herzens gewesen wäre, zu meinem Hauptsache zurückzukehren, so mußte mir schon dieser schöne Zug Ihrer edlen Seele einen blinden Gehorsam abnöthigen. Aber lange schon zog mich mein eigenes Herz dahin; lange schon habe ich, nicht ohne Ursache, befürchtet, daß früher oder später mein Feuer für die Dichtkunst erlöschen würde, wenn sie meine Brotwissenschaft bliebe, und daß sie im Gegentheil neuen Reiz für mich haben müßte, sobald ich sie nur als Erholung gebrauchte, und nur meine reinsten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft, und immer regem Enthusiasmus Dichter sein, dann nur hoffen, daß meine Leidenschaft und Fähigkeit für die Kunst durch mein ganzes Leben fortdauern würde. Urtheilen Sie also, wie willkommen der Wink mir gewesen sein mußte, der mir Erlaubniß gab, Ihnen mein ganzes Herz vorzulegen. Aber darf ich jetzt mehr sagen? darf ich mich jetzt auf die vielen redenden Beweise Ihrer Theilnahme stützen, und Ihnen, der Sie schon so Vieles für mich gethan haben, darf ich Ihnen zumuthen, auch noch das Beste — Alles für mich zu thun? — Nur ein Jahr habe ich nöthig, das Versäumniß in meinem Fache nachzuholen und mich öffentlich mit Ehre zu zeigen. In diesem Jahre kann ich also für die hiesige Bühne nicht so thätig sein, als sonst, und dennoch brauche ich eben so viel Unterstützung. Dieses einzige Jahr entscheidet für meine ganze Zukunft. Kann ich meinen Plan mit der Medicin fortsetzen, so bin ich auf immer gesichert und mein Etablissement zu Manheim ist gegründet. Wollen Euer Excellenz mir hierin die Hand bieten? Können Dienste, die ich der hiesigen Bühne erst nach Verfluß dieses Jahres leisten kann, mir für schon geleistete gelten? — Bin ich denn endlich auf den Punkt, worauf ich hin-

hinarbeite, so wird es mir nimmermehr schwer fallen, diese Schuld nachzuholen, und meine Produkte bleiben Ihnen dann eigen. Da ich ohnehin nicht so schnell auf das Drama Verzicht thun kann, so kann ich immer für ein großes Stück gewähren, und mein Entwurf wegen der Dramaturgie soll ganz nach Ihren Wünschen zu Stande kommen. Habe ich zu viel gesagt, so vergeben es Euer Excellenz meinem vollen Herzen. Ich stehe auf dem Scheidewege; Alles, mein ganzes Schicksal vielleicht, hängt jetzt von Ihnen ab. Kann es Ihnen schmeicheln, das Glück eines jungen Mannes zu gründen, und die Epoche seines Lebens zu machen! — Die Wünsche seines Herzens, seiner Familie, seiner Freunde — ja Ihre eigene mit eins zu erfüllen, kann dieses Bewußtsein Ihnen süß sein, so erwarte ich Alles von Ihrer Entschließung, und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich Denjenigen nicht vergesse, dem ich Alles, Alles schuldig bin. Kann ich hoffen, die Entschließung E. E. mündlich oder schriftlich zu hören? Ich erwarte sie mit Sehnsucht und Ungeduld.

F. Schiller.

232. Winkelmann an Christ. v. Mecheln.

Gott kann Ihnen mehr Heil und Gedeihen nicht geben, als ich Ihnen wünsche, und als Sie es verdienen! denn ich zähle Sie unter die wenigen mir bekannten Seelen, die der Menschheit und unserem Volke Ehre machen. Nach der beschwerlichen Reise wird nunmehr die Ruhe in den Armen der würdigen Freundin weit süßer noch als vorher scheinen; sie wird anfänglich gleich einem süßen Traume voll lieblicher Bilder sein, und Ihre Erinnerung wird wie die Juno beim Homerus gehen. Ich bin Ihnen, wie eine zärtliche Mutter ihrem abreisenden Kinde nachsieht, von einem Orte zu dem anderen mit Geist und Seele gefolgt, und habe Ihnen zur Seite die Alpen überstiegen, die mir künftig aus Verlangen kleine Hügel scheinen. Leben Sie wohl, mein Freund! Die Freundin sei gegrüßet von dem

Eurigen ewigen Freunde
Winkelmann.

233. Tieck an Solger.

Den 1. September 1815.

Was, mein geliebter Freund, werden Sie zu meiner scheinbaren Nachlässigkeit sagen? Diesmal haben Sie mir doch gewiß etwas gezürnt, daß ich Ihnen gerade auf einen so sehr lieben und freundlichen Brief die Antwort schuldig geblieben bin; aber unglückliche Zufälle haben die Verzögerung veranlaßt, nicht meine Nachlässigkeit. Ihr Brief an Schütz kam an, als dieser auf einer Geschäftsreise abwesend

war, die ihn 14 Tage von hier entfernte; hätte ich gewußt, daß das Paket auch etwas an mich enthielte, so wäre ich wohl so dreist gewesen, es zu eröffnen, und ich glaube, daß er es verziehen hätte; so nahm aber, weil Schütz ebenfalls unten wohnt, die Gräfin Henriette das Paket nach sich und vergaß in ihrer Kränklichkeit, es abzugeben. Endlich erhalten wir es, und ersehen mit Schrecken, daß Ihre Briefe schon so früh geschrieben sind. Senden Sie künftig dergleichen an mich, liebster Freund, denn ich bin immer hier; Schütz dagegen oft verreiset, und diesmal hat uns dieser Zufall doch einen recht schlimmen Streich gespielt.

Zuerst meinen Glückwunsch über die Geburt Ihres Sohnes, die ich aus den Zeitungen erfahren habe. Gott segne das Kind und die liebenswürdige Mutter, und gönne Ihnen an Beiden recht viele Freude! alles Glück, das Sie selber wünschen!

Ueberrascht und erfreut haben Sie mich durch Ihren freundlichen Antrag, mich wieder einmal hier zu besuchen. Glauben Sie mir, daß ich ein solches Opfer zu schätzen weiß, daß ich immer Ihre Freundschaft erkenne, und ich bin nur besorgt, daß es Ihnen hier mißfallen könne. Ich bin hier, und Platz finden Sie auch und eine freundliche Aufnahme. Können Sie in der Mitte des Monates reisen, so ist es um so besser, alsdann sind wir hier ganz allein. Richten Sie sich nur so ein, daß Sie nicht zu sehr von hier eilen, damit wir über recht vieles sprechen können; bringen Sie auch ja etwas von Ihren neuen Arbeiten mit, auf die ich unendlich begierig bin. Schütz hält Sie vielleicht ab, weil er Mitte Monats oder früher oder später Geschäfte in der Nähe von Berlin hat; nur seien Sie so gut, und schreiben Sie uns vorher recht bald, wenn Sie reisen können, damit er sich danach einrichtet; vielleicht begleitet Sie dann auch einer meiner frühesten Freunde, der Regierungsrath Schade, der mich in diesem Sommer schon einmal besucht hat. Ob Raumer herkommt, wie er sich halb und halb vorgenommen hatte, weiß ich nicht, ich bezweifele es. Ich wünschte, daß Sie nicht von hier nach Breslau reisen; denn ich hoffe, daß Sie alsdann etwas länger bei mir verweilen. — Wenn ich Ihre Briefe lese, so ist mir jedesmal, wenn mich auch die Klarheit und schöne Sicherheit überrascht, als kämen Sie ganz aus mir, ich höre mein eigenes Inneres, nichts verwundert mich. Oft begegnet es mir, daß mir einige Gedanken recht lebhaft geworden sind, die ich dann plötzlich in Ihren Briefen ausgesprochen finde. Warum soll denn nicht auch eine Sympathie unter Freunden herrschen, daß zu gleicher Zeit Ideen in ihnen reif werden? Ich glaube, wir haben den nämlichen Widerwillen gegen die Einseitigkeit, Erhitzung und leere Schwärmerei unserer Zeitgenossen. Irgend etwas ist immer in Deutschland an der Tagesordnung, das leere Form, geistlose Mode und

übertriebene Einseitigkeit wird, und immer sehen wir einige von den Besten eifrig Theil nehmen und sich verblenden, und dieselbe Nation, die für Viel- und Allseitigkeit schwärmt, kann immer vor irgend einer neuen Verblendung nicht zur Besinnung kommen. Bei meiner Lust am Neuen, Seltsamen, Tiefsinnigen, Mystischen und allem Wunderlichen lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit und ein Ekel meines Herzens, mich freimüthig berauschen zu lassen, der mich immer von allen diesen Fieberkrankheiten zurückgehalten hat, so daß ich (seit ich mich besonnen) weder an Revolution, Philanthropie, Pestalozzi, Kantianismus, Fichtianismus, noch Naturphilosophie als letztes einziges Wahrheitssistem gläubig, habe in diesen Formen untergehen können. Sie verstehen, wie ich es meine, und sind ja von demselben Geiste beseelt, den manche junge Herren ja eben Philisterei nennen wollen, und nicht einsehen, daß sie auch selbst nicht einmal zur Erkenntniß des Dinges kommen, für das sie sich begeistert wähnen. Wie wahr ist es, was Sie von der neuesten Krankheit der Geschichtsforschung sagen. In dieser regt sich aber auch wieder unser alte deutsche Pedantismus, dem die Gründlichkeit nicht gründlich dünkt: Wir sind jetzt auf dem Wege, neue Gundlings und trockene Schreiber für echte Stilisten der Geschichte zu halten.

234. Tieck an Solger.

Den 7. Oktober.

Mein geliebtester Freund!

Sehr überrascht hat mich Ihr Brief, der, nach meiner Erwartung um einige Wochen zu früh, von Berlin datirt war, und erschreckt hat mich die Ursache Ihrer schnelleren Rückkehr. So ist denn das liebe Kind, mein Pathchen, das ich gar nicht einmal kennen gelernt habe, schon so bald von diesem Traume des Lebens erwacht. Ein solcher Verlust muß sehr schmerzhaft sein, weil es eine so schöne Zukunft mit allen Hoffnungen begräbt; und doch scheint mir der Himmel noch gelinde die Aeltern zu prüfen, wenn er ein solches Geschenk im ersteren Jahre zurücknimmt, denn mit jedem Monate später, indem sich die kleinen Geschöpfe mehr entwickeln, treten sie uns um so näher; unsere Liebe, die erst eine allgemeine ist, wird immer individueller; gewiß verliert der Mensch nachher am Kinde noch viel mehr. Freilich mag es mit einer Mutter noch ein anderer Fall sein, den die Männer nie ganz begreifen können. Ich sage Ihnen nicht, wie sehr ich an Ihrem Schmerze Theil nehme, denn Sie fühlen es gewiß. — Wären Sie nur hier, oder wäre ich bei Ihnen, mein Liebster! Meine Freundschaft, meine Theilnahme könnte Ihnen doch wohl zu einigem Troste gereichen. Aber leider weiß ich

jetzt wirklich nicht, wie ich Sie sehen kann. Der treulose Sommer scheint sich in den schlechtesten Herbst umzusetzen, ich bin immer in der Lage, auf meine Gesundheit eine Rücksicht zu nehmen, die vielleicht meinen Freunden allzu ängstlich erscheint; doch weiß ich, wie sehr ich mich schonen muß, wenn ich nicht an meinem Uebel recht ernsthaft krank werden will; dann bin ich auch in meinen Arbeiten weit mehr zurückgeblieben, als ich gehofft hatte, und endlich — wenn ich nach Berlin komme, besonders auf so kurze Zeit — bin ich nicht auf gewisse Art ein Sklave meiner Freunde und Bekannten? Jeder fordert, da ich so selten dort bin, nur einen Mittag oder Abend, dies kann ich Keinem abschlagen, statt sie viel und täglich zu sehen, werden es doch nur einzelne zerstreute Stunden; die Menge Menschen, meine Verwandten, alle Verbindungen, die ich nicht ohne Gewaltthätigkeit und Undank lösen kann, rauben mir, da ich etwas schwerfällig bin, alle Zeit, und ich komme oft in vielen Tagen zu keinem vernünftigen Gedanken, und bin oft nicht recht fähig, ein Gespräch zu führen. Lebte ich in Berlin, wäre alles dies anders. Geschieht es aber nicht jetzt, so sehen wir uns im Frühjahre gewiß um so mehr, denn Ihnen kann es unmöglich so dringendes Bedürfniß sein, als mir. Ich denke, Sie richten es künftigen Sommer so ein, einige Wochen hier zu leben. Die fortgesetzten Gespräche, in denen man am folgenden Tage eine Materie wieder aufnehmen kann, um sie tiefer fortzuführen, oder von einer anderen Seite in den Gegenstand zu dringen, sind doch nur die wahren erquicklichen, nicht aber jene rhapsodischen scheinbar geistreichen, wo Stimmung und Moment eine scheinbare Meinung erzeugen, die oft wichtig genug aussieht, weil sie eben nur Gewand ist, und nichts Tieferes, aus dem ganzen Gemüthe Entsprungenes, zu überwinden hat. (So ist der Pole der beste Repräsentant in Europa, mehr noch als der Franzose; der Deutsche ist von allen Nationen am meisten linkisch und verlegen, nicht bloß vom Stubensitzen, vom Mangel der Hauptstadt und dergleichen mehr, sondern hauptsächlich, weil er eben ein Deutscher ist, der nie mit sich fertig werden kann.) Jene tieferen fortgesetzten Gespräche können aber nur wenige Menschen führen, ein wahres Talent gehört dazu; unter allen meinen Freunden habe ich nur mit Ihnen dergleichen Dialoge führen können, und ich fühle, daß ich es noch mehr konnte, wenn wir mehr mit einander lebten. — —

235. Tieck an Solger.

Ziebingen, den 30. Januar 1817.

Liebster Freund! Meine und unser Aller im Hause, so wie Kadachs, herzliche Glückwünsche für Sie, Ihre liebe Frau und das Neugeborene. Wir waren Alle erfreut und

überrascht, als ich durch Schütz diese glückliche Begebenheit erfuhr. Schenke der Himmel Ihnen recht viele Freude an diesem Kinde, daß es das gestorbene in Ihrem Herzen ersetze! —

Wie glücklich wird es mich machen, Sie in London zu sehen, und mit Ihnen zurückzureisen! Aber können wir denn nicht vielleicht für künftige Jahre ein anderes Projekt von mehr Umfang machen? Ich sähe gar zu gern Italien noch einmal, und in Verbindung damit das südliche Frankreich und einen Theil von Spanien. Mit Ihnen die Alterthümer zu sehen, würde mir ein neuer lehrreicher Genuß sein; vielleicht wäre ich Ihnen bei Kunstgegenständen nicht unnütz, für die ich mir einen eigenen schärferen Sinn zutraue, und so unter philosophischen, künstlerischen, streitenden Gesprächen mit einem Freunde die schöne Welt eine Zeit lang zu durchstreifen, ist mir immer als das Erfreulichste und Anlockendste erschienen. — —

236. Solger an Tieck.

Berlin, den 2. Februar 1817.

Ihr Brief, mein theuerster, verehrtester Freund, worin Sie mir zur Geburt meines Töchterchens Glück wünschen, hat mich herzlich erfreut. Wie unendlich werth ist mir die Theilnahme eines Freundes, wie Sie sind, an diesen häuslichen Begebenheiten, die so großen Einfluß auf den ganzen Zustand meines Gemüthes haben! Man muß doch Ehemann und Vater sein, um so recht Etwas vom Leben zu erfahren und es in seiner ganzen Wirklichkeit gefühlt zu haben. Wer diese Furcht, diese Hoffnung und diese Trauer, worin wir selbst und unsere Geliebten so ganz ungetrennt sind, nicht gefühlt hat, der hat doch nur halb gelebt. — —

237. Solger an seine Gattin.

Stettin, am 26. August 1817.

— Die beste Würze meiner Genüsse, wenn ich von Dir entfernt bin, ist der Gedanke, daß ich sie doch gar zu gern mit Dir theilen möchte, und eine leise, mich immer gleitende Wehmuth, daß Du nicht bei mir bist. Es ist doch gar zu schön und muß Gott wohlgefallen, wenn sich zwei Seelen so wahrhaft und innig lieben, wie wir Beide. Tausendmal küsse ich Dich in Gedanken und sehe Dir in Dein liebes treues Auge, meine einzige Geliebte! Ich bin so sicher und vertrauensvoll gegen Dich, wie ein alter gewohnter Ehemann, und so sehnsüchtig und freudenvoll, wie ein Bräutigam. Gott sei gelobt, daß ich in Dir ein Herz finden mußte, wie es allein mich glücklich machen konnte. — Heute vor einem Jahre, meine einzige Liebste, waren wir Beide in Liebenstein; es ist leider ein Trauertag für uns, und wir

sind einander auch in der Ferne in diesem Gefühle nah. Ich bitte Dich, mein einziges Gut, betrübe Dich in dem Andenken an unseren Verlust nicht zu sehr; doch darf ich mich eigentlich auch darin auf Dich verlassen. Du hast Dich ja damals schon ganz Deiner würdig benommen und diese Prüfung so bestanden, daß sie ein neues Band der Liebe und des innigen Einverständnisses für uns geworden ist. Wir haben ein liebes Kind bei Gott! dies sei und bleibe unser Trost. Er hat uns mit unermeßlicher Liebe gesegnet, so daß wir doppelt und dreifach freveln würden, wenn wir über irgend eine Prüfuug murrten. Danke ihm mit mir, mein einziges Jettchen, für alle seine Gnade, und für die lieben, gesunden, vor tausend anderen durch Liebenswürdigkeit und Lebenslust und Kraft ausgezeichneten Kinder, die er uns geschenkt und gelassen hat, und für das überschwängliche reiche Glück, das uns unsere gegenseitige Liebe bereitet. —

238. Friedrich von Raumer an Solger.

Breslau, am 31. December 1817.

Ihr beharrliches Schweigen verdient zum Schlusse des Jahres nur Scheltworte, nicht Glückwünsche zum Beginn des neuen, doch ist's in einer Beziehung mir gelegen; nämlich als Beweismittel, daß Sie Ostern herkommen müssen. Der Briefwechsel hilft keinesweges genügend vorwärts, und Breslau verhält sich zu Berlin, wie Patmos zu Piräus, d. h. wir werden uns hier in einem Tage besser aussprechen und verständigen, als in Monaten bei einer in Berlin nicht zu umgehenden Zerstreuung. Dies gilt besonders für mich, der ich bei solchen Federballspielen alle Besinnung verliere und stockdumm werde. Ich bin Tiecks Meinung: geht mein äußeres Leben nicht regelmäßig wie eine Uhr, so steht mein inneres Leben still. Etwas Anderes ist's noch auf Reisen, wo die Unruhe sich in Regelmäßigkeit verwandelt. — Von der Reise habe ich keine Nachwehen, sondern nur Nachgenuß; die Erinnerungen nehmen der Zahl nach ab; aber andere verklären sich desto schöner zu lebenslänglicher Dauer. Und aus recht vielen Gründen geht mir die Ueberzeugung hervor, daß auch Sie um jeden Preis dies complimentum der Bildung sich erwerben müssen. Nicht, als sähe ich eine Lücke in Ihnen, wo ich ein Flickstück hineinsetzen möchte; wohl aber, weil ich Ihnen diesen Sonnenschein einer unendlich merkwürdigen Welt zur innersten Erquickung wünsche. So bestimmt ich weiß, daß ich in Deutschland leben und jetzt Jahre lang am Pulte arbeiten muß, so sehe ich doch die Zeit voraus, wo ein da capo, trotz aller Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, Gegenstand meiner Sehnsucht sein wird. — —

239. Solger an Tieck.

Berlin, am 8. August 1818.

Ich sollte hierauf nicht von der Sappho des Herrn Grillparzer sprechen. Aber ich muß dieser Fratze erwähnen, weil sie und der Beifall, den sie findet, doch zu merkwürdig ist. Ich habe sie neulich mit meiner Frau gesehen; wir dachten, darüber zu lachen: es verging uns aber vor langer Weile. Es war die fünfte Vorstellung, das große Opernhaus gedrängt voll, und Alles entzückt und kaum athmend vor Aufmerksamkeit und Bewunderung. Dieser Mensch hat es erst recht getroffen, die schlechten Neigungen der gegenwärtigen Zeit in Beschlag zu nehmen, wie Kotzebue im Anfang die der feinigen. Die unselige Interessantigkeit, wie ich es zu nennen pflege, das ekelhafte Kokettiren mit Talenten und sogenanntem Geist, der verruchte Hochmuth darauf, der alles Edle und Wahre in der menschlichen Natur besudelt und verhöhnt —: das sind seine höchsten Ideen. Sappho, eine niedrige, alternde Kokette, hat durch ihren Ruhm und olympischen Sieg einen dummen Jungen, Phaon genannt, in sich verliebt gemacht, und bringt die Beute auch gleich mit nach Hause, um den so Erworbenen als Geliebten und Gemahl zu verbrauchen. Gleich beim Ankunftsmahle steht der Bursche vom Tische auf, findet draußen eine hübsche, die Sinne besser reizende Zofe, und führt mit ihr vor den Augen und Ohren des Publikums eine Unterhaltung, wie wohl ein junger Herr pflegt, der mit den Kammerjungfern handgreiflich scherzt. Ueber Umarmung und Kuß ertappt Sappho die Beiden und ist nun auch gleich wild vor Eifersucht, obwohl sie selbst zuerst das Mädchen auf Phaons Reize aufmerksam gemacht, um sich selbst an ihr auf eine fast ekelhafte Art zu erwärmen. Der Bursche ist, ertappt, gegen sie auch gleich grob und roh, obwohl er erst gar nicht sein Glück fassen konnte, das ihn die berühmte und interessante Sappho auch berühmt und interessant machen wollte. Indeß entschließen sich Beide endlich, Mittagsruhe zu halten. Nachdem sie einen Zwischenakt verschlafen, sucht Sappho alle mögliche Trostgründe hervor; sie erschöpft sich in gemeinen Reflexionen über die Art der Männer zu lieben, — wie sie wohl mit einer Kammerjungfer schäkern und das doch nichts weiter zu bedeuten hat, — und so beruhigt und besonders auf ihren Ruhm und ihre Vortrefflichkeit pochend, weckt sie den süßen Verräther, wie sie ihn nennt, der aber in seiner Mittagsruhe von der jungen frischen Melitta geträumt hat, und sie mit diesem Namen zu ihrem Schrecken empfängt. Doch, was schildere ich weiter diese Lumperei! So geht es von einer Gemeinheit zur anderen fort. Sappho entschließt sich endlich, das Mädchen nach einer anderen Insel zu schicken, aber Phaon geht dafür mit ihr davon. Sie läßt Beide wieder einholen, wie in Belmonte und Constanze, und nach allem

diesen tritt sie dann mit großem Pomp auf und prahlt, „für sie sei das doch nichts gewesen; das Göttliche müsse sich nicht mit dem Gemeinen, Irdischen vermengen, sondern wieder zum Göttlichen zurückkehren." Die beiden Liebenden (!!!) stehen dabei wie dumm und verdutzt, und kein Mensch merkt, was sie vorhat, bis sie sich denn, zur Gottheit aufschwingend, ins Wasser plumpt. — Dabei keine Sprache, kein savoir faire, kein erträgliches poetisches Bild: kurz, Alles bloß, schlecht, gemein! Und dies hat denn nicht allein das große Publikum hingerissen, sondern auch in unseren gebildeten Cirkeln wenigstens schöne kritische Dispüte erregt. —

240. Tieck an Solger.

Dresden, den 22. September 1819.

Mein geliebtester Freund! Freilich müssen Sie mir böse sein, und das habe ich mir schon seit manchen Wochen täglich und stündlich gesagt, und doch habe ich bei allen inneren Vorwürfen den Augenblick nicht finden können, Ihnen zu schreiben, theils durch meine Unentschlossenheit, weil ich so viel schreiben wollte, theils durch Zerstreuung, Abhaltung, Ermüdung gestört. In Ziebingen blieb ich nur noch wenige Tage, und Einpacken, Anordnungen, Bestellungen, tausend Kleinigkeiten nahmen mir jeden Gedanken und Augenblick; dann die Reise; dann das Ankommen hier, wieder die Einrichtung, die Sehnsucht, die Gallerieen zu sehen und die Gegend zu genießen, besuchen und besucht zu werden, Schauspiel, Wasserfahrt, einige mir sehr wichtige Bücher, die ich seit Jahren gesucht, dann Kadachs Besuch, der 3 Wochen bei uns wohnte und der mir wieder alle Zeit nahm: — kurz, mein Liebster, legen Sie nicht Ihr freundliches, liebes Herz in alle meine Ausreden und Entschuldigungen, so bleibe ich immer wie ein armer Sünder vor Ihnen stehen und weiß nichts zu sagen. An meiner Liebe können Sie nicht zweifeln; aber dies verdammte Aufschieben, selbst der liebsten Pflichten und Geschäfte! Dieser Hang, der in mir so gewaltig ist, daß ich ein Jahr leben könnte, ohne die Feder anzurühren, — wie ich wieder ein Jahr mit Büchern eingeschlossen sein könnte, ohne nur an das Freie zu denken! — diese widerwärtigen Extreme, gegen die ich zeitlebens gekämpft habe und die ich immer nicht bezwingen kann! Also: nicht böse! vergeben Sie mir, Sie Ordentlicher, Wackerer, Fleißiger, den ich mir, seit ich Sie kenne, zum Vorbilde genommen habe, den ich aber doch nicht erreichen werde. Vieles thut auch meine Unpäßlichkeit, der fast immerwährende Schmerzenszustand, der mich an so vielem hindert: gereut mich doch so oft, aufzustehen, wenn ich sitze, — mich an meinen Schreibtisch zu begeben, wenn ich im anderen Zimmer bin. Das fühlt ein Gesunder denn auch nicht. Vor allen Dingen muß ich Ih-

nen nur erst die Meinung nehmen, als ob ich verstimmt, mißmüthig und melancholisch wäre. Nein, mein Geliebtester, diesmal hat mich das Gegentheil, das Uebermaß des Genusses hier und eine gar zu jugendliche Freude, ein Schwärmen in den Gegenden, ein beständiges Herumlaufen, ein wahres Entzücken an allen Gegenständen vom Schreiben abgehalten. Ich hatte eine unglaubliche Sehnsucht nach Dresden; ich konnte die Ankunft hier nicht erwarten; ganz auf krankhafte Weise, die mir sonst gar nicht eigen ist, so daß ich oft fürchtete, die Spannung sei Vorbote einer schweren tödtlichen Krankheit. Seit ich hier bin, bin ich heiterer, als seit vielen Jahren: Alles kommt mir frisch und in neuem Gewande entgegen, und, was mich am meisten erstaunt, dieselben Gegenstände entzücken mich, die mich damals bedrängten und melancholisch machten, als ich im Jahre 1801 und 1802 hier wohnte, jung und gesund, aber in eine Melancholie und einen Lebensüberdruß versunken, die ich jetzt meiner Einbildungskraft kaum vergegenwärtigen kann. So steigen auch alle meine Pläne mit neuer Kraft und frischen Farben in meinem Innern auf. Nur an Ermüdung, an körperlichen Schmerzen, durch diese habe ich sehr gelitten; denn ich habe hier auch in einer Woche mehr Bewegung gehabt, als auf dem Lande in Jahren; dafür ist mein Kopf aber auch immer frei gewesen, selbst in dieser Aequinoktienzeit, die mir sonst immer so gefährlich war. Nun soll der Fleiß aber auch anfangen. — —

241. Von Bonstetten an Johann von Müller.

Ich bin in Italien, mein Lieber, den Mai am Himmel und auf der Erde um mich her, den Schnee über den Wolken hinter mir; eine sanfte Luft, die Freude und Wohlbehagen einflößt, umwehet mich; Alles ist für mich verändert, Himmel, Erde, Menschen, und in der That, ich befinde mich wohl dabei; ich vermisse von diesen beeisten Felsen und fürchterlichem Klima, das ich verlassen habe, nichts, als Sie; und — ich wage es nicht zu sagen — Sie wissen, wen. — Ich weiß nicht, welche Empfindung mich in diesem Klima durchdringt, aber ich fühle, daß sie mächtig auf meine Seele, und, ich glaube, auf meine Nerven wirkt; ich freue mich, zu sein, herum zu gehen, auf einem Balkon zu sitzen, nichts zu denken; Alles zerstreut und beschäftigt mich, Alles ist neu für mich, Alles ist Harmonie für meine Seele, Alles ladet sie zu süßen Träumereien ein!

Ich habe eine herrliche Reise gehabt, keinen Augenblick lange Weile oder Ermüdung. Es ist mir jetzt, als wenn ich von einer Wolke herab unter meinen Füßen einen Theil der Erde sich herumdrehen, und Nationen und Klima's vor meinem Blick vorüberführen gesehen hätte. — — —

Der Gotthardt, mein Freund, der Gotthardt — läßt die kühnsten Bilder der Dichtung hinter sich; kaum haben die glücklichsten Dichter einige Züge des Erhabenen erreicht, wodurch der Gotthardt mit jedem Schritte zum Erstaunen zwingt. Man reist, um die Ruinen von Rom zu sehen: der Gotthardt zeigt in dieser Jahreszeit ein Schauspiel von Ruinen der Welt. In diesen ungeheueren Einöden hört man nichts, als das Brausen der Winde, der Wasser, der Ströme von Schnee, die die jähen Abgründe mit Krachen des Donners hinabrollen; man sieht Wasserfälle von Eis über diesen Abgründen hängen; Wassermassen, die auf den Felsen schäumen, und sich in den Tiefen der Reuß verlieren; die Erde unter den Füßen geöffnet, und durch Brücken vereinigt, die eine verwegene Hand über diese dunkeln Schlünde warf; endlich bei Urseren eine einsame Ebene: die Reuß, die sich mit Gewalt durch den Schnee in ihren Krümmungen drängt; ein paar einzelne Häuser und eine Kirche, die kaum aus dem Schnee, der sie bedeckt, herausblicken; Alles malt der Seele das Bild der Einsamkeit, der Verlassenheit und des Todes vor. Hier sagt Ihnen Ihr Führer: „Bei diesem schwarzen Kreuze ist ein Mann mit seiner Frau umgekommen; dort bei jenem Felsen habe ich Vater und Sohn gefunden, ihre Körper waren in Eis verwandelt, man las noch in ihren Mienen die Züge eines unruhigen und tiefen Schlafes." — Dieses Thal war vordem ein Wald, und der Aufenthalt von wilden Thieren, die ihr Heulen mit dem Getöse der Winde, und dem Lärm der Wasserfälle vermischten. Endlich auf dem Gipfel des Berges finden Sie zwei Kapuziner an einem guten Ofen, und zwischen zwei Bouteillen sitzen. Sie sagen da ein Pater noster und ein Credo, trinken guten Wein von Lescio, und danken Gott und den Kapuzinern für die Güte des Himmels und des Gotthardts. — — —

242. Von Bonstetten an Matthisson.

Genf, 1817.

Ich habe Deine drei Briefe zu beantworten; da kannst Du stolz sein, ich aber demüthig. Seit drei Wochen habe ich keine Linie geschrieben. Es ist abscheulich, wie geschwind man einrostet. Nulla dies sine linea ist ein göttlicher Spruch. — Valeyres hat doch eine köstliche Lage. Wie herrlich diesen Abend alle Alpen vom Montblanc bis zu den Appenzeller Bergen, eine große Schöpfung, hingedehnt am höchsten Horizonte glänzen, und der junge Mond, wie er so freundlich am Himmel schwimmt! Adieu, lieben Beide! Du bist gar zu glücklich mit deinem Luischen. Es gewährt mir einen eigenen Genuß, in Eure Zimmer hineinzusehen, und überall herum zu gucken. Da steht der runde Tisch, wo Ihr esset und mich wieder herbei wünschet, und da das Bureau, wo

Ihr mir schreibt. — Schreibe mir, wie Du lebst. Ich lebe wohl und lustig. Ich arbeite bis 1 oder 2 Uhr, speise um 4, und gehe jeden Abend aus; komme auch bisweilen nicht vor 1 oder 2 Uhr nach Hause. Ich bin ein Doppelwesen. Bis am Abend ein stilles, einsames, denkendes; von 7 oder 8 Uhr an aber im Weltgetümmel, mehr wie die Meisten, munter und fröhlich. Es ist ein köstliches Ding, Herr seiner Zeit und König seiner Stunden zu sein, wie Hagedorn sagt. Diesen Vers trage ich seit meinem sechszehnten Jahre im Herzen. Ich habe keinen Zank mit Niemand, als zuweilen mit Morpheus. Da ich aber keine traurige Gedanken hege, und nicht leide, so ist es noch kein Unglück. Man ist mir hier so gut, ich bin so häufig eingeladen, daß ich den süßen Vorwurf hören muß, man sehe mich niemals, weil ich zu viele Bekannte habe. Ich glaube wirklich, meine Siebziger-Jahre sind meine besten und muntersten. Lebte ich aber ohne Arbeit, ohne Gedankentrieb, ich würde mein Alter in allen Fibern fühlen. Der Mensch weiß nie genug, was die Seele für Macht hat. Ich lebe sehr mäßig und trinke keinen Wein. Das ist wesentlich. Mein Falerner ist Selterwasser. Adieu! Erzähle mir von Deinem Thun und Treiben. —

243. Von Bonstetten an Friederike Brun.

Stuttgart! aber denke in Stuttgart bei Matthisson seit vorgestern, den 25. August 1822.

Ich wollte Dir eben einen langen schönen Brief schreiben, aber siehe! da kam Botschaft von der Königin, die so gütig war, sich meiner zu erinnern und mich in einer Stunde sprechen will, so daß ich wenig Zeit habe vor der vorgeschriebenen Stunde. Du hast meinen Brief aus Bern. Von Bern nach Aarau. Das Aargau ist unstreitig das merkwürdigste Ländchen der Schweiz. Da muß man sehen, was Freiheit vermag. Die Aargauer waren, wie die Amerikaner von England, zu einer größeren Freiheit durch Bern gebildet. Dann nach Zürich, wo ich den lieben, noch immer thatkräftigen Füßli sahe. Von da nach Schaffhausen. Hier sah ich Müllers Schwester, eine unglückliche Wittwe, die einen hoffnungsvollen Sohn von vierundzwanzig Jahren plötzlich verlor. Von da den Sprung gemacht über die Grenze der Schweiz. Die Reise that mir eher wohl als übel. Ich saß da in meinem kleinen Wagen, von Büchern umgeben, erschauend das neue Land, die neuen Sitten, die neue Bauart, die guten Menschen, magnetisch angezogen von Matthissons Liebe und der Freude, ihn in seiner Herrlichkeit zu sehen, das ist, an der Seite seiner eben so schönen als vortrefflichen Frau. Ich fand M. beim Thore mir entgegenfahrend. Wie sie Beide mich herzten! Seine Wohnung ist elegant, glänzend von Reinlichkeit, alle Meubles neu und geschmackvoll. Man

sieht die treffliche Frau in Allem. Sie ist ein Ideal, ganz, wie er sie hätte wünschen können, oder vielmehr, er hätte sie nie so vollkommen gedichtet.

Ich schlafe in einem grünen Kabinettchen, habe daneben eine schöne Stube, dann einen Salon, neben Matthissons Arbeitszimmer, dann ihr Schlafgemach, also fünf Zimmer neben einander, jedes hell und freundlich. Alles ein Werk der holden, bescheidenen Grazie. M. selbst kam mir jünger vor, als vor zwei Jahren. Seligsein ist ein herrliches Elixir, das man sich oft recht gut komponiren könnte.

Abends um 6 Uhr.

Die M. führte mich zur Oberhofmeisterin von Seckendorff, mit der ich in den Palast ging, wo mich der König und die Königin recht herzlich empfingen. Ein runder Tisch stand vor dem Kanapee, wo die Königin saß, ich dem Könige gegenüber. Drei Viertelstunden flogen mir höchst angenehm vorbei. Wir schwatzten, beinahe traulich, von hundert Dingen; von der Schweiz, von Genf, von Italien, von der jetzigen Politik, von meiner Reise, von Matthisson. Die kleinen Prinzessinnen waren da. Ich stand zuerst auf, und Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welcher Güte sie mir sagten, sie wären froh, mich zu sehen, und ich möchte doch bald wiederkommen. Der König ist ein hochdenkender, vartrefflicher, auch liebenswürdiger Mann. Dächten alle Großen der Erde so hoch, wie dieser König, so wären alle Völker glücklich.

Dienstag.

Am Abend beim russischen Gesandten von Benkendorf in zahlreicher Gesellschaft. Da schwatzte ich viel, von Voltaire an, den ich in meinem Jünglingsalter kannte, bis auf die Stael, die meinen Abend verschönerte.

Sonderbar genug, daß ich im ganzen Würtemberg kein Wort von Politik und Konstitution gehört habe, da in Frankreich jede Wirthsmagd davon spricht. Keine Menschenklasse in diesem Reiche hat mich einen Laut von dieser Erscheinung hören lassen. Ich glaube, man könnte so ein Ding wie eine Konstitution abschaffen, ohne daß sich Andere als Gelehrte darum bekümmerten.

Ich bin gestern bei Danecker gewesen. Ich glaubte mich in Italien und suchte Dich in allen Ecken. Danecker war so gut mit mir. Er sagte mir seine innersten Gedanken. Seit drei Jahren beschäftigt ihn ein Christusbild, das seine ganze Seele beherrscht. Er erzählte mir Vieles von Frauen, von Kindern, die beim Anschauen des Bildes so tief gerührt waren, was ihm große Freude machte. Ich hütete mich wohl, ihm zu sagen, daß sie auch vor dem schlechtesten Marienbilde weinen, wie vielleicht die Aegyptier vor ihren Hunds- und Vogelköpfen. Mir ist das Jesusbild (das die Kaiserin Mutter für Petersburg bestellt hat) nicht auffallend. Ich

hasse ordentlich die allegorischen Bilder, und Jesusgott ist mir schon zu metaphysisch für ein Bild. Sehr schön kann es nicht sein, wegen der groben Bekleidung. Fleischlich schön wie Apoll oder Hebe darf es nicht sein. Die Herren aus dem Olymp sind schön, weil sie idealisirte Menschen sind; aber ein Gottmensch kommt mir so abenteuerlich vor, als ein Anubis mit dem Hundskopfe. Danecker erzählte mir, als ich ihm sagte, es wäre etwas in der Unterlippe vom Apoll, er hätte diesen wie einen Verführer aus seinem Studium jagen müssen. Mir kommt sein Jesus vor wie ein schöner Landprediger. Nur Michel Angelo hat unsere Halbgötter in seinem Moses getroffen. Aber ganz Michel Angelo ist Danecker in Schillers Büste. Fleisch, Leben und Wahrheit sind in seinen Büsten wie bei keinem. Es ist kein Tod in seinem Marmor, selbst in den Augen nicht, und es herrscht eine deutsche Ehrlichkeit in seinen Portraiten, die bei der strengen Wahrheit bleibt; aber sie auch ganz erreicht. Danecker hat mir Abgüsse von ein paar Bildern aus der Akropolis gezeigt. Canova sagte ihm: „Alle unsere Marmorbilder, selbst Laokoon und Apoll, sind Kopieen, nur diese sind Originale." Wie man auf Lord Elgin, der diese Wunder rettete, geschimpft hat, da er doch den größten Dank verdient! Wo wären sie ohne ihn?

Adieu! Ich werde den 5. September abreisen. Die Matthissons gehen mit einer Freundin über Ulm und Lindau. Ich verfolge meinen geraden Weg nach Schaffhausen. Ich bin lieber allein, um recht auszuruhen und alle meine Bequemlichkeiten zu haben. So hoffe ich, wohlbehalten die Heimreise zu machen.

Matthisson ist sehr glücklich. Ich kenne auf Erden keine bessere Frau wie die seine. Sie ist liebenswürdig in allen Verhältnissen.

244. Von Bonstetten an Matthisson.

Genf, den 15. Oktober 1823.

Lieber Matthisson! Brönsted, der Ueberbringer, muß Dir Bonstett heißen im innersten Herzen, so liebe und ehre ich ihn. Ganz Griechenland lebt in seiner Seele. Du wirst ihn lieben, wie ich ihn liebe.

Die drei Tage, da ich unpäßlich war, las ich Lafontaine und Horaz. Ich verglich Vossens Uebersetzung. Ein übermenschliches Zauberwerk! Nicht ein Wort, nicht eine Nüance ist vergessen. Der lateinische Sinn lebt ganz im deutschen Verse. Alle französischen Uebersetzungen, wenn man chemisch ihren Werth zusammenziehen könnte, haben nicht den Werth und die Ehrlichkeit einer Seite von Voß. Es ist der Triumph der deutschen Sprache. Bei hundert

Stellen erinnerte ich mich an Müller, bei hundert anderen an Dich. Bei anderen Stellen habe ich mich in Bern angetroffen. Mein halbes Leben klebt am Horaz. Giebt es keine gute Uebersetzung vom Juvenal und Persius? Ist Ovid gut und Vossisch übersetzt? Die deutsche Sprache wird mit der Zeit alle anderen Sprachen besiegen, selbst die alte Hure, wie Voltaire sehr ungalant die seinige nannte. Die Deutschen denken frei, die Franzosen schaffen sich Fesseln, und, wo diese etwa mangeln, Moden. Wahre Sklaven, oder vielmehr Puppenseelen, die immer in Fäden hängen!

Zu Lyon hat man Befehl gegeben, Rousseau, Raynal und Montesquieu zu verbieten. Könnte man die Seele kastriren, sie thäten es.

245. Von Bonstetten an Matthisson.

Genf, den 19. November 1823.

Ich habe Deinen Liebesbrief erst hier, nach meiner Valeyres-Reise gefunden.

Valeyres ist schön, beinahe prächtig geworden. Mein Sohn hat einen italienischen Baumeister gehabt; der verband mit dem Hause eine lange Gallerie auf großen Säulen, wo man bei jeder Witterung in freier Luft spazieren kann. Eine reiche Wassersäule, die in einen ansehnlichen Weiher fällt, belebt die Scene. Boskete und Blumenstücke umgeben das Haus. Alle Wirthschaftsgebäude sind neu. Die Grotte von Montcherand mit ihren romantischen Umgebungen behält für mich immer den Reiz eines ersten Anblicks. Da ergriff mich die Erinnerung an Dich und an die Brun. Ich sahe Euch überall, und fühlte harmonisch, was Ihr mit mir würdet empfunden haben, wenn Ihr in Wirklichkeit da gewesen wäret. Wie tief schmerzt es mich oft, Euch so weit entfernt zu wissen!

In Valeyres und da herum hat man mich jünger gefunden als vor einem Jahre. Das beständige Verwundern, daß ich noch nicht todt bin, ist gar nicht so lustig, als es scheint. Eine andere böse Mahnung bestehet darin, daß mich nun die Damen küssen. Ich denke bisweilen, eine Komödie über mich zu schreiben: Le jeune Vieillard, wo ich mich über mich selbst lustig mache. Lachst Du nicht auch zuweilen über Dich selbst? Das muß man verstehen, sonst lachen Andere über uns.

Jetzt will ich Dir über Genf schreiben. Dieser kleine Freistaat wächst zum Erstaunen schnell. Man hat drei neue Professoren ernannt. Der letzte akademische Flug ist gewiß der erste in Europa in mathematischen, physikalischen und chemischen Kenntnissen. Letzthin ist eine Familie aus Indien gekommen, um ihre Kinder hier erziehen zu lassen. Das Museum und der botanische Garten sind Wunder an Reich-

thum. Eine zweite Eisendrahtbrücke wird gebaut. Was aber Allem neues Leben verspricht, sind die Prachtvillen, die man zu bauen anfängt. Ein reicher Saladin hat einem italienischen Baumeister Carte blanche gegeben, um gegenüber dem Montblanc, auf dem schönsten Lokale am See, eine Villa aufzuführen, die über eine halbe Million kosten wird. Saladin hat damit angefangen, den Boden beträchtlich zu erhöhen, um den Gesichtskreis zu erweitern. Das erforderte über sechsmal hundert tausend Fuder Erde. Dieses Panorama darf gewiß für eins der herrlichsten in Europa gelten. Man findet da nicht den dummen symmetrischen Prunk der alten Gärten. Ueberall wird nur die Natur benutzt. Häuser, Mauern und Bäume sind nicht, wie Soldaten, in Reihe und Glied gestellt. Gigantische Säulen geben dem Ganzen eine griechische Physiognomie.

Das Erschaffen und Verschönern geht so weit, daß man davon spricht, im See eine Insel anzulegen.

246. Von Bonstetten an Matthisson.

Genf, den 1. September 1824.

Bringe Dein Ohr mir ganz nahe, so daß Niemand etwas hört, als Du. Also wisse, daß den 3. September 1824 mein achtzigstes Jahr anfängt. Also Adieu den Siebzigern! Mir ist, als nehme ich Abschied von zehn guten Freunden, die mich sanft beherbergten und pflegten. Nie war ich gesunder und munterer, als in den Siebziger-Jahren. Die Natur der Achtziger sieht gar nicht sanft aus. Ueberall Lauinen und Abgründe, und da oben hört der Berg auf. Ich aber habe philosophischen Zwieback aus festen Ideen über unser Schicksal geknetet, den ich auf die Entdeckungsreise mitnehme. Sonderbar! Das Beste, das ich, nach meiner Meinung, je geschrieben habe, schrieb ich vor vierzehn Tagen. Jetzt erst fühle ich, daß mein Geist immer höher emporkam. Was mich ärgert, ist, mich in einem Alter zu fühlen, das die Menschen gewöhnlich verachten. Eine der besten Früchte der Civilisation wird sein, daß das Leben in der Meinung der Menschen seinen steigenden Werth behalten wird bis an das Ende. Das Alter ist, wie man es treibt. Nichts sollte die Menschen ermuntern, in ihrer Jugend den großen Keim der Gedanken zu pflegen, als die Gewißheit, im Alter seine Früchte zu genießen. Das moralische Klima von Genf ist vortrefflich. Ich spreche nach vierundzwanzigjähriger Erfahrung. So wird die ganze Welt einst sein, ist die moralische Sonne einmal allen Völkern aufgegangen. Es ist auch gewiß, daß die Gesundheit in dieser Vernunftwelt sich besser halten, und auch die Theorie des moralischen Lebens uns höher bringen wird, als wir es jetzt glauben. Dies Alles ist nicht Poesie. Es ist in Genf schon sichtbar. Du hast noch obenein in Luischen

einen personificirten Maimonat. Dein Leben ist ein lustiger Tanz an ihrer Seite.

247. Von Bonstetten an Matthisson, auf die Nachricht von dem Tode dessen Gattin.

Genf, den 19. November 1824.

Warum bin ich nicht bei Dir! ich bin wie vom Schlage getroffen. Luise! Luise! warum uns verlassen? Warum bin ich nicht neben Dir, in Deinen Armen, unter Deinen Thränen, lieber, bester Freund! Ach! warum hast Du mir nicht Alles umständlich erzählt? Wie? und wann? und von Dir? Wer hat nun Sorge zu Dir? Wäre ich nicht so weit entfernt, so alt, ich flöge zu Dir. Das schwarze Siegel gab mir Unruhe. Ich dachte an entfernte Verwandte, an Luise unmöglich. Was hat sie gesprochen, gethan, gelitten? Was war ihre Krankheit? Ach! schreibe mir von ihr, von Dir! Sie war Dir so Alles, daß ich nicht begreife, was Dich aufzurichten vermag. Konntest Du nicht zu mir kommen? Du wohnst bei mir. Die Reise, die Entfernung wird wohlthätig wirken. Denke daran. Noch immer glaube ich, schwer zu träumen. Doch Du hättest mir ja nicht geschrieben, wenn nicht Alles vollbracht wäre. Sie, so engelschön und blühend! Ich sehe Alles! Luise, das Zimmer, den runden Tisch, Dich, Deine Thränen! Ach! ermanne Dich, sei stark! Suche, trachte, thue, ich weiß nicht was! was Dir helfen kann — oder fliege in meine Arme. Matthisson, sei ein Mann, sei ein Freund, und denke an Deinen Bonstetten.

248. Von Bonstetten an Matthisson.

Genf, den 22. November 1825.

Dein Brief, Bester, hat mich sehr gerührt, besonders das grüne Blatt vom Grabe Deines heim gegangenen Engels. Ich bin aber eigentlich nicht für solche materielle Erinnerungen. Erinnerungen an Todte müssen geistig sein. Wir müssen unsere Todesgedanken nicht hinauf, nicht hinab denken. Was anders ist der welke Körper, als Staub! die Gedanken müssen sich dahin erheben, wo Leben, wo Wirklichkeit ist, und wo die Zukunft Sie Dir aufbewahrt. Das sind unergründliche Geheimnisse, doch so untrügliche, wie Wirklichkeit einer Zukunft. Etwas muß doch uns werden, etwas, eine Wirklichkeit! Wo? Wie? Was? Geht das All aufwärts, so steigt die Zukunft aufwärts mit Deiner Luise und Du mit ihr und zu ihr. Nichts mehr davon! Sei thätig! das ist Leben. Nur Thätigkeit und Leben bringt uns aufwärts. — Nun Adieu! Bald kommt nun mein einundachtzigstes Jahr.

Das

Das scheint mir so ganz unbegreiflich. Ich fühle doch, daß, wenn ich gedankenlos hinlebte, Alles bald zusammenfallen würde. Die lügen, die da sagen, der Geist altere.

249. Die Mecklenburgischen Stände an von Göthe. *)

Hochwohlgeborner Herr!

Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Als hier am ehegestrigen Tage das von den Mecklenburgern ihrem großen Landsmanne, dem Fürsten Blücher von Wahlstatt, gewidmete Denkmal feierlich aufgestellt wurde, und nun — in der innigsten Freude über den großen Helden, seine glücklichen Thaten, seine treuen, Deutschen Gesinnungen, und über das ihn mit seinen edlen Zügen sprechend darstellende eherne Standbild — einer der schönsten Festtage aufging, die unser Vaterland jemals erlebt — wie herzlich haben da alle Feiernde auch die Gegenwart Ewr. Excellenz sich gewünscht!

Nicht allein, um Ihnen den wärmsten Dank für die Theilnahme zu bezeigen, welche Sie dem über alle Beschreibung trefflich gelungenen Kunstwerke, durch Berathung mit dem berühmten, wackeren Bildner, bewiesen haben, sondern weil es auch so schön gewesen wäre, wenn an dem Feiertage des großen Helden der Deutschen auch der erste Dichter derselben persönlich Theil genommen hätte!

Wir konnten indessen aus einem früheren Briefe Ewr. Excellenz an ein Mitglied unseres Kollegiums versichern, daß Sie jedenfalls doch im Geiste diesem schönen vaterländischen Feste beiwohnen würden!

Und mit der innigsten Liebe, Dankbarkeit und Verehrung ist auch Ewr. Excellenz von allen Feiernden und insbesondere von den Ständen und uns gedacht worden.

Indem wir den Auftrag der Mecklenburgischen Ritter- und Landschaft erfüllen, dies Ewr. Excellenz zu versichern, und zugleich (nebst einigen auf das Fest sich beziehenden Druckschriften) die das herrliche Standbild darstellende Denkmünze zu überreichen, welche für unseren großen Helden und Ew. Excellenz in Gold ausgeprägt worden, ist es uns eine schöne Vorbedeutung, daß die Ausrichtung dieses Auftrages gerade auf den glücklichen Jahrestag Ihrer Geburt fällt, und wir so die innigsten Wünsche für Ihr Wohlergehen und für eine noch lange Fortdauer Ihres schönen Lebens hier anschließen können!

---

*) Von Göthe hatte sich um das Denkmal für Blücher durch Berathung mit Schadow so sehr verdient gemacht, daß ihm die feierliche Aufrichtung desselben von den Ständen angezeigt wurde.

Wir verharren mit aufrichtiger Liebe, Bewunderung und Verehrung als Ew. Excellenz

ganz ergebene

Rostock,
den 28. August 1819.

Landräthe und Deputirte von der Ritter- und Landschaft der Herzogthümer Mecklenburg zum engeren Ausschuß

250. Göthe an den engeren Ausschuß der Mecklenburgischen Ritter- und Landschaft, auf die Einladung zur Einweihung des dem Fürsten Blücher von Wahlstatt errichteten Standbildes in Rostock.

Hochwohlgeborne,
Verehrte Herren!

Wenn körperliche Beschwerden mich schon oft im Leben, an wünschenswerthem Genuß Theil zu nehmen, verhinderten; so ist der gegenwärtige Fall gewiß einer der empfindlichsten, da ich mich von einem so herrlichen Feste unwiederbringlich ausgeschlossen sehe. Eine traurige Empfindung hat mir daher Ew. Hochwohlgeboren freundlichste Einladung erregt; denn ich wäre derselben, in Hoffnung günstiger Aufnahme, gewiß zuvor gekommen, wäre ich nicht abermals genöthigt gewesen, bei der Karlsbader Quelle eine für künftigen Winter vorbereitende Hülfe zu suchen.

Indem ich nun jene geneigte Einladung dankbarlich anerkenne; so versichere zugleich, daß mir das Programm der Festlichkeiten, der Rundgesang und die, dem Gehalte, so wie der Form nach, kostbare Denkmünze zum größten Vergnügen gediehen.

Sei es mir nunmehr, da ich des kurz Vergangenen mit Freuden erwähnte, auch noch erlaubt, für das höchst schätzbare Vertrauen, während der ganzen Verhandlung, meinen verpflichteten Dank abzustatten, und folgende Bemerkung hinzuzufügen, aufgeregt durch die ehrenvolle Erwähnung meines willig und treuen Antheiles.

Weder der ausführende Künstler, noch der berathende Kunstfreund, sollen sich zu viel dünken, nicht wähnen, irgend ein Werk aufzustellen, das, unter jeder Bedingung, ausschließlich Beifall verdienen könne, aber ihre Pflicht ist, dahin zu sehen, daß ein bedeutendes Monument mit einer längst erprobten ästhetischen Denkweise zusammenstimme, und zugleich den Aufforderungen der Gegenwart zusage.

In unserem Falle konnte, bei der schlichten und tüchtigen Denkweise des Meisters, sehr bald eine Uebereinkunft getroffen werden, welche sich hoher und höchster Billigung zu erfreuen hatte.

Ein edles Vertrauen, die Vermittelung des Herrn Kammerherrn von Preen, würden Alles beseitigt haben, wenn sich auch irgend etwas von schwankender Meinung, Ungewiß-

heit, Hinderniß und Verspätung hätte in den Weg drängen können. So begünstigt steht nunmehr, wie ich wohl überzeugt sein darf, das Monument da — einem älteren zuverlässigen Sinne gemäß, nicht fremd dem gegenwärtigen Augenblick, der Zukunft ehrwürdig.

Und so enthalte ich mich nicht, hinzuzufügen, daß die alte Rede sich auch hier wieder bewahrheite: daß eine schnelle Gabe für doppelt gelte; denn es gereicht gewiß den Unternehmenden und Anordnenden zu Ehren und Vergnügen, daß dieses Standbild noch bei Lebzeiten des Helden aufgerichtet worden, als das erste, welches den Morgen des vaterländischen Glückes begrüßt; nicht weniger bedeutend ist es, daß der Geburtsort des außerordentlichen Mannes die Veranlassung giebt, wornach jetzt und künftig andere Landesbezirke mit gleichem Eifer zu verfahren sich bestreben werden.

Ist es mir nun schließlich erlaubt, den Blick auf meine eigenen Zustände zurückzuwenden, und zu beachten, daß jenem herrlichen Nationalfeste ein Tag zunächst folgt, der mir von großer Bedeutung ist; so muß ich mich freuen, einigermaßen verdient zu haben, daß Ew. Hochwohlgeboren dabei **mein** gedenken, und die schönsten Gaben, in diesem Sinne, zu dieser Epoche mir verleihen wollen. Und sollte ich hierin die obere Fügung verkennen, die mir ein solches Glück seit langen Jahren wunderbar genug vorbereitet!

Möge der Anblick des erhabenen Standbildes nur von Zeit zu Zeit bei dortigen Gönnern und Freunden mein Andenken aufregen.

Hochwohlgeborne,

Hochverehrte Herren,

Weimar, den 17. Oktober 1819. Dero gehorsamster Diener

J. W. v. Göthe.

251. Göthe an die Lesegesellschaft in Mainz, welche am 28. August 1819 den siebzigsten Geburtstag des Dichters gefeiert hatte.

Einer Hochansehnlichen und gegen mich so freundlich und liebevoll gesinnten Lesegesellschaft zu Mainz statte hierdurch den verbindlichsten Dank ab, für den erquickenden Festglanz, den Sie über meinen Tag verbreiten wollen. Sie waren in der feierlichen Stunde gewiß überzeugt, daß ich Alles empfinden würde, wie es gegeben worden, und daß in einem solchen Falle nur die treulichste Erwiederung Platz greifen kann.

Lassen Sie mich aber zugleich die Wirkung Ihres lieblichen Festes auf deutsche Gemüther überhaupt aussprechen und zu Ihrer Kenntniß bringen, was der öffentliche Bericht in edlen Seelen aufregte, mit denen ich zu jener Zeit in Karlsbad zufällig verbunden lebte.

Wir dürfen uns nicht leugnen, daß seit vielen Jahren, unter wohlgesinnten Deutschen, nur mit Betrübniß der guten Stadt Mainz gedacht ward. Wechselnde Kriegsereignisse, Entfremdung und Annäherung, Zerstören und Wiederherstellen, Alles gab dem nahen, wie dem fernen Betrachter nur ein verworrenes Bild. Auch zuletzt, bei örtlicher, unveränderlicher Lage, deutet jede neue Befestigungsanstalt abermals auf künftiges Kriegsunheil, so wie das Staatsverhältniß dem wackeren Deutschen, der sich gern am Entschiedenen hält, unfaßlich und trübe scheint.

Diese Vorstellungsweise, sie treffe nun mit dem eigentlichen Zustande zusammen oder nicht, gewöhnt die Geister an eine düstere Ansicht, die ich nicht geschildert hätte, könnte ich nicht hinzufügen, daß es den deutschgesinnten Mainzern zu großer Freude gediehen wäre, wenn sie das auf einmal erhellend aufheiternde Licht hätten beobachten können, welches durch ihr Fest in patriotischen Gemüthern sich aufthat. Meine Persönlichkeit war verschwunden, Ihre geistige frohe Theilnahme an dem reinen, natürlichen, allgemein Menschlichen, was ich immer darzustellen bemüht gewesen, trat hervor und schien das linke Rheinufer erst eigentlich zurück zu geben. Man erfreute sich des Zeugnisses einer, im Stillen bestehenden Einheit deutschen Denkens und Empfindens. Mit dem größten Vergnügen konnte ich gewahr werden, von welchem Sinne Sie Alle durchdrungen seien, und es durfte mich nicht schmerzen, daß man über der Freude, eine solche überrheinische Brüderlichkeit entdeckt zu haben, mein eigenes Glück beinahe zu schätzen vergaß, der ich bestimmt gewesen, eine so erfreuliche Offenbarung zu veranlassen.

Mit wiederholtem Dank und den aufrichtigsten Wünschen

Weimar, den 10. Oktober 1819. Ergebenst J. W. Göthe.

Die Feier des achtundzwanzigsten Augusts dankbar zu erwiedern. Gönnern und Freunden zu Mainz.

Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten,
Und zu Pferd an seinen Seiten
An die vierundzwanzig kamen;
Sie zum Thron des Kaisers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten;
Derb und kräftig, hold und schicklich.
Und man pries den Vater glücklich.

Sieht der Dichter, nah und ferne,
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht sie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten;
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend;

Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise;
Nicht vom Weg, dem g'raden, weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten,
In die reinen Himmelsgluten,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

Karlsbad, den 15. September 1819. **Göthe.**

252. Graf von **Bentzel-Sternau** an die evangelische Geistlichkeit in Frankfurt a. M.

Emrichshof in Baiern, den 24. Juni 1827.

In Zuversicht auf die Reinheit meines Bewußtseins und von Vertrauen erfüllt auf Dero wahrhaft evangelischen Geist, bitte ich Sie, folgende Mittheilungen aus dem Innersten meines Gewissens und Wesens so geneigt aufzunehmen, als ich sie aufrichtig, frei und lediglich aus eigenster Selbstbestimmung gebe. Seit ich wahrhaft denke, war ich nur Christ durch und für das menschenfreie Evangelium — den Gegenstand meiner Liebe, Erwägung und Verehrung; — hieraus folgt von selbst, daß ich dem Wesen nach schon längst den Katholicismus verließ. Die innigste Ueberzeugung von der Wahrheit und Heiligkeit des Wortes: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben," ließ mich um so weniger Werth auf die auch förmliche Lossagung von der Römischen Kirche legen, je klarer wechselseitig verträglicher, gemeinschaftlich der echten Christengesinnung nachstrebender, die Zeit überhaupt, zumal aber in Deutschland war, und immer mehr wurde, welche meine Jünglings- und Mannsjahre enthielt. Jetzt indeß, da ich mit dem Schlusse meines 60sten Jahres an der Pforte des Alters stehe, ändert sich mit unsäglicher Schnelligkeit die Gestaltung der Zeit und des Strebens. — In solchen Verhältnissen ist jeder Biedermann schuldig, seinem inneren Glaubensbekenntnisse auch das äußere beizufügen, und der erkannten Wahrheit Zeugniß zu geben. Aus diesen Gründen habe ich nun den förmlichen Austritt aus der katholischen Kirche beschlossen, und richte meine Bitte an Sie, Wohlehrwürdige und Hochgeehrteste Herren, mich auch äußerlich in die evangelische Kirche, deren Geist und Lehre ich seit mehr als 40 Jahren kenne, bethätige, ehre, liebe und befolge, baldmöglichst aufnehmen zu wollen. Meinen Ansichten, Beweggründen, Entschlüssen und Bitten schließt sich mein Bruder, mein ältester Freund und Lebensgenosse, Graf **Gottfried von Bentzel-Sternau**, an. Genehmigen Sie, durch baldgefäl-

lige Erwiederung dieses, die Aeußerung des vollständigsten und herzlichsten Vertrauens, so wie den Ausdruck der ausgezeichnetsten und tief empfundensten Hochachtung und Ergebenheit, mit welcher 2c.

Christian Ernst, Graf von Bentzel-Sternau,
Staatsminister des vormaligen Großherzogthums Frankfurt.

253. Der Staatsminister Frh. W. von Humboldt an den Hofgerichtsadvokaten Sommer in Kirchhunden bei Arnsberg.

Frankfurt a. M., den 31. März 1819.

Ew. Wohlgeb. haben mir durch Ihre Schrift*) ein sehr schätzbares Geschenk gemacht, und ich habe dieselbe mit verweilender Aufmerksamkeit und lebhaftem Interesse durchgelesen. Es wäre ungemein zu wünschen, daß alle Theile des Preuß. Staates sich gleich gründlicher und gunstvoller Darstellungen und Beurtheilungen ihrer ehemaligen oder bisherigen Verfassungen zu erfreuen hätten. Daß neue Verfassungen, wo sie dauerhaft und beglückend sein sollen, so viel als möglich, müssen auf einen historischen Grund gebaut werden, daß man bei ihnen von gut geordneten Gemeineverfassungen auszugehen hat, um aus festen und lebendigen Elementen ein organisches Ganzes zusammen zu fügen, und daß der wesentliche Nutzen landständischer Einrichtungen in der Erweckung und Erhaltung eines wahrhaft staatsbürgerlichen Sinnes in der Nation gesucht werden muß, in der Gewöhnung der Bürger, an dem gemeinen Wesen einen, von isolirender Selbstsucht abziehenden, Antheil zu nehmen, zu dem Wohle desselben von einem, durch die Verfassung selbst bestimmten, Standpunkte aus mitzuwirken, und sich auf diesen, mit Vermeidung alles vagen und zwecklos aufs Allgemeine gerichteten Strebens, zu beschränken, darüber müssen Alle einig sein, welchen ein Urtheil über diesen Gegenstand gebührt. Jeder Deutsche wird auch mit Freude erkennen, daß die Vorbilder solcher Verfassungen nicht brauchen aus Staaten hergenommen zu werden, die, als neu entstanden, keine Vergangenheit besitzen, oder die sie muthwillig zerstört haben, sondern daß sich dieselben in unserer vaterländischen Geschichte reichlich vorfinden, so wie noch viele Elemente in noch fortbestehender Einrichtung. Die Frage kann nur sein, wie das Neue an das Alte zu knüpfen, wie das örtliche Einzelne zum Allgemeinen verschmolzen werden kann? Und was hernach vom Bisherigen und vom Lokalen aufgeopfert werden muß? Und hiezu liefert Ew. Wohlgeb. Schrift wichtigen Stoff der Betrachtung.

Indem ich Ihnen meinen Dank für die Mittheilung

*) Ueber die Verfassung Westphalens.

derselben wiederhole, bitte ich Sie, die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung anzunehmen.

Humboldt.

254. Dr. Schreiber an die philosophische Fakultät in Jena.

Hochwohl- und Wohlgeborne,
Hochzuverehrende Herren!

Mit Gefühlen des innigsten Dankes habe ich Ihren ehrenvollen Beweis der wohlwollenden Gesinnungen empfangen, welche Eine hochverehrte philosophische Fakultät der Universität Jena für mich zu hegen geneigt ist, und welche sich in dem mir ertheilten Doktor-Diplom auf eine für mich höchst schmeichelhafte Weise ausgesprochen haben. Wenn ich dem traurigen Schicksale einer großen Menge Deutscher Familien, welche schuldlos an den vergangenen Zeiten gewesen sind, seit Jahren mein Leben geweiht habe, und, besorgt für die Aufrechthaltung des Rechts und der Gerechtigkeit, worin des Deutschen Ehre und Nationalstolz ruhen, muthig gekämpft und noch kämpfe, so habe ich damit nicht mehr als meine Pflicht erfüllt, und in diesem Bewußtsein ist mein Lohn enthalten. In der Auszeichnung, welche Sie, meine hochzuverehrenden Herren, mir so eben verliehen, liegt indessen sichtbare Anerkennung meines bisherigen Bestrebens, und indem Sie mich geehrt haben, ehrten Sie zugleich die gute Sache, für die ich spreche und handle, ehrten Sie die Freiheit des Deutschen, sein Recht vor den Thronen vertheidigen zu können, und sprachen auf diese Weise von neuem das hohe Verdienst aus, welches den ehrwürdigen Lehrstuhl von Jena zu allen Zeiten und in allen Stürmen so herrlich geschmückt und befestigt hat. Aber noch mehr, hochverehrteste Herren, haben Sie gethan. In den trüben Tagen der Gegenwart wird oft der festeste Sinn erschüttert und entmuthigt; dem meinigen haben Sie neue Stärke verliehen. Im Gefühl der ehrenvollen Auszeichnung, deren Sie mich werth hielten, in dem bethätigten Beifall hochverdienter Deutscher Männer, finde ich eine unbesiegbare Kraft, so lange auf der betretenen Bahn fortzuschreiten, bis ich mein Ziel erreicht habe, um an dessen Ende Ihnen die Beruhigung ertheilen zu können, Ihre Auszeichnung keinem Unwürdigen gegeben zu haben. So sind meine Gesinnungen, um deren Genehmigung ich Sie bitte, und indem ich mich auf das innigste Ihrem hochgünstigen Antheil empfehle, benutze ich vor Allem diese Gelegenheit zu dem Ausdruck der größten und aufrichtigsten Verehrung, worin ich verharre rc.

(Unterz.) P. W. Schreiber,
Frankfurt a. M., den 30. Juli 1819. Dr. d. W. W.

255. Schiller an Göthe.

Jena, den 25. August 1794.

Man brachte mir gestern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen seien. Wir haben also wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu sehen, welches ich an meinem Theil herzlich wünsche. Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Spekulation als die willkührliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genie's, welches unter dem dunkeln, aber sicheren Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen; eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch

nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden anderen zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche; wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, feinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der spekulative nur

mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Karakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Karakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat, und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

Die kleine Schrift von Moritz, die Herr v. Humboldt sich noch einige Tage ausbittet, habe ich mit großem Interesse gelesen und danke derselbigen einige sehr wichtige Belehrungen. Es ist eine wahre Freude, sich von einem instinktartigen Verfahren, welches auch gar leicht irre führen kann, eine deutliche Rechenschaft zu geben, und so Gefühle durch Gesetze zu berichtigen. Wenn man die Moritzischen Ideen verfolgt, so sieht man nach und nach in die Anarchie der Sprache eine gar schöne Ordnung kommen, und entdeckt sich bei dieser Gelegenheit gleich der Mangel und die Grenze unserer Sprache sehr, so erfährt man doch auch ihre Stärke, und weiß nun, wie und wozu man sie zu brauchen hat.

Das Produkt von Diderot, besonders der erste Theil, ist sehr unterhaltend, und für einen solchen Gegenstand auch mit einer erbaulichen Decenz behandelt. Auch diese Schrift bitte ich noch einige Tage hier behalten zu dürfen.

Es wäre nun doch gut, wenn man das neue Journal *) bald in Gang bringen könnte, und da es Ihnen vielleicht gefällt, gleich das erste Stück desselben zu eröffnen, so nehme ich mir die Freiheit, bei Ihnen anzufragen, ob Sie Ihren Roman **) nicht nach und nach darin erscheinen lassen wollen? Ob und wie bald Sie ihn aber auch für unser Journal bestimmen, so würden Sie mir durch Mittheilung desselben eine sehr große Gunst erzeigen. Meine Freunde, so wie meine Frau, empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre hochachtungsvoll Ihr gehorsamster Diener

Fr. Schiller.

256. Göthe an Schiller.

Antwort.

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können, als

---

*) Die Horen, welche vom Jahre 1795 an erschienen, und wovon Schiller Hauptredakteur war.

**) Wilhelm Meister.

Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summa meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in Allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gern regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe, bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir Manches durchsprechen.

Leider habe ich meinen Roman, wenige Wochen vor Ihrer Einladung, an Unger gegeben, und die ersten gedruckten Bogen sind schon in meinen Händen. Mehr als einmal habe ich diese Zeit gedacht, daß er für die Zeitschrift recht schicklich gewesen wäre; es ist das Einzige, was ich noch habe, was Masse macht, und das eine Art von problematischer Komposition ist, wie sie die guten Deutschen lieben.

Das erste Buch schicke ich, sobald die Aushängebogen beisammen sind. Die Schrift ist schon so lange geschrieben, daß ich im eigentlichsten Sinne nur der Herausgeber bin.

Wäre sonst unter meinen Ideen etwas, das zu jenem Zwecke aufgestellt werden könnte, so würden wir uns leicht über die schicklichste Form vereinigen und die Ausführung sollte uns nicht aufhalten.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise.

Ettersburg,
den 27. August 1791.

Göthe.

257. Johannes von Müller an seine Aeltern.

Empfanget, zärtlich geliebte, verehrungswürdige Aeltern, meine lebhaften Wünsche für Euer Wohlseyn und für Euer Leben in dem Jahre, welches wir heute angefangen haben. Die Jahre verschwinden, aber die Menschen triumphiren über die Jahrtausende und über die Dauer aller Welten. — Das Wichtigste ist, daß wir diese flüchtigen Augenblicke anwenden, uns einen Schatz von Vollkommenheiten zu bereiten, der mit der Zahl der Jahre wachse, und dessen Genuß uns allezeit glücklich machen könne. Dies, liebste Aeltern, habt Ihr gethan, indem Ihr die Pflichten, welche Euch die Umstände aufgelegt haben, zum Besten der Kirche, der Schule, meiner selbst, meiner Schwester und meines Bruders gewissenhaft beobachtet habt. Dies, meine liebsten Aeltern, ist die beste Erziehung, welche Ihr uns geben konntet, denn Ihr lasset uns Euer Beispiel vor Augen; die beste Erbschaft, die Ihr uns bereiten konntet, denn Ihr machet uns alle Drei fähig, den Beifall der Rechtschaffenen und Weisen und die Belehrungen, welche die menschlichen Gesetze mit der Beobachtung gewisser Pflichten verbunden haben, zu verdienen. Alles Gute, welches wir thun werden, Alles, was vielleicht in fernen Zeiten, nach unserem Beispiele Andere thun werden, ist Euer Werk. Hierfür segne Euch Gott ewig; hierfür belohne er Euch durch jene innere Selbstzufriedenheit, welche von guten Handlungen unzertrennlich ist und durch den Anblick unserer, Eurer Kinder, aufblühenden Glückseligkeit, welche der zärtlichsten Aeltern höchste Freude ist. Ich bitte den, der uns Allen unsere Jahre vorherbestimmt hat, die, welche uns noch in der Welt durchzuleben übrig sind, zu Eurem Vergnügen gedeihen zu lassen. Ich will suchen, dadurch Euren Wünschen zu entsprechen, daß ich alle Kräfte, die mir der Himmel gegeben hat, zu Bewirkung des gemeinen Wohls der Menschen und besonders der Meinigen anwenden werde. — Alles, was wir thun, ist in Gottes Hand; in sofern aber das menschliche Glück von den Menschen abhängt, will ich nichts versäumen.

258. Luther im Jahre 1524 an die Rathsherren aller Städte Deutschlandes, daß sie Christliche Schulen aufrichten und halten sollen.

Gnade und Friede von Gott, unserm Vater und Herrn Jesu Christo. Fürsichtige, Weise, liebe Herren! — Gott der Allmächtige hat fürwahr uns Deutschen jetzt gnädiglich da-

heim gesuchet, und ein recht gülden Jahr aufgerichtet. Da haben wir jetzt die feinsten, gelehrtesten, jungen Gesellen und Männer, mit Sprachen und aller Kunst gezieret, welche so wohl Nutz schaffen könnten, wo man ihr brauchen wollte, das junge Volk zu lehren. Ists nicht vor Augen, daß man jetzt einen Knaben kann in dreien Jahren zurichten, daß er in seinem funfzehenten oder achtzehenten Jahre mehr kann, denn bisher alle Hohe Schulen und Klöster gekonnt haben? Ja, was hat man gelernet in Hohen Schulen und Klöstern bisher, denn nur Esel, Klötze und Blöcke werden? Zwanzig, vierzig Jahr hat einer gelernet, und hat noch weder Lateinisch noch Deutsch gewußt. Wahr ists, ehe ich wollte, daß Hohe Schulen und Klöster bleiben, so, wie sie bisher gewesen sind, daß keine andere Weise zu lehren und leben sollte für die Jugend gebrauchet werden, wollte ich ehe, daß kein Knabe nimmer nichts lernete, und stumm wäre. Denn es ist meine ernste Meinung, Bitte und Begierden, daß diese Eselsställe und Teufelsschulen entweder in Abgrund versünken, oder zu Christlichen Schulen verwandelt würden. Aber nun uns Gott so reichlich begnadet, und solcher Leute die Menge gegeben hat, die das junge Volk fein lehren und ziehen mögen, wahrlich, so ists Noth, daß wir die Gnade Gottes nicht in Wind schlagen, und lassen ihn nicht umsonst anklopfen. Er stehet vor der Thür; wohl uns, so wir ihm aufthun. Er grüßet uns; selig, der ihm antwortet. Versehen wirs, daß er vorübergehet; wer will ihn wiederholen?

Weil denn eine Stadt soll und muß Leute haben, und allenthalben der größte Mangel und Klage ist, daß es an Leuten fehle; so muß man nicht harren, bis sie selbst wachsen: man wird sie auch weder aus Steinen hauen, noch aus Holz schnitzen: so wird Gott nicht Wunder thun, so lange man der Sachen durch andere seine dargethane Güter gerathen kann. Darum müssen wir dazu thun, und Mühe und Kosten dran wenden, sie selbst erziehen und machen. Denn weß ist die Schuld, daß es jetzt in allen Städten so dünne sieht von geschickten Leuten, ohne der Obrigkeit, die das junge Volk hat lassen aufwachsen, wie das Holz im Walde wächset, und nicht zugesehen, wie man es lehre und ziehe? Darum ists auch so unordentlich gewachsen, daß zu keinem Bau, sondern nur ein unnütze Gehecke, und nur zum Feuerwerk tüchtig ist. Es muß doch weltlich Regiment bleiben. Soll man denn zulassen, daß eitel Rültzen und Knebel regieren, so mans wohl bessern kann; ist je ein wild unvernünftiges Vornehmen. So laß man eben so mehr Säue und Wölfe zu Herren machen, und setzen über die, so nicht denken wollen, wie sie von Menschen regieret werden. So ists auch eine unmenschliche Bosheit, so man nicht weiter denkt, denn also: wir wollen jetzt regieren, was gehet es uns an, wie es denen gehen werde, die nach uns kommen. Nicht über Menschen, sondern über Säue und

Hunde sollten solche Leute regieren, die nicht mehr denn ihren Nutz und Ehre im Regiment suchen. Wenn man gleich den höchsten Fleiß fürwendet, daß man eitel feine gelehrte, geschickte Leute erzöge zum regieren; es würde dennoch Mühe und Sorge genug haben, daß es wohl zuginge. Wie soll es denn zugehen, wenn man gar nichts zu thut?

Ja, sprichst du abermal, ob man gleich sollte und müßte Schulen haben; was ist uns aber nütze, Lateinische, Griechische und Ebräische Zungen und andere freie Künste zu lehren? Könnten wir doch wol Deutsch die Bibel und Gottes Wort lehren, die uns genugsam ist zur Seligkeit? Antwort: Ja, ich weiß, leider, wohl, daß wir Deutschen müssen immer Bestien und tolle Thiere seyn und bleiben; wie uns die umliegenden Länder nennen, und wir auch wohl verdienen. Mich wundert aber, warum wir nicht auch einmal sagen: was sollen uns Seide, Wein, Würze und der Fremden ausländische Waaren, so wir doch selbst Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Steine in Deutschen Landen nicht allein die Fülle haben zur Nahrung, sondern auch die Kür und Wahl zu Ehren und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Nutz, Ehre und Frommen sind, beide zur heiligen Schrift zu verstehen, und weltlich Regiment zu führen, wollen wir verachten: und der ausländischen Waaren, die uns weder noth noch nütze sind, der wollen wir nicht zu gerathen. Heissen das nicht billig Deutsche Narren und Bestien? Zwar, wenn kein anderer Nutz an den Sprachen wäre; sollte doch das uns billig erfreuen und anzünden, daß es so eine edle, feine Gabe Gottes ist, damit uns Deutsche Gott jetzt so reichlich, fast über alle Länder, heimsuchet und begnadet. Man siehet nicht viel, daß der Teufel dieselben hätte lassen durch die Hohen Schulen und Klöster aufkommen. Ja, sie haben allezeit aufs höchste darwider getobet, und auch noch toben; denn der Teufel roch den Braten wohl, wo die Sprachen hervorkämen, würde sein Reich ein Loch gewinnen, das er nicht könnte leicht wieder zustopfen. Weil er nun nicht hat mögen wehren, daß sie hervorkämen, denket er doch, sie nun also schmal zu halten, daß sie von ihnen selbst wieder sollen vergehen und fallen. Es ist ihm nicht ein lieber Gast damit ins Haus kommen; darum will er ihn auch also speisen, daß er nicht lange solle bleiben.

Darum, lieben Deutschen, lasset uns hie die Augen aufthun, Gott danken für das edle Kleinod, und veste drob halten, daß es uns nicht wieder entzogen werde. Denn das können wir nicht leugnen, daß, wiewohl das Evangelium allein durch den Heiligen Geist ist kommen und täglich kommt; so ists doch durch Mittel der Sprachen kommen, und hat auch dadurch zugenommen, muß auch dadurch behalten werden. — Und lasset uns das gesagt seyn, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheide, darinnen diß Messer des Geistes stecket.

Sie sind der Schrein, darinnen man diß Kleinod träget. Ja, wo wirs versehen, daß wir (da Gott vor sey,) die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin gerathen, daß wir weder Lateinisch noch Deutsch recht reden oder schreiben können.

Darum, lieben Herren, lasset euch das Werk anliegen, das Gott so hoch von euch fodert, das euer Amt schuldig ist, und deß weder Welt noch Geist entbehren kann und der Jugend so noth ist. Wir sind, leider, lange genug in Finsterniß verfaulet und verdorben; wir sind allzulange genug Deutsche Bestien gewesen. Lasset uns auch einmal der Vernunft brauchen, daß Gott merke die Dankbarkeit seiner Güter, und andere Lande sehen, daß wir auch Menschen und Leute sind, die etwas nützliches entweder von ihnen lernen, oder sie lehren könnten, damit auch durch uns die Welt gebessert werde. Ich habe das Meine gethan: ich wollte dem Deutschen Lande gerne gerathen und geholfen haben. Ob mich gleich etliche darüber werden verachten, und solchen treuen Rath in Wind schlagen, und bessers wissen wollen, das muß ich geschehen lassen. Ich weiß wohl, daß andere könnten besser haben ausgerichtet; aber weil sie schweigen, richte ichs aus, so gut als ichs kann.

Hiermit befehle ich euch alle Gottes Gnaden, der wolle eure Herzen erweichen und anzünden; daß sie sich der armen, elenden, verlassenen Jugend mit Ernst annehmen, und durch göttliche Hülfe ihnen rathen und helfen zu seligem und Christlichem Regiment Deutsches Landes, an Leib und Seel, mit aller Fülle und Ueberfluß, zu Lob und Ehren Gott dem Vater durch Jesum Christum unsern Heiland, Amen.

259. Ein Hochzeitbrief Dr. Martin Luthers.

An drei Freunde in Mansfeld.

Gnade und Friede in Christo! Welch ein Zetergeschrei, lieben Herren, hab ich angerichtet mit dem Büchlein wider die Bauren! Da ist alles vergessen, was Gott der Welt durch mich gethan hat. Nun sind Herren, Pfaffen, Bauren, alles wider mich, und dräuen mir den Tod. Wohlan, weil sie denn toll und thöricht sind, will ich mich auch schicken, daß ich vor meinem Ende im Stande, von Gott erschaffen, gefunden, und nichts meines vorigen papistischen Lebens an mir behalten werde, so viel ich kann, und sie noch toller und thörichter machen, und das alles zur Letzte und Ade. Denn es mir selbst ahnet, Gott werde mir einmal zu seiner Gnade helfen.

So hab ich auch nun aus Begehren meines lieben Vaters mich verehlicht, und um böser Mäuler willen, daß nicht verhindert würde, mit Eile betrieben, bin willens auf Dienstag über acht Tage eine kleine Freude und Heimfahrt zu machen. Solches habe ich euch als guten Freunden und Herren nicht wollen bergen, und bitten, daß ihr den Segen helft drüber

sprechen. Und dieweil die Läufte also stehen und gehen jetzt in den Landen, hab ich nicht durft euch dazu bitten, und fordern zu erscheinen. Wo ihr aber von gutem Willen selbst wolltet oder könntet, samt meinem lieben Vater und Mutter kommen, möget ihr wohl selbst ermessen, daß mirs eine besondere Freude wäre, und was ihr mitbrächtet von guten Freunden zu meiner Armuth, wäre mir lieb, ohne daß ich bitte, mich solches bei diesem Boten zu verständigen. — Ich hätte auch meinen gnädigen Herrn Graf Gebharden und Adelbrecht davon geschrieben, habs aber nicht dürfen wagen, weil ihr Gnaden anders, denn mit mir zu thun haben. Ist aber vonnöthen, was drinnen zu thun, und euch gut dünkt, bitte ich euer Bedenken mir zu eröffnen. Hiemit Gott befohlen. Amen!

Zu Wittenberg, am Donnerstag nach Trinitatis. Anno 1525. Martinus Luther.

260. Ein scherzhafter Brief Luthers an seine Gattin, worin er ihre zu ängstliche Besorgniß für seine Gesundheit rügt, mit der Aufschrift:

Der heiligen sorgfältigen Frauen, Katharina Lutherin, D. Zulsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen lieben Hausfrauen.

Gnad und Fried in Christo, allerheiligste Frau Doctorin, wir bedanken uns gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen könnt; denn seit der Zeit ihr für uns gesorget habet, wollt uns das Feuer verzehret haben in unser Herberg hart vor meiner Stubenthür, und gestern, ohn Zweifel aus Kraft eurer Sorge, hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen, und zerquetscht, wie in einer Mausfallen. Denn es in unserm heimlichen Gemach wohl zween Tage über unsern Kopf riselt Kalch und Leimen, bis wir Leute darzu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern, da fiel er herab, so groß als ein lang Eisen, und einer großen Hand breit, der hatte im Sinn eurer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich sorge, wo du nicht aufhörest zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen, und alle Element verfolgen. Lehrest du also den Catechismum und den Glauben? Bete du, und laß Gott sorgen. Es heißt: wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich, Psalm 55. und viel mehr Orten.

Wir sind, Gott Lob, frisch und gesund, ohne daß uns die Sachen Unlust machen, und Doctor Jonas wollte gern einen bösen Schenkel haben, daß er sich an einer Laden ungefähr gestoßen, so groß ist der Neid in Leuten, daß er mir nicht wollt gönnen allein einen bösen Schenkel zu haben. Hiemit Gott befohlen. Wir wollten uns fort gerne loß sein, und heimfahren, wenns Gott wollte. Amen, Amen, Amen.

Am Tag Scholasticä (d. i. den 10. Februar), 1546.

261. Ein bisher noch unbekannter Brief Raphaels an Papst Leo X.*)

Es giebt Viele, Heiligster Vater, welche alles Große, was die Römer über ihre Waffen, Kunstwerke, reiche Verzierung und über den Umfang der öffentlichen Gebäude schreiben, nach ihrer geringen Einsicht mehr für fabelhaft, als für wahr halten. Allein anders pflegt es mir zu geschehen; denn da ich unter den Trümmern der alten Roma Reliquien fand, die für die Göttlichkeit des Genius der Alten sprechen, überzeugte ich mich, daß Vieles, was uns unmöglich scheint, ihnen sehr leicht war. Da ich mich nun mit diesen Alterthümern fleißig beschäftiget und nicht geringe Sorgfalt auf die Ausforschung und Ausmessung derselben, so wie auf das Lesen guter Schriftsteller und auf die Vergleichung der Werke mit ihren Nachrichten, verwendet habe, so glaube ich mir einige Kenntniß der Baukunst der Alten erworben zu haben. Was mir aber auf einer Seite, durch die Bekanntschaft mit so großer Herrlichkeit, die höchste Freude gewährt, macht mir auf der anderen Seite den größten Schmerz, wenn ich gleichsam den Leichnam des edlen Vaterlandes, welches einst die Königin der Welt war, so elendiglich zerrissen sehe. Wie nun ein Jeder gegen die Aeltern und das Vaterland Pietät beweisen soll, so halte ich mich für verpflichtet, meine wenigen Kräfte aufzubieten, um einen geringen Schein jenes Bildes wieder zu beleben und mindestens den Schatten des Landes zu erhalten, welches in Wahrheit das allgemeine Vaterland aller Christen ist und einstmalen so mächtig und groß dastand, daß die Welt sagte: Rom allein stehe über dem Schicksal und sei gegen den Lauf der Natur zu ewiger Dauer bestimmt. Allein die, auf den Ruhm der Sterblichen neidische Zeit, ihrer eigenen Gewalt mißtrauend, verband sich mit den Heiden und den ruchlosen Barbaren, welche zu der gefräßigen Feile und dem giftigen Bisse derselben, gottlose Wuth, Feuer und Schwert und jede Weise gewaltsamer Zerstörung hinzu fügten. So geschah es, daß jene Werke, die heute noch stehen würden, durch den schändlichen Raub und die grausame Gewalt bösgearteter Menschen — eher sollten sie wilde Bestien heißen — verbrannt und zerstört wurden; jedoch nicht so sehr, daß sie uns nicht wenigstens das Gerüst ohne Schmuck, oder die Knochen des Körpers ohne das Fleisch übrig lassen mußten. Weshalb aber wollen wir immer nur die Gothen, Vandalen und andere wilde Völker anklagen, da doch Diejenigen, welche als Väter und Schutzherren diese armen Ueberreste Roms hätten vertheidigen sollen, vornehmlich zur Vernichtung derselben beitru-

*) Daß dieser Brief von Raphael sei, hat schon 1799 ein Ungenannter in einer Abhandlung: „Congettura che una Lettera creduta di Baldessar Castiglione sia di Raffaelo d'Urbino" bewiesen.

gen? Wie viele Päpste, Heiligster Vater, welche dieselbe Pflicht, wie Ew. Heiligkeit, allein nicht dieselbe Kenntniß, dieselbe Hoheit des Gemüthes, dieselbe Güte, welche Sie Gott ähnlich macht, hatten: wie viele Päpste, sage ich, gingen darauf aus, die alten Tempel, Statuen, Triumphbogen und andere Gebäude zu zerstören? Wie viele haben die Fundamente untergraben lassen, um Pozzulan-Erde zu gewinnen, wodurch in kurzer Zeit viele Gebäude versanken? Wie viel Kalk ist aus antiken Statuen und anderem Zierwerk gebrannt worden! Fast das ganze neue Rom, wie wir es jetzt sehen, mit allen seinen Palästen und Kirchen, ist mit Kalk gebaut, der auf diese Weise gewonnen wurde. Nicht ohne große Betrübniß kann ich daran denken, daß in der Zeit, seit ich in Rom bin, was noch nicht elf Jahre sind, so schöne Bauwerke, wie die Meta in der Alexandrinischen Straße, der unglückliche Triumphbogen, so viele Säulen und Tempel, größtentheils durch H. Bartolomeo von Rovero *) zerstört worden sind.

So durfte es nicht, Heiligster Vater, die letzte Sorge Ew. Heiligkeit sein, so viel sich thun läßt, von der alten Mutter des Ruhmes und der italienischen Größe zu retten, zum Zeugniß der Stärke und Hoheit jener göttlichen Geister, deren Andenken allein hinreichend ist, unsere Geister zu wecken; und nicht zu dulden, daß sie von Uebelwollenden und Unverständigen zerstört und vernichtet werde, die viel zu gering sind, als daß sie Diejenigen verletzen dürften, die mit ihrem Blute der Welt so großen Ruhm geboren haben. Weit eher wird Ew. Heiligkeit, bei Erhaltung der Werke der Alten, dieselben zu erreichen, zu übertreffen suchen, wie es bereits durch den Aufbau großer Gebäude, durch Aufmunterung zur Tugend, durch Erweckung der Geister, durch Preisvertheilungen und durch Verbreitung des heiligen Samen des Friedens unter die christlichen Fürsten geschieht; denn wie durch das Unglück des Krieges das Verderben und der Untergang aller Wissenschaft und der Künste veranlaßt wird, so verdanken wir dem Frieden und der Eintracht Völkerglück und jene lobenswerthe Muße, welche allein Werke schafft und uns auf den Gipfel hebt, den zu erreichen, nach Aller Meinung, unserem Jahrhundert, unter dem göttlichen Rathe Ew. Heiligkeit, vorbehalten zu sein scheint.

Da mir nun von Ew. Heiligkeit der Auftrag zu Theil worden ist, von der alten Roma, so weit es möglich, eine Zeichnung zu entwerfen, in welcher theils die leidlich erhaltenen Gebäude in ihrer ursprünglichen Form wiedergegeben, theils die einzelnen zerstreuten Glieder des großen Ganzen aufgenommen werden sollen, so habe ich allen nur möglichen Fleiß angewendet, damit der Geist Ew. Heiligkeit ohne Verwirrung ganz befriedigt werde. In dieser Absicht habe ich viele lateinische Schriftsteller über das nachgelesen, was ich

*) Der Nepote Papst Julius des Zweiten.

bewessen will; indessen habe ich mich vornehmlich nur an .... *) gehalten, der, da er zu den späteren gehört, auch Nachrichten aus den späteren Zeiten enthält. — Da es nun Ew. Heiligkeit scheinen könnte, daß es schwer sei, die alten Gebäude von den neuen zu unterscheiden, oder die wenigen alten von den älteren, so habe ich eines der vornehmsten Kennzeichen an den alten Straßen gefunden. **) So unterscheide ich drei Arten von Gebäuden in Rom: die ältesten aus ältester Zeit bis zur Zerstörung der Stadt durch die Gothen und andere Barbaren; die zweite Art umfaßt die während der Herrschaft der Gothen und noch hundert Jahre danach gebauten Gebäude; die dritte: die bis auf unsere Zeiten. Die modernen und noch in unsere Zeit gehörenden Gebäude sind am leichtesten zu erkennen, da sie noch neu und nicht in dem schönen Stil der Kaiserzeit, noch in dem schlechten der Gothen gebaut sind. Die aus der Zeit der Gothen sind, obgleich der Kaiserzeit sehr nahe, doch dem Stil nach sehr verschieden davon, so daß die neuesten zwischen beiden, wie zwischen zwei Extremen, in der Mitte stehen. Am wenigsten Schwierigkeit macht es, die Gebäude aus der Kaiserzeit zu erkennen; sie sind am prachtvollsten, kunstvollsten und im schönsten Stil der Baukunst, und mein Vorsatz ist: diese allein aufzuzeichnen, ohne Besorgniß, daß bei Jemand der Zweifel entstehen könnte, als ob unter den alten die weniger alten Gebäude minder schön und verständig wären, da alle in demselben Geiste gebaut sind. Da nun viele antike Gebäude öfter restaurirt worden sind, wie wir dies von dem Orte lesen, wo zuerst das goldene Haus Nero's, hernach die Bäder, die Wohnung und das Amphitheater des Titus standen, so waren diese nichtsdestoweniger in demselben Stil, wie die vor Nero und mit dem goldenen Palast gleichzeitig gebauten Häuser. Dennn obwohl die Wissenschaften, die Skulptur, Malerei und alle anderen Künste nach und nach in Verfall kamen und sich zur Zeit der letzten Kaiser verschlimmerten, so erhielt sich doch in der Baukunst der gute Geschmack; man baute wie in frühester Zeit, und diese Kunst war die letzte, welche unterging. Dies kann man aus so Manchem sehen und unter Anderem aus dem Bogen Konstantin's, der in dem, was die Architektur betrifft, schön erfunden und gut ausgeführt ist; was dagegen die Skulpturarbeiten angeht, so sind diese geschmacklos, ohne Kunst und ohne irgend ein Verdienst. Dagegen sind sie an den Bögen des Trajan und des Antonius

*) Dieser Name ist in der Urschrift verwischt, und es ist um so schwerer, ihn zu ergänzen, da der Verfasser sogleich von sehr verschiedenen Zeitaltern und deren Bauwerken spricht.

**) Der Verfasser will wahrscheinlich darauf aufmerksam machen, daß, wenn ein Gebäude außerhalb der Richtung der alten Straße liegt, es in eine andere Zeit gehört.

Pius vortrefflich und von der vollendetsten Weise. Dasselbe bestätigt sich bei den Termen des Diokletian, wo die Skulpturarbeiten sehr schlecht sind und die Ueberreste der Malerei sich keinesweges mit denen aus der Zeit des Trajan und Titus vergleichen lassen; nur die Architektur ist edel und schön geordnet. Als aber Rom von den Barbaren zerstört und verbrannt wurde, scheint dieser Brand und diese Zerstörung unter die Trümmer der Gebäude zugleich die schöne Baukunst begraben zu haben. Damals änderte sich das Schicksal der Römer und die Stelle unendlicher Siege und Triumphe nahm Unglück und Elend ein, und gleichsam, als ob es sich für Diejenigen, welche die Sklaven der Barbaren geworden, nicht zieme, in so prächtigen Hallen zu wohnen, wie Jene, die einst die Sieger der Barbaren waren, änderte sich schnell mit dem Glück die Weise zu bauen und zu wohnen, und die neue Art schien von der alten so weit verschieden, als die Freiheit verschieden ist von der Sklaverei. — Die Kunst hielt gleichen Schritt mit dem Geiste des Volkes, sie verlor jedes Maß, jede Grazie, und es scheint, daß die Menschen jener Zeit mit der Freiheit auch den Geist und die Kunst verloren, denn sie wurden so dumm, daß sie nicht einmal Ziegel zu brennen verstanden. Sie brachen alte Mauern ab, um die Ziegel zu gewinnen, und mauerten mit zerstoßenen Marmorstatuen. Mit solcher Kalkmischung bewarfen sie die gemauerten Wände, wie man es noch an dem Thurme sieht, welcher Torre della Milizia genannt wird. Und nicht nur über Italien kam dieser fürchterliche Sturm des Krieges und der Verwüstung, er verbreitete sich auch über Griechenland, wo die Erfinder und größten Meister aller Künste lebten. Damals wurden Malerei, Skulptur und Baukunst sehr schlecht und hatten keinen Werth. Die Deutschen, so scheint es, fingen an, die Baukunst wieder zu erwecken, allein ihre Verzierungen waren schlecht und sehr weit von dem schönen Stil der Römer entfernt, welche, außer der ganzen Anordnung des Baues, die schönsten Cornichen, schöne Friese, Architrave, Säulen mit den zierlichsten Kapitälern und Basen hatten, gemessen nach den Verhältnissen des männlichen und weiblichen Körpers. Die Deutschen dagegen (und dieser Geschmack hat sich in vielen Orten noch erhalten) nahmen zu ihren vielen Verzierungen ein und dasselbe verzerrte Figürchen und brauchten fremde Thiere, sonderbare Gestalten und Blätter, denen die natürliche Gestalt ganz genommen war, zum Untersatz der Balken. Der Ursprung ihrer Architektur läßt sich darauf zurück führen, daß sie die Zweige noch unbeschnittener Bäume zu Spitzbögen verbanden. Wenn dies auch nicht ganz zu verachten ist, so ist es doch eine schwache Bauart; denn die Gebäude, wo eingekeilte Balken auf Säulen gelegt und mit ihren Enden gegen einander gestemmt sind, wie dieses Vitruv in seinem Werke über den Ursprung des Dorischen Baues beschreibt, halten weit fester, als die Spitzbögen, welche ein

zweifaches Centrum haben. Noch fester aber hält ein halber Kreisbogen, wo jede Linie nur nach einem einzigen Centrum strebt. Außer der Schwäche hat indeß ein Spitzbogen zugleich etwas Unangenehmes für unser Auge, welchem das Kreisrund weit mehr gefällt, da die Natur fast keine andere Form wählt. *) Es ist indeß hier nicht der Ort, die Römische Baukunst mit der Barbarischen zu vergleichen, ihr Unterschied ist bekannt genug; auch hat bereits Vitruv ein vortreffliches Werk geschrieben. Es genüge hier zu wissen, daß die Gebäude der Römer noch zur Zeit der letzten Kaiser in gutem Geschmack gebaut waren und mit den ältesten genugsam übereinstimmen, um sie von denen aus der Zeit der Gothen und aus der neuesten Zeit zu unterscheiden. Nachdem ich nun hinreichend erklärt, welche Gebäude ich nach dem Wunsche Ew. Heiligkeit aufzeichnen will, so bleibt mir noch übrig, die Weise des Ausmessens und der Aufnahme mitzutheilen, damit Ew. Heiligkeit ersehen möge, daß ich beides ohne Irrthum vorgenommen und daß ich mich weder durch den Zufall noch durch die Praxis allein, sondern durch die wahre Vernunft habe leiten lassen. Weil nun, nach meiner Meinung, Viele sich mit Zeichnung von Gebäuden abgeben, die, anstatt das zu thun, was dem Architekten zukömmt, nur das thun, was dem Maler zukömmt, so will ich sagen, welche Weise mir die angemessenste scheint, um jedes Verhältniß genau zu finden und um keinen der einzelnen Theile unrichtig aufzunehmen. Die Zeichnung eines jeden Gebäudes zerfällt in drei Theile: 1) der Grundriß; 2) die äußere Ansicht; 3) die innere Ansicht mit ihren Verzierungen. — (Nachdem Raphael hierüber eine so ausführliche Rechenschaft gegeben, daß er sich dabei als einsichtigen Architekten erweist, fügt er diesen Schluß hinzu:) Dies ist die Weise, die wir verfolgen werden, wie es sich im Fortgange unserer **) Beschreibung ergeben wird, und ich füge diesem eine Aufnahme eines Gebäudes in den drei angeführten Weisen bei. Wenn ich in dem Uebrigen so viel Glück habe, als mir bereits dies ist: Ew. Heiligkeit, dem höchsten Fürsten in dem Lande der Christenheit, zu gehorchen und zu dienen, so darf ich mich den Glücklichsten aller der ergebensten Unterthanen nennen, weil ich die Gelegenheit zu meinem Glück aus der heiligen Hand Ew. Seligkeit empfing, der ich allerunterthänigst die heiligsten Füße küsse. ***)

---

*) Es ist nicht besonders nöthig, auf das Unhaltbare dieser Raisonnements aufmerksam zu machen. Die Natur greift mit der ausgelassensten Willkühr nach allen Formen, zumal im Pflanzenreiche; von der Festigkeit der elliptischen und parabolischen Gewölbe scheint man zu jener Zeit noch nichts gewußt zu haben.

**) Daraus, daß Raphael hier einige Mal im Plural spricht, ist zu schließen, daß er zugleich im Namen eines Gehülfen spricht, und dieser war der schon früher-genannte Graf B. Castiglione.

***) Ort und Datum, so wie die Unterschrift, fehlen.

262. Gellert an Karoline Lucius.

Das waren harte Tage, sehr schwere, harte Tage, liebe Freundin! — Aber diese kurze Klage sei auch meine ganze Klage; denn was ist das für ein Christ, der nicht Geduld im Leiden lernen und beweisen will; er, der auch im Elende Gott noch preisen soll? O, wie beschämt ward ich, liebste Freundin, als ich vorigen Sonntag traurig und niedergeschlagen in die Kirche trat und bei dem Eintritte das Lied von den Schülern mir entgegen singen hörte: O Herr, mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets Deinem Rath ergebe rc. Bist Du der Mensch, dachte ich, der dieses Lied gemacht hat und seine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich und fing bitterlich an zu weinen und um Muth und Freudigkeit zu beten und zu kämpfen.

Heute will ich diesen Muth in diesem meinem Briefe an Sie zu beweisen suchen, nicht klagen, sondern Gott danken, der Alles, Alles wohl macht, und Niemanden über Vermögen versucht werden läßt. Wie, wenn ich so krank wäre, daß ich auch diesen Brief nicht mehr schreiben könnte; und das bin ich ja noch nicht!

Getrost also! Wir wissen nicht, was zu unserem Besten dienet; aber Gott weiß es und Gott ist die Liebe, auch wenn er uns züchtigt. Dieser Glaube muß unser Trost sein. Es ist ja noch eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit für uns übrig, die wir glauben und auf sein Wort hoffen. Die Betrachtungen scheinen freilich mehr ein Brief an mich, als an Sie, zu sein; aber ich weiß doch, daß Sie solche Gedanken, Gedanken der Religion, schätzen und lieben, wo sie sich auch immer finden, in dem Briefe des Freundes, oder in einem guten Buche. Der Ernst der Religion hat die Eigenschaft, daß er das Herz freudig und getrost macht, und dieses wollen wir ja gern alle Tage unseres Lebens sein.

— — Meine Briefe, wenn Sie mir die Wohlthat, sie abzuschreiben, erweisen wollen, müssen Sie einzeln kopiren, damit ich Ihre Antworten dazwischen legen kann. Genug, genug! Gott gebe Ihnen und Ihrem Hause Gesundheit und alle Zufriedenheit! Ich bin mit wahrer Hochachtung

Ihr

Freund und Diener

Gellert.

Leipzig,
den 16. September 1761.

263. Karoline Lucius an Gellert.

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß die Besserung, die Sie an dem Tage zu empfinden angefangen, an welchem Sie mir Ihren letzten, schönen Brief, einen Brief, der mich gleich stark gerührt und erbaut hat, überschickten, von Beständigkeit gewesen sein möge, das

wünsche ich nicht allein von ganzem Herzen, sondern ich hoffe es auch zugleich so sehr, daß ich's jetzt wage, an Sie zu schreiben, um so viel mehr, da der eingeschlossene Brief, den die Post heute mitgebracht und den mir mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, zur Bestellung gegeben hat, mir zur Entschuldigung dienen kann, wie er denn auch wirklich meine Veranlassung ist.

Ihre Gedanken, liebster Herr Professor, schätze und liebe ich allemal; aber die Gedanken in Ihrem letzten Briefe würde ich schätzen und lieben, auch wenn ich nicht wüßte, wer ihn geschrieben hätte, und die Schilderung, die Sie mir von dem Zustande Ihres Gemüthes bei'm Eintritte in die Kirche und von den Empfindungen machen, die Ihr Lied in Ihnen erreget, haben mich unaussprechlich gerührt. Mein Gott, dachte ich, warum genießen so Viele das Glück der Gesundheit, die es nicht schätzen, die Dich nicht dafür loben und es nicht zu Deiner Ehre und nach Deinem Willen gebrauchen? Und einem Manne, den Du liebst, der den Werth dieser Wohlthat zu schätzen wußte, der Dich dafür loben und sie zu dem Endzwecke, zu welchem Du sie erzeigst, anwenden würde, dem versagst Du sie? — Aber war das nicht verwogen, bester Herr Professor? Sie sind frömmer als ich, Sie denken gewiß nicht so. Ich sah es nicht sogleich ein; sonst hätte ich's gewiß auch niemals gedacht. Wie leicht kann man fehlen und wie viel Vorsicht ist nöthig, auch bei den besten, unschuldigsten Regungen! War es nicht, als ob ich mich für weiser und billiger, als unseren Gott, hielte, der doch allein weiß, was zu unserem Besten dienet und der die Liebe ist; oder als ob ich glaubte, er handle nach bloßem Eigensinne mit uns Menschen? — Wie viel Dank weiß ich es nicht Ihren nachfolgenden Gedanken, die mich wieder zurecht brachten und es mir empfindlich machten, wie heilsam und tröstlich es sei, sich Gott in seiner Liebe, Weisheit und Allmacht zu denken, nach welchen Eigenschaften er unser Glück will, — was dazu dienet, kennt, — und ein uneingeschränktes Vermögen besitzt, es uns zu verschaffen. Eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit wartet unser! Dort also, nicht hier, wird das Gute belohnt. Hier ist lauter Prüfung; Glück und Unglück, Lust und Schmerz, beides sind Prüfungen; nur unser Verhalten dabei entscheidet unseren Zustand und macht denselben glücklich oder unglücklich; und wer weiß, ob es nicht gefährlicher ist, durch Glück und Freude geprüft zu werden. Wenigstens wird mehr Stärke des Geistes dazu erfordert, sich gut dabei zu verhalten. Es mag selten wohl geschehen, daß wir Glück und Freuden für das halten, was sie sind, nämlich für Prüfungen. — — Sie besitzen uns, anstatt daß wir sie besitzen sollen. Wir betrachten sie als billige Belohnungen, genießen dieselben in Sicherheit und vergessen darüber, auf unserer Hut zu sein.

— — Ich halte mich wohl, mein lieber Herr Professor, zu lange bei Sachen auf, von welchen Sie weit besser zu reden wissen; aber der Gegenstand, auf den Sie mich gebracht haben, gefällt mir, ich lerne gern von Ihnen, rede mit Ihnen gern davon, und es ist natürlich, daß ich mich freue, wenn ich bedenke, daß wir durch Gottes Gnade so selig sind, daß nichts, nichts uns begegnen kann, was im eigentlichen Verstande ein Unglück für uns wäre, oder das wir nicht, durch unser Wohlverhalten dabei, in einen wahren Segen verwandeln könnten, dessen wir noch in alle Ewigkeit genießen sollen; denn wir haben ja die Verheißung, daß Geduld, Ergebung und Unterwerfung im Leiden uns im Himmel wohl belohnt soll werden. — Die Abschriften von Ihren Briefen, liebster Herr Professor, sind größtentheils fertig, und ich werde bald Gelegenheit nehmen, sie Ihnen zu überschicken. Leben Sie unterdessen recht wohl! Ich habe die Ehre zu sein

Hochzuehrender Herr Professor

Ihre gehorsamste Dienerin

K. Lucius.

Dresden,
den 2. Oktober 1761.

264. Gellert an seine Schwester.

Also ist unsere liebe Mutter nun auch in die Ewigkeit eingegangen? Ich weine und danke Gott, der sie durch einen so sanften und seligen Tod von der Welt genommen hat. Er lasse mein Ende sein, wie das ihrige! Ihr Tod kränkt mich nicht so sehr, als daß ich sie vor ihrem Ende nicht noch einmal habe sehen können, und dieses Vergnügen hoffte ich künftige Ostern. So hoffen wir Menschen. Die Kosten ihres Begräbnisses wird wohl der Mittelste ausgelegt haben, so wird er sie auch unter uns drei Brüder vertheilen. Und weil Du, liebe Schwester, mit dem Tode unserer Mutter einige Vortheile verlierst, so will ich Dir jährlich, so lange ich lebe, acht Thaler zu einem kleinen Zuschusse aussetzen. Kann ich mehr zu Deinem Besten thun; so versteht es sich, daß ich's gern thun werde. Trauern werde ich um die selige Mutter nicht. Warum sollte ich bei den jetzigen Zeiten vierzig bis funfzig Thaler zu einer Ceremonie anwenden, die nicht nothwendig ist. Ich werde Sonntags, und wenn ich etwa Besuche gebe, schwarz gehen; mehr werde ich nicht thun. Lebe wohl! Grüße den Bruder und den Herrn Diakonus ergebenst. Ich danke dem Letzteren herzlich für die umständliche Nachricht von dem Tode der Seligen. Ich bin der

Deinige

G.

265. Wieland an Seume.

Guten Morgen, lieber Seume! Ich käme gern selbst, um zu sehen, wie Sie sich befinden; aber bis etwa die Sonne über den Nebel Meister wird, darf ich mich nicht in die feuchte Luft wagen. Die Großfürstin will Sie schlechterdings sehen und sprechen. Ich habe mein Möglichstes gethan, ihr die Lust dazu vergehen zu lassen: aber es half Alles nichts; so wie Sie gehen und stehen, und wenn der Vater der Cyniker selbst ein Antinous gegen Sie wäre, kurz und gut, der Engel von einer russischen Kaisertochter hat sein Paulownisches Köpfchen aufgesetzt und will. Was ist also zu thun? Ich kann Ihnen nicht zumuthen, bevor Sie zur Prinzessin Karoline gehen, zu mir zu kommen, um etwa Abrede mit Ihnen zu treffen. Also nur ein paar Zeilen, was Ihr zeitiger Gegenwille ist. Adio!

Den 11. Mai.

Wieland.

266. Wieland an Seume.

Wäre ich im Besitz von Merlin's Zauberstab und könnte mit einem Schlage desselben ein griechisches Theater, Attische Zuhörer und von Sokrates gebildete Schauspieler aus der Erde aufsteigen lassen, so stehe ich dafür, Ihr Miltiades sollte, trotz Allem, was selbst seine Bewunderer an ihm auszustellen haben, eine sehr schöne Wirkung auf den Brettern thun.

Das Nämliche möchte ich Ihnen von Ihrer grausenhaft wahren und schrecklich schönen Philippica, wenn Sie einen Sosier zu ihr fänden, nicht versprechen. Ich danke dem Himmel für die Gewißheit, daß Sie, vorausgesetzt, er wisse, was er drucken ließe, in allen fünf Welttheilen keinen so verwegenen Muttersohn finden werden. Und wäre es möglich, daß sich einer fände — o mein theuerer Freund, welches Gute könnten Sie sich versprechen, dem Menschengeschlechte durch die Aufstellung und Bekanntmachung eines so entsetzlichen, schauderlichen, einem nur halb menschlich fühlenden Leser alle Haare auf dem Kopf emporstarren machenden Gemäldes unserer Zeit verschafft zu haben? Wahrlich, die Ehre, unseren Marcus Tullius selbst in der riesenhaften Stärke, womit Sie mit Ihrer aus Furienschlangen geflochtenen Geißel auf die großen und kleinen Sünder in und außer Deutschland ohne alle Barmherzigkeit lospeitschen, ganze Parasangen hinter sich zu lassen, und von Welt und Nachwelt für den strengsten Zuchtmeister des freilich, leider! tief gesunkenen Menschengeschlechtes anerkannt zu werden, würde durch Ihr fruchtloses Marterthum zu theuer erkauft sein. Und im Grunde — ich kann es dem einzigen Manne von Marathon, der noch in der Welt ist, nicht verdenken, daß er seinem, durch den Anblick und das aufs höchste gereizte Gefühl aller Thorhei-

ten und Erbärmlichkeiten, aller Greuel und Abscheulichkeiten unserer Zeiten und des unendlichen Elendes, das dadurch über die mißhandelte, herabgewürdigte und an einem langsamen physischen und moralischen Martertode verschmachtende Menschheit in apokalyptischen Zornschaalen ausgegossen ist, zusammengepreßten Herzen auf diese Weise Luft zu machen gesucht hat; aber im Grunde ist dieses Gemälde — mit aller seiner Wahrheit im Einzelnen — gleichwohl, aus dem rechten Stand- und Gesichtspunkte betrachtet, nicht wahr, und kann es nicht sein, wie Sie selbst, sobald Sie sich auf jenen Standpunkt stellen, so gut und besser als ich einsehen müssen. Also nichts weiter über diesen Punkt, als daß ich Ihre Stärke in der Sprache Cicero's und Juvenal's bewundere, und daß es mir unendlich Leid thun sollte, wenn der Fasciculus observationum et conjectuarum etc., welchem Sie diesen prologum galeatum vorzusetzen gedachten, den Freunden der ächten Literatur, wie klein auch ihre Zahl sein mag, deswegen vorenthalten würde, weil sich kein Verleger noch Drucker ohne offenbare Lebensgefahr entschließen kann, sie mit dieser Vorrede in die Welt zu fördern.

* *

Ich erinnere mich nicht, in welchem öffentlichen Blatte ich ein Morbona betiteltes lateinisches Gedicht von Ihnen angekündigt fand, welches eine Danksagung an die Natur und Ihren Arzt für Wiederherstellung Ihrer Gesundheit enthalten soll. Denken Sie sich selbst die Freude, die mir diese Ankündigung machte, und wie ungeduldig ich diesem Gedichte selbst entgegensehe. Große und kaum erträgliche körperliche Qualen machen auch die Leiden der Seele schärfer und brennender. Befreit von jenen, wird sich, wie ich hoffe, auch Ihr Geist und Gemüth erheitern und sänftigen. Ueber N. kann ich Ihnen bloß mündlich sagen, wie ich denke und warum ich so denke. Vielleicht erglebt sich diesen Sommer dazu eine Gelegenheit. Für jetzt bitte ich Sie bloß, mich auf den Kouverten der Briefe, womit Sie mich etwa gelegenheitlich begünstigen und wodurch Sie mir immer eine wahre Freude machen, mit dem Ritter zu verschonen. Lassen Sie mich bei dem althergebrachten Hofrath bewenden, der, um mich dem Postbriefträger kenntlich zu machen, mehr als hinlänglich ist. Leben Sie wohl, lieber, theurer Einziger! Mir ist leid um die Menschheit und um unser Vaterland, daß Sie einzig sind. Erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Wohlwollen und bleiben meiner aufrichtigen Verehrung und Ergebenheit auf immer versichert.

Weimar, den 10. April 1809.

Wieland.

267. Johannes Falk an Friedrich August Wolf.

Weimar, den 13. Februar 1822.

Nur ein paar Zeilen als Lebenszeichen, mein theuerer, unvergeßlicher Wolf! Daß ich, seitdem ich Sie zuletzt sah, wieder ein blühendes Kind, meine 16jährige Angelika, verlor: davon kein Wort! Ich steh' einmal zwischen den großen Todtenkanzeln, Lützen, Leipzig und Jena, so stumm und doch so beredt da, um Denen, die taubes Ohres sind, das ernste Evangelium zu predigen, von uralischen und provençalischen Völkerschaften, die ihre Pferde nicht umsonst — oder alle Weltgeschichte ist Lug — an die Krippe des Sachsenlandes banden. Umher auf den kalten Steinen sitzen die Kinder von Vätern, die in Rußland erfroren, in Spanien verbrannt und in Tyrol gesteinigt wurden, und hören zu. Dazwischen muß ich nun meine eigenen Kinder begraben lassen, und, aus diesem ungewissen Zwielicht, mit blutigen Streiflichtern der Zukunft untermischt, steigt der neue Bau, im Vertrauen auf Gott, empor. Fest und unerschütterlich, durch keine Lockungen der Zeit verführbar, halt' ich nun neun verhängnißvolle Jahre hindurch fest die Hand des Fürsten auf seinem Throne und eben so fest die Hand des armen Volkes in der letzten Hütte. So geziemt es, theuerster Wolf, der Würdigkeit des Deutschen, der das Herz von Europa darstellt! Mögen die Hände und übrigen Theile des großen Staatskörpers gichterisch zucken: so lange das Herz selbst noch einen freien Schlag behält, ist die Krankheit doch nur äußerlich. Ich lege Ihnen einige Vaterunser und Ankündigungen über den weiteren Fortgang dieses Unternehmens bei. Können Sie in Ihrem Kreise für die Ausführung dieser Idee etwas beitragen, so darf ich Sie ja wohl nicht erst dazu auffordern. Es ist ja mein alter Wolf, an den ich schreibe, dem die Ausführung jeder Idee Lust und Freude macht. Hamlet spricht: „Sagt Alles nur mit einem Wort: er war ein Mann!" Die Zeit ist da, wo die Bücher aufstehen, Hände und Füße bekommen und leben müssen, und zwar auf eine echte, rechte und gottgefällige Weise, die Volk, Fürst und Vaterland mit einem und demselben unauflöslich heiligen Bande umschlingt.

Mit herzlich unveränderter Liebe und Hochachtung

Ihr
treuer Verehrer, Schüler, Diener und Freund
Johannes Falk.

268. Trostschreiben des Sulpitius an Cicero über den Tod seiner Tochter.

Ich habe die Nachricht von dem Tode Ihrer lieben Tullia erhalten, und Alles dabei empfunden, was ich bei solchem schmerzhaften Vorfalle empfinden mußte. Es ist ein

Verlust, welcher uns gemeinschaftlich betrifft. Ich würde ihn auch redlich mit Ihnen getheilt, und Ihnen meine Betrübniß persönlich zu erkennen gegeben haben, wenn ich hätte zugegen sein können. Trostschreiben von dieser Art sind freilich wehmuthsvoll und bitter; denn die Verwandten und Freunde, von welchen sie gefordert werden, fühlen ihren eigenen Verlust zu sehr, als daß ihre Tröstungen nicht von den bittersten Thränen begleitet sein sollten. Sie sind selbst fremden Trostes bedürftig, statt Anderen diese Pflicht zu leisten. Indessen habe ich Ihnen doch einige Betrachtungen, welche mir hierbei eingefallen sind, kürzlich mittheilen wollen; nicht in der Meinung, Ihnen etwas Neues zu sagen, sondern, weil ich vermuthe, daß der Affekt Sie hindert, es selbst gehörig zu durchdenken.

Was ist es doch, weshalb der Schmerz Ihr Inneres so sehr erschüttert? Bedenken Sie, wie das Schicksal bisher mit uns umgegangen ist. Alles ist uns ja geraubt, was dem Menschen eben so werth sein muß, als Kinder: Vaterland, Würde, Ansehen, und Alles, was Ehre bringt. Nur dieser Todesfall fehlte noch, um unser Unglück aufs höchste zu bringen. Oder sollte unser Herz nicht vielmehr schon durch jene Unfälle gegen alles traurige Gefühl abgehärtet worden sein? Bedauern Sie etwa Ihre Tochter, wenn Sie über ihren Tod weinen? O Freund, erinnern Sie sich doch, wovon wir Beide so oft gesprochen haben, daß bei jetzigen Zeiten Derjenige unmöglich für unglücklich gehalten werden könne, der auf eine gute Art sein Leben mit dem Tode vertauschen kann! Was hätte Ihrer Tullia das Leben wünschenswerth machen können? Was? Welche Aussichten, welche freudige Erwartungen standen ihr offen? Etwa die Verbindung mit einem Jünglinge vom ersten Range? Es ist wahr, nach dem Ansehen, worin Sie stehen, durften Sie freilich aus dieser Klasse sich Denjenigen zum Schwiegersohn wählen, dem Sie Ihr Kind und sich selbst sicher anzuvertrauen hoffen konnten. Aber sollte sie etwa Kinder gebären, die Sie mit Freuden hätten können aufblühen sehen? welche die Sache auf dem Fuß fortführen könnten, wie sie ihnen ihr Vater überliefert hatte? welche alle Stufen der Staatswürden durchsteigen und Beförderer Ihrer Freude werden konnten? Ach, sie waren schon verschwunden, alle diese glücklichen Aussichten, ehe sie noch erreicht werden konnten! Es ist freilich ein Unglück, seine Kinder zu verlieren; aber noch ein größeres Unglück ist es, das Alles so ertragen und dulden zu müssen.

Ich will Ihnen sagen, was mich nicht wenig getröstet hat, vielleicht schafft es auch Ihnen Beruhigung. Als ich aus Afrika zurück kam und von Aegina auf Megara zusteuerte, warf ich meine Augen über die ganze Gegend umher. Hinter mir lag Aegina, vor mir Megara, zur Rechten der Pyräische Hafen, zur Linken Korinth. Diese Städte waren

einmal im schönsten Flor, und jetzt lagen sie zertrümmert vor meinen Augen im Staube da. Da dachte ich bei mir selbst: Hm! wir armen Menschen entrüsten uns, wenn eins von den Unsrigen, denen doch nur eine kurze Frist beschieden ist, stirbt oder erschlagen wird; da in diesem einzigen Bezirke so viele Leichname umgestürzter Städte da liegen. Fassen Sie sich, Freund! und bedenken Sie, daß Sie ein Mensch geboren sind. Glauben Sie mir, diese Betrachtung hat mich nicht wenig gestärkt. Und wenn Sie wollen, so mögen Sie auch noch dies beherzigen: eben jetzt sind so viele große Männer auf einmal gestorben, das ganze Reich ist so sehr geschmälert, alle Provinzen sind zusammengestürzt; und Sie wollen sich durch den Verlust eines einzigen weiblichen Wesens so heftig erschüttern lassen, das, wenn es auch jetzt nicht gestorben wäre, doch nach wenigen Jahren gestorben sein würde?

Wenden Sie nun Ihr Gemüth von diesen Betrachtungen weg, und bedenken nun auch, was der Karakter erfordert, welchen Sie öffentlich bekleiden. Ihre Tochter hat gelebt, so lange sie zu leben brauchte, gelebt im Besitze der Freiheit; sie sah ihren Vater als Prätor, Konsul und Augur; sie war das Ziel der Wünsche der Jünglinge vom ersten Range; sie hat fast alles Glück genossen, sie starb, als die Freiheit dahin sank. Was konnten Sie, was konnte Tullia sonst noch vom Schicksal verlangen?

Endlich, Freund! vergessen Sie nicht, daß Sie Cicero, daß Sie der Mann sind, der Andere belehrt und zurecht gewiesen hat. Machen Sie es nicht, wie die Aerzte, welche bei Krankheiten anderer Menschen sich der Arzneikunde rühmen, und sich selbst nicht kuriren können. Nehmen Sie vielmehr die Vorschriften, welche Sie Anderen zu geben pflegen, selbst zu Herzen und zu Ihrer Richtschnur.

Kein Schmerz ist so groß, welchen die Länge der Zeit nicht lindern oder stillen könnte. Es wäre nicht rühmlich für Sie, wenn Sie diese Zeit abwarten, und nicht vielmehr ihre Wirkung durch Weisheit beschleunigen wollten. Ist man jenseit des Grabes noch der Empfindung fähig, so liebt Tullia Sie und alle die Ihrigen viel zu sehr, als daß sie Ihre Traurigkeit billigen sollte. Um Ihrer Seligen, um Ihrer übrigen Freunde und Verwandten, welche bei Ihrem Schmerze weinen, um unseres Vaterlandes willen, bitte ich Sie, fassen Sie sich, damit dieses im nöthigen Falle zu Ihrer Weisheit und Thätigkeit seine Zuflucht nehmen könne, und (weil es denn doch mit uns so weit gekommen ist, daß wir auch darauf sehen müssen) nicht Jemand etwa auf die Gedanken gerathen möge, als trauerten Sie nicht sowohl über Ihre Tochter, als vielmehr über das Unglück des Staates und über die Triumphe anderer Personen.

Ich schäme mich, Ihnen hierüber mehr zu sagen; es möchte Mißtrauen gegen Ihren Verstand zu verrathen schei-

nen. Nur dies Eine noch, und dann sei es genug. Sie haben sich bei jeder freudigen Gelegenheit immer sehr gut genommen, und große Ehre davon gehabt; beweisen Sie nun, daß Sie auch Unfälle mit gleicher Mäßigung zu ertragen und gleich richtig zu beurtheilen wissen. Sie besitzen alle Tugenden; auch diese muß man Ihnen nicht absprechen dürfen. Sobald ich Sie ruhig weiß, werde ich Ihnen von hiesigen Neuigkeiten und dem Zustande der Provinz Nachricht geben. Leben Sie wohl!

269. Friedrich II. an v. Suhm!*)

Lieber Suhm!

Aus Ihrem Briefe sehe ich, daß Sie nicht allein die erhabensten philosophischen Gegenstände zu behandeln, sondern auch Dingen, die in jedes Anderen Munde platt sein würden, eine glückliche und feine Wendung zu geben wissen.

In Gold verwandelt sich das Blei in Ihren Händen.

Wie ließe sich wohl über meine Unpäßlichkeit — eine für das übrige Menschengeschlecht wenig bedeutende Sache — etwas Verbindlicheres, Schmeichelhafteres und besser Angebrachtes sagen, als das, was Sie mir in Ihrem Briefe sagen? Dazu muß man aber auch, wie Sie, einen unerschöpflichen Witz, eine unbeschreibliche Feinheit des Geistes und die Gabe besitzen, Gegenstände in ein Licht zu stellen, wo sie weit mehr werth zu sein scheinen, als sie wirklich sind. Und wenn ich auch um meinetwillen wünschte, daß Ihr Brief so viel Wahrheiten enthielte, als er witzige und artige Dinge enthält, so will ich doch eher Ihrer Philosophie und Wolfs Argumenten, als dem glauben, was Ihnen Freundschaft und Vorliebe für Ihre Freunde einflößen. Nein, mein lieber Suhm, es fehlt noch viel, ehe ich der bin, für den Sie mich halten, das sehe ich aber ein, daß, wenn es auch gerade so wäre, wie Sie sagen, ich doch nie Personen Ihrer Art entbehren könnte, und immer erkennen würde, daß das Licht der größeren Gestirne die kleineren Sterne überstrahlet. Wenn man das weiß, was Sie wissen, wenn glückliche Anlagen, unterstützt durch seltene Kenntnisse, uns auf den Gipfel der Vollkommenheit erhoben haben, wo ich Sie glänzen sehe, dann dürfen wir Holz sägen und müßige Stunden haben. Wer aber die Laufbahn erst anfängt, darf nicht bei dem ersten Schritt

---

*) Von Suhm, kursächsischer Geheimer Rath und Gesandter am Berliner Hofe von 1720 bis 1730, dann 1737 Gesandter am Petersburger Hofe, wollte in die Dienste seines Königl. Freundes treten, starb aber auf der Reise zu ihm, 1740. Er hatte in Genf studirt, und in Paris seine diplomatischen Studien gemacht.

stillstehen, sondern lieber unter dem Bestreben, das Ziel zu erreichen, erliegen. Bestreiten Sie daher meine festen unwandelbaren Entschließungen nicht weiter, lieber Suhm, denn sie eben sind die Stützen der wahren Freundschaft, die ich für Sie hege, und der ich so wenig entsagen werde, als dem Bestreben, mich zu vervollkommnen, um, so lange ich lebe, ehrlicher Mann, Freund der Wissenschaften, und vorzüglich mit vollkommener Aufrichtigkeit treuer Freund meiner Freunde zu sein. Und so urtheilen Sie, wie sehr ich bin

Mein lieber Suhm

Ihr wohlwollender
Friedrich.

270. Friedrich II. an v. Suhm.

Ruppin, den 27. März 1736.

Lieber Suhm!

Ihrer Dienstfertigkeit habe ich nun auch das zweite Kapitel von Wolf zu verdanken. Ohne aber Ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten, ohne die engsten Grenzen der Wahrheit zu überschreiten, kann ich Sie versichern, daß Wolf unter Ihren Händen nichts verliert, und, meinem Bedünken nach, Sie mit allem möglichen Glück eine so edle als schwere Unternehmung vollenden.

Endlich fange ich an, die Morgenröthe eines Tages schimmern zu sehen, der noch nicht völlig meinen Augen strahlet; und ich sehe, daß es in der Möglichkeit der Wesen gegründet ist, daß ich eine Seele habe, und daß sie sogar unsterblich ist. Herr Achard*) schickt mir einen langen Aufsatz über diesen Gegenstand, der als ein Supplement zu den Predigten gehört, die er uns diesen Winter gehalten hat; und verlangt, daß ich ihm die Stellen seines Aufsatzes, die ich für die schwächsten halte, angeben soll. Ich werde mich aber dessen sehr enthalten; denn obgleich die meisten von ihm angeführten Gründe mehr Sophismen als Argumente sind, so mag ich mich doch in keinen Kampf mit Personen einlassen, welche studirt haben und ungleich mehr wissen als ich; ich halte mich an Wolf, und wenn mir nur dieser beweiset, daß mein untheilbares Wesen unsterblich ist, will ich zufrieden und ruhig sein.

Der Nutzen, den Sie von Ihren Bemühungen ziehen können, mein lieber Suhm, ist der, daß, statt die wahre Freundschaft, welche ich für Sie habe, mit meinem Leben aufhören würde, sie unsterblich wie meine Seele sein wird, und daß diese Seele, voll des Gefühles, nächst Gott, Ihnen ihr

*) Anton Achard, Prediger der französischen Gemeine zu Berlin und Oberkonsistorialrath. Er starb den 5. Mai 1772.

Dasein schuldig zu sein, nie aufhören wird, Ihnen Beweise einer Freundschaft zu geben, die auf Achtung, Neigung und die vollkommene Dankbarkeit gegründet ist, mit welcher ich bin

Mein lieber Diaphanes*)

Ihr beständig wohlwollender Freund
Friedrich.

271. Friedrich II. an v. Suhm.

Ruppin, den 6. Mai 1736.

Lieber Diaphanes!

Tantalus hat gewiß nicht mehr gelitten, als er mitten im Flusse nicht trinken konnte, als ich, da ich Ihre Hefte von Wolf empfing, und sie zu lesen nicht im Stande war. Ich glaubte, alle mögliche Hindernisse und alle überlästige Menschen haben sich verschworen, mich daran zu hindern. Eine Reise nach Potsdam, tägliches Exerciren, und die Ankunft meines Bruders mit den Herren von Hack und von Rittberg, sind die Hindernisse gewesen.

Denken Sie, lieber Diaphanes, ich sehe diese Karavane ankommen, ohne mir weiter etwas dabei träumen zu lassen, und diese Herren, die mir, wie Alles, jetzt eine schwere Bürde sind, verlassen mich nicht einen Augenblick, daß ich mich allen Teufeln ergeben möchte. Ein Gespräch vom Wuchs, Maß und Schuhen; wie bald ist das erschöpft; damit aus, und ich bin auf dem Trockenen, wie Boileau am Ufer des Lech.**) Was ist zu machen? Mir ist eingefallen, sie in meinen Garten zu führen, den ich, so wie den Tempel, durchaus erleuchtet habe. Ich habe ein kleines Feuerwerk anzünden lassen, und übrigens sie, so gut ich konnte, bewirthet. Da das Leute sind, welche sich mehr aus zusammengesetzten, als aus einfachen Dingen machen, die ihnen unbekannt sind; oder, um mich verständlicher auszudrücken, die mit ihren Mägen bekannter sind, als mit ihren Geistern, so habe ich sie mit Duvals***) Philosophie bekannt gemacht, der Wunder gethan, und ihnen den Wanst gestopft hat bis zum non plus. End-

---

*) Diesen Namen gab der Kronprinz dem Hrn. v. Suhm, ohne daß man bestimmt weiß, warum. Man glaubt, er wolle soviel sagen, als Durchlauchtiger, weil der Kronprinz Suhm die Ueberzeugung von dem Dasein seiner Seele schuldig zu sein glaubte.

**) Eine Anspielung auf zwei Verse des Boileau in seiner zweiten Epistel an König Ludwig XIV.:

Et par tout sur le Wahl, ainsi que sur le Leck
Le vers est en déroute et le Poëte à sec.

***) Damals Koch des Prinzen von Preußen.

Endlich bin ich's müde worden, sie essen zu sehen, und ich würde gern zwei Tage gehungert haben, wenn ich das Vergnügen hätte haben können, mich während der Zeit mit meinem lieben Diaphanes zu unterhalten. Sie wissen, wie viel ich auf ihn halte, und daß ich, so sehr als man es nur sein kann, mit der vollkommensten Hochachtung bin

Mein lieber Diaphanes.

Ihr beständig wohlwollender Freund
Friedrich.

272. Friedrich II. an v. Suhm.

Berlin, im Mai 1736.

Lieber Diaphanes!

Wenn Mars sich entschlossen haben sollte, mich von den Musen zu trennen, so könnte er sich wirklich nicht besser dabei genommen haben, als geschehen ist. Eine stete Reihe kindischer Beschäftigungen hält uns hier vom Anbruch des Tages bis zum Untergang der Sonne in beständiger Thätigkeit; und dieser haben Sie es zuzuschreiben, daß ich Ihnen nicht eher geantwortet habe. Jetzt benutze ich einen Augenblick Muße, Ihnen für die unsägliche Mühe zu danken, die Sie sich bei der Uebersetzung von Wolf geben. Ich bin nun im Stande, die letzten Hefte, die Sie mir geschickt haben, zu mehrernmalen zu überlesen. Ich fange an, mich an seine Schlüsse zu gewöhnen, und verstehe gegenwärtig seine Sätze weit besser, als vor einigen Monaten. Und einen Beweis, daß ich seinen Satz des Widerspruchs sehr gut begreife, ist dieser, daß ich es einsehe, ich könne Sie nun unmöglich weniger schätzen, da ich Sie einmal so sehr schätze, als Ihnen bekannt ist; oder, um verständlicher zu sein, daß, da ich Ihre Verdienste in ihrem ganzen Umfange kenne, ich Sie nicht anders als von ganzem Herzen schätzen kann, indem ich bin

Lieber Diaphanes

Ihr treuer wohlwollender Freund
Friedrich.

273. Friedrich II. an v. Suhm.

Berlin, den 28. Mai 1736.

Lieber Diaphanes!

Tausend Dank, daß Sie mir die Fortsetzung des Wolf überschickt haben. Das Studium dieses Buches verschafft mir so viel Vergnügen, daß ich mich außer Stande sehe, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Wir quälen uns hier bis zum Sterben mit täglichem Exerciren, und kommen weder mehr vor- noch rückwärts damit. Heute hat das Regiment des Prinzen Heinrich Revue

gehabt, und nachdem es Wunder gethan hatte, schien der König dennoch nicht zufrieden damit, ja, er ließ sogar eine mißvergnügte Miene sehen, die Jedermann verdrüßlich machte. Geben Sie mir doch den zureichenden Grund von seinem Zorne an. Ich kann ihn weder außer ihm noch in ihm finden, und weiß die Ursache nur einem Zufalle zuzuschreiben, der diese übele Laune erzeugte, einer Erhitzung der Galle, wodurch er den armen Prinzen und sein Regiment mit einem menschenfeindlichen, hypochondrischen Auge anzusehen verleitet wurde. Gott bewahre mich vor einem ähnlichen Schicksale! Ich würde aber bald wissen, was ich zu thun hätte, wenn mir dergleichen begegnen sollte. Ich warte auf den Tag, die Minute, den Augenblick, wo ich von hier abreisen werde, um zu meiner Ruhe, zum Genusse des Lebens zurückzukehren; dann werde ich mehr Zeit haben, als jetzt, Sie von der vollkommenen aufrichtigen Achtung zu versichern, mit welcher ich bin

Liebster Diaphanes

Ihr treuer wohlmeinender Freund
Friedrich.

274. Friedrich II. an v. Suhm.

Im Lager bei Weblau, den 18. Juli 1736.

Lieber Suhm!

Glauben Sie nicht, daß ich bei den Beschwerden der Reise und den militairischen Beschäftigungen, mit denen ich belästigt bin, Wolfen einen Augenblick aus dem Gesichte verliere. Das ist der feste Punkt, auf welchen sich meine ganze Aufmerksamkeit richtet; je mehr ich lese, desto mehr werde ich befriediget. Ich bewundere den Scharfsinn dieses berühmten Philosophen, der die Natur studirt hat, wie noch keiner vor ihm, und der es so weit gebracht hat, von Dingen Red' und Antwort zu geben, die ehemals nicht bloß dunkel und verworren, sondern sogar gänzlich unverständlich waren. Es scheint, als erhielt ich alle Tage mehr Licht, und bei jedem Satz, den ich studire, fällt mir eine neue Schuppe von den Augen. Es ist ein Buch, das Jedermann lesen sollte, um schließen zu lernen, und den Faden oder die Verbindung der Begriffe bei dem Forschen nach Wahrheit verfolgen zu können.

Wir haben hier schreckliches Wetter. Es scheint, als wenn sich Salpeter und Schwefel zu unserem Verderben verschworen hätten. Täglich rollt der Donner über uns, und der Blitz ist in dieser Gegend so fürchterlich, daß man täglich von dem Schaden hört, den er anrichtet. Das ist hier das Neueste, und wenn ich Ihnen nicht die mancherlei Unfälle, die hier vorgehen, umständlich erzählen sollte, so würde ich wirklich in großer Verlegenheit sein, Sie mit etwas zu unterhalten. Le-

ben Sie wohl, mein Lieber, und glauben Sie, daß ich mit wahrer Achtung bin

Lieber Suhm

Ihr treuer wohlmeinender Freund
Friedrich.

275. Friedrich II. an v. Suhm.

Rheinsberg, den 3. September 1736.

Lieber Diaphanes!

Sie geben mir den Antheil, den Sie an meiner Gesundheit nehmen, auf die verbindlichste Art zu erkennen, und ich kann Sie auch versichern, daß Sie, mehr als sonst Jemand, Recht dazu haben. Denn ohne einen Ton anzunehmen, der mir nicht eigen ist, betheuere ich Ihnen, daß ich Sie unendlich schätze, und damit Sie dies desto leichter glauben, begnüge ich mich, Ihnen zu sagen, daß meine Freundschaft und Ihre Verdienste sich gleich sind.

Der lebhafte Antheil, den ich an Ihrem Schicksale nehme, ist natürlich und gerecht, denn es ist Pflicht des Freundes, und Pflicht der Gerechtigkeit und Billigkeit, welche fordern, daß das Glück im Verhältniß mit der Tugend stehe, und ich folge bloß der Sympathie, wenn ich Ihnen wohl will. Sie wissen, ohne daß ich es wiederholen darf, daß dies die Hauptsache bei der Liebe und Freundschaft ist, die sich auf Hochachtung gründet, wenn wir Vollkommenheiten an dem geliebten Gegenstande entdecken. Und so ist die Vorstellung, welche sich meine Seele von Ihren Vollkommenheiten macht, der Grund der wahrhaften Achtung, die ich für Sie hege. Darum nehme ich Ihr Schicksal so zu Herzen, und wünschte, Ihr Glück machen zu können. Sprechen Sie nicht mehr von mir, lieber Diaphanes; nichts führt das Herz der Menschen leichter irre, als Lob, und ich halte Sie zu sehr für meinen Freund, als daß ich glauben könnte, Sie wären fähig, mich zu dem lächerlichsten aller Laster zu verleiten, welches einen Sterblichen erniedrigen kann, — zu jener thörichten Eitelkeit, die uns wer weiß was für erhabene Begriffe von uns selbst einflößet.

Wenn meine Verse Ihnen Lust gemacht haben, hierher zu kommen, so haben Sie gerade die Wirkung gehabt, die ich mir davon versprochen hatte. Ich würde entzückt sein, wenn ich Sie hier sähe, und einige Angelegenheiten im Holsteinischen Sie diesen Weg führten, noch mehr entzückt aber würde ich sein, wenn Ihre Börse im Stande wäre, dergleichen Reisen auszuhalten.

Ich behalte mir vor, in Absicht Wolfs Ihnen einst meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, und ich hoffe, Sie werden überzeugt sein, daß ich die Mühe, welche Sie sich geben, zu schätzen weiß, und daß ich die ganze Stärke der Verbindlich-

keit für den fühle, der mich meine Vernunft brauchen lehrt, meine Begriffe läutert und aufhellt. Man muß hoffen, daß die Zukunft, fruchtbarer an Veranlassungen als die Vergangenheit, mir so günstige Gelegenheiten darbieten werde, daß ich Ihnen auf die gewisseste Art beweisen kann, wie sehr ich mit vollkommener Hochachtung sei

Lieber Diaphanes

Ihr treuer wohlmeinender Freund
Friedrich.

276. Friedrich II. an v. Suhm.

Rheinsberg, den 22. Januar 1737.

Sie sind nun schon von Danzig abgereist, vielleicht schon jenseit Königsberg, auf abscheulichen Wegen, bei viel rauherem Wetter als das unsrige ist, und was mich am meisten beunruhigt, allen Unfällen auf einer so weiten und beschwerlichen Reise ausgesetzt. Die sprechenden Beweise Ihres Andenkens geben mir die Versicherung, daß Sie zu meinen wahren Freunden gehören; und gingen Sie auch in beeisete Gegenden von Nowaja Semlja, oder in brennende Wüsten des heißen Erdstriches, so fürchte ich nicht, daß Sie in dieser Entfernung Ihren Freund vergessen können. In dem Hause des Fürsten Czartorygski, der einige Freundschaft für mich hat, mußten Sie nothwendig mit Höflichkeiten überhäuft werden, denn Sie machen sich derselben überall würdig, und wer Sie kennt und Gefühl hat, wird Ihnen nie seine Achtung versagen.

Ich bewundere die Verschiedenheit unserer Bestimmungen. Indessen ich auf Reisen und Feldzügen beschäftigt war, lebten Sie friedlich in Ihrer Abgeschiedenheit, und jetzt, da die Politik Ihrer Einsichten bedarf, um helle zu sehen, und Sie Meilen zu Hunderten reisen, befinde ich mich in der größten Ruhe. Sie wissen nun meine Beschäftigungen, es wäre also überflüssig, sie Ihnen zu wiederholen, da Wiederholungen so langweilig sind. Ein lächerlicher Vorfall, der sie zu stören schien, hat mir viel zu lachen gemacht, und der ganzen Gesellschaft Stoff zum Scherz gegeben.

Mein lieber Mimi *), mein treuer Begleiter in meiner Einsiedelei, sieht mich letzthin mit vielem Eifer in Wolf's Metaphysik studiren, die Sie so schön übersetzt haben; und wird böse, daß ich ein ernstes vernünftiges Buch seinen leeren Schäkereien und seinem angenehmen aber nur blendenden Scherze vorziehe. Indessen wird es Zeit zum Abendessen, und ich lasse die belehrende Lektüre, um für meinen Körper zu sorgen, den kein denkendes und vernünftiges Wesen hint-

*) So hieß ein Lieblingsaffe des Kronprinzen.

ansetzen darf. Mein Affe, der äffischste unter allen Affen, macht sich los, nimmt die Metaphysik, zündet sie am Licht an, und freut sich, sie brennen zu sehen.

Wie ward mir, als beim Hereintreten in mein Zimmer ich den armen Wolf in Flammen und auf eine Art mitgespielt sahe, die dem einzigen Lange*) zu verzeihen gewesen wäre. Laufen, Wasser holen, das Feuer löschen, war eins. Zum Glück ist nur die Abschrift verbrannt, und das Original ist noch völlig ganz. Unsere Schöngeister sagen, der Affe hätte die Metaphysik studiren wollen, und da er sie nicht verstanden, habe er sie verbrannt. Andere behaupten, er sei von Lange bestochen, und voll Eifer für diesen Betbruder habe er mir diesen Streich gespielt. Noch Andere sagen, Mimi sei böse worden, daß Wolf dem Menschen so viel Vorzüge vor dem Thier zugestehe, und habe also dem Vulkan ein Buch aufgeopfert, das sein Geschlecht so sehr herabsetze.

Da haben Sie die Einfälle unserer Spötter im Auszuge. Chazot**) ist im Ernste böse über das Abenteuer, weil er nun das Original noch einmal wieder abschreiben muß. Das sind doch noch Schwänke, welche werth sind, dreihundert Meilen weit zu gehen, um Ihnen in Rußland lange Weile zu machen.

Sie sind also nicht bloß damit zufrieden, mir in Absicht der Philosophie nützlich zu sein, Sie wollen es mir auch in der Geschichte werden. Das Leben des Prinzen Eugen, das für junge Leute meines Alters so nutzbar und unterrichtend ist, wird mir viel Vergnügen machen. Da Sie sich

---

*) Joachim Lange, der Gottesgelahrtheit Doktor zu Halle, und ein großer Widersacher Wolf's, der ihm alle seine Zuhörer entzog, war durch seine verleumderischen Anschuldigungen Ursache, daß Wolf von der Universität getrieben ward. Er hatte ihn bei Hofe als einen Ketzer angegeben, weil Wolf die Moral der Sinesen gelobt hatte, und boshafter Weise ausgestreut, daß die Schriften dieses Philosophen, besonders aber sein Satz vom zureichenden Grunde und der vorherbestimmten Harmonie, die großen Grenadiere des Königs zum Ausreißen verleiten würden.

**) Franz Isaak, Ritter, Graf von Chazot, aus der Normandie gebürtig, war im Feldzuge am Rhein 1734 bei der französischen Armee. Der Kronprinz von Preußen, der seinen Vater, den König Friedrich Wilhelm I., in's Lager bei Philippsburg begleitet, und die Erlaubniß, die französische Armee zu besehen, erhalten hatte, ward hier mit ihm bekannt, und bewog ihn, ihm zur Gesellschaft nach Rheinsberg zu folgen. Es ist der nämliche Ritter und Graf von Chazot, der nach Friedrich's Thronbesteigung eine Stelle in der Armee erhalten hatte, und dem Könige vorzüglich im Treffen bei Hohenfriedberg so große Dienste leistete. Auf königliche Empfehlung erhielt er die Kommandantenstelle in Lübeck, und seine zwei Söhne haben ansehnliche Stellen bei der Preußischen Armee erhalten.

der Mühe, mir dieses Buch zu verschaffen, so großmüthig unterzogen haben, so kümmere ich mich auch selbst um den Einband nicht weiter, indem ich überzeugt bin, Sie werden diese Sorge noch über sich nehmen, so wie das Einpacken, damit der Regen nicht bis auf die Bücher und Kupfer dringe, welche Schaden dadurch leiden würden. Ich wünschte recht sehr, mein Lieber, ebenfalls im Stande zu sein, Ihnen eine ausgesuchte Büchersammlung zu verschaffen. Es ist Vergnügen dabei, wenn man Leute damit versehen kann, die, gleich Ihnen, einen so vortrefflichen Gebrauch von ihren Büchern machen.

Ich verlasse Sie für jetzt; tausend Wünsche begleiten diesen Brief; möchten Sie doch die Wirkungen davon erfahren! Möchten Sie bald wieder bei mir sein, und die Früchte der wahren Freundschaft und vollkommenen Hochachtung ärndten, mit welcher ich bin

Lieber Diaphanes

Ihr treuer wohlmeinender Freund
Friedrich.

277. Friedrich II. an v. Suhm.

Charlottenburg, den 14. Juni 1740.

Lieber Diaphanes!

Ihr Brief ist nicht mehr unter seiner Aufschrift an mich gelangt, denn mein Loos hatte sich schon vor seiner Ankunft verändert. Allein das Aeußere verändert nicht das Innere, und der Titel ändert nicht meine Denkungsart. Jetzt kann ich Ihnen also mit Bestimmtheit sagen, daß es nur von Ihnen abhängen wird, ob Sie in der Zukunft stets mir angehören wollen? Ich erwarte nun Ihren Entschluß, wie und auf welchem Fuß Sie es wollen?

Es wird mir bei der Trauer, worin mich der Tod meines Vaters gestürzt hat, ein großer Trost sein, einen Freund bei mir zu haben, den ich liebe und schätze.

Suchen Sie doch Herrn Euler *), den großen Algebraisten, zu bewegen, in meine Dienste zu treten, und bringen Sie ihn mit, wenn Sie können. Ich will ihm Tausend bis Zwölfhundert Thaler Gehalt geben. **)

Entschuldigen Sie mich bei Herrn v. Chetardie, daß ich ihm auf seinen Brief nicht geantwortet habe; ich erhielt ihn den nämlichen Tag, als mir das Unglück begegnete.

Ich umarme Sie, lieber Diaphanes, von ganzem Herzen, in der Hoffnung, Sie bald wieder zu sehen.

Friedrich.

---

*) Leonard Euler begab sich wirklich nach Berlin, kehrte aber in der Folge nach Petersburg zurück, wo er 1785, blind, in seinem achtzigsten Jahre starb.

**) Er bekam Siebenzehnhundert.

278. Von Suhm an Friedrich II.

Petersburg, den 15. Juni 1740.

Sire!

So eben hat der hiesige Hof von Ew. Majestät Thronbesteigung, und von der unaussprechlichen Freude, welche Ihre Unterthanen darüber haben, Nachricht erhalten. Man erwartete beide Begebenheiten mit derjenigen Gewißheit, die sich auf die Hoffnung gründet, daß Ew. Majestät Regierung die Zierde der Geschichte unseres Jahrhunderts sein wird, da ich mehr als irgend Jemand von der Gewißheit dieser süßen Hoffnung überzeugt bin, so werden Ew. Majestät erlauben, daß ich meine heißen Wünsche mit denen Ihrer Unterthanen vereinige, um Ihnen die Jahre eines Nestors zu erbitten, damit noch mehrere Geschlechter das Glück, unter Ihrer ruhmwürdigen Regierung zu stehen, genießen mögen, und dem Himmel für die Glückseligkeit danken können, welche sie durch Sie genossen haben.

Freude sowohl als Ehrfurcht hindern mich, die Empfindungen, welche diese große Begebenheit bei mir hervorgebracht hat, Ew. Majestät mit Worten auszudrücken; aber nichts in der Welt würde mich abhalten können, Ihnen mein festes Vertrauen zu bezeigen, daß Sie mit der nämlichen Güte als der Kronprinz von Preußen die Versicherung meiner tiefsten Verehrung und unbegrenzten Ergebenheit aufzunehmen geruhen werden, mit der ich das Gelübde gethan habe, mein ganzes Leben zu sein

Ew. Majestät

unterthänigster und treuester Diener
Diaphanes.

279. Friedrich II. an v. Suhm.

Charlottenburg, den 29. Juni 1740.

Lieber Diaphanes!

Ich hoffte, unter den Komplimenten, die Sie mir über die eben geschehene Veränderung meiner Titel machen, ein Wort zu finden, das Sie anginge; allein ich hatte die Kränkung, in Ihrem und in meinem Betreff nicht das Mindeste zu finden, das ich wichtig nennen könnte.

Sein Sie also so gut, lieber Suhm, und schreiben Sie mir, ob Sie Mann genug sind, dem Gesandtschaftsposten zu entsagen, um als denkender Weise zu leben, und ob Sie in meiner Gesellschaft etwas zu finden hoffen, das Sie für die politischen Geschäfte schadlos halten kann!

Ich erwarte deshalb mit Ungeduld Ihre Entschließung, und versichere Sie, daß ich mit vieler Achtung und Freundschaft bin

Ihr treuester Freund
Friedrich.

Nachschrift.

Sagen Sie doch in meinem Namen dem Herzog, das Geld, an wen er will, auszuzahlen.

Ich gehe nach Preußen; Ihre Reise würde halb gemacht sein, wenn Sie dort zu mir kämen. Aber ich verlange vielleicht mehr, als was Sie wollen oder auch können.

280. Friedrich II. an den Marquis d'Argens.

Den 20. März 1760.

Ja, lieber Marquis, ich habe Fehler begangen; und was das Schlimmste ist, ich werde noch mehr begehen. Man wird nicht sogleich weise, wenn man es wünscht; wir bleiben unser ganzes Leben hindurch beinahe immer dieselben. Das Unangenehmste bei den gegenwärtigen Umständen besteht darin, daß alle Fehler sogleich die größten Folgen haben. Schon dieser Eine Gedanke macht, daß ich zittere. Denken Sie sich die Menge unserer Feinde, die mein Widerstand reizt, ihre gefährlichen und verdoppelten Bemühungen, und die Erbitterung, mit der sie mich gern völlig unterdrücken möchten. Sehen Sie das Schicksal des Staates nur an einem Haare hangen. Denken Sie sich dies ganz, und die schönen Hoffnungen, die Ihr Prophet Ihnen giebt, werden verschwinden, wie der Rauch, den der Wind vertreibt und in einem Augenblicke zerstreut.

Um von diesen trüben und finsteren Bildern wegzukommmen, durch die endlich selbst Demokrit melancholisch und hypochondrisch werden müßte, studire ich, oder mache schlechte Verse. So lange diese Beschäftigung dauert, bin ich glücklich. Sie täuscht mich über meine gegenwärtige Lage, und verschafft mir das, was die Aerzte lucida intervalla nennen; aber kaum ist der Zauber verschwunden, so sinke ich wieder in meine finsteren Träumereien zurück, und das Leiden, das nur gehemmt war, wird nun stärker und mächtiger.

Noch eins. Ihr Irokese *) ist in voller Beschäftigung; von heute an kann er sogar, ohne für einen Mörder gehalten zu werden, so viele Oesterreicher umbringen, als er nur Lust hat.

Sie machen mir über meine Verse Komplimente, die sie gewiß nicht verdienen. Mein Geist hat nicht Ruhe, und ich nicht Zeit genug, um sie zu verbessern. Es sind bloße Skizzen, oder vielmehr unzeitige Geburten, von denen ein dichterischer Dämon mich mit Gewalt entbindet. So etwas

*) Ein auf d'Argens Empfehlung angestellter Officier, der in Amerika gedient hatte.

würdigen Sie, aus Nachsicht, Ihres Beifalls; und es scheint Ihnen minder schlecht, wenn Sie es mit der abscheulichen Lage vergleichen, in der ich bin.

Schreiben Sie mir, wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, und vergessen Sie einen armen Philosophen nicht, der vielleicht, um für seinen Unglauben zu büßen, dazu verdammt ist, sein Fegefeuer in dieser Welt zu finden.

Leben Sie wohl, lieber Marquis! Ich wünsche Ihnen Frieden, Gesundheit, Zufriedenheit, und umarme Sie von ganzem Herzen.

281. Friedrich II. an den Marquis d'Argens.

Den 28. Oktober 1760.

Nennen Sie meine Gesinnungen, wie Sie wollen, lieber Marquis. Ich sehe, daß wir in unseren Begriffen nie übereinstimmen werden, und daß wir von sehr verschiedenen Grundsätzen ausgehen. Sie schätzen das Leben, wie ein Sybarit; und ich? — ich betrachte den Tod, wie ein Stoiker. Nie werde ich den Augenblick sehen, der mich nöthigt, einen nachtheiligen Frieden zu schließen; keine Bewegungsgründe, keine Beredtsamkeit können mich dahin bringen, daß ich meine Schande unterschreibe. Entweder lasse ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben; oder, sollte dieser Trost dem Geschicke, das mich verfolgt, noch zu süß scheinen, so werde ich mein Unglück zu endigen wissen, wenn es sich unmöglich länger ertragen läßt. Ich handelte stets der inneren Ueberzeugung und jenem Gefühle von Ehre gemäß, die alle meine Schritte leiten, und thue es auch noch jetzt; mein Betragen wird allezeit mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Die Jugend opferte ich meinem Vater, und die männlichen Jahre meinem Vaterlande auf; nun glaube ich berechtigt zu sein, über mein Alter zu gebieten. Ich habe es Ihnen gesagt, und wiederhole es noch einmal: nie wird meine Hand einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, in diesem Feldzuge Alles zu wagen, und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um zu siegen, oder ein ehrenvolles Ende zu finden.

Ich habe einige Betrachtnngen über die kriegerischen Talente Karl's XII. angestellt; aber nicht untersucht, ob er sich hätte tödten sollen, oder nicht. Nach der Eroberung von Stralsund hätte er, dünkt mich, klug gehandelt, wenn er aufgebrochen wäre. Mag er aber gethan oder gelassen haben, was er will; sein Beispiel ist keine Regel für mich.

Es giebt Leute, die dem Geschicke folgsam sind; ich bin nicht dazu geboren. Habe ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben. Was man davon sagen wird, ist mir sehr gleichgültig, und ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich es nie erfahren werde. Heinrich IV. war ein jüngerer Sohn von

gutem Hause, der sein Glück machte; da hatte er nun eben nicht Ursache, sich zu erhenken. Ludwig XIV. war ein großer König: er hatte große Hülfsquellen, und zog sich aus der Verlegenheit. Doch ich — ich bin ihm an Macht nicht gleich; aber die Ehre ist mir theuerer als ihm, und, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich richte mich nach Niemand.

Seit der Erschaffung der Welt zählen wir, glaube ich, fünftausend Jahre: diese Angabe scheint mir viel geringer, als die Dauer des Weltalls. Das brandenburgische Land hat diese ganze Zeit hindurch existirt, ehe ich auf der Welt war. Eben so wird es noch da sein, wenn ich schon todt bin. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes, und so lange man noch an der Vermehrung desselben mit Vergnügen arbeitet, werden sich auch Minister oder Regenten finden, die das Volk beherrschen. Etwas mehr Thorheit, etwas mehr Weisheit — das läuft ziemlich auf Eins hinaus. Die Nüancen sind so klein, daß das Volk, im Ganzen genommen, sie kaum bemerkt.

Wiederholen Sie mir also, lieber Marquis, das alte Hofgeschwätz nicht länger, und bilden Sie sich nicht ein, daß mich die Vorurtheile der Eigenliebe und der Eitelkeit blenden, oder mich auch nur zur kleinsten Veränderung meiner Gesinnungen bewegen könnten. Man endet ein unglückliches Leben nicht aus Schwachheit, sondern aus überdachter Klugheit, die uns überzeugt, daß der Zustand, in welchem uns Niemand schaden und nichts unsere Ruhe stören kann, der glücklichste für uns ist. Wie viele Gründe hat man nicht in einem Alter von funfzig Jahren, das Leben zu verachten! Mir bleibt keine Aussicht übrig, als daß ich ein kraftloses, schmerzhaftes Alter, Kummer, Betrübniß über ehemaliges Glück, Schande und Beschimpfungen haben werde.

In der That, wenn Sie sich in meine Lage hineindenken, so werden Sie meinen Vorsatz weniger tadeln, als jetzt. Ich habe alle meine Freunde, meine geliebtesten Verwandten verloren; mich trifft jede nur mögliche Art von Unglück; mir bleibt gar keine Hoffnung übrig; ich sehe mich von meinen Feinden verspottet, und ihr Stolz trifft Anstalten, mich unter die Füße zu treten. Ach! Marquis,

Wenn Alles uns verläßt, die Hoffnung selbst uns flieht;
Dann wird das Leben Schmach, und eine Pflicht der Tod.

Mehr weiß ich nicht hinzuzusetzen. Ihrer Neugierde erzähle ich, daß wir vorgestern über die Elbe gingen, und morgen nach Leipzig marschiren, wo ich den 31sten zu sein gedenke. Da schlagen wir uns hoffentlich, und von daher sollen Sie Nachrichten von uns bekommen, so wie die Vorfälle sie geben werden.

Leben Sie wohl, lieber Marquis! Vergessen Sie mich nicht, und sein Sie von meiner Hochachtung überzeugt.

282. Friedrich II. an den Marquis d'Argens.

Torgau, den 5. November 1760.

Heute, den 5. November, lieber Marquis, erhalte ich einen Brief, den Sie mir den 25. September geschrieben haben. Sie sehen, daß unsere Korrespondenz sehr regelmäßig ist. Gott, was ist seitdem vorgefallen! Wir haben die Oesterreicher geschlagen; von ihnen und von uns sind außerordentlich viele Leute geblieben. Dieser Sieg verschafft uns vielleicht den Winter hindurch einige Ruhe; aber das ist auch Alles. Mit dem künftigen Jahre wird es von neuem angehen.

Ich bin von einem Schuß oben an der Brust gestreift worden; es ist aber nur eine Kontusion, ein wenig Schmerz ohne Gefahr. Das wird mich nicht abhalten, wie gewöhnlich thätig zu sein. Ich bin mit einer Menge nöthiger Verfügungen beschäftigt. Kurz, ich werde diesen Feldzug so gut als möglich endigen; und das ist Alles, was man von mir fordern kann. Uebrigens bleibt meine Art zu denken so, wie ich sie Ihnen vor acht Tagen zu erkennen gab.

Leben Sie wohl, lieber Marquis! Vergessen Sie mich nicht, und sein Sie von meiner Freundschaft überzeugt.

283. Friedrich II. an den Marquis d'Argens.

Den 1. April 1762.

Bis jetzt bin ich weder todt noch begraben; mein Fieber hat mich verlassen, und nun befinde ich mich, wie jeder andere Mensch. Ihre Einbildungskraft malt Ihnen die Zukunft mit einem schmeichelhaften Pinsel; allein die meinige, die minder lebhaft und lachend ist, zeigt mir nur Verwirrung, Mühe, Schwierigkeiten, Gefahren und Unglücksfälle, die uns drohen. Ich habe zwar Nachrichten von Soliman erhalten; allein die Angelegenheit ist noch nicht geendigt. Man unterhält mich mit schönen Hoffnungen, und ich brauche Thaten. Indeß soll ich doch gegen den 10ten einen Kourier bekommen, der mir Mosen und die Propheten mitbringen wird.

In Rußland geht Alles nach Wunsch; von dort her kann ich nicht eher als den sechszehnten oder achtzehnten dieses Monates zuverlässige Nachrichten erhalten. Lassen Sie uns also warten, lieber Marquis. Geduld! denn das alles ist für mich eine Schule der Geduld, in der meine Lebhaftigkeit erstorben ist. Ich tauge nur noch zum Vegetiren; das Oel meiner Lampe ist mit dem Dochte verzehrt; höchstens würde ich noch ein Karthäuser werden können. Sehen Sie nun zu, was mit mir anzufangen ist, wenn der Friede ja zu Stande kommt; etwa Farben für die Marquise zu reiben, oder Noten für Ihre Gambe zu kopiren. Beruhigen Sie sich, mein

Lieber; sein Sie wegen meiner Gesundheit ohne Sorgen, und schreiben Sie mir alle Nachrichten, die Sie nur können, besonders literarische. Leben Sie wohl, mein Lieber! Ich umarme Sie.

284. Friedrich II. an den Grafen —*).

Wohlgeborner, lieber Getreuer!

Ich habe aus Eurem Schreiben vom 22. Mai d. J. Euer Gesuch wegen Eures Sohnes gesehen; Ich muß Euch aber sagen, daß Ich schon längst Befehl gegeben habe, keinen Grafen in meiner Armee anzunehmen; denn wenn sie ein oder zwei Jahre gedient haben, gehen sie nach Hause, und es ist lauter Windbeutelei mit ihnen. Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich erlernt. Ich bin Euer gnädiger König

Friedrich.

Nachschrift von des Königs Hand.

Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Landen. In England ist der Sohn des Königs nur Matrose auf einem Schiffe, um die Manövers dieses Dienstes zu lernen.

Im Fall nun einmal ein Wunder geschähe, und aus einem Grafen etwas werden sollte, und er der Welt und dem Vaterlande einigen Nutzen schaffen sollte, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, denn das sind nur Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein mérite personnel an.

285. Friedrich II. an den General von Tauenzien.

Mein lieber General von Tauenzien!

Schon bei meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte ich gegen Euch, und jetzt will ich es schriftlich wiederholen, daß meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist als jetzt; wenn ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein. Das Taddensche Regiment gleicht nicht dem unbedeutendsten Landbataillon einer preußischen Armee. Rotkirch und Schwarz taugen auch nicht viel. Zaremba ist in einer solchen Unord-

---

*) Ein Graf im Hannöverischen war bei Friedrich dem Einzigen eingekommen, und bat um Beförderung seines Sohnes, welcher als Junker bei dem Leibregimente zu Pferde angestellt war. Auf sein Gesuch ertheilte ihm der König obiges Kabinetsschreiben.

nung, daß ich einen Officier von meinem Regimente nach dem diesjährigen Herbstmanöver werde hinschicken, um es wieder in Ordnung zu bringen. Von Erlach sind die Burschen durch das Kontrebandiren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen. Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern. Hager hat einen elenden Kommandeur, und Euer Regiment ist sehr mittelmäßig; nur mit Graf von Anhalt, Wendessen und Markgraf Heinrich kann ich zufrieden sein. Seht, so sind die Regimenter en détail; nun will ich das Manöver beschreiben.

Schwarz machte den unverzeihlichen Fehler bei Neisse, die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besezzen; wäre es Ernst gewesen, so wäre die Bataille verloren. Erlach bei Breslau, statt die Armee durch Besetzung der Anhöhe zu decken, marschirte mit seiner Division wie Kraut und Rüben im Defilée, daß, wäre es Ernst gewesen, die feindliche Kavallerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging.

Ich bin nicht Willens, durch lâcheté meiner Generals Schlachten zu verlieren, weshalb ich hiermit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn ich noch lebe, die Armee zwischen Breslau und Ohlau führet, und vier Tage zuvor, ehe ich in's Lager eintreffe, mit den unwissenden Generals manövrirt, und ihnen dabei weiset, was ihre Pflicht ist.

Das Regiment von Arnim und das Garnisonregiment von Könitz macht den Feind, und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den laß ich Kriegsrecht halten, denn ich würde es einer jeden Puissance verdenken, dergleichen Leute, welche sich so wenig um ihr Metier bekümmern, im Dienste zu behalten, folglich ist es auch mir nicht zu verdenken. Erlach sitzt noch vier Wochen in Arrest. Auch habt Ihr diese meine Willensmeinung Eurer ganzen Inspektion bekannt zu machen.

Ich bin Ew. affektionirter König

Potsdam,
den 7. September 1784. Friedrich.

286. Friedrich II. an seinen Hofmeister Duhan.*)

Mein lieber Duhan!

Ich verspreche, wenn ich selbst Geld in Händen habe, Ihnen jährlich 2400 Thaler zu geben, und werde Sie, wenn es mir möglich ist, immer noch ein wenig mehr lieben, als jetzt.

Potsdam,
den 20. Juni 1727. Friedrich, Kronprinz.

*) Friedrich war, als er dieses Billet schrieb, 15½ Jahr alt, und vergaß in der Folge sein Versprechen nicht.

287. Friedrich II. an seinen Hofmeister Duhan.

B. — —

Lieber Freund!

Hat mich jemals etwas betrübt, so war es gewiß die Nachricht von Ihrem unglücklichen Schicksale. Ich glaube, Sie kennen mich hinlänglich, um mir die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß Sie mich für unschuldig daran halten. Auch bin ich es in der That. Ich habe viele größtentheils vergebliche Schritte gethan, um Sie aus Ihrer traurigen Lage zu ziehen; aber jetzt kann ich Ihnen zu meinem Vergnügen sagen, daß der liebe Gott meine Bemühungen gesegnet hat, und daß Sie spätestens in drei Wochen nicht nur aus Ihrem Gefängnisse kommen *), sondern, auf meine Fürsprache, auch eine jährliche Pension von 400 Thalern erhalten werden. Dabei will ich es aber nicht bewenden lassen, und, so lange ich lebe, mein ganzes Ansehen und meine ganze Gewalt anwenden, Sie glücklich zu machen; denn ich bin gegen Sie noch ganz so gesinnt, wie sonst, und hoffe künftig einmal Gelegenheit zu haben, meinem lieben Jandun zeigen zu können, daß ich mehr mit der That als mit Worten sein Freund bin. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen!

Friedrich.

Ich schicke Ihnen etwas Weniges zu Ihrem Unterhalt, und bitte Sie, es anzunehmen. Ein andermal, wenn ich in besseren Umständen bin, will ich mehr thun. Lieben Sie mich wie immer.

288. Friedrich II. an seinen Hofmeister Duhan.

Spandau, den 15. Juli 1733.

Es hat mir nicht an Willen, wohl aber an Gelegenheit gefehlt, Sie meiner Liebe, meiner beständigen Freundschaft versichern zu können. Ich sage absichtlich nichts von der Zeit, wo das Unglück uns Beide gleich stark verfolgte; auch glaube ich, daß man in solchen Fällen an eine glückliche Zukunft denken und alles das Traurige und Widrige der Vergangenheit vergessen muß. Indeß, mein Lieber, kann ich Sie versichern, daß Ihr Unglück mir empfindlicher gewesen ist, als mein eigenes. Wenn ich einmal Freund bin, so bin ich es, wie Sie wissen, ganz; und Sie können also denken, was ich Ihretwegen gelitten habe. Doch nichts mehr von einer so verhaßten und niederschlagenden Sache! Lassen Sie uns

*) Duhan de Jandun wurde, als der Kronprinz bei seinem Vater in Ungnade fiel, auf einige Zeit nach Memel verwiesen. Nachher lebte er in Blankenburg, und wurde sogleich nach der Thronbesteigung Friedrich's nach Berlin zurückberufen.

von dem Gegenwärtigen reden. Daß meine Lage sich sehr zu Ihrem Vortheil geändert hat, wissen Sie; aber vielleicht nicht, daß man in Marmor sehr tief gräbt, und daß, was einmal darin ist, immer darin bleibt. Mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen; denn daraus können Sie so ziemlich sehen, wie es um uns steht. Doch, was mich betrifft, so können Sie auf meine Achtung, auf meine Freundschaft und auf meinen Beistand rechnen. Ich habe gegen Sie noch immer die Gesinnungen, die ich ehemals hatte, und hoffe, daß eine Zeit kommen wird, die mir Gelegenheit giebt, es Ihnen zu beweisen. Rechnen Sie darauf, mein Lieber, daß dies keine leeren Worte sind, und daß ich Ihnen durch meine Handlungen die Wahrheit derselben beweisen werde.

Leben Sie wohl, lieber Freund! Ich bin der Ihrige

F . . . .

Halten Sie sich an den Ueberbringer dieses Briefes; er ist mein treuer Freund.

289. Friedrich II. an seinen Hofmeister Duhan.

Breslau, den 18. März 1744.

Sie fragen mich, was Sie als Direktor der Akademie in Liegnitz zu thun haben? Ihre Pension ruhig einzustreichen, mich zu lieben und sich Vergnügen zu machen. Hoffentlich werden Sie diese Pflichten erfüllen und sie um so weniger beschwerlich finden, da man weiter nichts von Ihnen fordert. Leben Sie in Berlin zufrieden, lieber Duhan, und genießen Sie im Alter der Vortheile, die Ihren Verdiensten gebühren und die das Glück Ihnen in der Jugend versagte.

Leben Sie wohl! Ich werde den 29sten nach Berlin zurückkommen, und mache mir ein Vergnügen daraus, Sie dort wiederzusehen und Sie zu versichern, daß ich Ihr treuer Zögling bin. Friedrich.

290. Joseph II. an den Koadjutor von Dalberg.

Wien, den 13. Juli 1787.

Ich habe, mein lieber Baron, mit vielem Vergnügen Ihr Schreiben durch den Grafen von Trautmannsdorf erhalten. Recht gern nehm' ich das Anerbieten an, welches Sie mir machen: Ihre Ansichten über die Mittel mir mitzutheilen, um das allgemeine Wohl Deutschlands zu erzielen, unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes, das ich gern so nenne, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein. Wir haben darin eine völlig gleiche Denkungsart, und ich glaube, wenn Alle so dächten und gerecht wären, so würde man sich nicht beklagen, einen Oberen zu haben, wie ich bin, so wie ich Ihnen versichere, daß ich mich sehr glücklich fühlte, wenn alle Kurfürsten und Fürsten so dächten wie Sie, mein

lieber Koadjutor, den ich, der Kenntniß und wiederholten Beweise wegen, die ich von der Rechtlichkeit Ihres Karakters und Ihrer Einsicht habe, achte und liebe. Gleich Ihnen hab' ich mich öfter beschäftigt, darüber nachzusinnen, was unser Vaterland glücklich machen könnte: ich bin ganz einstimmig mit Ihnen, daß nur ein enges Band des Kaisers mit dem deutschen Staatskörper und seinen Mitstaaten das einzige Mittel sei; aber bis dahin zu kommen, — hierin liegt der Stein der Weisen. Er ist um so schwerer zu finden, da es darauf ankommt, die verschiedenen Interessen zu vereinen, besonders der Untergebungen, die vorsätzlich die Angelegenheiten Deutschlands verwirren, und sie zu einer wahrhaft unerträglichen Pedanterei machen, um die Fürsten abzuschrekken, ihre Angelegenheiten durch sich selbst zu betrachten, um sie über ihre eigenen Interessen zu verblenden, sie in Abhängigkeit zu erhalten und sich nothwendig zu machen, indem man Mährchen aller Gattungen ersinnt, abgeschmackte Ideen ausbreitet, die man erdichtet, ihnen glauben macht und wonach man sie zu handeln bewegt, als ob es die wahrsten Thatsachen wären.

In jeder Gesellschaft, von welcher Art sie sei, muß ein, Allen gemeinschaftliches Objekt vorhanden sein, aber das Wort „Patriotismus", dessen man sich gegenwärtig so gemeinlich bedient, sollte ausschließlich auch eine reelle Bedeutung haben, während das Interesse des Augenblicks, die Eitelkeit der Personen, politische Intriguen, Verbindungen bilden und Besorgnisse rege machen, denen man, selbst bis zu den juridischen Entscheidungen unter Einzelnen, Alles unterwerfen möchte. Wenn unsere guten deutschen Mitpatrioten sich wenigstens eine patriotische Denkungsart geben könnten; wenn sie weder Gallomanie noch Anglomanie, weder Prussiomanie noch Austromanie hätten, sondern eine Ansicht, die ihnen eigen wäre, nicht von Anderen erborgt; wenn sie wenigstens selbst sehen und ihre Interessen prüfen wollten, während sie meistens nur das Echo einiger elenden Pedanten und Intrikanten sind. Ihnen, mein lieber Baron, ist dieses rühmliche Unternehmen einzig aufbewahrt, und wenn es Ihnen mißlingt, dann muß man ihm auf immer entsagen; denn zum erstenmale sehe ich zu meinem großen Vergnügen ganz Deutschland auf einem Punkte vereinigt, nämlich in seiner Ansicht über Ihre Person. Alle verschiedenen Parteien lassen Ihrem Karakter und Ihren Einsichten Gerechtigkeit widerfahren, während Sie der Schrecken der Brausköpfe, der Intrikanten und Pedanten sind.

Glauben Sie daher, daß ich mit aller Aufrichtigkeit und Achtung bin

Mein lieber Baron

Ihr wohlgeneigter
Joseph.

291. Der

291. Der Großherzog Karl von Baden an den König Maximilian Joseph von Baiern.

Sire!

Nur sehr ungern entschließe ich mich, Ew. Majestät von einer Angelegenheit zu unterhalten, die Ihren persönlichen Gesinnungen eben so zuwider sein muß, als den meinigen. Allein der Drang der Umstände macht es mir zur Pflicht, endlich ein Stillschweigen zu brechen, welches ich aus Zartgefühl vielleicht zu lange beobachtet habe.

Seit drei Jahren bin ich bedroht, mir einen Theil meiner Staaten entreißen zu sehen, und während mein Land die größten Anstrengungen macht, um mich in Stand zu setzen, auf eine nachdrückliche und ehrenvolle Art den letzten Kampf für die Unabhängigkeit von Deutschland zu bestehen, suchen mir meine Verbündeten meine schönsten Provinzen zu entreißen und disponiren bei meinen Lebzeiten über meine Succession.

Ich glaube, bei den verschiedenen stattgefundenen Unterhandlungen, der ganzen Welt das Unzureichende der Beweggründe bewiesen zu haben, womit man diese Verletzung meiner heiligsten Rechte beschönigen möchte, und die öffentliche Meinung hat bereits in meiner Sache entschieden, ehe man noch selbst den ganzen Umfang der Ungerechtigkeit kannte, deren Opfer ich sein soll.

Wenn es meinem Herzen kränkend ist, zu sehen, wie Mächte, die im Angesicht der ganzen Welt erklärt haben, daß sie bloß die Waffen ergriffen, um die Herrschaft der Willkühr zu zerstören, um in Europa ein politisches System einzuführen, welches auf den Grundsätzen der Moral beruht, sich von falschen Vorstellungen, die man ihnen macht, doch dergestalt hinreißen lassen, daß man ihre Schulden mit Provinzen bezahlen will, die mir zugehören, und deren Erhaltung ich durch das Blut meiner Unterthanen erkauft habe, welch ein schmerzliches Gefühl muß es nicht in mir erregen, wenn ich meine nächsten Anverwandten an der Spitze Derjenigen sehe, die mich zu unterdrücken suchen, und die, nicht zufrieden, das mir zu Raubende anzunehmen, noch auf die Ausführung von Maßregeln dringen, zu denen sie nie ihre Zustimmung hätten geben müssen.

Ich verliere mich im Nachdenken, wenn ich die stets erneuerten beleidigenden Schritte des Kabinets Ew. Majestät mit den Bezeigungen der Ergebenheit, die Sie mir fortdauernd ertheilen, in Verbindung zu setzen suche. Es ist mir durchaus unmöglich, bei einer so ernsthaften Angelegenheit, die Regierung von deren Chef zu trennen, dergestalt, daß ich in dem Einen meinen Verwandten und Freund finde, während sich die Andere als meine erbittertste Feindin zeigt.

Ich bin Ihnen, Sire, endlich mein Glaubensbekenntniß schuldig. Es ist Zeit, daß die Sache auf eine oder die andere Art beendigt werde, und ich muß Ew. Majestät erklären, daß, da ich glaube, die eingegangenen Verpflichtungen, sowohl durch die Anstrengungen, die mein Land für die gemeinschaftliche Sache gemacht hat, so wie durch die letzten ausgleichenden Vorschläge, die mein Gesandter zu Frankfurt übergeben, mehr als erfüllt zu haben, ich unwiderruflich entschlossen bin, mich auf nichts weiter einzulassen.

Ich verblende mich nicht über die Lage, worin ich mich befinde. Nichts wundert mich; ich bin auf Alles gefaßt, allein ich erkläre Ihnen, Sire, daß, wenn man die Absicht hätte, mir mit Gewalt dasjenige zu entreißen, was man in der Güte nie erhalten wird, ich zu meinem Beistande an die öffentliche Meinung appellire, und schwerlich werden Ew. Maj. einen mächtigeren Alliirten finden.

Dem Könige habe ich jetzt genug gesagt. Die Empfindungen meines Herzens erfordern, daß ich noch ein Wort an meinen Schwager und Freund beifüge. Ich beschwöre Sie daher, Sire, bei den Banden des Blutes, die uns vereinigen, lassen Sie eine Unterhandlung aufhören, die nur schon zu lange die unruhigen Blicke Europa's auf sich zieht, und die durch Annahme des Grundsatzes, worauf sie beruht, eben so gefährliche Folgen für Ew. Majestät als für mich haben würde.

Ich bin rc.

Karl.

Karlsruhe, den 13. März 1818.

292. Antwort des Königs von Baiern.

Mein Herr Bruder und Schwager!

Ich habe mit eben so vielem Erstaunen als Bedauern das Schreiben Ew. Königl. Hoheit erhalten, und kann Ihnen nicht genug zu erkennen geben, welch einen empfindlichen Eindruck dasselbe auf mich gemacht hat.

Sie kennen, mein Herr Bruder und Schwager, die öffentlichen und Privatverhandlungen, die seit 1813 stattgefunden haben. Ihr Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist Zeuge der Konventionen gewesen, die zu Paris zwischen den vier Mächten geschlossen worden, welche den Traktat von 1815 unterzeichnet haben. Er weiß, daß ich keinen Theil daran gehabt. Das Memoire, welches mein Minister bei dieser Gelegenheit übergeben, ist in den öffentlichen Akten verzeichnet. Wir haben, mein Herr Bruder und Schwager, Alle auf das bravste gekämpft; die deutschen Truppen haben in Anstrengungen mit einander gewetteifert. Das allgemeine Interesse hat indeß nichtsdestoweniger Opfer ge-

fordert; ich habe sie, so wie mehrere der vornehmsten Mitglieder des Bundes, gemeinschaftlich dargebracht.

Wenn die Gesandtschaften Ew. Königl. Hoheit wohl unterrichtet sind, so werden sie Ihnen angezeigt haben, daß der Gang, den ich seit zwei Jahren befolgte, den Gesinnungen, die uns vereinigen, vollkommen entsprechend gewesen, und daß, weit entfernt, Maßregeln gegen Sie zu provociren, ich es mir zum Gesetz gemacht habe, in der Stille die Regulirung der Interessen abzuwarten, von welcher der Abschluß der Akte abhängt, welche die Schicksale von Europa bestimmen wird.

Ich erlaube mir nicht, Ew. Königl. Hoheit über die Partei, die Sie ergriffen, eine Bemerkung zu machen. Es kommt Ihnen zu, in Ihrer Weisheit Ihre Lage und dasjenige zu beurtheilen, was das wohlverstandene Interesse Ihres Hauses und Ihres Volkes erfordert. Welche Ereignisse aber auch erfolgen mögen, so werden sie nie auf die persönlichen Empfindungen Einfluß haben, die mich mit einem Verwandten vereinigen, der mir stets lieb und werth sein wird, und sie werden nie die Freundschaft und die zärtliche Ergebenheit verringern, die ich gegen Ew. Königl. Hoheit hege, und womit ich bin 2c. 2c.

Max. Joseph.

293. Der Papst Pius VII. an den Großherzog von Baden.

Dem Durchlauchtigsten Fürsten, Karl, Großherzog von Baden. Papst Pius VII.

Durchlauchtigster Fürst! Unseren Gruß.

In den Staaten und unter der Herrschaft Eurer Königlichen Hoheit liegt einer von jenen Kirchsprengeln, welche zu der Nunciatur dieses Heiligen Stuhles in der Schweiz gehören. Dies hat Uns veranlaßt, Ihnen durch gegenwärtiges Schreiben Unseren Bruder Karl, den Erzbischof von Chalcedon, zu empfehlen, und Sie zu bitten, demselben Ihr volles Vertrauen in Allem zu schenken, was er Ihnen in Unserem Namen vortragen wird. Er ist ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben, und wegen seiner vielen Tugenden Uns so lieb und werth, daß Wir ihn würdig fanden, ihm das Amt eines apostolischen Nuntius bei den Schweizern anzuvertrauen.

Uebrigens haben Uns zwei Ursachen bewogen, an Eure Königliche Hoheit zu schreiben; erstlich: damit Sie von Uns selbst vernehmen, welche hohe Verehrung Wir Ihnen widmen, und zweitens, um Sie, nach Unserer Amtspflicht, Ihren katholischen Unterthanen, und der katholischen Religion selbst, deren Schicksal durch den Wechsel vergangener Zeit ge-

wiß sehr elend ist, mit allem Nachdruck geneigt und wohlwollend zu machen.

Wie aufrichtig Wir gegen Eure Königliche Hoheit gesinnt sind, wird Ihnen Unser Gesandte zu erkennen geben; er wird in Unserem Namen inständig in Sie dringen, daß Sie dagegen auch Uns in Allem willfahren mögen, was Uns so vorzüglich am Herzen liegt. Indessen können Wir nicht umhin, Ihnen durch dieses Schreiben Unser sehnlichstes Verlangen auszudrücken, daß auch in Ihrem Lande die kirchlichen Angelegenheiten berichtigt werden. Unsererseits werden Wir bereitwillig weder Sorge, noch Mühe und Fleiß sparen, das, was Uns so sehr angelegen ist, vollenden zu helfen; wie Wir denn auch hoffen, daß die Unterhandlungen, welche andere deutsche Fürsten durch ihre Abgeordnete, besonders dahier in Rom, ebenfalls mit Uns pflegen, einen schleunigen und glücklichen Erfolg haben werden. Indem Wir daher zu einem Unternehmen von solcher Wichtigkeit Ihren Beistand ansprechen, geben Wir Ihnen die Versicherung, daß Wir alle nur mögliche Rücksicht auf Alles nehmen werden, was Sie von Uns begehren mögen.

Wir fühlen Uns indessen gedrungen, Ihnen über einen Punkt Eröffnung zu thun, der Uns gar sehr beunruhigt, der keinen Aufschub leidet, und den Wir nicht verabsäumen können, ohne die Pflicht Unseres heiligen Amtes zu verletzen. Schon lange haben Wir viele und die wichtigsten Ursachen, Uns über den Ignaz Heinrich v. Wessenberg, Kapitular von Konstanz, und vormals Generalvikar des verstorbenen Administrators des Bisthums Konstanz, Karl Theodors, höchlich zu beklagen. Nachdem Wir gedachten Erzbischof und Administrator öfter auf die Verderbtheit seines Vikars, gegen welchen aus ganz Deutschland von allen Seiten Beschwerden bei Uns angebracht wurden, aufmerksam gemacht, die Sache sofort mit allem Fleiße untersucht, genau und reiflich überlegt, und Uns von seinen verkehrten Lehren, seinen sehr bösen Beispielen und seiner frevelhaften Widersetzlichkeit gegen die Befehle des apostolischen Stuhles (was Alles durch unwidersprechliche Dokumente erwiesen ist), überzeugt hatten, und da Wir wahrnehmen, daß sich dieser Mann nicht bessern, und daß so großen Uebeln durch das Ansehen Karl Theodors nicht gesteuert werde: sahen Wir Uns, kraft Unseres Amtes, verpflichtet und genöthigt, durch Unser Breve vom 2. November 1814 zu befehlen, daß ihn Karl Theodor auf der Stelle zu entlassen, und nicht weiter als seinen Generalvikar zu gebrauchen habe.

Ob nun gleich Heinrich v. Wessenberg in ganz Deutschland im übelsten Rufe steht, und Unser durch das Breve ausgesprochene Wille nicht unbekannt geblieben war, trug doch das Kapitel von Konstanz nicht nur kein Bedenken (worüber Wir Uns äußerst verwundern müssen, und was

Uns großen Kummer gemacht hat), denselben, nach dem Ableben Karl Theodors, als Kapitularvikar zu wählen, und ihm als Gehülfen und Provikar den Anton Reininger, einen gleichfalls solchen Amtes unwürdigen Menschen, beizugeben, sondern dieses Uns sogar berichtlich anzuzeigen. Wir hingegen mißbilligten unterm 18. März, und verwarfen eine solche Wahl, und befahlen den Kapitularen, einen anderen frommen und tauglichen Vikar zu wählen; und da Wir den Ignaz Heinrich v. Wessenberg — durchaus verwerfen, haben Wir Unsere geistlichen Gerichtsstellen angewiesen, keinen Akt von ihm zu bestätigen, und keine von ihm unterzeichnete Urkunde anzunehmen.

Dieses haben Wir Eurer Königlichen Hoheit zutraulich und getreulich zu eröffnen, in der Hoffnung, Dieselben werden, gerührt durch Unsere Pflichterfüllung, Alles schützen und vertheidigen, was Wir gethan haben, und Uns behülflich sein, daß der Ignaz Heinrich v. Wessenberg ausgeschlossen werde, und das Kapitel, frei, einen anderen Vikar wählen könne.

Indem Wir aber bei diesem Geschäfte die Hülfe und den Schutz Eurer Königlichen Hoheit anrufen, mögen Dieselben überzeugt sein, daß es sich hier nicht allein um das Wohl der katholischen Kirche, sondern auch um den Nutzen und das Wohl Ihrer Unterthanen, ja selbst Ihres ganzen Landes, handle. Denn welches Ansehen kann bei den Gläubigen ein Mann behaupten, den alle Guten verabscheuen, den sie verachten, von dem sie durch sichere und offenkundige Beweise wissen, daß er Unseren Beifall nicht hat? In ihm kann die öffentliche Ruhe so wenig eine Stütze finden, daß vielmehr zu befürchten steht, die Gemüther der Katholiken dürften, durch Vertheidigung seiner Sache, entfremdet und sogar aufgereizt werden, und Störung des Friedens und der Ordnung zur Folge haben.

Da Eure Königliche Hoheit all' dieses in Ihrer Weisheit leicht begreifen, so halten Wir Uns versichert, daß Sie Unser Ansuchen geneigt und wohlwollend aufnehmen werden. Das Nämliche und noch Anderes, nach Umständen, wird Ihnen Unser Gesandte weitläufiger vortragen, Wir aber erflehen für Sie von Gott das vollkommenste und immerwährende Wohlsein.

Gegeben in dem Schlosse des heiligen Gandulfs, des Bisthums Albano, unter dem Fischerringe, den 21. März 1817, im 18ten Unseres Pontifikats.

294. Antwort des Großherzogs von Baden an den Papst Pius VII.

Heiligster Vater!

Das Schreiben Eurer Heiligkeit, gegeben unterm Fischerringe, den 21. Mai, und durch den Erzbischof von Chalcedon

und apostolischen Nuntius in der Schweiz — Karl — überbracht, war Uns sehr angenehm, denn es dient Uns zum unzweideutigen Beweise, daß sich Eure Heiligkeit die schickliche Berichtigung der kirchlichen Angelegenheiten in Unserem Großherzogthume besonders angelegen sein lassen.

Auch Wir wünschen schon lange sehnlichst, zum Wohle Unserer katholischen Unterthanen, die bestmögliche Ausgleichung dieser Gegenstände, und es ist daher, auf Unseren Befehl, zu Allem, was die Dotation und den Sitz des Bischofs, des Domkapitels und des klerikalischen Alumnats betrifft, die gehörige Vorbereitung eingeleitet worden.

Von diesem Eifer beseelt, haben Wir auch Unsere Beistimmung dazu ertheilt, daß Eurer Heiligkeit, noch bei Lebzeiten des Bischofs von Konstanz, der damalige Generalvikar Ignaz Heinrich v. Wessenberg als Koadjutor präsentirt werde, in der Absicht, der Verwaisung des Bisthums vorzubeugen, und damit die Verwaltung desselben nach den kanonischen Vorschriften ohne Unterbrechung fortdauere.

Als aber der Bischof von Konstanz unlängst starb, ehe noch sein Koadjutor, Ignaz Heinrich v. Wessenberg, von Eurer Heiligkeit die in den deutschen Konkordaten verordnete Bestätigung erhalten hatte, ward ihm ganz in der Art und Weise, wie solches die kanonischen Satzungen und das beständige Herkommen in Deutschland vorschreiben, die provisorische Bisthumsverwaltung übertragen, wozu Wir auch Unsere Beistimmung zu geben um so weniger Bedenken trugen, da seine Mitkapitularen, denen seine vorzüglichen Tugenden bekannt sind, ihn einstimmig für den Würdigsten zu diesem Amte hielten, und durch eine solche Auszeichnung sowohl den besten Ruf, in welchem er bei der Klerisei und dem Volke steht, als die Verehrung rechtfertigten, deren er sich in ganz Deutschland zu erfreuen hat.

Es konnte Uns daher nichts Unangenehmeres und nichts Unerwarteteres begegnen, als daß Eure Heiligkeit Denjenigen, welchen Wir, nach dem allgemeinen Urtheile aller Guten und Wohldenkenden, um die katholische Kirche so hochverdient glaubten, schimpflich als einen Unwürdigen verwerfen würden — durch ein apostolisches Breve vom 18. März, ohne Unser Wissen an die Kapitularen zu Konstanz erlassen, und Uns viel später zugestellt.

Wir können Uns die dem Ignaz Heinrich v. Wessenberg zugefügte Beleidigung nicht anders erklären, als daß sie aus dem Neide der Unwürdigen entstanden ist. Die Gerechtigkeits- und Ordnungsliebe Eurer Heiligkeit wird sie wieder gut machen.

Indessen verursachte Uns die Bekanntmachung des ersten Breve's den tiefsten Schmerz, und da Wir berechtigt und verpflichtet sind, die alten Konkordate zu handhaben, und einen Unschuldigen, den man verdammt, eh' er gehört worden,

in Schutz zu nehmen, so finden Wir Uns bewogen, Uns dem Vollzuge jenes apostolischen Breve's mit Unserem ganzen Ansehen zu widersetzen, und werden auch darauf so lange bestehen, bis J. H. v. Wessenberg, nach Art und Weise, wie es die besagten Konkordate vorschreiben, vor Gericht gestanden, und überwiesen sein wird, daß kanonische Hindernisse gegen ihn obwalten. Denn nach Allem, was Uns und Unseren geistlichen und weltlichen Stellen bisher von demselben bekannt geworden ist, wird ihn auch die strengste richterliche Untersuchung seiner Sitten und Amtsführung nicht anders als einen durchaus tadelfreien Mann finden, und Eurer Heiligkeit empfehlen.

Endlich können Wir nicht unbemerkt lassen, daß die Schweiz, zufolge des deutschen Reichsdeputationsschlusses vom 25. Februar 1803, aus den Einkünften des Bisthums Konstanz auf schweizerischem Grund und Boden — eine Kapitalsumme von 300,000 Fl. zur Dotirung eines eigenen Bisthums und Domkapitels reklamirt, und sich auch wirklich, mittels einer mit Unseren Kommissarien, unterm 6. Februar 1804, abgeschlossenen besonderen Uebereinkunft vindicirt hat.

Die Konstanzer Diöcese, wie sie dermalen besteht, im Genusse der deutschen kirchen- und reichsgesetzlichen Freiheit, war nie irgend einer Nunciation untergeben.

Auf diese berührte Thatsache gestützt, hoffen Wir, man werde keinen Versuch wagen, den dermaligen Stand der Dinge zu verändern, oder etwas zu unternehmen, was den Uns übertragenen Rechten präjudicirlich sein könnte.

Umständlicher haben Wir Unsere Gesinnungen dem hochwürdigsten Herrn Erzbischofe von Chalcedon eröffnet, einem Manne, welcher der allgemeinen Achtung und des besonderen Vertrauens Eurer Heiligkeit ganz würdig ist. Wir überlassen Uns dabei der Hoffnung eines glücklichen Erfolges, und indem Wir für eine so ansehnliche Gesandtschaft Unseren Dank erstatten, beharren Wir in Bezeigung der größten Hochachtung gegen Eure Heiligkeit, und empfehlen Dieselbe von Herzen der göttlichen Obhut. — Gegeben zu Karlsruhe, den 16ten des Monates Junius 1817.

Eurer Heiligkeit
ergebener Freund
Karl.

295. Der Prinz Georg von England (König Georg IV.) an seine Gemahlin.

Windsor-Castle, den 30. April 1796.

Madame! Da mich Lord Cholmondely unterrichtet hat, daß es Ihr Wunsch sei, über die Bedingungen, nach welchen wir uns in Zukunft zu richten haben, etwas Schriftliches zu besitzen, so will ich es versuchen, mich über diesen

Gegenstand mit der möglichsten Deutlichkeit, und mit so vielem Anstande, als die Natur der Sache zuläßt, zu erklären. Unsere Zuneigung gegen einander ist nicht in unserer Gewalt, noch sollte Einer von uns verantwortlich gegen den Anderen gemacht werden, weil die Natur uns nicht Einer für den Anderen geschaffen hat; ein ruhiges und bequemes gesellschaftliches Leben zu führen steht aber in unserer Macht; lassen Sie daher unsere Verbindung darauf beschränkt sein, und ich will mich genau den Bedingungen unterwerfen, welche Sie mir durch Lady Cholmondely machen ließen, nämlich: daß selbst in dem Falle, daß unserer Tochter ein Unglück zustoßen sollte, welches, wie ich hoffe, die Vorsehung wird in Gnaden verhüten, ich die eingegangenen Beschränkungen unseres Umganges nicht übertreten und zu keiner Zeit eine nähere Verbindung vorschlagen werde. Ich mache nun diesem unangenehmen Briefwechsel ein Ende, erwartend, daß, da wir uns völlig gegen einander erklärt haben, wir in der Folge in ununterbrochener Ruhe leben werden. Ich bin, Madame, mit großer Wahrheit und sehr aufrichtig der Ihrige.

(gez.) Georg, Prinz.

296. Antwort.

Das Geständniß Ihrer Unterhaltung mit Lord Cholmondely überrascht mich weder, noch beleidigt es mich, es bestätigt nur dasjenige, was Sie seit 12 Monaten zur Absicht gehabt haben. Nach dieser Ihrer Erklärung würde es sehr undelikat von mir sein, oder ich würde mich vielmehr unwürdig erniedrigen, wenn ich mich über die Bedingungen beklagen wollte, die Sie sich selbst auferlegen. Ich würde Ihren Brief nicht beantwortet haben, wenn der Inhalt desselben es nicht zweifelhaft zu machen schiene, ob diese Anordnung von Ihrer Seite oder von der meinigen vorgesetzt worden sei; es ist Ihnen indeß bekannt, daß der Ruhm derselben Ihnen allein zukommt. Der Brief, welchen Sie mir als Ihren letzten an mich anzeigen, veranlaßt mich, solchen mit meiner Antwort, zum Beweise Ihres Geständnisses, dem Könige, meinem Fürsten und Vater, mitzutheilen. Einliegend finden Sie die Abschrift meines Briefes an den König. Ich zeige Ihnen dieses an, damit Sie mir nicht die mindeste Falschheit vorwerfen können. Da ich diesen Augenblick keinen anderen Beschützer als Se. Majestät habe, so wende ich mich in Betreff dieses Gegenstandes ganz allein an ihn, und wenn mein Betragen von ihm gebilligt wird, so wird dieses wenigstens einiger Trost für mich sein. Ich fühle alle Gesinnungen der Dankbarkeit für die Lage, in welcher ich mich als Prinzessin von Wallis durch Ihre Vermittelung befinde, um die Tugend, welche meinem Herzen so theuer ist, frei ausüben zu können, nämlich die Wohlthätigkeit. Es wird gleichfalls meine Pflicht sein, nach einem anderen Grundsatze zu

handeln, nämlich ein Beispiel der Geduld und der Ergebung bei jeder Prüfung aufzustellen. Lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren, es zu glauben, daß ich nie aufhören werde, für Ihre Wohlfahrt zu beten und zu sein

Den 6. Mai 1796. Ihre ganz unterthänige (gez.) Karoline.

297. Die Königin Karoline von England an ihren Gemahl.

Mein Herr!

Nach den beispiellosen und unverdienten Verfolgungen, die man unter dem Namen und mit der Bewilligung Ew. Majestät seit Jahren gegen mich unternommen hat — und die, anstatt durch die Zeit gemildert zu werden, nur noch immer mehr und mehr auf die boshafteste und gefühlloseste Art zugenommen haben — ist es mit der größten Aufopferung meiner eigenen Gefühle, daß ich mich jetzt Ew. Majestät durch diesen Brief auf eine vorstellende Weise nahe. Allein, in Betracht ziehend, daß die Königliche Würde sich auf den Grundlagen des allgemeinen Besten stützt, daß diesem ersten Bewegungsgrunde alle andere weichen sollten, und da es mir einleuchtet, welche Folgen dieses unverfassungsmäßige, ungesetzmäßige und bisher unerhörte Verfahren nach sich ziehen wird, so kann ich, mit solchen Gesinnungen erfüllt, nicht umhin, Ew. Majestät noch einmal das schreckliche Unrecht vorzustellen, welches mir geschieht, in der Hoffnung, daß, obgleich Ew. Majestät, vermöge falscher Räthe, es fortwährend verweigern dürften, den Ansprüchen eines gehorsamen, treuen und beleidigten Weibes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, Sie dennoch sich veranlaßt fühlen möchten, es in Erwägung zu ziehen, daß mit diesem Verfahren die Ehre und Würde Ihrer Krone, die Stütze Ihres Thrones, die Ruhe Ihrer Reiche, die Glückseligkeit und Sicherheit Ihres gerechten und treuen Volkes, dessen großmüthige Herzen sich gegen Unterdrückung und Grausamkeit empören, in Verbindung steht, und besonders, wenn solche Handlungen durch eine Umstoßung der Gesetze geschehen, deren man dadurch spottet.

Das weibliche Gefühl der Delikatesse verbietet es mir, mich auf die wahren Ursachen unserer häuslichen Trennung zu beziehen, oder Ew. Majestät die unzähligen, unverdienten Beleidigungen in's Gedächtniß zurückzurufen, welche ich, ehe wir uns trennten, erlitten habe; ich überlasse es Ew. Majestät, die That, durch solche Mittel ein Weib, mit dem Säuglinge im Arme, von Ihrer Thür zu treiben, mit Ihrem Gewissen und dem Eide, welchen Sie bei unserer Vermählung schworen, auszusöhnen, doch werden Sie erlauben, Sie daran zu erinnern, daß diese Handlung Ihr eigenes Werk war, daß die Trennung so wenig von mir nachgesucht wurde, daß ich sie nur als ein Urtheil betrachtete, das, ohne irgend eine

andere Ursache, als durch Ihre eigene Neigung, über mich ausgesprochen wurde, die, wie es Ew. Majestät gefiel, sich auszudrücken, nicht in Ihrer Gewalt stand.

Daß dieser Ausspruch, in Betreff meiner selbst, mich nicht gekränkt haben sollte, würde eine Behauptung sein, die den Anstand sehr beleidigen dürfte; wenn ich in jenem Augenblicke das geliebte Kind, dessen künftige Leiden sehr leicht vorauszusehen waren, nicht mit meinen Thränen benetzt haben würde, so wäre ich des Namens einer Mutter unwerth gewesen; aber hätte ich mich diesem Urtheile nicht mit Murren unterworfen, so hätte dieses entweder das Ansehen meiner Schuld oder den Mangel derjenigen Gefühle gezeigt, welche der beleidigten und beschimpften weiblichen Ehre eigen sind.

Das „ruhige und behägliche Leben", das Ew. Majestät mir anboten, betrachte ich nur als einen traurigen Ersatz für den Kummer, welcher mein Herz ergriff, wenn ich es bedachte, wie groß die Wunde war, die der öffentlichen Moralität durch das schlechte Beispiel geschlagen wurde, indem Ew. Majestät Ihren Neigungen nachgingen, und besonders, wenn ich die fehlgeschlagene Hoffnung der Nation in Erwägung zog, die so freigebig bei unserer Vereinigung für uns gesorgt hatte, die sich mit so schönen Hoffnungen der daraus entspringenden Glückseligkeit geschmeichelt und uns bei unserer Verbindung mit herzlicher und entzückender Freude begrüßt hatte.

Doch ach! selbst Ruhe und Behaglichkeit waren zu viel Genuß für mich. Von der Schwelle des Hauses Ew. Maj. wurde die Mutter Ihres Kindes verfolgt durch Spione, Unruhestifter und Verräther, angestellt, ermuntert und belohnt, um Schlingen zu legen und Komplotte gegen den guten Namen und das Leben Derjenigen anzustiften, der Ew. Majestät noch vor kurzem so heilig zugeschworen hatten, sie zu ehren, zu lieben und zu schützen. Indem ich mich aus den Umarmungen meiner Aeltern riß, indem ich meine Hand dem Sohne Georgs des Dritten, dem Erben des britischen Thrones gab, hätte mich nur eine Stimme vom Himmel Ungerechtigkeit oder Unrecht irgend einer Art fürchten lassen können. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, daß Verrätherei gegen mich angezettelt und zur Reife gekommen war, daß Meineide gegen mich ersonnen und ausgeführt wurden, daß ein geheimes Tribunal gehalten, die Prüfung meiner Handlungen stattfand, und hieraus entsprungene Entschlüsse genommen wurden, ohne daß ich von der Natur der Anklage unterrichtet, oder ohne daß mir die Namen der Zeugen genannt wurden, und wer kann die Worte ausdrücken, oder die Gefühle beschreiben, als ich sah, daß dies Verfahren auf Verlangen und auf beigebrachte Zeugnisse von dem Vater meines Kindes und von meinem natürlichen und gesetzlichen Beschützer angestiftet war.

Indessen, ungeachtet des beispiellosen Betragens dieses

Tribunals — ein Betragen, welches seitdem selbst im Parlamente eine scharfe und unbeantwortet gebliebene Ahndung veranlaßt hat, und welches selbst in den Protokollen des Geheimen Rathes getadelt ist — ungeachtet der geheimen Verhandlungen dieses Tribunals, ungeachtet der großen Versuchung, falsche Zeugnisse vor diesem Gerichte gegen mich aufzustellen, ungeachtet mir keine Gelegenheit gegeben ward, diese Zeugnisse zu widerlegen, ungeachtet aller dieser Umstände, welche so günstig für meine Feinde waren — so sprach mich dennoch dies geheime Tribunal von allen Verbrechen frei, und meine vorzüglichsten Ankläger wurden dadurch des größten Meineides schuldig erkannt. Allein nun, als das Verhör beendigt war, fand man aus, daß nach den Grundsätzen dieses Tribunals falsche Eide keine gesetzlichen Verbrechen seien, und auf diese Art wurde nach den Eingebungen und auf Verlangen Ew. Majestät ein Tribunal erschaffen, um mein Betragen zu untersuchen und zu prüfen, das fähig war, Eide abzunehmen, Zeugen eidlich zu verhören, zu richten, freizusprechen oder zu verdammen, und noch mehr fähig war, Diejenigen gegen die Strafe des Gesetzes für absichtlichen Meineid zu schützen, die falsch gegen mich geschworen hatten. So groß mein Unwille auch gegen diese schändliche Uebertretung der Gesetze und der Gerechtigkeit sein mußte, so verlor sich dieser gerechte Unwille doch nur in Bedauern für Denjenigen, welcher sein fürstliches Haupt so sehr erniedrigen konnte, um seine Unterstützung und Gunst den verabscheuungswürdigsten und meineidigsten Menschen zu schenken.

Dennoch war Einer, dessen rechtschaffene Gesinnungen durch Nichts bestochen werden konnten, in dessen Brust die Ungerechtigkeit niemals einen Platz fand, dessen Hand allezeit bereit war, den Unglücklichen zu unterstützen und dem Unterdrückten aufzuhelfen. Während dieser gute und gnädige Vater und Fürst in der Ausübung seiner Königlichen Macht blieb, hatte seine, Niemanden beleidigende, Schwiegertochter nichts zu fürchten. So lange die beschützende Hand Ihres verstorbenen, ewig geliebten und zu beweinenden Vaters über mich ausgestreckt war, befand ich mich sicher. Aber das traurige Ereigniß, welches der Nation die thätigen Anstrengungen ihres tugendhaften Königs entzog, beraubte mich eines Freundes und Beschützers, und alle Hoffnung künftiger Ruhe und Sicherheit. Ihr unschuldiges Weib zu verleumden, war nun der kürzeste Weg zur Königlichen Gunst, und sie zu betrügen, war die sicherste Grundlage zu großen Reichthümern, zu Titeln und zur Ehre. Vor solchen Ansprüchen verflogen Talente, Tugend, verjährte Dienste, Ihre persönliche Freundschaft, Ihre Königlichen Verbindlichkeiten, Versprechungen und gegebenen Pfänder, sowohl schriftlich als wörtlich in die Luft. Ihr Kabinet gründet sich auf diese Basis; Sie machen solche Männer zu Ihren Räthen, die Sie persönlich so-

wohl, als zufolge ihrer Grundsätze, früher verachtet hatten. Das Interesse der Nation und selbst Ihre eigenen Gefühle in allem und jedem Betracht wurden geopfert, um Ihren Wunsch zu befriedigen, meine Leiden zu vermehren und sich meiner Erniedrigung zu versichern. Sie nahmen Männer zu Ihren Räthen und überhäuften sie mit Ihrer Freundschaft, die Sie haßten, deren Verdienste einzig in ihrer Verderbtheit und in ihrer Bereitwilligkeit, mich aufzuopfern, bestanden, und die ihre Macht auf eine solche Art und mit solchem Erfolge ausgeübt haben, die ihres Ursprunges würdig ist. Aus dieser schwankenden und unnatürlichen Vereinigung sind alle die mannigfaltigen Uebel entsprungen, deren Folgen die Nation nun fühlt, und die eine Masse von Unglück und Erniedrigung, verbunden mit Thaten der Tyrannei und Grausamkeit, darbieten. Ehe Ihr Königl. Vater eine solche Schande auf sein thätiges, treues und braves Volk gebracht hätte, würde er lieber an der Spitze dieses Volkes zu Grunde gegangen sein.

Als es ein sicherer Weg zur Ehre und Reichthum wurde, mich zu verleumden, zu schmähen und mich zu betrügen, so würde es sonderbar genug gewesen sein, wenn Verleumder, Ehrenschänder und Verräther nicht von allen Ecken herbeigeeilt wären. An Ihrem Hofe herrschte in einem höheren Grade eine niedrige Intrigue und unanständige Scherze, als daß sich derselbe durch anständiges Betragen und feine Sitten ausgezeichnet haben sollte. Spione, Schwelger, Ohrenbläser und schändliche Komplottmacher schwärmten nun an diesen Oertern, wo früher die Bescheidenheit, Tugend und Würde ihren Platz aufgeschlagen hatten. Alle die verschiedenen Kränkungen, die ich zu erleiden hatte, alle die Beleidigungen, welche mir muthwilliger Weise vom Anfange Ihrer Regentschaft an bis zu meiner Abreise nach dem Kontinent zugefügt wurden, herzuzählen, würde eine Beschreibung aller möglichen persönlichen Beleidigungen erfordern, und eine Darstellung aller beinahe möglichen Schmerzen erheischen, die nur ein Mensch zu ertragen im Stande ist. Meiner Aeltern, meines Bruders und Schwiegervaters beraubt und meinen Gemahl als meinen tödtlichsten Feind zu wissen; zu sehen, wie Diejenigen, welche mir Unterstützung versprachen, durch Bestechungen zu meinen Feinden übergingen; abgehalten, meine Widersacher im Angesicht der Welt zu verklagen, bloß aus Rücksicht für den Karakter des Vaters meines Kindes, mit dem Wunsche, Ihre Glückseligkeit nicht zu stören, von Denjenigen, welche meine natürlichen Gesellschafter sein sollten, durch eigennützige Grundsätze gezwungen, mich zu meiden, lebte ich in Einsamkeit, während ich der Mittelpunkt hätte sein sollen, um den sich alles Große und Glänzende drehte. So tief erniedrigt, blieb mir der einzige Trost, die Liebe meines geliebten und einzigen Kindes. Mir zu erlauben, diese

zu genießen, war eine zu große Nachsicht; meine Tochter zu sehen, sie in meinen Armen zu halten, meine Thränen mit den ihrigen zu mischen, von ihr geliebkoset zu werden und von ihren Lippen die Versicherung ewiger Liebe zu saugen; auf diese Art erquickt, getröstet, gestützt und gesegnet zu werden, war zu viel, um es mir zu gönnen. Selbst der Ausruf auf dem Sklavenmarkte: „O meine Mutter! meine Mutter! O mein Kind! mein Kind!“ hat eine Trennung der Opfer des Geizes verhindert. Aber Ihre Rathgeber, unmenschlicher als die Seelenverkäufer, rissen gewissenlos die Mutter von dem Kinde!

So auf diese Art der Gesellschaft meines Kindes beraubt, oder zu der Nothwendigkeit greifen zu müssen, ihr Leben zu verbittern, wenn ich mir ihre Gesellschaft erhalten wollte, entschloß ich mich, mich auf eine Zeit lang zu entfernen, in der Hoffnung, daß glücklichere Tage mich ihr zurückgeben würden; aber ach, diese Tage sollten niemals kommen! Mütter, und solche Mütter, welche plötzlich ihrer einzigen und geliebten Tochter beraubt worden sind, können meine Leiden und das Unrecht, das mir widerfahren ist, nur beurtheilen. Diese Mütter können sich einen Begriff von meiner Trauer machen, als mir die Nachricht des Todes meines Kindes zu Ohren kam, und als ich mir ihre letzten Blicke, ihre letzten Worte und alle die traurigen Umstände unserer Trennung ins Gedächtniß zurückrief, solche Mütter werden meine tiefe Trauer fühlen. Ein jedes Wesen, das nur noch ein menschliches Herz in seinem Busen trägt, wird mir eine theilnehmende Zähre weinen. Und wird die Welt nun nicht mit Unwillen hören, daß dieser Augenblick, welcher dazu geeignet war, das kälteste Herz zu rühren, das Zeichen zu neuen Komplotten und unermüdeten Anstrengungen gab, die trauernde Mutter zu vernichten? Ew. Majestät hatten mein Kind von mir gerissen; Sie hatten mich der Macht beraubt, ihr zu helfen. Sie hatten es mir unmöglich gemacht, ihre letzten Gebete für ihre Mutter zu hören. Sie sahen, daß ich einsam und verloren mit gebrochenem Herzen da stand, und diesen Augenblick wählten Sie, um Ihre Verfolgungen zu verdoppeln.

Die Welt mag über die Ernennung einer Kommission in einem fremden Lande richten, welche aus Inquisitoren, Spionen und Angebern bestand, um Stoff zu Anklagen gegen Ihr Weib aufzufinden, zusammen zu tragen und zu arrangiren, ohne sie mit irgend einer Beschwerde bekannt gemacht zu haben; man lasse die Welt über die Anstellung von Gesandten in einem solchen Geschäfte und über die Einmischung fremder Höfe in das Unternehmen ein Urtheil fällen; aber es kommt mir zu, über die Maßregeln, welche ergriffen wurden, um das vorläufige Verfahren in Kraft zu setzen, mich zu beklagen; es kommt mir zu, Ew. Maj. Vorstellun-

gen zu machen; es kommt mir zu, dagegen zu protestiren und Ihnen meinen festen Entschluß zu erkennen zu geben.

Ich habe zu jeder Zeit ein unparteiisches Verhör (fair trial) verlangt; ich verlange dies jetzt, und es wird mir abgeschlagen. Anstatt eines offenen Verhöres hat das Parlament ein Urtheil gesprochen, welches in ein Gesetz eingekleidet ist. Gegen dies Verfahren protestire ich aus folgenden Gründen:

Die Ungerechtigkeit, mir eine klare und deutliche Anklage zu verweigern, mir die Namen der Zeugen und die Oerter, wo die vorgegebenen Sachen sich zugetragen haben sollen, nicht zu nennen, ist abscheulich und empörend; allein gegen die Aufstellung dieses Gerichtes selbst protestire ich vorzüglich auf die feierlichste Art.

Welche frühere Vorgänge auch immer Bezug auf Straf- und Bußerlegungsakten haben mögen, so bezieht sich keine von denen auf meine Sache, als diejenigen in Rücksicht der Gemahlin Königs Heinrich des Achten; denn Ew. Maj. stehen hier als Kläger auf. Diese Bill soll dasjenige hervorbringen, was Sie für gut halten, und zwar, um mir den Untergang zu bereiten. Sie haben deshalb Theil daran und sind der einzige sich beklagende Theil. Sie haben Ihre Klage vor das Haus der Lords gebracht, Sie haben demselben geschriebene und versiegelte Dokumente zugesandt; ein geheimer Ausschuß des Hauses hat diese Papiere untersucht; man hat berichtet, daß darin Gründe zu einem gerichtlichen Verfahren enthalten sind, und nachher hat das Haus lediglich auf diesen Bericht eine Bill eingebracht, welche die unerhörtesten Verleumdungen gegen mich ausspricht, und mich zur Scheidung und Entehrung verurtheilt.

Die Ungerechtigkeit, eine solche Bill 6 Wochen vorher der Welt bekannt zu machen, ehe es vorgeschlagen wurde, mir Gelegenheit zu geben, diese Behauptung zu widerlegen, ist zu offenbar, als daß sie die Nation nicht erschüttert haben sollte, und wahrlich! so weit jetzt die Verhandlungen gediehen sind, muß ein Jeder überzeugt sein, daß mir keine Gerechtigkeit werden soll; allein, wenn auch keine dieser Proceduren, keine dieser wahren Ansichten eines Entschlusses, mir Unrecht zu thun, stattgefunden hätten, so würde ich in der Verfassung des Oberhauses selbst eine Gewißheit finden, daß ich von seinen Händen keine Gerechtigkeit erwarten konnte.

Die Minister Ew. Majestät haben diese Verfolgung angerathen; sie sind verantwortlich für den Rath, den sie geben; sie sind der Bestrafung ausgesetzt, wenn sie mit den Beweisen ihrer Anklagen nicht zu Stande kommen, und sie machen nicht allein einen Theil meiner Richter aus, sondern sie sind es auch, welche diese Bill eingebracht haben, und es ist zu bekannt, daß sie immer ein Uebergewicht im Hause besitzen,

und auf diese Art bleibt es denn ausgemacht, daß das Haus zu Gunsten der Bill und natürlich gegen mich entscheiden wird.

Aber es sind noch mehr Ursachen, warum Ihre Minister eine Majorität in dieser Sache haben werden, die sich auf gewöhnliche Klagesachen nicht anwenden läßt. Ew. Majestät sind der Kläger; in Ihrer Macht steht es, Pairs zu ernennen. Viele von den jetzigen Pairs sind durch Sie zu dieser Würde erhoben worden, und in Ihrem Willen steht es, sie sämmtlich noch mehr zu erhöhen. Der größte Theil der Pairs, sowohl sie selbst, als auch ihre Familien, bekleiden Dienste und genießen Pensionen oder andere Vortheile ganz nach dem Willen Ew. Majestät, welche Sie, wenn es Ihnen beliebt, denselben nehmen können. Mehr denn vier Fünftheile der Pairs befinden sich in dieser Lage, und vielen würde dadurch der beträchtlichste Theil ihres Einkommens entzogen werden.

Wenn aller Erwartung zuwider einige Pairs, welche möglicherweise die Majorität ausmachen könnten, die Bill zu verwerfen geneigt wären, so könnten sie nach ihren Schiffen, Regimentern, Regierungen oder sonstigen Stellen sich zu verfügen beordert und neue Pairs erschaffen werden, nur um ihre Stimme zu Gunsten der Bill zu geben. Daß Ew. Majestät Minister diese Maßregeln anrathen würden, wenn sie es nöthig fänden, ihre Anklagen gegen mich dadurch erfolgreicher zu machen, leidet wohl wenig Zweifel, da man weiß, daß sie sich bis jetzt zu Allem erniedrigten, sei es auch noch so ungerecht und verhaßt.

Im Unterhause wollen sich mir auch keine besseren Gründe für meine Sicherheit darbieten. Die Macht der Minister Ew. Majestät ist sich in beiden Häusern gleich, und es wird Ew. Majestät wohl bekannt sein, daß die Majorität dieses Hauses aus Männern besteht, welche ihre Sitze entweder den Pairs oder der Schatzkammer Ew. Majestät zu verdanken haben.

Ein solches Ganzes als einen Gerichtshof ansehen, würde diesen heiligen Namen beschimpfen heißen, und wenn ich meine Meinung hierüber auszusprechen unterdrückte, so würde ich stillschweigend mir meinen eigenen Untergang bereiten, und die Nation sowohl als die Welt würde es nicht wissen, daß ich betrogen würde.

Es schmerzt mich in der That, diese Gegenstände vor Ew. Majestät zu bringen, und wenn es Ew. Majestät auch schmerzt, so bitte ich, daß man bemerke und sich erinnere, ich sei dazu gezwungen worden. Ich muß entweder gegen diesen Proceßakt protestiren, oder durch mein Stillschweigen es zugeben, daß meine Ehre geopfert werde. Unschuld kann den Angeklagten nicht schützen, wenn die Richter und Geschwornen von dem Ankläger ernannt worden sind, und unterwürfe ich

mich einem solchen Tribunale, ohne meine Stimme dagegen zu erheben, so würde ich selbst das Instrument meiner eigenen Entehrung sein. Auf diese Gründe gestützt, protestire ich gegen das gegen mich unternommene Verfahren. Ich verlange ein Verhör in einem Gerichtshofe, wo die Geschwornen unparteiisch aus dem Volke gewählt werden, und wo Alles offen und unbestochen ist. Um solch ein Verhör bitte ich, und keinem anderen werde ich mich willig unterwerfen. Sollten Ew. Majestät bei dem jetzigen Verfahren beharren, so werde ich mich selbst im Parlamente meinen Anklägern entgegen stellen, und jede von dem Hause der Lords gegen mich auszusprechende Entscheidung auch nicht im mindesten als meine Ehre befleckend ansehen, und mich keinem Ausspruche — ausgenommen, ich würde durch Gewalt dazu gezwungen — unterwerfen, wenn solcher nicht von einem oben genannte Gerichtshofe ausgesprochen ist.

Ich habe Ew. Majestät nun mit allem mir zugefügten Unrechte, so wie mit meinen Ansichten und Entschlüssen, bekannt gemacht. Sie haben Schandflecke aller Art, die nur einem Frauenzimmer aufgebürdet werden können, auf mich gehäuft. Anstatt, Ihrem feierlichen Gelübde zufolge, mich zu lieben, zu achten und zu schützen, haben Sie mich mit Haß und Verachtung, und durch alle Mittel, die zu meinem Verderben führen, verfolgt. Sie rissen mein Kind aus meinen Armen, und nahmen mir dadurch meinen einzigen Trost. Sie sandten mich, mit Gram erfüllt, durch die Welt, und selbst noch so, mit Kummer beladen, verfolgten Sie mich mit gefühlloser Härte. Mir blieb nichts als meine Unschuld übrig, von der Sie mich nun in den Augen der Welt durch ein Gespött (Mockery) von Gerechtigkeit entkleiden wollen. Der vergiftete Becher und der Dolch sind männlichere Mittel als meineidige Zeugen und parteiische Tribunäle; denn sie sind weniger grausam, da die Ehre einen höheren Werth als das Leben hat. Hätte mein Leben Ew. Majestät genügt, so würde ich Ihnen solches unter der Bedingung geopfert haben, mir einen Platz in dem Grabe meines Kindes zu schenken. Da Sie mich nunmehr aber entehrt in's Grab senden wollen, so bin ich entschlossen, mich dem Versuche mit allen Kräften, die Gott mir verleihen wird, entgegen zu stellen.

Brandenburgh-House,
den 7. August 1820. — Karoline R.

298. Kaiser Alexander an die Fürstin Galizyn. *)

Fürstin Galizyn!

Die Darstellung, welche Sie Mir in Ihrem Briefe von der Lage der Angelegenheiten Ihres Mannes machen, erregt Mein

*) Die Fürstin Galizyn hatte sich bei dem Kaiser über die Strenge des Gesetzes beklagt, welches die Schuldner nöthigt,

Mein völliges Mitleiden. Kann diese Versicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beitragen, so nehmen Sie dieselbe als ein Merkmal Meiner aufrichtigen Theilnahme an Ihrem Schicksale und zugleich als einen Beweis, daß bloß Unmöglichkeit die Hülfe beschränkt, welche Ich Ihrer Lage zu geben wünschte. Wenn Ich es Mir erlaube, die Gesetze zu verletzen, wer wird alsdann sich für verpflichtet halten, sie zu erfüllen? Höher zu sein als das Gesetz — wenn Ich das auch könnte, Ich würde es nicht einmal wollen; denn Ich erkenne auf der ganzen Welt keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Gesetzen herfließt. Im Gegentheil: Ich fühle Mich verpflichtet, vor allen Anderen über die Erfüllung des Gesetzes zu wachen; und sogar in den Fällen, wo Andere nachsichtig sein können, darf Ich nur gerecht sein. Sie haben selbst zu viel Gefühl von Gerechtigkeit als daß Sie die Wahrheit hiervon nicht einsehen, und Mir darin nicht beistimmen sollten, daß es Mir nicht nur unmöglich sei, die Eintreibung von Schulden zu verhindern, deren Gesetzmäßigkeit durch die Unterschrift Ihres Mannes bekräftigt ist, sondern daß Ich auch von der Seite Ihre Bitte nicht befriedigen könne, um die Verpflichtungen, welche er eingegangen ist, noch einer besonderen Untersuchung zu unterwerfen. Das Gesetz muß für Alle einerlei sein, und nach seiner auf Alle sich erstreckenden Kraft werden Wechsel, Grundbrief, Verschreibung, Kontrakt und jede Verpflichtung, wo sich der Schuldner eigenhändig unterschrieben hat, ohne diese Unterschrift leugnen zu können, als unstreitig und keiner weiteren Untersuchung bedürftig anerkannt.

Uebrigens ist Mir der Vermögenszustand Ihres Mannes hinlänglich bekannt, um hoffen zu können, daß bei einer besseren Einrichtung seiner Angelegenheiten, durch den Verkauf eines Theiles seiner Güter, nicht nur alle Schulden werden bezahlt werden können, sondern daß auch noch genug nachbleiben wird, um in Ihrem Fortkommen nicht zu beschränkt zu sein.

Diese Hoffnung der Erleichterung Ihres Schicksals gewährt Mir auch die Zufriedenheit, vermuthen zu können, daß

---

alle ihre Versicherungen und Wechsel ohne Unterschied zu bezahlen, und zur Befriedigung der Gläubiger auch das letzte Vermögen der Schuldner in Beschlag zu nehmen befiehlt. Sie hatte zugleich vorgestellt, daß, wenn mit ihrem Manne nach dieser Strenge verfahren werden sollte, sie gänzlich ihres Vermögens beraubt werden würde, welches für sie um so härter sein müßte, da viele dieser Schulden ohne Bedacht gemacht, und mehrere Dinge zu einem Preise bezahlt wären, der ihren Werth weit überträfe; sie müsse daher für sich eine Ausnahme erbitten, die der Monarch nach seiner Gnade ihr allein zu gewähren im Stande sei, da er ja über das Gesetz erhaben wäre.

Ihre ängstlichen Besorgnisse vielleicht mehr von dem Unvermutheten des Vorfalls, als durch das Wesentliche der Sache selbst entstanden sind, sich also von selbst zerstreuen und das Gesetz ungestört in seiner Wirkung lassen werden. Dann werden auch Sie Mich vollkommen gerecht finden, und also nicht aufhören, zu glauben, daß Ich unter Wünschen für Ihr Wohl beständig verbleibe Ihr wohlgeneigter

Alexander.

299. Der Synod, der Reichsrath und der Senat an den Kaiser Alexander I., nach der Einnahme von Paris 1814.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster, Großer Herr, Kaiser, Selbstherrscher von ganz Rußland!

Nachdem dem allerhöchsten Gott, der seine Gnade über Dich so wunderbar geoffenbaret hat, Lob, Ehre, Ruhm und Dank dargebracht worden, wendet sich das über Dich entzückte, durch Deinen Ruhm über alle Reiche erhobene, durch Dich glückliche Rußland heute zu Dir, Gesalbter des Herrn! und bringt durch Deinen heiligsten Synod, Reichsrath und Senat, welche sämmtlich die Knice vor Dir beugen, Dir das allgemeine Opfer Deiner treuen Unterthanen, das Opfer der durch Deine großen, in den Jahrbüchern der Welt kein Beispiel habenden Thaten, mit entzücktem Herzen dar. Höre, Allergnädigster Herr! den Ruf Deiner Kinder, und empfange gnädigst den aus der Tiefe ihrer Herzen empor gesandten Dank. Aber wie danken wir Dir würdig für die unerschütterliche Festigkeit, mit welcher Du, Dich auf die Liebe und die Ergebenheit Deiner Unterthanen verlassend und sie dadurch erhebend, nicht anstandest, den Frieden mit dem tückischen Feinde zu verwerfen, der durch das gelungene Eindringen in unsere Grenzen stolz geworden war? Womit danken wir Dir, der Du die Sicherheit unseres Vaterlandes durch die Wiederherstellung der Selbstständigkeit der an dasselbe angrenzenden Staaten befestiget hast? Welches Lob kann hinreichend sein für Dich, der Du uns an dem verwegenen Feinde nicht nur durch Deinen siegreichen Einzug in seine Hauptstadt, sondern auch durch den vollkommenen Sturz dieses schrecklichen Unterdrückers von Europa, der die Thronen erschütterte und seinem eisernen Scepter alle Völker und Staaten zu unterwerfen wähnte, gerächt hast? Indem wir Dich hoch preisen als Sieger, segnen wir auch Deine Gnade, die vor dem Angesichte der ganzen Welt durch großmüthige Verzeihung der Ueberwundenen und durch ihre Befreiung von dem Joche des Tyrannen bezeichnet worden ist. Wer von den Erden-Königen kommt Dir, Großer, gleich? Wer von ihnen, der die Waffen erhob zur Vertheidigung des Vaterlandes, hat sie von einem Ende Europens bis zum anderen

getragen, nicht um persönlichen Ruhm zu erwerben, sondern um fremde, von dem Joche unersättlicher Herrschsucht schuldlos niedergedrückte Völker zu retten und um ihnen ihre rechtmäßigen Fürsten wieder zu geben? Wer hat es vermocht, durch seine Weisheit und durch sanfte Ueberzeugung, während der größten Stärke, die feindlichen Nationen sich zu seinen Bundesgenossen zu machen, indem er dadurch ihr eigenes Wohl schuf? Deine Thaten, Herr, werden mit Deinem Namen, dem Namen Alexanders des Großen, des großmüthigen Beschützers Europens, des Wiederherstellers der rechtmäßigen Regierungen, verewigt werden. Schon legt Dir die ganze Welt, staunend über Deine Größe, und der Stimme der unparteiischen Nachwelt zuvorkommend, alle diese Titel bei. Du aber, würdiger Auserwählter des Allerhöchsten, der Du alle Deine großen Thaten einzig Seiner allgütigen Vorsehung zuschreibst, findest kein Wohlgefallen am Lobesopfer und verschließest unseren Mund durch Deine Demuth. Dir gehorsamend, Herr! kränken wir Deine Bescheidenheit nicht mit Lobesjubel: aber es wollen die allgemeinen Segnungen Deiner und der fremden Völker und der Segen Gottes, der stets mit Dir ist und sich in allem Deinen Beginnen offenbaret, die Kühnheit Deiner Dir ergebenen Kinder rechtfertigen, die Dir den von Allen einstimmig bestätigten Titel, welcher der Güte Deines Herzens, unseren Gefühlen gegen Dich entspricht, und ohne dessen Erwerbung keine wahre Größe stattfindet, den Titel — der Gesegnete oder Gebenedeiete darbringen. Eifrigst flehen wir Dich an, verwirf nicht dies Opfer, das Dir von Deinen Söhnen dargebracht wird. Damit aber die Gefühle unserer Dankbarkeit, die wir Dir hierdurch zu erkennen geben, nicht stumm seien vor der Nachwelt, so wünschten wir, sie durch ein sichtbares Zeichen, obgleich Deiner, unsterblicher Monarch, nicht würdig genug, zu bezeichnen und deswegen flehen wir Dich, Gesegneter, an, Du wollest uns nicht untersagen, in Deiner Residenzstadt für das kommende Zeitalter ein Denkmal zu errichten, das Deine großen Thaten verkündige: es setze nicht etwa dem Ruhme Deines unvergeßlichen Namens irgend etwas hinzu, aber es rechtfertige uns vor unseren Nachkommen. Ja, mögen sie uns nicht einst Gefühllosigkeit vorwerfen gegen die durch Dich über uns ausgegossenen Wohlthaten, und möge den Söhnen unserer Söhne dies Denkmal bis auf die spätesten Zeiten ein Beweis unserer Liebe und unserer grenzenlosen Ergebenheit gegen Dich sein.

300. Graf Stanislaus Potocki an den Kaiser Alexander I, nach Eröffnung des polnischen Reichstages.

Warschau, den 16. März 1816.

Allerdurchlauchtigster König!
Würdiger Senat!
Löbliche Landbotenkammer!

Du hast, Durchlauchtigster Herr, den uralten Thron der Könige von Polen, den Du wieder ins Dasein riefest, zu besteigen geruhet, und die kurze Zeit Deines Seins auf demselben hat uns unserem Gedächtnisse das schmerzhafte Andenken an das lange Unglück desselben verwischt. Bei diesem Anblicke verwandeln sich die Tage unserer Trauer in Tage der Freude; denn es bürgt uns ein bleibendes Wohlsein.

Indem Du, Durchlauchtigster Herr! das Königreich Polen mit Deinem großen Reiche vereinigtest, indem Du unter Deinem Scepter zwei brüderliche Völker verbandest, hast Du die Dauer unseres Seins begründet, weil Du uns eine so mächtige Stütze sicherst; und auf der anderen Seite hast Du, zum Staunen der Welt über ein so seltenes Beispiel, indem Du Polen eine Konstitution gabst, deren edle Liberalität die Zierde Deines Herzens ist, das Glück unserer Nation verbürgt. Denn obgleich ein widriges Schicksal sie von eheher unter die Zahl Deiner Feinde geschrieben hat, richtetest Du sie mit dem siegenden Arme nicht nur empor, sondern wolltest sie auch frei und glücklich wissen. Und diese Großmuth gegen uns, gnädiger Herr! hat es nun gemacht, daß wir, die wir noch vor kurzem der Gegenstand des Mitleids waren, nun beinahe von allen Völkern beneidet werden.

Für so viele Wohlthaten fordert Deine väterliche Stimme, die wir so eben vernommen, von dem versammelten Reichstage nur, daß er sich vor den Augen der Welt dessen würdig zeige, was Du für uns gethan hast, und daß er anderen Nationen im Gebrauch der liberalen Vorschriften der Konstitution, die Du der polnischen ertheiltest, ein musterhaftes Beispiel gebe! Du willst diese auch mit Ruhm bedecken, die Du mit Wohlthaten überhäuft hast, und in den Augen Europa's Deine großmüthige, durch nichts zu erschütternde Zuneigung zu uns rechtfertigen.

Kann es einen Polen geben, der für Deine so edle, so väterliche Aufmunterung kein Gefühl hätte? Kann er es verkennen, gnädiger Herr! daß es eine von den bedeutenden Wohlthaten ist, die Du so freigebig über uns ergossen hast, ist es ihm möglich, sich nicht aus ganzer Seele der Ausführung Deiner Absichten zu weihen? Du hast, gnädiger Herr! für uns gethan, was Dir nur immer Deine Weisheit zu thun erlauben konnte; aber indem Du hierin noch unsere gegenwärtigen Hoffnungen übertrafst, hast Du für die Zukunft

noch reizenderen das Feld geöffnet. Indessen liegt es uns ob, zur Verwirklichung Deiner wohlthätigen Absichten beizutragen, da Du diese Sorge dem Reichstage Allergnädigst anvertrauest und empfiehlst. Wir würden uns selbst, und der Dankbarkeit nahe treten, wenn wir dieser heiligen Pflicht nicht nachkämen. Nein! Durchlauchtigster Herr! und ich kann es laut verbürgen, daß die polnische Nation, obgleich einst stürmisch frei, doch immer ihren Königen zugethan, heute von Erfahrung belehrt, Dem, welchem sie Alles, vom Dasein angefangen, zu verdanken hat, nichts schuldig bleiben wird. Es wird ihre erste Sorge sein, gnädiger Herr! sich in den Augen der Welt so zu zeigen, wie Du sie derselben darzustellen wünschest; sie fühlt nämlich, daß Derjenige, der dem Jammer der Völker ein Ende setzte, in ihr denselben noch ein Muster des wahren Glückes aufstellen will.

Dies sind die Gefühle, gnädiger Herr! Deines getreuen Senats, der sich rühmt, einen Deiner Durchlauchtigsten Brüder in seinem Schoße zu sehen; dies der Landbotenkammer, die stolz darauf ist, daß Du ihr den anderen zu besitzen gestattet hast; dies endlich, Durchlauchtigster Herr! der Widerhall der Dankbarkeit von ganz Polen, das die Tage seines Glückes mit den Tagen Deines Lebens zählen wird.

Möchte doch, Durchlauchtigster Herr! dieses Land, obgleich durch Deine Waffen eingenommen, doch von Deinen Tugenden besiegt, auf immer den Ueberwindern eine fruchtende Lehre sein, und ihnen durch Dankbarkeit und Liebe, mit welchem ganz Polen zu Dir durchdrungen ist, beweisen, welches die echten und edlen Mittel sind, die Völker mit unauflöslichen Banden an sich zu fesseln. Mögen sie auf diese gesetzgebende Versammlung blicken, die der König eröffnet und zur Ausübung der Macht auffordert, die Er ihr ertheilte! Mögen sie auf diese Zeichen der Nationalität, die den Völkern so theuer sind, und uns so glanzvoll wiedergegeben worden, schauen! Auf diesen alten Thron unserer Könige, dessen früherer Glanz durch Deine Gegenwart, gnädiger Herr! erhöhet wird! Auf diesen Senat, auf diese Landbotenkammer, die Dich umgeben! Auf Deine Durchlauchtigsten Brüder, welche, Deinen Fußtapfen folgend, zu dem Werke unserer Beglückung beitragen! Auf die Gebräuche, auf die vaterländische Sprache, die uns so ruhmvoll zurückgegeben sind! Auf diese Adler, so oft Sieger, die unseren tapferen Kriegern wieder anvertraut worden, welche stolz sind auf die Aufführung des ersten Prinzen Deines Blutes, der sie auf eine so hohe Stufe der Ordnung und des Glanzes gestellt hat! Endlich mögen sie Polen sehen, das sich auf Deinen Ruf, Durchlauchtigster Herr! wiedergebiert und zu den Füßen Deines Thrones den Zoll der Dankbarkeit, der Deinen Wohlthaten gleich ist, niederlegt.

Mach' es, o Gott! zum Glücke der Herrscher und der Völker, daß dieses große und glorreiche Bild immer ihrer

Seele gegenwärtig sei, so wie es in diesem Augenblicke unseren Herzen und Augen gegenwärtig ist; und mache, daß es in ihnen die Ueberzeugung hervorbringe, daß Großmuth und Moralität die wahren Grundlagen sind, auf die sich die Politik der Herrscher immer fußen soll. So ist es, Durchlauchtigster Herr! Möchte die ganze Welt zu ihrem Heil sich überzeugen, daß dieses edle, heute vor ihren Augen durch Dich entwickelte Vorhaben, dessen beneidenswerther Gegenstand Wir sind, die schönste Nahrung gebe, die nur allein jener Monarch geben konnte, dessen Allerhöchster Wille durch nichts, als durch seinen Wohl verbreitenden Genius begrenzt ist, welcher gleich groß und unermeßlich wie sein Reich ist, über dessen Heil er wacht.

301. Der General **Kosciuszko** an den Kaiser **Alexander**.

Belleville, den 9. April 1814.

Sire!

Wenn ich es aus meiner dunklen Zurückgezogenheit wage, meine Bitte an einen großen Monarchen, großen Feldherrn, und besonders Beschützer der Menschheit, zu richten, so geschieht es, weil seine Großmuth und seine Erhabenheit mir gar wohl bekannt sind. Ich bitte Sie um drei Gnadenbezeigungen: die erste ist, den Polen eine allgemeine Amnestie ohne Restriktion zu bewilligen, und daß die in fremden Ländern zerstreuten Bauern als frei betrachtet werden sollen, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren; die zweite, daß Ew. Majestät sich als König von Polen mit einer freien, der Englischen nahe kommenden Konstitution erklären, und daß Sie Schulen auf Kosten der Regierung zum Unterricht der Bauern errichten lassen; daß die Leibeigenschaft der Letzteren nach zehn Jahren abgeschafft werde, und sie ihrer Besitzungen in völligem Eigenthum genießen. Wenn meine Bitten erhört werden, werde ich, obgleich krank, kommen, mich zu den Füßen Ew. Majestät zu werfen, um Ihnen zu danken, und der Erste sein, Ihnen, als meinem Souverain, zu huldigen. Wenn meine schwachen Talente noch von einigem Nutzen sein könnten, würde ich im Augenblick abreisen, um mich mit meinen Mitbürgern zu vereinigen, und meinem Vaterlande und meinem Souverain mit Ehre und Treue zu dienen.

Meine dritte Bitte, Sire, obgleich eine Privatbitte, interessirt mein Herz und mein Gefühl gar sehr. Ich wohne seit vierzehn Jahren in dem achtbaren Hause des Herrn **Zentner**, eines Schweizers von Geburt, ehemals Gesandter seines Landes in Frankreich. Ich bin ihm tausend Verbindlichkeiten schuldig; allein wir sind Beide arm und er hat eine zahlreiche Familie. Ich bitte für ihn um eine ehrenvolle Stelle, entweder in der neuen Französischen Regierung, oder

in Polen. Er ist unterrichtet, und ich bürge für seine geprüfte Treue. Ich bin u. s. w.

Kosciuszko.

302. Eigenhändige Antwort Sr. Majestät des Kaisers Alexander.

Paris, den 14. Mai 1814.

Ich fühle ein großes Vergnügen, General, Ihren Brief zu beantworten. Ihre theuersten Wünsche sind erfüllt. Mit der Hülfe des Allmächtigen hoffe ich die Regeneration der tapfern und achtungswerthen Nation, der Sie angehören, zu verwirklichen. — Ich habe die Verpflichtung dazu feierlich übernommen, und von je her hat das Wohl derselben meine Gedanken beschäftigt. — Die politischen Verhältnisse allein haben der Ausführung meiner Absichten Hindernisse entgegengesetzt. — Diese Hindernisse walten nicht mehr ob. — Zwei Jahre eines fürchterlichen aber ruhmvollen Kampfes haben solche geebnet. — Noch eine kurze Zeit mit einem klugen Benehmen, und die Polen werden ihr Vaterland und ihren Namen wieder erlangen, und ich werde den Genuß haben, sie zu überzeugen, daß Vergangene vergessend, daß der, welchen sie ihren Feind glaubten, der sein werde, der ihre Wünsche erfüllen wird. — Wie angenehm wird es mir sein, General, Sie als meinen Gehülfen bei diesen heilsamen Arbeiten zu sehen! — Ihr Name, Ihr Karakter, Ihre Talente werden meine beste Stütze sein. Empfangen Sie, General, die Versicherung meiner ganzen Achtung.

Alexander.

303. Der General Kosciuszko an den Kaiser Alexander.

Wien, den 10. Juni 1815.

Sire!

Der Fürst Czartoryski hat mir alle die Wohlthaten auseinandergesetzt, die Ew. Majestät für die polnische Nation vorbereiten. Die Ausdrücke können meinen Gefühlen der Dankbarkeit und Bewunderung nicht entsprechen. Eine einzige Besorgniß beunruhigt noch meine Seele und meine Freude. Ich bin ein geborener Litthauer, Sire, und habe nur noch einige Jahre zu leben, indessen verdeckt der Schleier der Zukunft noch die Schicksale meines Geburtslandes und so vieler anderer Provinzen meines Vaterlandes. Ich vergesse die erhabenen Versprechungen nicht, die Ew. Königliche und Kaiserliche Majestät geruhet haben, mir, so wie Mehreren meiner Landsleute, mündlich zu thun. Mein Herz wird mir nie gestatten, je an der Wirkung dieser heiligen Worte zu zweifeln; allein meine Seele, von so lange dauerndem Unglück eingeschüchtert, bedarf es, von neuem beruhigt zu wer-

den. Nur dem Impuls meiner Gefühle gehorchend, bin ich gekommen, den Rest meiner Existenz dem Dienste Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät zu weihen. Seien Sie doch, Sire, mein Schiedsrichter in dieser für mein Gewissen entscheidenden Angelegenheit, und geruhen Sie, mit einem einzigen wohlwollenden Worte zu sagen, daß Sie meinen Entschluß billigen. Dieses Worte wird den einzigen Wunsch erfüllen, der mir noch auszusprechen bleibt, nämlich, mit der tröstlichen Gewißheit in das Grab zu steigen, daß Ihre polnischen Unterthanen berufen sein werden, Ihre Wohlthaten zu segnen. Diese Gewißheit, ich gestehe es, würde meine Anstrengungen und die Energie meiner Seele unendlich vermehren. Ich werde es nie wagen, Sire, die Ausführung Ihrer großen Entwürfe zu beeilen. Ich werde den Gedanken daran heilig für mein eigenes Gewissen bewahren, und nur auf ausdrückliche Autorisation Gebrauch von diesem heiligen Pfande machen. Ich werde hier Ihre Befehle auf meine demüthige Bitte erwarten; es ist die letzte, die ich zu den Füßen Ew. Königl. und Kaiserl. Majestät zu legen wage, mit einem Gefühl unerschütterlichen Vertrauens, dem nur Ihre Großmuth und Ihre unvergleichliche Güte gleichkommen können.

Kosciuszko.

304. Karl Johann, Kronprinz von Schweden, an Napoleon.

So lange Ew. Majestät nur gegen mich geradezu gehandelt oder handeln lassen, stand es mir nicht zu, Ihnen etwas Anderes entgegen zu setzen, als Ruhe und Stillschweigen. Aber jetzt, da das Schreiben des Herzogs v. Bassano an Herrn von Ohsson zwischen dem Könige und mir eben jenen Zunder der Zwietracht auszustreuen sucht, der Ew. Majestät den Eingang in Spanien erleichterte, so wende ich mich, nach Unterbrechung aller amtlichen Verhältnisse, unmittelbar an Sie, um Ihnen das biedere und offene Benehmen Schwedens, selbst in den schwierigsten Zeiten, ins Gedächtniß zu rufen.

Auf die Mittheilung, wozu Herr Signeul auf Ew. Majestät Befehl beauftragt wurde, ließ der König antworten: „Schweden, überzeugt, daß es nur Ihnen, Sire, den Verlust seines Finnlandes zuzuschreiben habe, könne niemals an Ihre Freundschaft glauben, wenn Sie ihm nicht zu Norwegen verhülfen, um es für den Nachtheil zu entschädigen, welchen Ihre Politik ihm zugefügt."

In Betreff alles dessen, was in dem Schreiben des Herzogs von Bassano über die Einnahme Pommerns und das Betragen der französischen Kaper vorgebracht wird, sprechen die Thatsachen; und nach Vergleichung der Zeitangaben

wird sich beurtheilen lassen, wer von Beiden Recht hat, Ew. Majestät oder die schwedische Regierung.

Hundert schwedische Schiffe waren genommen, und mehr als zweihundert Matrosen lagen in Banden, als die Regierung sich in der Nothwendigkeit sah, einen Freibeuter zu verhaften, der unter französischer Flagge bis in unsere Häfen kam, um sich unserer Fahrzeuge zu bemächtigen, und unseres Vertrauens auf die Verträge zu spotten.

Der Herzog von Bassano sagt, Ew. Maj. habe den Krieg mit Rußland nicht angestiftet; und doch, Sire, ist Ew. Maj. an der Spitze von viermalhunderttausend Mann über den Niemen gegangen.

Von dem Augenblicke an, als Ew. Majestät in das Innere dieses Reiches vordrang, war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Der Kaiser Alexander und der König sahen schon seit dem Monat August das Ende des Feldzuges und dessen unermeßliche Folgen vorher. Nach allen militairischen Berechnungen schien es ausgemacht, Ew. Majestät würde in Gefangenschaft gerathen. Dieser Gefahr sind Sie entgangen, Sire, aber Ihre Armee, die Blüthe Frankreichs, Deutschlands und Italiens, ist dahin. Dort sind unbeerdigt die Tapfern geblieben, die Frankreich bei Fleurus retteten; Französische Krieger, die in Italien siegten, die dem brennenden Himmel Aegyptens widerstanden, und die bei Marengo, bei Austerlitz, bei Jena, bei Halle, bei Lübeck, bei Friedland und an so vielen anderen Orten, den Sieg an Ihre Fahnen gefesselt haben.

Möge bei diesem herzzerreißenden Gemälde, Sire, Ihr Gemüth sich erweichen, und ist es nöthig, um es vollends zu rühren, so gedenken Sie des Todes von mehr als einer Million Franzosen, welche auf dem Felde der Ehren als Opfer der von Ew. Maj. unternommenen Kriege gefallen sind.

Ew. Majestät beruft sich auf Ihre Ansprüche auf die Freundschaft des Königs. Es sei mir erlaubt, Sire, Sie daran zu erinnern, wie wenig Werth Ew. Majestät auf diese Freundschaft legte, in Augenblicken, wo eine Erwiederung freundschaftlicher Gesinnungen für Schweden sehr heilsam gewesen wäre. Als der König nach dem Verluste Finnlands an Ew. Majestät schrieb, und Sie bat, sich zu verwenden, damit Schweden die Alandischen Inseln behielte, antworteten Sie: Wenden Sie sich an den Kaiser Alexander, er ist groß und edelmüthig; und um das Maß Ihrer Gleichgültigkeit voll zu machen, ließen Sie im Augenblicke meiner Abreise nach Schweden in eine amtliche Zeitung (Moniteur vom 21. September 1810, Nr. 264) einrücken: „es finde in diesem Königreiche ein Zwischenreich statt, während dessen die Engländer ungestraft daselbst Handel trieben.“

Der König trennte sich von der Koalition des Jahres 1792, weil diese Koalition darauf ausging, Frankreich zu

theilen, und weil er an der Zerstückelung dieser schönen Monarchie keinen Theil nehmen wollte. Zu diesem Entschlusse, einem rühmlichen Denkmale seiner Politik, bewog ihn sowohl seine Anhänglichkeit an das französische Volk, als das Bedürfniß, die Wunden des Königreiches sich vernarben zu lassen. Dieses weise und tugendhafte Verfahren, darauf gegründet, daß jede Nation das Recht hat, sich nach eigenen Gesetzen, nach eigenen Gebräuchen und nach eigenem Willen zu regieren: dieses Verfahren ist eben das, welches er sich jetzt zum Grundsatze gemacht hat.

Ihr System, Sire, will den Nationen die Ausübung der Rechte untersagen, die sie von der Natur empfangen haben: das Recht mit einander Handel zu treiben, einander zu helfen, in gegenseitigem Verkehr und in Frieden zu leben. Das Dasein Schwedens ist jedoch von einer Ausdehnung der Handelsverhältnisse abhängig, ohne die es sich selbst nicht genügen kann.

Weit entfernt, in dem Verfahren des Königs eine Veränderung der Grundsätze zu sehen, wird jeder Aufgeklärte und Unparteiische darin nur die Fortsetzung einer gerechten und standhaften Politik finden. Diese mußte sich kund geben in einer Zeit, wo die Fürsten sich gegen die Freiheit Frankreichs vereinigten; sie wird mit Nachdruck befolgt in einem Zeitpunkte, wo die französische Regierung immerfort gegen die Freiheit der Fürsten und der Völker verschworen ist.

Ich kenne die Geneigtheit des Kaisers Alexander und des Kabinets von St. James zum Frieden. Die Drangsale des festen Landes von Europa fordern ihn laut; Ew. Maj. sollte ihn nicht zurückweisen. Im Besitz der schönsten Monarchie auf Erden, Sire, werden Sie immer deren Grenzen erweitern wollen, um einem minder mächtigen Arme als der Ihrige ist, das Erbtheil endloser Kriege zu hinterlassen? Wird Ew. Maj. nicht dahin trachten, die Wunden einer Revolution zu heilen, wovon für Frankreich nichts übrig bleibt, als das Andenken seines kriegerischen Ruhmes und wirkliches Unglück im Innern? Sire, die Lehren der Geschichte verwerfen den Gedanken einer Universalmonarchie: der Trieb der Unabhängigkeit kann gedämpft werden, aber er erstirbt nicht im Herzen der Völker. Möge Ew. Maj. alle diese Rücksichten erwägen und endlich einmal in der That an den allgemeinen Frieden denken, dessen entweiheter Name so viel Blutvergießen verursacht hat.

Ich bin in dem schönen Frankreich geboren, welches Sie beherrschen, Sire: sein Ruhm und seine Wohlfahrt können mir niemals gleichgültig werden. Aber wiewohl ich nicht aufhöre, für das Glück dieses Landes Wünsche zu hegen, so werde ich dennoch mit allen Kräften meiner Seele sowohl die Rechte des Volkes, das mich berufen hat, als die Ehre des

Fürsten vertheidigen, der mich seinen Sohn zu nennen gewürdigt. In diesem Kampfe zwischen der Freiheit der Welt und der Unterdrückung werde ich zu den Schweden sagen: „Ich fechte für euch und mit euch, und die Wünsche der freien Nationen werden unsere Anstrengungen begleiten."

In der Politik, Sire, giebt es weder Freundschaft noch Haß; es giebt nur Pflichten zu erfüllen gegen die Völker, welche zu regieren die Vorsehung uns beruft. Ihre Gesetze und Gerechtsame sind ihnen theuere Güter, und wenn man genöthigt ist, um sie zu behaupten, alten Verhältnissen und der Anhänglichkeit an Familienbande zu entsagen, so darf ein Fürst, der seinen Beruf erfüllen will, niemals zweifelhaft sein, welchen Entschluß er zu fassen hat.

Der Herzog von Bassano erklärt, Ew. Majestät werde das Aufsehen eines Bruches vermeiden. Aber, Sire, hat nicht Ew. Majestät selbst unsere Handelsverhältnisse unterbrochen, indem Sie die Wegnahme der schwedischen Schiffe mitten im Frieden befahlen? War es nicht die Härte Ihrer Befehle, welche uns seit drei Jahren jede Art von Verkehr mit dem festen Lande untersagt hat, und seit diesem Zeitpunkte mehr als 50 schwedische Schiffe in Rostock, Wismar und anderen Häfen der Ostsee zurückhalten läßt?

Der Herzog von Bassano fügt hinzu: „Ew. Majestät werde Ihr System nicht ändern, und hege die größte Abneigung gegen einen Krieg, den Sie als einen bürgerlichen Krieg würde betrachten müssen." Dies deutet an, daß Ew. Majestät Schwedisch-Pommern behalten will, und daß Sie der Hoffnung nicht entsagt, über Schweden zu gebieten, und solchergestalt, ohne das Mindeste dabei zu wagen, den schwedischen Namen und Karakter zu erniedrigen. Durch den Ausdruck „bürgerlicher Krieg" bezeichnet Ew. Majestät ohne Zweifel den Krieg zwischen Bundesgenossen: allein man kennt das Schicksal, welches Sie den Ihrigen bereiten. Wenn Ew. Majestät sich des Mißvergnügens erinnern will, das Sie kund gaben, als Sie den von mir im April 1809 dieser tapferen Nation zugestandenen Waffenstillstand erfuhren, so werden Sie darin die Nothwendigkeit erkennen, in welcher dieses Land sich befand, Alles zu thun, was es bis jetzt gethan hat, um seine Unabhängigkeit zu erhalten, und sich vor den Gefahren zu hüten, worin Ihre Politik, Sire, es verstrickt haben würde, wenn es diese weniger gut gekannt hätte.

Während der seit vier Monaten sich drängenden Begebenheiten hat die Entwaffnung der schwedischen Truppen in Pommern, und deren Absendung nach Frankreich als Kriegsgefangene, den Generalen Ew. Majestät zur Last gelegt werden können. Allein es dürfte nicht so leicht ein Vorwand zu finden sein, um die Thatsache zu widerlegen, daß Ew. Majestät niemals die Aussprüche des Konseils der Prisen hat bestätigen wollen, und daß Sie besondere Ausnahmen zum

Nachtheile Schwedens gemacht haben, wiewohl jener Gerichtshof zu unseren Gunsten entschieden hatte. Uebrigens, Sire, wird kein Mensch in Europa durch die Beschuldigung der Generale Ew. Majestät sich irre leiten lassen.

Das Schreiben des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und die Antwort des Herrn Cabre vom 4. Januar 1812 werden Ihnen beweisen, daß Se. Majestät Ihrem Verlangen zuvorgekommen war, indem Sie alle Mannschaft der genommenen Kaper in Freiheit setzen ließ. Schon damals hat die Regierung ihre Rücksichten so weit getrieben, daß sie sogar Portugiesen, Algierer und Neger zurücksandte, welche auf denselben Kapern gefangen genommen waren, und sich für Unterthanen Ew. Majestät ausgaben. Nichts hätte also im Wege stehen sollen, daß Ew. Majestät die Zurücksendung der schwedischen Officiere und Soldaten befohlen hätte, und dennoch schmachten sie noch in Banden.

Was die in dem Schreiben des Herzogs von Bassano enthaltenen Drohungen, und die 40,000 Mann betrifft, welche Ew. Majestät dem Könige von Dänemark geben will, so glaube ich nicht, in das Nähere über diese Gegenstände eingehen zu müssen, um so mehr, da ich zweifle, ob der König von Dänemark diese Hülfleistung wird benutzen können.

Wenn von meinem persönlichen Ehrgeize die Rede ist, so gestehe ich, der meinige ist sehr groß: ich habe den Ehrgeiz, der Sache der Menschheit zu dienen, und die Unabhängigkeit der Skandinavischen Halbinsel zu versichern. Um dies zu bewirken, baue ich auf die Gerechtigkeit der Sache, welche zu vertheidigen der König mir befohlen hat, auf die Ausdauer der Nation und auf die Biederkeit ihrer Bundesgenossen.

Wie auch Ihr Entschluß ausfallen möge, Sire, für den Frieden oder für den Krieg, so werde ich nichtsdestoweniger für Ew. Majestät die Gesinnungen eines ehemaligen Waffenbruders beibehalten.

Karl Johann.

Stockholm, den 23. März 1813.

305. Der General Moreau an den General Duroc.

Den 8. September 1803.

Herr General!

Ich habe den Brief erhalten, mit dem Sie mich gestern im Namen des ersten Konsuls beehrt haben, um mir ein Kommando bei der Expedition nach England anzutragen. Ich glaubte, daß meine Gesinnung über diesen Gegenstand bekannt genug sei, um mir einen Antrag dieser Art, und die Unannehmlichkeit, ihn abzulehnen, zu ersparen. Ich will ihn jedoch mit der Offenherzigkeit eines Soldaten beantworten, der sich in diesem Falle ohne Zurückhaltung erklären darf, weil er einige Proben von Muth abgelegt und seinem Va-

terlande einige wichtige Dienste geleistet hat. Ueberdies glaube ich auch, Ihrem Briefe, Herr General, mehr die Absicht, meine Gesinnungen zu erfahren, als mir Befehle zu überbringen, beilegen zu müssen. Ich bin nie ein Freund von Unternehmungen zur See gewesen, besonders seitdem ich gesehen habe, mit welch einer schrecklichen Schnelligkeit die Ruinen unserer Seemacht und der Kern unserer Armee darin zu Grunde gingen. Ich glaube, daß man nur in dem Falle zu Unternehmungen von einem so unsicheren Ausgange, und welche beiden Theilen, dem Angegriffenen wie dem Angreifenden, den tödtlichen Streich beibringen können, greifen darf ,wenn man durch so gebieterische Umstände dazu gezwungen wird, daß die Sicherheit und Ehre des Staates in Gefahr kämen, wenn man einen Schritt zurück träte und dadurch Schwäche und Unentschlossenheit verriethe.

Nun sehe ich nicht, daß die gegenwärtigen Umstände uns nöthigen, den größten Theil unserer Landmacht, und diese wieder aufblühende Seemacht, die wie durch ein Wunder von einer begeisterten und fleißigen Nation erschaffen worden ist, gegen tausend ungünstige Zufälle auf's Spiel zu setzen. Ich fragte mich selbst, als ich die bedeutenden Rüstungen zur Wiedereroberung unserer Kolonieen erblickte: ob denn wohl der Friede so befestigt sei, daß man das Wiedergenommene oder Eroberte zu behalten hoffen könne, und ob die Wiederherstellung unseres Seehandels so nothwendig oder sicher sei, daß man so viel Geld und so viel Soldaten dazu verwenden dürfte? Der erste Konsul erlaube einem Soldaten, der seinen alten Waffengenossen lebhaft ergeben ist, hier einiges Bedauern über die unglücklichen Vorfälle oder die zu gewagten Kombinationen, wodurch eine so große Anzahl umgekommen ist, zu erkennen zu geben. Dieses Bedauern wird ihm auch meine Meinung über die vorbereitete Expedition und meinen Entschluß, an ihrer Direktion keinen Theil zu nehmen, erklären. Wir hatten die beste Armee in Europa, die besten Mittel, unsere, durch einen elfjährigen Krieg geschwächten Kräfte wieder zu ersetzen; und jetzt haben wir ganze Korps, die aus lauter Konskribirten bestehen, unter welchen die alten Soldaten nur noch als Ruinen der durch die Zeit zerstörten Herrlichkeit und Größe erscheinen werden.

Gegenwärtig ist, wenn ich die ungeheueren Vorbereitungen, die Vereinigung unserer Armeen auf benachbarten Punkten der Küsten, die Erklärungen der Regierungen und die sehr beglaubigten Gerüchte betrachte, nichts Geringeres im Werke, als eine verzweifelte Unternehmung, deren unwahrscheinlicher Erfolg Englands Untergang, die beinahe gewisse Folge aber die Schwächung unserer Landmacht und die gänzliche Vernichtung unserer Seemacht sein wird. Man darf wohl, wenn man so wichtige Zwecke des Staates gefährdet sieht, sich fragen, ob wir im Verhältniß gegen England in ei-

ner so kritischen Lage waren, ihm Vernichtung zu schwören und den Untergang zu bereiten. Wir waren stark genug und geachtet auf dem festen Lande, wir lenkten, vielleicht mit etwas zu viel Ungestüm, alle politischen Verhandlungen; wir waren gesichert gegen die Angriffe der englischen Seemacht, und den Ränken der englischen Minister lange unerreichbar; und in dieser wahrlich starken, kraftvollen, Achtung gebietenden Lage, versuchen wir eine Unternehmung, welche höchstens durch Unfälle, die alle unsere Hülfsmittel erschöpft hätten, gerechtfertigt ist, und nur durch eine Verzweiflung, die uns keine Wahl der Mittel übrig ließe, entschuldigt werden könnte. Ich bin weit entfernt, die Begeisterung zu tadeln, welche in der Nation entzündet worden ist, weit entfernt, die Anstrengungen und Aufopferungen jener Begeisterung zu mißbilligen; allein ich glaube, daß die Thätigkeit der Regierung sich nur auf die Entwickelung jener Stimmung der Nation beschränken mußte, um dadurch unsere Marine neu zu schaffen. Aber weiter zu gehen, unsere Armeen, die noch in der Arbeit ihrer neuen Organisation begriffen sind, so großen Gefahren auszusetzen, das, Herr General, heißt uns in den Fall setzen, mit Erfolg von den Landmächten angegriffen zu werden, welche uns immer mißtrauisch beobachten, das heißt, sich wieder in die verderbliche Verwickelung zurückstürzen, aus welcher uns nur die wunderbare Rückkehr Buonaparte's aus Aegypten und sein Sieg am 18. Brumaire retten konnte.

Man sagt uns täglich, daß wir, zur bürgerlichen Ordnung zurückgekehrt, auf die erste Stufe der bürgerlichen Ausbildung gestellt worden sind; und doch kündigt man uns eine Unternehmung an, welche, ihrem Princip nach, den Nachbarn den im eigenen Lande vermißten Wohlstand zu beneiden, jener Horden würdig wäre, die keinen anderen Zweck ihrer Kriege kennen, als Beute und Vernichtung des Gegners. Dessenungeachtet verbreitet man diese sonderbaren Ideen unter die Soldaten, um sie zu reizen und von ihrer Habsucht eine Bereitwilligkeit zu erlangen, welche man von wahrem Muthe vergeblich erwartete. Ich will hier nicht die Rechte des Eroberers untersuchen, noch entscheiden, ob diese Rechte durch die Gefahren, die der Eroberer besiegen mußte, erweitert werden können; aber ist es wohl politisch, im voraus anzukündigen, wie man die Eroberung zu nützen gedenke? Ziemt es sich, sie denen, welche sie ausführen sollen, nur als ein weites Feld zum Plündern und Blutvergießen darzustellen? Freilich ist wohl die Verbreitung solcher Ideen, der Gebrauch solcher Mittel, um den Geist unserer Soldaten zu verderben, um Habsucht an die Stelle des Ehrgeizes zu setzen, ganz gegen die Absicht des ersten Konsuls; aber Ihnen, Herr General, vertraue ich die ehrenvolle Mühe, ihn über diese Ränke zu belehren, und ihm zu sagen, wie sehr alle, den Gesetzen der Ehre treuen Soldaten dadurch gekränkt werden. Alle se-

hen, wie ich, mit unruhigem Herzen, daß man täglich mehr jenen hohen Eifer erniedrigt, welcher in den schönen Tagen unseres kriegerischen Ruhmes keine andere Triebfeder hatte, als Ehrliebe, Vaterlandsliebe, und ich möchte wohl sagen, auch Begeisterung für Freiheit, wenn nicht die aus ihr entsprungenen Uebel allzu neu wären und man jetzt das Andenken der von ihr geschlagenen Wunden wecken dürfte. Zuverlässig wird dieser Eifer in einem Kriege nicht wieder erwachen, in welchem man nichts als blinde Verwegenheit von den Soldaten fordert, und den Sieg nur zu mißbrauchen befiehlt.

Ich habe frei gesprochen, aber keinen Beweis von Muth ablegen wollen. Es würde wenig Achtung für das Oberhaupt der Regierung verrathen, wenn man es für gefährlich hielte, zu sagen, was recht und wahr ist.

306. Der General Moreau an seine Gemahlin in London, wo sie nach der Reise aus Amerika zurückgeblieben war.

Liebste Freundin!

In der Schlacht bei Dresden, vor drei Tagen, sind mir beide Beine abgeschossen worden. — — Die Amputation ging so gut von statten als möglich. Obschon die Armee eine rückgängige Bewegung gemacht, ist diese gleichwohl keinesweges die Folge eines Unfalls (revers), nur eines Mangels an Zusammenhang (décousu), und in der Absicht, sich dem Blücherschen Armeekorps zu nähern. Entschuldige mein Gekritzel. Ich liebe und umarme Dich von ganzem Herzen. Rapatel wird schließen.

Victor Moreau.

Madame, der General erlaubt mir, auf demselben Blatte fortzufahren, auf welchem er einige Zeilen geschrieben. Machen Sie sich einen Begriff von meinem Schmerz und meinem Kummer, aus dem, was er Ihnen gemeldet. Von dem ersten Augenblicke seiner Verwundung bin ich ihm nicht von der Seite gekommen. Ich werde ihn bis zu seiner vollendeten Genesung nicht verlassen. Wir haben die besten Hoffnungen; ich, der ihn so genau kenne, darf versichern, daß wir ihn retten werden. Er hat die Amputation mit dem größten Heldenmuthe überstanden, ohne die Besinnung zu verlieren. Der erste Verband ist abgenommen und die Wunden wurden in gutem Zustande befunden. Er hatte nur einen unbedeutenden Fieberanfall bei der Eiterung; diese hat beträchtlich abgenommen. Verzeihen Sie mir das Herzählen dieser kleinen Umstände; sie sind eben so schmerzhaft für mich, als sie es für Sie sein werden. Ich habe diese vier letzten Tage Muth bedurft, und werde ihn ferner bedürfen. Rechnen Sie auf meine Sorgfalt, auf meine Freundschaft, auf alle Gesinnungen, die Sie mir Beide eingeflößt haben, und

mit welchen ich ihn bedienen werde. Sein Sie nicht unruhig; ich darf Ihnen nicht sagen: haben Sie Muth; ich kenne Ihr Herz. Ich werde keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, Ihnen Nachricht von ihm zu geben. So eben versichert mich der Arzt, daß, wenn Alles fernerhin so gut geht, er in fünf Wochen das Fahren wird vertragen können.

Leben Sie wohl, ehrwürdige Freundin. Ich bin sehr unglücklich. Ich umarme die arme Isabella (Moreau's 9jährige Tochter).

Der Allerergebenste Ihrer Diener
Rapatel.

Laun, den 30. August 1813.

307. Kaiser Alexander an Madame Moreau.

Madame!

Als den General Moreau hart an meiner Seite der schreckliche Unfall traf, und mir den Rath und die Erfahrung dieses großen Mannes raubte, hoffte ich ihn durch die äußerste Sorgfalt und Pflege wenigstens für seine Familie und für die Erweisungen meiner Freundschaft beim Leben zu erhalten. Die Vorsehung hat es anders gewollt. Er starb, wie er gelebt hatte, mit der Seelenstärke eines entschlossenen Mannes. Bei den härtesten Prüfungen des Schicksals giebt es nur einen Trost, — herzliche Theilnahme werden Sie, Madame, in ganz Rußland überall finden, und wenn es Ihnen beliebt, dort Ihren Wohnsitz aufzuschlagen, so werde ich Alles, was ich vermag, aufbieten, um Ihnen Ihren Aufenthalt so angenehm zu machen, als möglich, denn ich erkenne es für meine heiligste Pflicht, es für Sie an nichts fehlen zu lassen, was Ihnen Trost und Zufriedenheit gewähren kann. Ich bitte Sie, Madame, sich unbezweifelt darauf zu verlassen, daß in Allem und in Jedem, wo und wie ich Ihnen nützlich sein kann, es mir zum allergrößten Vergnügen gereichen wird. Verhehlen Sie mir daher ja auch den leisesten Ihrer Wünsche nicht, und wenden Sie sich jedesmal unmittelbar an mich selbst. Meine Freundschaft für Ihren Gemahl reicht über das Grab hinaus, jetzt kann ich sie nur noch durch meinen Antheil an der Wohlfahrt seiner Familie beweisen. Lassen Sie sich bei diesem traurigen bitteren Anlaß diese meine Freundschaftsbezeugung und den Ausdruck meiner Gesinnungen gegen Sie gefallen.

Alexander.

Teplitz, den 9. September 1813.

308. Friedrich Wilhelm III.

An Mein Volk!

Beendigt ist der Kampf, zu dem Mein Volk mit Mir zu den Waffen griff! Glücklich beendigt, durch die Hülfe Gottes, durch Unserer Bundesgenossen treuen Beistand — durch

durch die Kraft, den Muth, die Ausdauer, die Entbehrung, die Jeder, der Preuße sich nennt, in diesem schweren Kampfe bewiesen hat. Nehmt Meinen Dank dafür! Groß sind Eure Anstrengungen, Eure Opfer gewesen! Ich kenne und erkenne sie; und auch Gott, der über Uns waltet, hat sie erkannt. Errungen haben Wir, was Wir erringen wollten. Mit Ruhm gekrönt steht Preußen vor Mit- und Nachwelt da; — selbstständig durch bewiesene Kraft, bewährt im Glück und Unglück. Allesammt, Einer wie Alle, eiltet Ihr zu den Waffen; im ganzen Volke nur Ein Gefühl! So auch war der Kampf! Solchen Sinn, sprach Ich damals, lohnet Gott. Er wird ihn jetzt lohnen, durch den Frieden, den Er uns gab! Eine bessere Zeit wird wiederkehren, durch diesen Frieden! Nicht für Fremde wird der Landmann mehr säen: er wird ärndten für sich! Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft wird wieder aufleben, Wohlstand aller Klassen wird sich wieder gründen, und in einer neuen Ordnung werden die Wunden heilen, die langes Leiden Euch schlug.

Paris, den 3. Juni 1814. Friedrich Wilhelm.

309. Friedrich Wilhelm III.

An Mein Heer!

Als Ich Euch aufforderte, für das Vaterland zu kämpfen, hatte Ich das Vertrauen, Ihr würdet zu siegen oder zu sterben verstehen. Krieger! Ihr habt Mein Vertrauen, des Vaterlandes Erwartung, nicht getäuscht. Funfzehn Hauptschlachten, beinahe tägliche Gefechte, viele mit Sturm genommene Städte, viele eroberte feste Plätze in Deutschland, Holland, Frankreich, bezeichnen Euren Weg von der Oder bis zur Seine, und keine Greuelthat hat ihn befleckt. Nehmt Meine Zufriedenheit und des Vaterlandes Dank. Ihr habt seine Unabhängigkeit erkämpft; seine Ehre bewährt; seinen Frieden begründet. Ihr seid des Namens würdig, den Ihr führt! Mit Achtung sieht Europa auf Euch; mit Ruhm gekrönt kehrt Ihr aus diesem Kriege; mit Dank und Liebe wird das Vaterland Euch empfangen.

Hauptquartier Paris, den 3. Juni 1814.

Friedrich Wilhelm.

310. Friedrich Wilhelm III. an den Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg.

Was Sie dem Vaterlande waren und bleiben werden, kann ich durch keine Standeserhöhung anerkennen. Sie werden den Lohn Ihrer Anstrengungen in der Entwickelung der großen Weltbegebenheiten finden, zu welcher Sie rastlos beitrugen. Ihre und Ihrer Nachkommen Erhebung in den Fürstenstand, welche Ich Ihnen hierdurch bekannt mache, sei Ih-

nen indessen ein Beweis Meiner Dankbarkeit, welchen Ich mit dem herzlichen Wunsche begleite, daß Sie die Vorzüge dieser Ernennung lange genießen mögen. Es wird demnächst Meine erste Sorge sein, Ihnen noch einen anderen Beweis Meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung eines Besitzes in liegenden Gütern für Sie und Ihre Nachkommen zu geben.

Hauptquartier Paris, den 3. Juni 1814.

Friedrich Wilhelm.

311. Friedrich Wilhelm III. an den Feldmarschall von Blücher.

Sie haben den Kampf für das Vaterland glücklich und ruhmvoll geendet, aber die Dankbarkeit, welche Ihnen der Staat schuldig ist, dauert fort; zum Beweise derselben ernenne Ich Sie hierdurch zum Fürsten Blücher von Wahlstatt und erhebe Ihre Nachkommen in den Grafenstand, mit Beibehaltung des Namens Blücher von Wahlstatt. Demnächst wird es Meine erste Sorge sein, Ihnen noch einen anderen Beweis Meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung eines Besitzes in liegenden Gütern für Sie und Ihre Nachkommen zu geben.

Hauptquartier Paris, den 3. Juni 1814.

Friedrich Wilhelm.

312. Friedrich Wilhelm III. an den General der Infanterie, von York.

Durch Ihr hohes Verdienst um die glückliche Entwickelung der großen Angelegenheit, die Wir eben verfochten, haben Sie sich das Vaterland dauernd verpflichtet. Ich wünsche, Ihnen einen thätigen Beweis der Anerkennung davon zu geben, indem Ich Sie und Ihre Nachkommen hierdurch in den Grafenstand, unter Beilegung des Namens York von Wartenburg, erhebe. Demnächst wird es Meine erste Sorge sein, Ihnen noch einen anderen Beweis Meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung eines Besitzes in liegenden Gütern für Sie und Ihre Nachkommen zu geben.

Hauptquartier Paris, den 3. Juni 1814.

Friedrich Wilhelm.

313. Die Stadt London an den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Den 11. Juni 1815.

Wir, der Lord-Mayor, die Aldermen und Gemeinen der Stadt London bitten um die Erlaubniß, Ew. Majestät

unsere herzlichsten Glückwünsche zu Ihrer Ankunft in den Staaten unseres verehrten, gnädigen Königs und darüber darzubringen, daß unter der Leitung einer Alles regierenden Vorsehung die Begebenheiten die Einwohner Britanniens in Stand gesetzt haben, sich der Ehre des erhabenen Besuches Sr. Majestät braven, treuen und edlen Alliirten, des Königs von Preußen, zu erfreuen.

Der gänzliche Umsturz einer Riesentyrannei, von welcher die Nationen des leidenden Europa Jahre lang unterdrückt und zu Sklaven gemacht waren, bietet die tröstende Aussicht dar, daß diese große Veränderung mit der Herstellung des Friedens und der rechtmäßigen Regierungen zugleich jene innere Ruhe unter den Nationen und die Harmonie des Verkehrs mit dem übrigen Theile der Welt herstellen werde, welche Segen über jedes Land bringen wird, und daß, da das Schwert in die Scheide gesteckt worden, die Fackel der Zwietracht nun auf immer verlöscht sein möge.

Wir können nicht unterlassen, Ew. Majestät unsere hohe Anerkennung der ausgezeichneten Dienste zu bezeigen, welche die Preußischen Waffen durch Erringung dieser großen Wohlthaten geleistet haben; Wohlthaten, die in ihren weiteren Folgen die dauernde Ruhe der Welt, wie wir hoffen, herbei führen werden; wobei wir gestehen müssen, daß die Standhaftigkeit, Unerschrockenheit und Weisheit Ew. Majestät und der berühmten Anführer Ihrer Armeen, unter den drückendsten Schwierigkeiten und Mühseligkeiten des Krieges, mit gleichem, wo nicht mit noch größerem Erfolge, jene hohen Ansprüche auf die Bewunderung der Welt behauptet haben, womit in vergangenen Zeiten Ihre Königl. Vorfahren die Archive des Militairruhmes schmückten.

Die Nachsicht und Mäßigung der alliirten Monarchen, welche Sie unter den versuchendsten Umständen und unter den bittersten Beleidigungen in der stolzen Stunde des Triumphs zu erkennen gaben, werden einen ewigen Kranz des Ruhmes um Ihre glorreichen Schläfe winden, glänzender als Ihre Kronen, und die Namen von Befreiern werden bis zu der spätesten Nachwelt in der Erinnerung weit über alles dasjenige hervorscheinen, was wir in den Namen von Helden und Eroberern mit Recht bewundern und verehren.

Möge jedes Glück Ew. Majestät begleiten, möge Ihr Volk dankbar die Tugenden anerkennen, welche sein Souverain auf eine so ausgezeichnete und wohlthätige Art bewiesen, und möge das Herz, welches mit so vieler Bravheit und Milde selbige ausgeübt hat, die Belohnung seines eigenen Beifalls genießen.

314. Die Kaiserin Maria von Rußland an ihre Tochter, die Königin von Würtemberg.

Durchlauchtigste Königin!
Innigst geliebteste Frau Tochter!

Ich habe nicht ohne herzliche Theilnahme und innige Rührung die verschiedenen Anstalten sehen können, über welche sich der Geist der Wohlthätigkeit Ew. Königl. Majestät, unter verschiedenen Gestalten, aber überall mit gleicher Sorgfalt und Menschenliebe, verbreitet, und welche den Segen des Himmels durch die Segnungen Ihrer Unterthanen auf den König und Sie herableiten. Das Gefühl, welches Mich bei diesem genußreichen Anblick, der so sehr Meinen Grundsätzen und Empfindungen, so wie Meinen Erwartungen von Ew. Königl. Majestät entspricht, durchdrungen hat, vereinigt mit Meiner Anhänglichkeit an Mein voriges Vaterland, haben in Mir den lebhaftesten Wunsch erregt, Mich an die menschenfreundliche Stiftung anzuschließen, aus welcher unter Ew. Königl. Majestät Leitung diese Segensquellen fließen. Mit Einstimmung des Kaisers, Meines geliebtesten Sohnes, bitte Ich Sie, vielgeliebte Tochter, Mich zu den Mitgliedern des Wohlthätigkeitsvereines zu rechnen, und Meinen jährlichen Beitrag von 2000 Rubeln in Bankassignationen, welche Ich für das erste Jahr nach dem gegenwärtigen Geldwerthe hier beilege und künftig tertialweise voraus übersenden werde, zu empfangen. Die Erfüllung dieses Wunsches, welche ein neues sanftes Band zwischen Mir und einem allezeit Mir lieben Lande knüpfet, wird Meinem Herzen immer theuer bleiben, und das Gefühl der Erkenntlichkeit mit der innigen Liebe verbinden, mit welcher Ich bis zu Meinem letzten Athemzuge verbleibe,

Innigst geliebteste Tochter,
Ew. Königlichen Majestät

liebende, getreue Mutter und
wahre Freundin
Maria.

Stuttgart, den 1/13. Oktober 1818.

315. Ein Deutscher apanagirter Prinz an seinen Sohn.

F., den 14. August 1830.

Es freut mich, mein lieber Sohn, daß Du meiner gedachtest, gleich nach dem Eintreffen der höchst wichtigen, wenn auch traurigen Nachrichten aus Paris. Wer hätte glauben können, als wir von einander schieden, Du würdest mir solche Nachrichten schreiben, ganz denen gleich, welche wir vor 40 Jahren erlebten (nämlich ich Dein Papa und meine Zeitgenossen), Begebenheiten, von denen ich Dir oft sprach, weil sie viel Lehrreiches für die Völker, doch auch besonders für

die Fürsten enthalten. Möchtest Du darin die Bestätigung finden, was ich Dir oftmals sagte, nämlich wie die Unterthanen auf einer ganz anderen Stufe der Bildung, der Förderung stehen, als eine gewisse Klasse unerfahrener, leichtsinniger, selbstgefälliger Menschen sich einbilden, besonders aber den Herrschern, wie ihren Familien mitunter glauben machen. Die sogenannten Ultra's werden es vergebens versuchen, durch Großthun, Verachtung der unteren Klassen und Ausbreitung des Obskurantismus, dem Laufe der immer fortschreitenden Zeit Einhalt zu thun; möchten eben so die überspannten Liberalen dagegen unterlassen, dieselbe in ihrem Laufe zu beschleunigen. In Frankreich mag beides geschehen, oder vielmehr, es ist wirklich augenscheinlich der Fall gewesen. Wir sehen die feurigen Früchte davon, die erst nach langer Abkühlung genießbar werden können. Gott Lob, wir haben einen weiseren Monarchen, als Frankreich an Karl X. hatte, und das deutsche Nationalblut hat nicht die Entzündbarkeit des französischen; aber wir haben Ursache, Gott anzuflehen, er möge die Nachkommenschaft meines Bruders, wie alle thronfähigen Mitglieder seines Hauses, vor ähnlichen Abwegen hüten, als die sind, worauf die Häuser Bourbon und Stuart geriethen, und nie in unserem Volke das Princip aufkommen lassen, welches die Pariser leitet. Es giebt nur, glaube ich, Ein Princip des Guten, was diesem Bösen die Spitze bieten kann. Das heißt christliche Liebe, nämlich die Liebe des Volkes zu dem Herrscherstamme und die Liebe des Beherrschers zu den Beherrschten. Ich nenne sie die christliche, denn diese gegenseitige Zuneigung ist nur dann echter Art, wenn sie auf den Grundsätzen unserer Religion beruht. Ich meine also nicht eine konventionelle Religion, in die jede Partei dasjenige hineinlegt, was ihr eben das Nützlichste scheint. Nein, es muß eine und dieselbe sein für den König wie für das Volk. Dann kann und wird die Achtung wie das Wohlwollen Beider gegenseitig sein. Wer diese heiligen Bande antastet, ist ein Verräther des Vaterlandes, er sei auch wer er sei! Du wirst jetzt manches Urtheil über diese Pariser Begebenheiten hören, Urtheile von beiden Parteien. Lasse Dich ja nicht hinreißen in den Strudel der Uebertriebenen in Rede und That; gedenke, wie die Aeußerungen der Großen in diesem Augenblicke begierig aufgefaßt werden von dieser oder jener Seite. Sehr bedauere ich die Königliche Familie von Frankreich. Doch verkenne ich keinesweges, wie sie durch blinde Hingebung in Polignacs Plane ihren Umsturz beschleunigte (ob überhaupt herbeiführte, vermag ich nicht zu beurtheilen). Aber auch die Partei der Liberalen kann Unrecht haben, doch wohl nicht darin, daß sie die Rechte, welche die Charte der Nation versicherte, reklamirt. Hat Orleans nur für sich gehandelt, so ist er verdammungswerth, glaubte er aber durch das, was er that, Frankreich vor den Folgen zu bewahren,

welche vor 40 Jahren nach dem Beginn der Revolution ausbrachen, so werfe ich keinen Stein auf ihn; ich wünschte, er könne seine Uneigennützigkeit dadurch an den Tag legen, daß er die Regentschaft für den Herzog von Bordeaux fortführte. Allein hier wird ihn, wenn er es auch thun wollte, vielleicht der jetzt als Sieger dastehende Theil des Vaterlandes hindern, welcher wahrscheinlich keinem Sprößling aus dem vertriebenen Stamme die höchste Gewalt einräumen will. Träte aus edler Absicht der Lieutenant-General, wenn dieser Fall einträte, nun ganz zurück, würde dann nicht für Frankreich eine republikanische Verfassung zu fürchten sein, oder was würde geschehen, riefe es Napoleons Sohn, oder gar einen Plebejer als Herrscher aus? Sehr wünsche ich, wir und die anderen Mächte ließen die Franzosen ihre Sachen unter sich abmachen. Im entgegengesetzten Falle würde zum wenigsten viel Blut fließen, und wer weiß, ob zum Nutzen der Alliirten.

316. Kondolenzschreiben. Die Würtembergische Ständeversammlung an den König.

Im Oktober 1818.

Königliche Majestät

Das unerwartete schnelle Hinscheiden des Allerdurchlauchtigsten Königs Friedrich, unter dessen Regierung, selbst in einer so stürmischen Zeit, der Staat nicht nur erhalten, sondern so ansehnlich vermehrt worden ist, mußte auf jeden Würtemberger den tiefsten Eindruck machen. Desto mehr wissen die gehorsamst Unterzeichneten den Schmerz zu würdigen, von welchem Ew. Königl. Majestät bei dem Sarge eines geliebten Vaters ergriffen sind, und desto inniger und lebhafter ist das Mitgefühl, welches sie Allerhöchstdenselben auszudrücken wagen. Bei diesen traurigen Erinnerungen muß sich das Auge Ew. Königl. Majestät durch den Anblick des großen Schauplatzes erheitern, auf welchen Allerhöchst-Sie nun zum Glücke eines treuen Volkes von der Vorsehung berufen sind! Ew. Königl. Majestät waren in einer trüben und unglücklichen Zeit die Freude und die Hoffnung des Vaterlandes. Allerhöchstdieselben haben an dem großen Kampfe für den Sieg des Rechts und die Befreiung Deutschlands den gefahrvollsten, aber auch den glorreichsten Theil genommen; und Würtemberg war nicht minder stolz auf seinen Helden in jenem Kampfe, als es in seinem Kronprinzen freudig einer schönen Zukunft entgegen sah. Allerhöchstdenselben verdankt das Land den ersten Schritt zur Rückkehr seines Rechtszustandes, nämlich die erneuerte Anerkennung der Landesgrundgesetze, welche des höchstseligen Königs Majestät, nach Ihrer eigenen Erklärung, auf genommene Rücksprache mit Ew. Königl. Majestät, abgelegt haben. Hierin möchten die gehor-

samst Unterzeichneten die sicherste Bürgschaft finden, daß Ew. Königl. Majestät durch Erfüllung der Verheißungen, wofür die Völker geblutet und gelitten haben, allen Fürsten Deutschlands ein großes Beispiel geben, daß unter dem milden und gerechten Scepter Ew. Königl. Majestät nicht nur dem gegenwärtigen Geschlechte ein neues Glück aufblühen, sondern daß Allerhöchstdieselben die Herstellung der Verfassung, mit deren Bestätigung AllerhöchstIhre Vorfahren bei ihrem Regierungsantritt stets das Volk begrüßten, vollenden, und hierdurch das Wohl künftiger Generationen von neuem dauerhaft begründen werden. Schwer ist zwar der Beruf Ew. Königl. Majestät, so viele Wunden zu heilen, welche dem Lande in einer verhängnißvollen Zeit geschlagen worden sind; aber erhebend ist es auch, über ein Volk zu regieren, dessen treue Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus selbst in dem Deutschen Vaterlande gepriesen ist. Ein so treues Volk verdient die ganze Liebe Ew. Königl. Majestät; wohl ihm, daß es des Besitzes derselben gewiß sein kann. Mögen Allerhöchstdieselben an der Seite Ihrer erhabenen Gemahlin, deren seltene Tugenden mehr Glanz dem Diademe leihen, als sie von ihm erhält, bis in das höchste Greisenalter jedes Glückes, und besonders als Regent des Glückes genießen, das nur wahre Liebe und vernunftmäßiger Gehorsam freier glücklicher Menschen einem Monarchen gewähren können; mögen alle Segnungen des Himmels über das Durchlauchtigste Regentenhaus, über das ganze Vaterland ausgegossen werden! Dies sind die Gesinnungen, von welchen die gehorsamst Unterzeichneten in diesem großen Momente, welcher einen neuen Zeitabschnitt in der Geschichte Würtembergs bezeichnen wird, beseelt sind. Geruhen Ew. Königl. Majestät, den Ausdruck derselben aufzunehmen! Das Volk und sich selbst der Allerhöchsten Huld und Gnade empfehlend, verharren in unbegrenzter Ehrfurcht

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigst treugehorsamste
Ständeversammlung des Königreichs.

317. Don Garceran Alvarez, Erzbischof von Granada, an den König von Spanien, Philipp IV.

Herr! Die Pflicht, welche mir, der die Ehre hatte, die Erziehung Ew. Majestät zu leiten, obliegt, in allen Dingen für Ew. Majestät Bestes zu sorgen, so wie auch die Gefühle eines getreuen Vasallen, erlauben mir nicht, einen Augenblick länger zu zaudern, Ew. Maj. von dem traurigen Zustande Ihrer Königreiche und Vasallen zu unterrichten: jene gänzlich zu Grunde gerichtet, diese den schimpflichen Fesseln eines Tyrannen unterworfen. In diesen Reichen herrscht allein die Schlechtigkeit, der Uebermuth, die Raubsucht, die Begierden

und alle Laster, welche ein Reich grenzenlos unglücklich machen können. Die Gerechtigkeit wird nicht gekannt, das Verdienst wird nicht belohnt, der hohe Adel kriecht im Staube, und die übrigen Vasallen rufen vergeblich gegen die Tyrannei, die sie erdrückt. Aber wie soll ihnen Hülfe werden, da Derjenige taub ist, der ihre Klagen hören sollte? Das ist Ew. M., die nicht hört, um zu helfen, sondern nur, um noch tiefer zu verletzen, indem Sie Ihrer Königlichen Gewalt entsagen, nur dem Namen nach König sind, während in der That einer Ihrer Vasallen das Scepter führt.

Untersuchen Ew. M. den Bestand Ihres Schatzes; Sie werden ihn leer finden. Untersuchen Sie den Zustand Ihrer Flotte; Sie werden finden, daß sie mehr zum Spiel der Wellen diene, als zum Schrecken der Feinde. Welche sind die Heere Ew. Maj.? Keine. Ihre Kriege dienen nur dazu, Europa das Unglück und die Schmach Spaniens zu verkünden. Wohlan, Herr, woher entsteht alles dies? Daher, daß Ew. Maj. den Weinberg, den Sie geerbt, nicht baut; der Mangel an Aufsicht und Sorgfalt von Seiten des Herrn hat ihn nun, statt der reichen Früchte, die er sonst trug, mit Nichts als Dornen und Unkraut angefüllt. Ew. Maj. hat diese köstliche Erbschaft gleichsam verpachtet. Sie begnügt sich mit dem Namen des Herrn. Es wird aber nicht lange dauern, so wird Ew. Maj. auch diesen verlieren, mit dem Erbe selbst, denn wenn Sie Ihr Erbe wird selbst übernehmen wollen, so wird Sie finden, daß der ungetreue Pachter es zu Grunde gerichtet, unfruchtbar und öde gemacht hat. Herr, dieser ungetreue Pachter ist der Graf-Herzog von Olivarez. Er hat das Reich zu Grunde gerichtet. Er hält Ew. Maj. in Gefangenschaft. Er hat sich das Scepter angemaßt. Seine Befehle allein werden geehrt. Die Ew. M. sind entweder die seinen, oder haben so viel Werth, als eine Schuldverschreibung ohne Unterschrift.

Die Granden haben aufgehört zu sein, von dem Augenblicke an, wo der Graf-Herzog anfing, mit der Unumschränktheit zu herrschen, die wir beklagen. Die Wenigen, welche sich seinem verderblichen Einflusse widersetzen wollten, haben seinen Zorn gefühlt. Allen hat er die Meinung beigebracht, daß es keine andere Souverainetät gebe, als seine Launen, und daß, wer sich ihnen nicht fügt, ihr Opfer werden müsse. Und wessen Schuld ist dies, Herr? Einzig und allein die Ew. Maj., die es ohne Grund gestattet, ohne Ursache duldet und das Uebel vermehrt. Und während es keinen Zweifel leidet, daß die Königliche Gewalt, wenn sie nicht erblich wäre, so sehr das Ziel aller Bestrebungen der Menschen sein würde, daß die meisten gern ihr Leben an deren Erlangung setzen würden, achtet Ew. M., der diese Gewalt angeboren ist, sie so geringe, daß Sie dieselbe dem Grafen-Herzoge überlassen hat und sich mit dem leeren Namen begnügt. Wohlan, Herr,

dies kann nicht länger dauern. Entweder König sein, da Ew. Maj. dazu geboren ist, oder die Krone Dem überlassen, der sie zu tragen weiß. Würdige Männer finden sich genug in dem Hause Oesterreich. Ew. M. nenne Einen von ihnen, der die Krone trage und das Scepter führe, da dieses Ew. M. so schwer und jene so hart dünkt. Ew. M. ruhe aus von einer Last, die Sie so sehr verabscheut, aber Sie lasse auch Ihre Vasallen sich erholen von einer Tyrannei, die sie erdrückt. Wo ist, Herr, die erhabene Einsicht Ew. M.? wo Ihre Gerechtigkeit und Ihre Gewissenhaftigkeit? — Alles ist verloren, damit wir Alle verloren seien. O traurige Erniedrigung! daß auch die Ermahnungen, die von Ihren eigenen Blutsverwandten kommen, für Ew. M. nicht hinreichen, um zu sein, was Sie soll; und aufzuhören zu sein, was Sie ist.

Glaubt mir, Herr, alle diese Klagen bringt die Liebe hervor. Ich ward der Lehrer Ew. Maj. in Ihrem siebenten Jahre und hörte auf es zu sein in Ihrem sechszehnten. Während dieser vielen Jahre hat sich eine väterliche Liebe in mir erzeugt, die mich nun zu dieser traurigen Pflicht antreibt. Deshalb spreche ich zu Ew. Maj. wie ein Vater, indem alle die Uebel mein Herz drücken, die daraus entstanden sind, daß Ew. M. sich beherrschen lassen, statt selbst zu herrschen. Allein, noch ist es nicht zu spät, Herr, für die Heilung. Die Krankheit unseres unglücklichen Spaniens ist derselben gewiß, wenn Ew. M. sie ihr geben wollen, denn sie liegt in Ihrer Hand. Diese Hand sei es, die herrsche, die das Scepter fasse, die die Freunde ehren und die Feinde fürchten, die Strafen und Belohnungen ertheile, die das Schwert gegen die Rebellen ziehe, die die Gefallenen und Verirrten aufrichte, die Kirche, die Braut Christi, vertheidige, welche ebenfalls unter dem Ehrgeize der Tyrannei gelitten hat, die Hand Ew. Maj. endlich sei es, die die Macht, die Herrschaft, die Souverainetät, die Kühnheit, den Uebermuth, die Bosheit des Grafen-Herzogs mit der Wurzel ausrotte, und dadurch allein wird Spanien zu seinem wahren Dasein und Ew. M. zu Ihrem Throne zurückkehren, der gegenwärtig von dem Günstlinge eingenommen ist. Der hohe Adel wird Ew. M. mit Freuden dienen, sobald er sieht, daß Ew. M. sein König ist, und nicht Derjenige, den Sie ihm aufdrängt: der Graf-Herzog. Die Vasallen werden ihr Leben und Gut für ihren König aufopfern, sobald sie von dem Joche des eingedrängten Tyrannen befreit sind; endlich, frei von diesem Hindernisse, wird Ew. Maj. König sein, Frieden und Ueberfluß wird zurückkehren, es wird ein angestammter Herr da sein, der gebietet, und treue Vasallen, die gehorchen.

Dies ist es, was ich Ew. Maj. rathen muß, und was Ew. M. Pflicht und Gewissen Ihr zu thun gebietet. Als Lehrer spreche ich laut und ernst, als treuer Vasall rathe ich demüthig, was ich als wichtig für die Ehre und den Preis

Gottes, für die Macht und Größe Ew. Maj., und für das allgemeine Wohl dieses weiten Reiches erkannt habe.

Der Herr gebe, wie ich es von ihm erflehe, Ew. Maj. Weisheit in Allem, und langes Leben zum Heil der Christenheit.

Aus Granada, den 24. Mai 1643.

Herr, zu den Füßen Ew. Maj.

Garceran, Erzbischof.

Die Nutzanwendung mancher Stellen dieses Briefes auf unsere Zeit liegt in der That näher, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Das größte und gewöhnlichste Unglück monarchischer Staaten ist, wenn der König sich als Werkzeug einer Partei oder eines Einzelnen brauchen läßt. Dies ist auch jetzt die Hauptursache des Unglücks von Spanien. Was die Könige selbst wollen, ist meistens gut, oder wird ertragen, weil das Volk den König ehrt, so lange es möglich ist; — doch dies könnte mich leicht über die Grenzen, die diesen Blättern gesetzt sind, hinausführen.

318. Voltaire's Rath an ein junges Frauenzimmer über Lektüre.

Die nachherige Gattin des Herrn Dupay, beständigen Sekretairs bei der Pariser Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, hatte im Jahre 1756, als junges Mädchen, den Dichter um Rath und Vorschrift ersucht, welche Bücher sie zu lesen hätte. Er antwortete ihr unter dem 20sten Juni Folgendes:

Mademoiselle! Ich bin alt und krank. Wäre ich nicht beides, so würde ich es nicht so lange aufgeschoben haben, das Schreiben, womit Sie mich beehrten, zu beantworten; auch würde ich Ihnen, als Erwiederung auf Ihre allerliebsten Verse, keine alltägliche Prosa schicken. Sie fragen mich um Rath; es bedarf hier keines Rathgebers, als Ihres eigenen Geschmacks. Ihr Studium der Italienischen Sprache kommt Ihnen zu Hülfe, und verfeinert diesen Geschmack, mit welchem Sie geboren sind und den Niemand geben kann. Tasso und Ariost werden Ihnen bessere Dienste leisten, als ich; das Lesen unserer besten Dichter bringt mehr Nutzen, als der auserlesenste Unterricht. Da Sie mich aber von so weit her befragen, so halte ich es für Pflicht, dieses Zutrauen nicht unerwiedert zu lassen. Ich ersuche Sie, nur diejenigen Werke zu lesen, welche seit langer Zeit im Besitz des allgemeinen Beifalls sind, und deren Ruf keinem Zweifel ausgesetzt ist. Dieser Schriften sind freilich nur wenige; allein man zieht mehr Vortheil daraus, als aus allen kleinen schlechten Büchern, womit wir fortdauernd überschwemmt werden. Die guten Schriftsteller haben gerade soviel Verstand, als man haben muß, ohne Mehrerem nach zu jagen: sie denken sinnig, hell und reiflich (avec bon sens), drücken sich mit Deutlichkeit aus. Heutiges Tages sollte man fast glauben, man schreibe nur in Räthseln. Nichts ist einfach, Alles geschroben; man entfernt sich überall von der Natur; wir sind unglücklich ge-

nug, es besser machen zu wollen, als unsere Vorbilder und Meister. — Bleiben Sie, Mademoiselle, bei dem, was Ihnen an diesen Vorbildern am besten gefällt. Jede Ziererei (affection), auch die allerkleinste, ist in der Schreibart ein Fehler, und mehr noch als ein Fehler. Die Italiener, die auf Tasso und Ariost folgten, sind aus dem Grunde ausgeartet, weil sie mehr Verstand haben wollten, als jene. Wir Franzosen befinden uns in demselben Fall.*) Sehen Sie, mit welcher Natürlichkeit Frau von Sevigné und andere Damen des vorigen Jahrhunderts schrieben: vergleichen Sie ihren Stil mit den krausen und verwickelten Phrasen unserer kleinen Romane; ich nenne Ihnen die literarischen Heldinnen Ihres Geschlechts, weil Sie hoffen lassen, ihnen einst ähnlich zu werden. Es giebt in den Gedichten der Frau von Deshoulières Stellen, die keiner unserer lebenden Dichter erreichen könnte. Soll ich Ihnen aber auch Männer bezeichnen, so nenne ich Ihnen vor Allen Racine. Welche Klarheit! welche Einfachheit! Jeder, der ihn lieset, bildet sich ein, er könne ohne Mühe in Prosa eben so sprechen, wie Racine in Versen, könne eben das sagen, was Jener sagt. Glauben Sie mir, Mademoiselle, Alles, was nicht eben so klar, so einfach, so sprachrein ist, taugt nun und nimmermehr etwas. Ihr eigenes Nachdenken, Mademoiselle, wird Ihnen dies Alles tausend Mal besser sagen, als ich es kann. Sie werden finden, daß unsere guten Schriftsteller, Fenelon, Bossuet, Racine, Boileau, die große Eigenschaft inne hatten, immer den eigentlichen Ausdruck zu finden (le mot propre). Man gewöhnt sich, gut zu sprechen, wenn man Diejenigen oft lieset, die gut geschrieben haben; man gelangt auf diese Weise dazu, seine Gedanken, ohne Zwang und Anstrengung, einfach und edel auszudrücken. Man darf dies nicht als ein Studium ansehen; es kostet keine Mühe, zu lesen, was gut ist, und nur solches zu lesen. Man bedarf dabei keinen Lehrer, keine andere Anleitung, als sein Vergnügen und seinen Geschmack. — Verzeihen Sie mir diese lange Erörterung; schreiben Sie diese Ihrem Befehle und meinem Wunsche zu, Ihnen zu willfahren u. s. w.

Voltaire.

319. Ninon an Villarceaux.

Picpus, den 11. December 1650.

Gestern früh habe ich keine Zeile von Ihnen erhalten, und Sie wissen es doch, Ihre Briefe sind mir bei meinem Erwachen ein Bedürfniß. Das muß man Ihnen lassen, Sie nehmen sich den Kummer, den Sie Anderen verursachen, recht sehr zu Herzen. —

*) Wir Deutsche ebenfalls!

Wer mir das gesagt hätte, daß eine so feurig ersehnte Zurückkunft so schmerzlich für mich werden könnte! Aber das ist die Frucht einer langen Abwesenheit, das ist die Folge davon, daß Sie sich immer mit fremden Gegenständen beschäftigt haben; selbst meine Gegenwart kann Sie nicht gegen neue Zerstreuungen schützen. — Mein Entschluß ist gefaßt; ich verliere meine Rechte auf Ihr Herz, oder keine Andere in der Welt soll Ansprüche darauf haben. Jede Art von Gefühl für eine Andere, nenne sie sich Freundschaft oder Achtung, ist mir in gleichem Grade verhaßt. Freundschaft verlangt Aufmerksamkeiten, ein unbegrenztes Zutrauen, Aufopferungen; der Geliebte meines Herzens wird nie solche Verbindungen anknüpfen. Hätten Sie, als ich Sie kennen lernte, schon eine Freundin gehabt, ich wäre wahrlich nicht eifersüchtig gewesen; aber jetzt, da mein Herz glühend für Sie fühlt, jetzt wollen Sie zu Ihrer, wie Sie sagen, vertrauten Freundin die Demoiſ. d'Aubigné wählen? — Liebe kann also nicht mehr Ihr Herz ausfüllen? — Lieber Himmel, wie man sich doch mit solchen Freundschaften hintergeht! — Nein, nein, mein lieber Villarceaux, wenn Sie mich lieben, werden Sie nie eine so schöne Freundin haben. Sie schreien über Tyrannei? Richtig, mein Karakter ist tyrannisch; habe ich geltende Ansprüche, so will ich sie mißbrauchen; die schwachen gebe ich auf.

320. Ninon an Villarceaux.

Paris, den 26. April 1651.

Ich gehe vollkommen in den Plan ein, den Sie für meinen Sohn entworfen haben, und den Ihnen nur die lebhafteste und herzlichste Theilnahme eingeben konnte. Ich habe längst mit Ihnen über seinen Karakter ausführlich reden wollen. Hören Sie denn das Resultat meiner jahrelangen Beobachtungen; die Sorgfalt, mit welcher ich sie angestellt habe, läßt mich hoffen, daß ich in meinem Urtheile so wenig übereilt, als zu strenge bin.

Mein Sohn besitzt die Eigenschaften des reifen Mannes, und die Fehler des funfzehnjährigen Knaben. Mit Grundsätzen von Rechtschaffenheit und von Freimüthigkeit, die in allen Vorfällen seines Lebens Farbe hielten, verbindet er ein gutes, edles und gefühlvolles Herz. Aber diese Anlagen wollen gebildet, diese Vorzüge wollen geleitet sein. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in ihren Wirkungen noch mehr Schwäche als Ueberlegung wahrnehme. Seine Seele denkt groß; sie ist einer unedlen Handlung nicht fähig; aber da er noch nichts von Stolz und Rangsucht weiß, so fürchte ich, daß er Adel und Edelsinn, Stolz und Hochmuth vermengt. Jedes Zuvorkommen, das er gegen seines Gleichen übt, wird er auch von dem Höheren erwarten, weil er die Grenzlinie

nicht kennt zwischen dem, was Andere ihm, und was er Anderen schuldig ist; weil er das gehörige Maß nicht zu halten weiß im Geben und im Empfangen; weil das Nachdenken noch nicht sein Gefühl für Schicklichkeit, seine Begriffe über den Abstand der bürgerlichen Verhältnisse berichtigt hat. Glühenderen Eifer für die Ehre habe ich nirgends gefunden; aber dieser Enthusiasmus bedarf einer weisen Leitung, wenn er nicht in einen gefährlichen Wahn ausarten soll, er würde, fürchte ich, zu früh mit dem Mißbrauche, und mit der erlaubten Anwendung dieses Gefühls zu spät bekannt werden, wenn er von seinen übertriebenen Forderungen nicht nachließe, und in seinen gespannten Begriffen beharrte. Sein Verstand ist richtig; gleichwohl ist seine Fassungskraft nicht leicht, weil er mehr Scharfsinnigkeit als Urtheilskraft besitzt; daher fehlt es ihm weniger an hellen Blicken, als an fortgesetztem Raisonnement; weniger an einzelnen glücklichen Bemerkungen, als an der Gabe, den Faden der Unterhaltung fortzuspinnen. Seine unüberwindliche Zerstreuung zieht ihn selbst von dem ab, was ihn anzieht, und führt ihn über das irre, was ihm Vergnügen gewährt; die gehaschte Idee entschlüpft ihm über eine andere noch flüchtigere, die mit der ersteren in weniger, und mit dem, was er vornimmt, in gar keiner Verbindung steht. Aber sein größter Fehler, gegen den ich von seiner Kindheit an vergeblich gekämpft habe, ist eine Heftigkeit, ein Ungestüm, der mich ängstigt. Ohne die mindeste Aufwallung von Zorn, erträgt er nicht den kleinsten Widerstand; Nachgiebigkeit führt ihn zurück, keine Gewalt kann ihn zurück treiben. Meine einzige Hoffnung gegen die Gefahren, denen ihn dieser Ungestüm aussetzt, ist der Kummer, den er mir verursacht und den er an mir bemerkt hat. Noch ist mir kein Mittel, seine Hitze zu dämpfen, geglückt; dem Freunde, der sich so großmüthig seiner Bildung unterzieht, sie anzuzeigen oder neue vorzuschlagen, kann ich mir nicht erlauben.

Dies, lieber Villarceaux, sind meine Hoffnungen und meine Besorgnisse; Stoff für unsere nächste Unterhaltung!

321. Demoiselle d'Aubigné an Ninon.

Paris, den 25. April 1651.

Mein Loos ist entschieden, liebe Ninon; Frau von Neuillant willigt ein; ich heirathe Scarron. Beklagen Sie Ihre Freundin; sie ist zugleich ein Opfer des Zufalls und der Dankbarkeit. — Wer kann seinem Verhängnisse widerstehen?

Ich verbinde mich mit einem Manne, dessen Familie *) alt und in den Jahrbüchern der Gerichtshöfe sogar berühmt

*) Scarron stammte von Ludw. Scarron ab, der im 12. Jahrhunderte lebte und Stifter einer Kapelle zu Montecalieri.

ist. Seine Fehler, seine Mißgestalt selbst können meinen Ruf gründen; die Selbstverleugnung, mit der ich mich einem Wesen hingebe, das mir nur Abscheu *) einflößen, und mich zum Vergessen meiner Pflicht verleiten könnte, wird die Achtung der Welt mir erwerben. Sie wird es mir Dank wissen, wenn es mir durch Sanftmuth und vielleicht selbst durch Liebkosungen gelingt, die Schriften und die Unterhaltung meines Gatten von ihrer Unsittlichkeit zu reinigen; ich gestehe es, die Freiheit seiner Reden hat mich oft empört. **)

Sein Haus soll der Sammelplatz der ausgewähltesten Gesellschaft sein. Madame de la Sabliere, die Herzogin von Lesdiguieres, die Marquisin de la Suze, die Marquisin von Sevigné, Demoiselle Scuderi, dies sind die Frauenzimmer, denen ich mich anschließen will; unter den Männern Vivonne, Matha, Grammont, Charleval, Coligny, Pelisson, Desyvetaux, Hennault, der Abbé Tetu, Montreuil, Marigny, der Marquis von Sabliere, Menage selbst; auf Villarceaux rechne ich nicht; er ist zu sehr mit seiner Gräfin beschäftigt, als daß man hoffen dürfte, ihn länger als auf Augenblicke zu sehen. — Nun, meine Freundin, glauben Sie noch, daß er in mich verliebt ist, daß ich ihm den Kopf verrücke? O, ich war meiner Sache gewiß! Die Männer gleichen sich alle. Desto besser, daß er so flatterhaft ist! Sein Leichtsinn erspart mir viel Kummer!

Empfindlich, das kann ich nicht leugnen, ist es mir doch, daß ich seinen sträflichen Anschlägen ausgesetzt war. Wenn ein gefühlvoller, edler Mann eine wahre Leidenschaft zu uns faßt, wenn er selbst sie zu gestehen wagt, so ist dies ein unwillkührliches Verbrechen; man muß ihm verzeihen, ihn sogar beklagen. Auch die Tugendhafteste ist nicht sicher, Liebe einzuflößen; vielleicht muß ihr eine Gelegenheit sogar lieb sein, wo sie der gefährlichen Verführung widerstehen, und durch ein eben so kluges als unsträfliches Benehmen die Pflichten gegen den Gemahl mit den Pflichten gegen sich und mit ihrer Fühlbarkeit ausgleichen kann. Aber der Gegenstand

---

in Piemont war, wo man noch seinen Namen auf einem marmornen Grabmale erblickt. Catarina von Vannes, seine Nichte, war mit dem Marschall von Rammaul vermählt; sein Oheim war Bischof von Grenoble, sein Vater Parlamentsrath (Conseill. de Grand' Chambre), sein Urgroßvater eine von den Guisen und den Sechszehn gefürchtete Magistratsperson.

*) Nach seinem Tode wandte man auf Mad. Scarron den Vers von Racine an:

Et Veuve maintenant, sans avoir eu d'Epoux.

(Wittwe, ohne einen Gatten gehabt zu haben.)

**) Selbst an seinem Hochzeitstage sagte Scarron: Ich werde keine Sottisen mit ihr begehen, aber ihr deren viele lehren. (Je ne lui ferai pas des sotises, mai je lui en apprendrai beaucoup.)

berechneter und so beleidigender als verächtlicher Pläne zu sein — ich kann mir keine größere Demüthigung denken! O, meine Freundin, was hilft die tadelfreieste Aufführung, wenn sie nicht gegen ähnliche Behandlung schützt? Sagen Sie es ja dem Marquis, daß ich ihm sie verzeihe! Ich fühle Freundschaft für ihn; ja, jetzt kann ich es sagen, ich war gegen seine Vorzüge nicht unempfindlich, aber nach einem solchen Benehmen kann er von mir nichts erwarten als Haß und Abscheu. Lieber Himmel, wie würde ich ihn beklagt haben, hätte er es aufrichtig gemeint! Ich bin strenge, aber ich spiele nicht die Spröde; seine Leiden lindern, wäre mir eine süße Pflicht gewesen. Genug davon; es versetzt mich in eine Laune, die ich nicht beschreiben kann. Leben Sie wohl, liebe Ninon. Wahrlich, Ihr Freund hat sich sehr schlecht benommen. *)

322. Ninon an Villarceaux.

Paris, den 20. Mai 1651.

Die Welt verdenkt es Ihnen, Marquis, daß Sie den Liebhaber bei der Herzogin machen! Sie setzen sich dem Spotte und dem Tadel aus! freilich, wenn Sie gutwillig Alles tragen wollen, was man Ihnen aufbürden möchte, so müssen Sie endlich erliegen, und das hätten Sie verdient.

Führen Sie doch alle diese Vorurtheile, denen die Gesellschaft huldigt, auf ihren wahren Gehalt zurück, prüfen Sie sie, untersuchen Sie die Quelle, woraus sie entsprungen, und dann sagen Sie selbst, ob sie Achtung verdienen.

Sie leben in den glänzendsten Cirkeln mit Leuten, die den Ton angeben. Dort haben einige Weiber ein despotisches und furchtbares Tribunal errichtet, wo sie in letzter Instanz über jede Handlung, über jedes Wort, das gesprochen wird, aburtheln, durch einen Machtspruch Ruf machen und vernichten, Ehre geben und nehmen, Verdienst einem Tropf und Verstand einem Pinsel ertheilen, kurz einen Schwarm von Bethörten, die sie anbeten, tyrannisiren. Diese unerbittlichen Richterinnen sind gewöhnlich Weiber in den Dreißigen, welche nicht mehr, wie in ihrer Blüthezeit, die Blicke auf sich ziehen, und nur nach dem streben, was sie Konsistenz nennen. Natürlich muß ihnen Alles daran liegen, Vorurtheile, von denen ihre ganze Herrschaft abhängt, als Grundsätze aufzustellen und zu erhalten. Sind sie in ihrer Jugend von ihnen abgewichen, so rechnen sie sich das bei ihren Liebhabern — denn diese suchen sie noch immer sich zu erhalten — zum Verdienste, zu einem Opfer an, dessen Größe sie ihnen unaufhörlich in Erinnerung bringen. Sind sie von Anbetern verlassen, so muß das für Sittenstrenge gelten, was eigentlich nur Nothtugend ist. Welch ein Triumph für ihre Eitelkeit, daß ihre

*) Villarceaux, Ninons Freund.

Handlungen mit ihren Grundsätzen übereinstimmen! Der Ruf erhebt sie bis zu den Sternen. Niemand hat nun das Recht mehr, sie zu beurtheilen; kaum kann noch der Schein eines Unrechts auf sie fallen. Sie wählen sich zum Beispiel in ihrem Cirkel den Mann aus, der ihnen am meisten gefällt, und der gutmüthig genug ist, sich ihnen anzuschließen. Gewöhnlich ist er ein Tropf, aber was schadet das? Er hat so ungefähr gleichen Geschmack mit ihnen, und keinen Karakter, übrigens, wenn man ihnen glauben will, ein gefühlvolles Herz, worüber nichts geht. Unter dem Namen eines Freundes spielt er eine Art von Cicisbeo, der sie allenthalben begleitet; Leute, die sich auf so etwas nicht verstehen, dürften ihn wohl gar für einen Liebhaber halten; aber behüte, daß man diese Frauen in Verdacht haben könnte! Wie ließe sich auch hinter die Wahrheit kommen? Sie haben das Gehirn dieser armen Bethörten, die sie in Fesseln führen, so erhitzt, daß sie der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit gewiß sind. Diese lächerlichen Anbeter vergöttern ja jede Gunst, deren man sie würdigt; die geringste Unbescheidenheit würde in ihren Augen sie entheiligen. Noch mehr; sei es Kaprice der Sinne, Furcht, dem Gerede sich auszusetzen, oder gänzliche Abspannung, einige Weiber finden unter einander selbst Hülfsmittel, ihre Liebhaber verachten zu können; und was diese betrifft, da muß man selbst Zeuge ihrer unerbittlichen Strenge sein, um sich einen Begriff von ihr zu machen. Die anderen spielen nur die Spröden; aber um ihren Beifall zu gewinnen, muß man rein sein, wie Schnee. Von dem Richterstuhle der Unschuld herab ertönen ihre Verdammungsurtheile über Alles, was von dem Wahne, dem sie huldigen und verbreiten, abweicht.

Aufrichtig, Marquis! Kann ein Mann, der noch seine fünf Sinne hat, sich diesem Hirngespinnste unterwerfen? Leicht ist es freilich nicht, sich einem so unerhörten Despotism zu entziehen; ich rathe Ihnen dennoch, empören Sie sich gegen ihn, sonst möchte das Publikum Sie die Ruthe fühlen lassen.

323. Madame Scarron an Ninon.

Paris, den 2. Juni 1651.

Ohnmächtige Tugend, nichtige Entschlüsse, wie wenig schützt ihr gegen die Schwäche des Herzens! Ihr zeigt uns nur die Tiefe des Abgrundes, an dessen Rande wir wanken, ohne uns vor dem Hinabsturz zu retten. O, warum begleitet Verblendung nicht immer das Verbrechen? Folternde Vorwürfe würden dann nicht das Herz zerreißen; man wäre dann nicht gezwungen, sein Vergehen zugleich zu lieben und zu verabscheuen. Glücklich seid ihr, ihr unschuldigen Opfer, die ihr in die Netze euch verstrickt, ohne sie zu kennen; die ihr die Bahn des Verderbens immer nur mit Blumen bestreuet

streuet erblickt! — Aber die Gefahr voraussehen, fest entschlossen sein, sie bis zum letzten Hauche zu vermeiden, und dann doch fallen; immer kämpfend, immer zitternd, sein Vergehen nicht einmal mit dem Taumel, der zu ihm hinriß, entschuldigen können, — das ist fürchterlich.

Ich glaube, Ihnen Alles gesagt zu haben. Beklagen Sie Ihre unglückliche Freundin! — Wohin mich retten? wo mich vor meinem eigenen Gefühl und vor dem spähenden Blicke des Mannes verbergen, der zugleich meines Vergehens Urheber und Mitschuldiger ist? — O, meine Freundin, so lange noch dies unselige Geheimniß in meiner Brust begraben liegt, kann ich meine Leiden nicht ertragen. Aber wenn Villarceaux in meinem Herzen läse, — ich wäre verloren!

Was soll ich anfangen? Wie den Vorwürfen meines Gewissens entfliehen? Ich liebe den Marquis nicht, und doch quält mich der Gedanke, daß er die Herzogin liebt. Vergebens strebt meine Vernunft, das Bild des Mannes, den ich hassen sollte, aus meiner Phantasie zu verbannen; Alles, mein Kampf selbst, führt mir es ihr unaufhörlich wieder vor; jede Anstrengung meiner Kraft wird ein neuer Triumph für ihn.

Grausame Freundin, Ihnen verdanke ich mein Unglück. Habe ich Ihnen Villarceaux's Herz geraubt, so haben Sie sich schwer für dies unwillkührliche Verbrechen gerächt. Warum begünstigten Sie seine sträflichen Pläne? Warum lockten Sie, als ein augenblicklicher Irrthum ihn dem Zauber Ihrer Reize entführte, den Flüchtling nicht zurück? Es war Ihnen so leicht; nur wenn Ninon nicht mehr gefallen will, kann man Ninon untreu sein. In welchen Abgrund haben Sie mich gestürzt! Zufriedenheit, Ruhe, Achtung, Tugend, Alles ist verloren; und das ist Ihr Werk! — Nur eins bleibt mir übrig, sagen Sie Villarceaux, daß ich ihn nie wieder sehen will.

324. Ninon an Madame Scarron.

Paris, den 3. Juni 1651.

Zufriedenheit, Ruhe, Achtung, Tugend, nichts von Allem ist verloren. Glücklich werden Sie sein, und das ist mein Werk.

Wie kamen Sie auch zu dem lächerlichen Stolze, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen und immer nur unterjochen zu wollen, ohne je selbst unterjocht zu werden. Sie erröthen über Ihre Schwachheit, und doch kennen Sie sie noch nicht in ihrem ganzen Umfange; aber es wäre unnöthig, Ihnen noch mehr die Augen zu öffnen; wünschen Sie doch schon, daß Villarceaux Ihnen treu wäre! Zweifeln Sie nicht, meine Freundin; denselben Mann, den Sie muthig mißhandeln,

wenn er zu Ihren Füßen liegt, würden Sie zurückrufen, sobald er sich entfernte; je mehr man gegen die Leidenschaft, der man nachgiebt, gekämpft hat, desto mehr Gewalt hat sie über unser Herz gewonnen. Freilich, zu so einem tiefen Grade von Schwäche herabsinken, ist fürchterlich; aber was ist dabei zu thun? Auf allen Fall rathe ich Ihnen, nicht vor Schmerz zu sterben: Sie würden dadurch gar zu viel Weiber verdammen!

Wie, um des Himmels willen! können Sie nur von Rache sprechen? eine solche Rache möchte doch für die Schuld, mir Villarceaux entführt zu haben, wohl etwas zu sanft sein; ist es denn in Ihren Augen ein so fürchterliches Verbrechen, einen Geliebten zu haben?

Sprechen wir einen Augenblick vernünftig, wenn Sie anders im Stande sind, Vernunft anzuhören. Jung, schön, geistreich, gefühlvoll, wie Sie sind, für wen wollen Sie die schönsten Tage Ihres Lebens bestimmen? Je mehr Vollkommenheiten der Himmel Ihnen ertheilt hat, desto weniger können Sie einer Empfindung entbehren, die allein unser Dasein beseligt. Mögen die kalten, gemeinen Seelen, mitten unter dem allgemeinen Genuß der Natur, ihr Pflanzenleben hinschleppen, und einst mit vergeblicher Reue auf die versäumten Freuden zurückblicken! Welch eine trübe Aussicht für das Alter, wenn man nicht einmal seine Jugend zu nützen weiß! Den Frühling muß man sich zurückwünschen können, um sich den Winter durch die Erinnerung zu versüßen.

Können doch selbst die Männer, von Pflicht und Ehrgeiz unaufhörlich zu ernsten Geschäften getrieben, nicht ohne diesen mächtigen Zauber leben, dem jeder andere weicht. Der unumschränkteste Monarch vergißt seine Hoheit, sobald er liebt, und ist nicht mehr und weniger als ein Liebhaber. Wenn dieses Geschlecht mehr stolz als gefühlvoll, mehr feurig als zärtlich, von der Natur zur Unabhängigkeit geschaffen, zu unseren Füßen anbetet, und selbst unsere Strenge verehrt; wenn es der kleinsten unserer Launen seine glühendsten Wünsche, selbst oft seinen Ruhm zum Opfer bringt; sollen wir denn ein Gefühl fliehen und verachten, welches die Quelle unserer Herrschaft und Glückseligkeit ist?

325. Ninon an Villarceaux.

Paris, den 6. Juni 1651.

Ich werde ganz in Ihnen irre, Marquis. Sie lieben die Scarron; die Fortschritte, die Sie in ihrem Herzen gewinnen, sollten Sie ihr näher bringen und zu einer engeren Verbindung führen; gleichwohl ist jeder Augenblick der Herzogin gewidmet. Man sieht Sie nirgends mehr; Sie sind für die Welt so gut wie begraben.

Richtig! ich kann mir das Räthsel lösen. Es ist der allmächtige Zauber der Gewohnheit und der Unthätigkeit, der

Sie fesselt. Aber wissen Sie denn nicht, daß jedes Alter seine eigenen Freuden hat? und Sie, dächte ich, wären doch noch zu jung, um sich für einen Genuß der Art zu bestimmen. Sein Sie auf Ihrer Hut, Marquis! die Herzogin ist in einem Alter, wo die Weiber mit der unbeschränktesten Gewalt über ihre Anbeter herrschen; in einem Alter, wo feiner Weltton, mit Hülfe eines gewandten und gebildeten Geistes, oft den Zauber der blühendsten Schönheit ersetzt.

Die Herzogin besitzt in ihrem vierzigsten Jahre noch manche Reize. Sie weiß, die Grazien altern nicht. Dazu ist ihr eine Kunst, sich zu kleiden, eigen, wie man sie selten findet. Vergebens ist sie von jüngeren Weibern umringt, sie ist und bleibt schön. Eine solche Eroberung schmeichelt.

Der Liebhaber einer jungen Frau muß ihr untreu werden; die Zeit vermindert ihre Schönheit und mit ihr das Feuer ihres Geliebten. Aber eine Frau, die noch in ihrem vierzigsten Jahre gefällt, ist ihrer Herrschaft sicher. Jedes Mittel zu gefallen, ist berechnet; sie weiß alle nach einander und jedes zur rechten Zeit spielen zu lassen; die Jahre, weit entfernt, ihre Reize zu zerstören, können sie nur erhöhen. Mit Einem Worte, es ist mehr als Liebe, was sie einflößt; es ist ein unwiderstehlicher Zauber, durch eine unaufhörliche Täuschung herbeigeführt und unterhalten; und das ist es, was dem armen Marquis den Kopf verrückt.

Mit der Freiheit ist es nun vorbei; das schließe ich aus unserer letzten Unterhaltung. Sprechen Sie doch schon von Treue und von dem Glücke eines ruhigen Lebens! Fahren Sie so fort, Marquis, ich sehe Sie schon im Geiste das Zimmer hüten, langweilig für sich und für Andere, ausgestattet mit allen Lächerlichkeiten eines Ehemannes und mit allen Abgeschmacktheiten eines Liebhabers. Im Grunde bin ich ganz Ihrer Meinung; Sie konnten wirklich nicht besser wählen. Ist diese Art von Dasein auch nicht glänzend, so ist sie doch bequem. Man pflanzt sich da in den Großvaterstuhl für den ganzen geschlagenen Tag hin. So wie Sie ins Zimmer treten, stellt sich Alles in Ordnung, um Ihnen den geliebten Platz einzuräumen. Alles macht Ihnen ein freundlich Gesicht, bis auf die kleinen Hündchen, die Ihnen — wie rührend! wohl zwanzigmal auf den Schoß springen. Rechts und links wird Backwerk ausgetheilt; denn daß es Ihren Taschen nicht an Vorrath daran fehle, wird schon in aller Frühe gesorgt. So vergeht denn der Vormittag, so der Abend; übrigens sind Sie vollkommen wie zu Hause. Die Pferde werden des lieben Anstandes willen nicht ausgeschirrt; man führt sie nur unter den Schuppen; da ist Platz für des Herrn Wagen, sagen die Bedienten; sie sorgen so sehr für Alles, was dem Herrn angehört! —

Habe ich nicht Recht, Marquis? Es liegt in diesem Allen eine Art von entzückender Gemeinschaft. Manche könn-

ten dergleichen für Kleinigkeiten halten; aber für ein gefühlvolles Herz haben diese Kleinigkeiten etwas unaussprechlich Süßes. Ich würde kein Ende finden, wollte ich Ihnen jede einzelne Wonne einer solchen Verbindung schildern. Zum Beispiel, die Herzogin ist gewohnt, Sie ganze Tage bei sich zu sehen; ein Zufall nöthigt Sie, irgend wohin zu gehen; Sie wenden alle ersinnliche Rednerkünste an, um Ihre Theure auf einen so fürchterlichen Schlag vorzubereiten; vergebens! das empfindsame Herz der Herzogin nimmt nun einmal keine Vernunft an. Zwar Thränen gebraucht sie nicht, um Sie zurückzuhalten, aber dafür ein bedeutendes ausdrucksvolles Schweigen, worin sich zugleich Schmerz und Verdruß malt. Dem läßt sich nicht widerstehen. Sie stürzen zu ihren Füßen: „Nein, ich gehe nicht, weil Sie es nicht wollen! Vergnügen, Pflicht, Geschäft, Alles sei Ihnen aufgeopfert!“ Die Herzogin hebt Sie auf, indem sie einen Blick voll Gluth auf Sie schickt, nimmt ruhig ihre Arbeit wieder vor, und das Backwerkvertheilen geht wieder vor sich. Das nenne ich doch eine Glückseligkeit!

326. Julie de l'Espinasse*) an den Obersten Guibert.

Paris, den 6. September 1773.

Ihr Schweigen wird drückend für mich. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, aber ich leide, und es kostet mir Mühe, mich zu überzeugen, daß eine der meinigen gleiche Anziehung Ihnen gestattet haben könnte, mich einen Monat ohne Nachricht zu lassen. Liebster Himmel! Wenn jede neue Bewegung Sie so leicht von mir trennt, wofür halten Sie dann überhaupt Freundschaft? Sie Glücklicher! ein König, ein Kaiser, Armeen und Läger machen Sie vergessen, daß Sie geliebt sind, und was noch mehr ist, daß Sie von einem Herzen geliebt sind, dessen Stütze und Trost einzig Ihre Gesinnung ist. Nein, ich will Ihnen kein Unrecht angrübeln; ja, ich will selbst mich zu bereden suchen, daß Ihre Vergeßlichkeit keine ist. Ich wollte, daß ich die Gemüthsbeschaffenheit eben hätte, die Alles billigt, Alles duldet ohne Klage.

Dies ist der fünfte Brief ohne Antwort. Sagen Sie mir, wie viel Leute giebt es, die Ihnen so viel Entgegenkommen nachrühmen können? — Ich weiß nicht, warum ich glaubte, daß ich von Breslau aus einen Brief bekommen würde,

---

*) Julie de l'Espinasse, ein Kind der Liebe, war 1732 zu Lyon geboren. Sie vereinigte die glänzendsten Geistesgaben mit einem Herzen voll glühender Liebe. D'Alembert war einer ihrer Anbeter, der Oberst Guibert ihr Geliebter. Aber dieser war gewohnt, die Gunst der Frauen als eine seinen Eigenschaften gebührende Huldigung zu betrachten und mit der Liebe zu spielen.

Sie möchten nun die meinigen erhalten haben oder nicht. Aber meine Hoffnung ist getäuscht worden. Ach, wie hasse ich Sie, mir zu gleicher Zeit Hoffnung, Bangigkeit, Furcht und Freude gegeben zu haben.

O gewiß, ich bedurfte aller dieser Regungen nicht; warum ließen Sie mich nicht in Ruhe? Meine Seele hatte ja kein Bedürfniß, zu lieben; sie war voll des süßesten, tiefsten, belohntesten Gefühls — nur mit Wehmuth gemischt — und dieser Zusatz hat mich Ihnen genähert. Ich verlangte Nichts von Ihnen, als daß Sie mir gefielen; Sie aber versuchten, mich zu rühren. Sie thaten, als wollten Sie mich trösten, und zogen mich zu sich hin, und was das Wunderlichste dabei ist, die Gunst, welche Sie mir erzeigten, welche ich hinnahm, ohne meine Einwilligung dazu zu geben — diese Gunst, weit entfernt, mich nachgiebig und willfährig zu machen, wie Leute es werden, denen man eine Wohlthat erzeigt, scheint im Gegentheil mich zu neuen Forderungen an Ihre Freundschaft verführt zu haben. Sie, der Sie von Oben herab, und tief von Unten herauf die Dinge ansehen, sagen Sie mir, ob dies die Aeußerungen eines undankbaren, oder nur eines allzureizbaren Gemüthes sind? Was Sie darüber entscheiden werden, ich will es glauben. Wenn ich wollte, oder vielmehr, wenn ich dazu kommen könnte — vor Unruhe und Unzufriedenheit über Ihr Schweigen — so möchte ich Ihnen Fehde anbieten. Allein, nicht wahr? dies würde Ihnen eben recht sein? Sie würden sich nur zu gut darauf verstehen, mit Vergnügen darauf eingehen, und Ihre Rechtfertigung würde allerdings ein neues Verbrechen sein. Doch Sie sind so weit weg, so eilig, so beschäftigt, und, schlimmer als Alles, so berauscht!

Dies Wort ist meine Rache, aber es befriedigt mich doch nicht. O, kommen Sie zurück! Ich sehe die Zeit dahin eilen mit einer Freude, die ich nicht aussprechen kann. Man sagt, daß die Vergangenheit nichts sei; mich hat sie niedergeworfen, und eben weil ich so viel gelitten habe, ist es mir unerträglich, noch mehr zu leiden. Doch guter, guter Gott! wie sehr erkenne ich die Thorheit, nur einige Wonne, einigen Trost von Ihrem Hiersein zu träumen!

Wie viel neue Ideen werden Sie in sich aufgenommen haben, wie verschiedenartige Empfindungen werden Ihre Seele bestürmen! Es wird keine Spur des Eindrucks mehr vorhanden sein, den einst meine Leiden, meine Geständnisse in Ihnen hervorbringen konnten.

Auch das! Wenn Sie nur kommen! Ach, kommen Sie! Ich werde Sie sehen, und richten.

Es giebt keinen falschen Schein für Unglückliche. Ueberdies haben Sie gerade so viel Freimüthigkeit, als ich Wahrheit; wir werden uns also keinen Augenblick einander betrügen. Ja, kommen Sie, aber hüten Sie sich, von Ihrer

Reise die todte Uebersattheit mit zu bringen, die der Chevalier aus Italien mitgebracht hat. Er spricht von dem, was er gesehen, mit Unlust, und was er hier sieht, vermag ihm keinen anderen Ausdruck abzugewinnen. Kurz, ich möchte meinen Gemüthszustand nicht mit dem seinigen vertauschen, und doch bringe ich mein Leben hin in den Kämpfen der Furcht und Beängstigung. Dafür aber auch, was ich erwarte, was ich verlange, was ich erhalte, es hat einen hohen Preis für meine Seele. Dann fühl' ich, dann leb' ich mein Dasein so voll, so reich, daß es Augenblicke giebt, worin ich mich darauf ertappe, selbst in mein Unglück bis zur Narrheit verliebt zu sein. Aber sagen Sie mir selbst, ob es mir nicht werth sein müsse, ob ich mich nicht an dasselbe als einen Freund halten solle? Es ist Ursache, daß ich Sie kenne, daß ich Sie liebe, daß ich einen Freund mehr auf der Welt habe. Sie selbst sagen mir ja, daß es so sei; daß, wenn ich ruhig, vernünftig, kalt gewesen wäre, Nichts von allem diesen vorgefallen sein würde. Dann würde ich, gleich den anderen Frauen, welche mit dem Fächer spielen und nur bloß vegetiren, von der Verurtheilung Morangiez's, von der Ankunft der Gräfin von Provence rc. reden.

Ja, ich wiederhole es, ich ziehe mein Unglück Allem vor, was Leute von Welt Glück oder Genuß nennen; ich kann daran sterben, aber es ist doch besser, als niemals geliebt zu haben. Verstehen Sie, was ich meine? Klingt mein Ton in Ihrer Seele wider? Sollten Sie vergessen, daß Sie einst eben so krank waren, als ich rc.

327. Julie de l'Espinasse an den Obersten Guibert.

Paris, 1774.

Ich habe mich eben über Sie und Ihre Angelegenheiten mit d'Alembert unterhalten, und es kommt mir in den Kopf, Ihnen einen tollen Vorschlag zu machen; aber eben darum ist mir's wahrscheinlich, daß Sie darauf eingehen werden.

Lassen Sie uns morgen zusammen einen Tag auf dem Lande hinbringen! Sie werden bei Madame L*** große Freude anrichten. Gewiß, ich sage es nicht, bloß um etwas zu sagen. Wenn Sie für den Abend versprochen sein sollten, so wollen wir zu rechter Zeit zurückkehren, damit weder Ihr Vergnügen, noch das der Personen, die Sie erwarten, beeinträchtiget werde. Kurz, sehen Sie zu, daß Sie sich von Ihren Geschäften, Ihren Sorgen, Ihren Zerstreuungen, Ihren Bestellungen, der Oper, den Visiten, der Leere, dem Nichts, mit Einem Worte, von dem Heere wichtiger Verrichtungen losreißen, denen Sie Ihr Leben widmen. Doch vor Allem — obwohl diese Empfehlung vielleicht unnütz und eingebildet ist — bringen Sie mir kein Opfer; ich im Gegentheil bin bereit, Alles aufzugeben.

Wenn Sie mir eine abschlägliche Antwort zurückschicken, so stehe ich Ihnen dafür, mich nicht darüber zu wundern oder zu ärgern; es ist ganz natürlich, daß am Vorabende einer Reise jeder Ihrer Augenblicke besetzt sei. Aber verlieren Sie wenigstens nicht alle diejenigen, die Sie mir bestimmen wollten; verwenden Sie sie auch für mich; ich gebe Ihnen ja den morgenden Abend zurück, und will mich gleich nach unserer Zurückkunft schlafen legen.

Mittwochs habe ich versprochen, den Abend in Menil-Montant hinzubringen, und wenn ich mich nicht zu übel befinde, will ich hingehen. Für diesen Nachmittag habe ich mich entschuldigen lassen, weil mir sehr übel ist, denn Sie sehen wohl, daß die Hoffnung nicht dabei war, mit Ihnen zusammen zu sein.

Es war recht freundlich von Ihnen, mir einige Augenblicke gönnen zu wollen. Ich hätte mir's nicht träumen lassen. Tausend Dank dafür, vom Grunde der Seele Dank!

Wenn Sie mir Ihren morgenden Tag aufopfern wollen, so müssen Sie um Mittag schon bei mir sein; wenn aber im Gegentheile ich den meinigen hergeben soll, so kommen Sie gar nicht; ich stehe spät auf, ich muß eilen, mit dem Anzuge fertig zu werden, und Sie würden mir also nur den Verdruß machen, nicht recht gemüthlich mit Ihnen plaudern zu können. Doch Mittwochs werde ich glücklicher sein, weil Sie da nicht abreisen. Antwort, wenn ich bitten darf. — —

328. **Julie de l'Espinasse** an den Obersten **Guibert.**

In jedem Augenblicke meines Lebens. 1774.

Geliebter, ich leide, ich liebe, ich erwarte Sie!

329. **Julie de l'Espinasse** an den Obersten **Guibert.**

1774.

Ich folge dem Drange meines Herzens, theurer Freund! — Wie lieb' ich Sie!

Als ob es das erste und letzte Mal in meinem Leben wäre, daß ich diese süßen Worte ausspräche: so ist die Wollust, die Aufgelöstheit, die ich dabei fühle. O mein Gott! warum haben Sie mich dazu verurtheilt? Warum ist es dahin mit mir gekommen? Einst werden Sie erfahren — — einsehen — — —

Gott, wie entsetzlich! Nicht für Sie leiden, und nicht durch Sie leiden zu **dürfen!** Lieb' ich so genug? Adieu! Geliebter!

330. **Julie de l'Espinasse** an den Obersten **Guibert.**

1774.

Ich bin recht sehr betrübt, nicht, weil Sie den Schnupfen haben, aber weil Sie es danach machen werden, daß dieser

Schnupfen in Krankheit übergehen muß. Sie sollten den ganzen Tag über Ihr Bett hüten, und machen schon Anstalt, auszugehen. Bitte, bitte, theurer Freund, trinken Sie, hüllen Sie sich recht in Ihr Bett, lesen, schreiben Sie nicht darin. Ich mache mir das Wort zur Sünde, was Sie mir geschrieben haben, und noch ehe Sie mir schrieben, all' den anderen Damen! Sie werden keinen Augenblick ruhig geblieben sein. Ich erwartete Sie bis neun Uhr, es stand Gerstenwasser, Eibischtrank, Orgeade bereit, um Ihnen mit Gewalt ein Gebräu aufzudringen. So heißt's, nicht Suppe.

Guter Gott, wie gern möcht' ich an Ihrem Bette sitzen! Wie wollte ich Sie pflegen; niemals könnte ein Wärter mehr Sorge und Aufmerksamkeit haben.

Theurer Freund, gehen Sie nicht aus! Machen Sie die Leute glauben, daß Sie verreist sind; vielleicht sind Sie dann, wenn Sie sich schonen, im Stande, morgen früh verreisen zu können. Hoffentlich werden Sie nicht die Nacht fahren, es wäre Tollheit; wenn Sie in Orleans die Nacht ausruhen, können Sie ohne Anstrengung weiter gehen. Sie sagen mir nicht, ob Sie in diesem Augenblicke das Fieber haben. Ich werde um 1 Uhr wieder nachfragen lassen. Ich bitte Sie, geliebter Freund, gehen Sie nicht aus; ich werde mich mehrmals des Tages nach Ihnen erkundigen lassen, deswegen will ich heute Mittag zu Hause essen, und erst um neun Uhr ausgehen. Lieber, ich verlange von Ihnen, daß Sie den Abend in Ihrem Schlafgemache zubringen; ich versichere Ihnen, daß, wenn Sie sich nicht in Acht nehmen, Sie Ihr Uebel zu einer Brustentzündung machen werden. Ohne Zweifel haben Sie an Ihren Vater geschrieben? Wenn er Sie genau kennt, so kann er sich nicht sehr ängstigen, weil er nicht viel auf Ihre Bestimmtheit rechnen wird. Sehen Sie, wie hart ich bin, und welchen Augenblick ich wähle, Sie zu belästigen! Ja gewiß, Sie haben Unrecht, krank zu sein. Sehen Sie wohl, wenn Sie nun gestern gereist wären? — war meine Unruhe nicht gegründet? — Lieber, trinken Sie! aber was? — — Ich fürchte, daß das, was man Ihnen bereitet, zu stark sein möchte; Eibischtrank, oder Gerstenwasser. Wenn Sie zu mir kommen, soll Alles bereit stehen. Aber nein! kommen Sie nicht! Nein, nein, kommen Sie nicht! Schonen Sie sich für Die, welche Sie so innig und mit so vieler Zärtlichkeit liebt.

331. Julie de l'Espinasse an den Obersten Guibert.

Nach acht Uhr. 1774.

Geliebter Freund, ich habe Sie sehr lieb; ich fühle es in diesem Augenblicke auf die allerschmerzlichste Weise. Ihr Schnupfen, Ihr Brustschmerz thut mir in tiefer Seele weh.

Ich fürchte — und dieses grausenvolle Gefühl ward bei mir so oft gerechtfertigt — Ich kann mich nicht beruhigen! Wenn Sie diesen Abend reisen, so werden Sie nicht schlafen, und dies muß Sie noch mehr erhitzen. Ach guter Gott! warum darf ich nicht leiden, was ich fürchte, daß Sie leiden?

Lieber! Während Sie die Pferde in Orleans wechseln, sagen Sie mir, wie Ihnen ist? Sagen Sie mir, ob Ihre Brust angegriffen ist? Meine Zärtlichkeit, mein Vortheil gestattet Ihnen nicht, frei mit Ihrer Gesundheit zu schalten. Ich sterbe vor Bekümmerniß, wenn ich bedenke, daß ich Sie nicht sehen, kein Mittel haben werde, mich Ihretwegen zu beruhigen. Sie nicht sehen, nichts von Ihnen hören! Gott, wie war es gestern so süß, Sie zu lieben, und wie schrecklich heute, — morgen — immer!

Mein theurer Freund! Vergeben Sie meine Schwäche; untersuchen Sie, ob mein Aberglaube mich nicht entschuldige. Es war an einem Freitage den 7. oder 8. August 1772, als M*** von Paris abreiste, an einem Freitage den 6. Mai desselben Jahres, als er von Madrid abging, und an einem Freitage den 27. Mai habe ich ihn auf immer verloren. Sagen Sie selbst, ob dieser grauenvolle Tag nicht Entsetzen in meiner Seele erregen muß, wenn die Erinnerung desselben sich mit dem Gedanken an ein Wesen vereinigt, das ich mehr als mein Leben liebe, mehr als Seligkeit, mehr als es Worte giebt, eine solche Liebe auszusprechen.

Mein theurer Freund! Wenn Sie vielleicht von ungefähr erst Sonnabend reisen sollten, so wünscht' ich, Sie morgen zu sehen. Welch einen grauenvollen Vorsatz hatte ich gefaßt, Sie nicht mehr zu sehen! Es wäre unmöglich! Sie wissen wohl, daß, wenn ich Sie hasse, ich Sie doch allemal mit einem Grade von Leidenschaft liebe, der meinen Verstand verwirrt. Adieu, Adieu, theurer Freund! Nie wurden Sie mit so heftiger Zärtlichkeit geliebt. Erhalten Sie Ihre Gesundheit; denken Sie, daß es mir das Leben retten heißt, wenn Sie Ihre Brust schonen. Morgen, dieses Bild ist mir abscheulich. Ja, ich liebe Sie tausendmal mehr, als es sich aussprechen läßt.

332. Julie de l'Espinasse an den Obersten Guibert.

1774.

Theurer Freund! Ich fand Ihren Brief, als ich gestern um Mitternacht nach Hause kam. Ich war nicht gefaßt auf solchen Glücksfall; doch beruhigt er mich nicht über die Zahl von Tagen, wo ich Sie nicht sehe. Lieber Gott! Sie wissen gar nicht, was ein Leben heißt, entblößt von dem Glücke, Sie um sich zu haben. Ihnen, o mein Freund, genügt Zerstreuung, Geschäft, Bewegung; mein Glück sind Sie — sind nur Sie. Ich möchte gar nicht leben, wenn ich Sie nicht sehen und jeden Augenblick meines Lebens aus vollem

Herzen lieben durfte. Sagen Sie mir, wie es Ihnen geht, und richten Sie sich so ein, morgen beim Grafen E*** speisen zu können. Er hat mich gefragt, ob ich den Sonntag in Sonnabend verwandeln könnte? Ich habe „Ja" geantwortet, aber kommen Sie auch hin! Nicht wahr, Sie kommen?

Ich sollte heute bei dem spanischen Gesandten zu Mittage essen; ich ließ mich entschuldigen. Wären Sie mitgebeten, ich würde gewiß nicht fehlen. Adieu! Ich warte auf den Brief, welchen Sie mir versprachen. Adieu! In größter Eil.

333. Julie de l'Espinasse an den Obersten Guibert.

Montag, den 3. Oktober 1774.

Ach, geliebter Freund, wie schwer ist mein Herz; ich habe keine Worte mehr, ich habe nur noch Angstruf und Thränen! Ich las Ihren Brief, ich las ihn wieder, ich werde hundertmal noch ihn lesen. O mein Freund, welch ein Gemisch von Wohlthat und Qualen! — Mit wie viel Bitterkeit vermengte Wonne! — Wie hat dieses Papier den Aufruhr in meinem Innern gesteigert! Ich kann mich nicht beruhigen. Sie haben mein Gemüth halb entzückt und halb vernichtet; nie fand ich Sie hinreißender, nie würdiger der reinsten Liebe; und nie durchdrang mich der Schmerz um M***s Verlust — tiefer — brennender! Ja, ich war dem Tode nahe; mein Herz war zu voll; in Wahnsinn brachte ich die letzte Nacht hin; einem solchen Zustande muß mein Leben weichen — oder wenigstens meine Vernunft.

O Gott, ich fürchte weder Eins noch das Andere; wenn ich Sie nicht so liebte, wenn meine Trauer mir nicht so werth wäre, mit welcher Trunkenheit, mit welcher Inbrunst würde ich dem Tode in die Arme eilen! O niemals, niemals hat irgend ein Wesen in so qualvoller Verzweiflung geliebt.

O mein geliebter Freund! Wir machen Verderbliches aus der einzigen Wohlthat der Natur, aus dem einzigen Gute, das die Menschen weder verfälschen, noch verderben konnten. Freundschaft, Ansehen, Glück — die Tugend selbst ist käuflich. — Alles wird gefeilscht um Geld; abgefunden mit Geld, gerichtet, belohnt, nach Goldgewicht. Es ist nur Eins, das über alle Meinung erhaben, das rein und fleckenlos wie die Sonne, glühend ist, wie sie; gleich ihr mit Feuermacht die Seele belebt, erleuchtet, entzündet, stark macht, und hebt! O mein geliebter Freund, brauch' ich dieses herrliche Geschenk zu nennen? — Aber wenn es die Seele, der es vorschwebt, nicht füllen kann — dann ist nichts übrig, als sterben. O Gott, sterben? Ja, ich mußte sterben! Es drang mich! Ich gab mich auf! O, es war grausam! Was wollten Sie mit dem Leben, das Sie retteten? Es mit Klagen

und Thränen erfüllen? Dem tiefsten Grame noch Qualen des Gewissens zugesellen? Mich mit Abscheu auf mein Leben zurückblicken lassen, und doch mich daran fesseln!

Fesseln! Durch ein Streben, das mein Herz aufreibt, das sich zwanzigmal des Tages als Verbrechen ankündiget? Ach, wohl bin ich schuldig! Und doch ist Gott mein Zeuge, wie Tugend mir theuer war! Und Sie hätten mich nicht verführt? — Es wäre wahr, daß ich allein mich in den Abgrund gestürzt? Ihnen nicht darf ich meine Fehler, mein Unglück zurechnen? — Ach, ich habe es abbüßen wollen, ich habe das Ziel meiner Verirrungen nahe gehabt — da ich Sie haßte, bändigte ich selbst den Tod. Welch übermächtiges Geschick hat mich Ihnen wieder genähert — warum mußte mein Herz durch den Gedanken Ihrer Krankheit wieder erweicht werden? Warum endlich zerreißen und versöhnen Sie mich in einem Athem? Wozu dieses grauenvolle Gemisch von Freude und Elend? von Labsal und Gift? —

O mein Gott, ich sagte es Ihnen oft im Uebermaß der Schmerzen — ich weiß nicht, ob ich Sie oder den Tod anrufe — einer von euch muß hier helfen, hier heilen, für immer! Nichts sonst in der ganzen Natur hat Macht über mich! O Gott, habe ich denn einen Wunsch, ein Verlangen, eine Sehnsucht, eine Reue, einen Gedanken, den nicht Sie oder M*** ausfüllten?

O geliebter Freund, ich glaubte meine Seele erloschen; ich fand die Ruhe süß; doch wie flüchtig war diese linde Stimmung! Sie war nur die Folge des vermehrten Gebrauchs der Opiate. Gut, ich werde mein Bewußtsein wieder gefunden haben, um es völlig zu verlieren.

Doch, mein Gott, sagen Sie mir, wie ist es möglich, daß ich noch gar nicht von Ihnen geredet, daß ich Ihnen nicht gesagt, wie sehr ich die Rückkehr Ihres Fiebers fürchte; daß ich heute von Ihnen auf Nachricht hoffe, weil eine Post ankommt. Wenn ich keine erhalte, will ich Ihnen keine Vorwürfe machen, und mich bis Mittwoch hinquälen. Adieu, mein Freund! Ihre Güte, Ihre Sanftmuth, Ihre Wahrheit, haben mein Gemüth mit zärtlicher Hinneigung erfüllt.

334. Luise, Königin von Preußen (Gemahlin Friedrich Wilhelms III.), an den Propst Hanstein in Berlin *).

Memel, den 31. August 1807.

— Neigung zum Wohlthun war von jeher ein hervorstechender Zug in dem Karakter der Berliner; nie aber hat diese sich schöner entwickelt, als in dem eben beendeten unglücklichen Kriege. —

---

*) Am 10. März 1807, dem Geburtstage der Königin, wurde in Berlin die erste Subskription zur Unterbringung, Versorgung

Ich aber bin sehr gerührt durch den zarten Beweis von Achtung, Vertrauen und Liebe, den die Stifter nach ihrem Schreiben vom 12ten d. M. Mir dadurch geben, daß sie die Stiftung nach Meinem Namen benennen und unter Meinen Schutz stellen wollen. Mit Freude nehme ich nicht nur beides an, sondern übernehme auch die nach dem Etat ausgemittelten Unterhaltungskosten für vier Zöglinge, indem Ich Sie, Herr Propst, ersuche, solche auszuwählen und nach Inhalt des vorgelegten Reglements, ihnen einen Vormund zu setzen. Beikommende hundert Stück Friedrichsd'or bitte ich zur ersten Einrichtung zu verwenden. Der Krieg, der so viel unvermeidliches Uebel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein Mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht, und für so vieles Gute den Saamen ausgestreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen, den Verlust an Macht, durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen. —

Ihre affektionirte Luise.

335. **Luise, Königin von Preußen, an ihren Vater, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz.**

Königsberg, den 15. Mai 1807.

Geliebter Vater!

Die Abreise des Generals Blücher giebt mir, Gott Lob! einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wie viel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet. —

Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reservebataillons, die erst seit Monaten organisirt sind und theils schon vorgehen, theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind, alles dies belebt mich mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch einmal Alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch im Ueberfluß reichen; sie wollen von keiner

---

und Bekleidung armer, theils verlassener, dem größten Elende Preis gegebener Kinder veranstaltet, und fand, der damals allgemein drückenden Lage ungeachtet, die möglichste Unterstützung. Es wurde dazu eine besondere Wohnung eingerichtet, und die Anstalt erhielt den Namen Luisenstift und besteht bis jetzt in ihren segensreichen Wirkungen; 60 Knaben armer Aeltern werden darin erzogen, unterrichtet und in ihrem 14ten Jahre einem selbst gewählten Gewerbe zugeführt.

Uebergabe sprechen hören, sie wollen lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an dem Könige handeln; eben so halten sich Kolberg und Graudenz. Wäre es so mit allen Festungen gewesen — — doch genug von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen!

Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät, davon bin ich überzeugt. — —

336. Luise, Königin von Preußen, an ihren Vater.

Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit, habe ich Ihren Brief vom Monate April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder aufs neue ein ungeheueres Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt.*) Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben; der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung lei-

*) Die Königin bewährte ihren hohen Sinn selbst im Gegenüber des übermüthigen Siegers. Sie ward veranlaßt, — man glaubt, besonders wegen Magdeburgs Zurückgabe — während des Waffenstillstandes nach Tilsit zu gehen, wo sich das Hauptquartier der Verbündeten befand, und Napoleon zum Abschlusse des Friedens eingetroffen war. Dort angekommen, besuchte sie Napoleon. Unter mancherlei Fragen und Gegenständen der Unterhaltung, die er, wie es schien, absichtlich hinwarf, um Verlegenheit zu erregen, und die alle von seinem Uebermuthe und der Kleinartigkeit seiner Seele zeugten, fragte er: „aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?" Mit edlem Stolze antwortete die Königin: „dem Ruhme Friedrichs des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." (Sire, il était permis à la gloire de Frédéric, de nous tromper sur nos moyens, si toute fois nous nous sommes trompés.) Talleyrand, der gegenwärtig war, sprach bewundernd von der Feinheit des Verstandes und des Taktes, die sie in dieser ganzen Unterhaltung an den Tag legte.



tet uns; der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will; Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders thun können, ohne seinem Karakter untreu, und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch zur Sache. —

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und alles Böse kommt, und mein fester Glaube ist es, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen sein Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch eins zu Ihrem Troste, daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeit. Auch Sie wird das trösten, so wie Alle, die mir angehören.

337.

Den 24. Juni.

Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machen. Nun schicke ich Ihnen einen sicheren Menschen, und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthiget gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von Russischer Seite ein Waffenstillstand von vier Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein. Niemand wünscht es so wie ich, doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine feste Basen. Also Alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist

aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, und wenn es sein muß, Brot und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, o, kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde, aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen; da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19ten mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Tauroggen, nur ein paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige.

Luise.

338.

Memel, im Juli 1807.

Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzhaften Preis. Unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach der Schlacht bei Eilau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er mit ihm unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden; das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er in jenem Frieden einen treuen Allirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, die Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube. — — Ich lese viel und denke viel, und mitten unter Leiden giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin; es ist wahr, daß die Menschen keinen Antheil daran haben; in meinem Innern bereitet sich Alles. Von äußeren Dingen ist es allein die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung, welche mein Glück ausmachen. — —

339. Der General von Scharnhorst an den General von Clausewitz.

Memel, den 27. November 1807.

Mein lieber Clausewitz! Ihre mir unschätzbaren Briefe habe ich erhalten, ich sehe aus dem letzten, daß Sie die Beantwortungen der beiden ersten nicht erhalten haben. So empfangen Sie denn nun hier meinen innigsten und herzlichsten Dank für die Liebe, Freundschaft und Güte, die Sie mir durch Ihre Briefe erzeigt haben. Ihre Urtheile sind

die meinigen, oder werden es durch Ihre Briefe; Ihre Ansichten geben mir Muth, die meinigen nicht zu verleugnen; nichts könnte mich glücklicher machen, als mit Ihnen an einem Orte zu sein. Aber recht traurig würden wir dennoch sein; denn unglücklich, ganz unbeschreiblich unglücklich sind wir. — Wäre es möglich, nach einer Reihe von Drangsalen, nach Leiden ohne Grenzen, aus den Ruinen sich wieder zu erheben, wer würde nicht gern Alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorginge! — Aber nur auf Einem Wege, mein lieber Clausewitz, ist dies möglich. — Man muß der Nation das Gefühl der Selbstständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt, nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, das ist Alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem Wachsthume nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht.

So sehe ich die Sache, so sehe ich unsere Lage an. — Ich ziehe mich sehr wenig bei dieser Lage des Ganzen in Betracht. Ich habe den besten Willen, zu wirken, wo ich kann, ich bin aber nicht dazu gemacht, mir Anhang und Zutrauen durch persönliche Bearbeitung zu verschaffen. — Ohne daß ich es vorher wußte, avancirte mich der König, und übertrug mir die Reorganisation mit einer sehr heterogen zusammengesetzten Kommission. Freunde habe ich mir nicht zu machen gesucht, und wenn es möglich ist, so wird man mich bei so heterogenen Ansichten, so wenigen persönlichen Rücksichten, vom Könige zu entfernen suchen, obgleich dieser mir sehr gnädig ist, und mich bisher mit unverdientem Zutrauen behandelte. Eine ruhige, ehrenvolle Existenz steht noch diesen Augenblick mir anderwärts offen.*) — Aber Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen den König, eine unbeschreibliche Anhänglichkeit an das Schicksal des Staates und der Nation, und Abneigung gegen die ewige Umformung von Verhältnissen, hält mich jetzt davon ab, und wird es thun, so lange ich glaube, hier nur entfernt nützlich sein zu können.

Obgleich es mit unserer Zukunft mißlich steht, so haben wir doch auf eine innere Regeneration des Militairs, in Hinsicht sowohl auf die Formation, das Avancement, die Uebung, als auch insbesondere auf den Geist hingearbeitet; der König hat ohne alle Vorurtheile hier nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele dem Geist und den neuen Verhältnissen angemessene Ideen selbst gegeben. — Folgt der König dem neuen Entwurfe, den er zum Theil schon sanktionirt hat, erschwert

*) In England.

erschwert das Vorurtheil nicht die Ausführung, wird nicht der Hauptzweck durch Abänderungen, durch schlechte Exekutors verfehlt, so wird das neue Militair, so klein und unbedeutend es auch sein mag, in einem anderen Geiste sich seiner Bestimmung nähern und mit den Bürgern des Staates in ein näheres und innigeres Bündniß treten.

Die niedrige Krittelei unserer Schriftsteller stellt unseren Egoismus, unsere Eitelkeit und die niedere Stufe der Gefühle und der Denkungsart, welche bei uns herrschen, am vollkommensten dar. — Ich habe nichts geschrieben, als eine Relation des Rückzugs des Blücherschen Korps von dem General von Blücher, einen Bericht der Schlacht bei Jena und Auerstädt (übersichtlich) in der Königsberger Zeitung und die Relation der Schlacht bei Eilau, die Sie gelesen. Ich werde aber die Schlacht bei Jena beschreiben und den Herzog von Braunschweig zwar nicht vertheidigen, aber doch den Gesichtspunkt, aus dem er handelte, darstellen, denn so unentschlossen und karakterlos er war, so fehlte es ihm doch nicht an militairischer Beurtheilung. — Nie werde ich mich aber auf Widerlegungen einlassen, und zu dem Pöbel der Gelehrten mich gesellen.

Sie, mein innigster Freund, müssen jetzt die neue Formation abwarten, kommt sie zu Stande, so findet sich für Sie auf mehr als eine Art eine Stelle. Kommt sie nicht zu Stande, so finden Talente und Kraft, sie anzuwenden, immer ihr Unterkommen.

So, mein lieber Clausewitz, denkt Ihr Freund über unsere jetzigen Verhältnisse. Er wird nie aufhören, Sie zu lieben, welche Veränderungen, welche Schicksale uns Alle auch treffen mögen. Scharnhorst.

Sollten Sie meinen Freund Stützer sehen, so grüßen Sie ihn, und sagen ihm, daß ich ihm bald schreiben würde.

340. Der General von Scharnhorst an den General von Clausewitz.

Memel, den 1. December 1807.

Vor 5 Tagen habe ich Ihr mir unschätzbares Schreiben erhalten und sogleich beantwortet, mein lieber Clausewitz, habe aber bisher vergebens auf den Abgang des Kouriers gewartet. Ich schreibe daher jetzt nur einige Zeilen, um Ihnen für Ihr Andenken, für Ihre Freundschaft und Liebe zu danken. — Meine Briefe haben Sie nicht erhalten, Sie haben nicht viel daran verloren; ich will sie Ihnen jetzt ersetzen. Der an Sie fertig liegende Brief enthält zwei volle Bogen. Es macht mir unbeschreibliche Freude, wenn ich einen Augenblick Zeit habe, meinem Herzen freien Lauf gegen einen Freund lassen zu können, der mich versteht, der meine Gefühle nicht mißdeutet. — Eben erhalte ich einen Brief von

Stützer, sagen Sie ihm, daß ich vor dem Abgange des Kouriers noch hoffe, ihm schreiben zu können. Was gäbe ich darum, wenn wir alle Woche nur einen Abend zusammen sein könnten! — Mein Umgang ist hier auf den Oberstlieutenant von Gneisenau, den Vertheidiger Kolbergs, einen vorurtheilsfreien Mann, den Major von Grolmann und Schöler den Aelteren eingeschränkt.

Ich habe durch den Kourier auch an Ihren Prinzen geschrieben, und habe ihm in unserem Vaterlande Glück zu seiner Rückkehr gewünscht. Wir Alle setzen hier viel Vertrauen auf ihn, und ich gehöre zu seinen wärmsten und innigsten Verehrern. Der Prinz Wilhelm ist bei dem L'Estocqschen Korps von uns, als ein guter Soldet und liebenswürdiger Prinz, abgöttisch verehrt.

Wenn man allzuviel zu sagen hat, da weiß man nichts zu sagen, so geht es mir in diesem Augenblicke der Eile, in der ich diesen Brief abschicken muß.

Nur noch dies: in dem Briefe, den Sie durch den Kourier erhalten werden, sind Ihre Briefe beantwortet.

Erhalten Sie mir ihre Freundschaft und sein Sie versichert, daß ich mit dankbarer Liebe und Verehrung Ihr innigster Freund ewig sein werde.

Scharnhorst.

Ihr Bruder vom Regiment Courbière ist ein braver Mann und hat viele Reputation.

341. Scharnhorst an den General von Clausewitz.

Breslau, den 21. März 1813.

Mein lieber Clausewitz, ich kann Ihnen nur ein paar Worte schreiben, ich schmeichle mir mit der Hoffnung, bald mit Ihnen wieder vereint zu sein. — Ich habe nie Ihren großen Werth verkannt, gefühlt habe ich ihn aber erst in dieser Zeit, wo ich viel zu thun hatte; nur mit Ihnen verstehe ich mich, nur unsere Ideen vereinigen sich, oder gehen in ruhiger Gemeinschaft neben einander in unveränderter Richtung. Ich denke in einigen Tagen von hier abzugehen, und von Blücher auch zum Grafen Wittgenstein, um von ihm zu erfahren, wie die Sache in der Zukunft getrieben werden soll; der General Blücher hat mir einen Brief an den Grafen von Wittgenstein gegeben, in dem er sich den Befehlen des Grafen unbedingt unterwirft.

Ihr Freund Scharnhorst.

Sagen Sie, was ich hier geschrieben, vorläufig dem Grafen, wenn Sie es gut finden.

342. Scharnhorst an den General von York.

Berlin, den 26. Februar 1812.

Herzlich und innig danke ich Ihnen für das Andenken, welches Ihr Brief vom 18ten d. M. mir beweiset. In einer

so bestürmten wankenden Lage, in einer solchen Finsterniß der Zukunft, wie die unsrige erscheint, kommt jedes Gemüth in Bewegung und wünscht eine gegenseitige Mittheilung. — Ich erlaube mir indessen keine Meinung über unsere politischen Schritte, wir unterliegen einem labyrinthischen Gewirre, welches die Zukunft entwickeln wird, und welches eben so sehr ein Resultat unserer besonderen Lage, als anderer Umstände ist. Ich habe jetzt keinen anderen Wunsch mehr, als einen ehrenvollen Tod, wenn das Verhängniß ein Unglück für den König und den Staat herbeiführen sollte.

Scharnhorst.

343. Der Minister von Stein an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein zu Dobberan.

Königsberg, den 15. August 1808.

Euer Durchlaucht werden in den officiellen Schreiben, die Herr Koppe Ihnen zu überreichen die Ehre haben wird, Alles finden, was sich auf die Geldgeschäfte selbst bezieht; ich erlaube mir nur noch einige Bemerkungen über unsere Lage im Allgemeinen.

Nach dem Rathe des Grafen G. L. W. hat man dem Prinzen Wilhelm wiederholt aufgetragen, eine Allianz, ein Hülfstruppenkorps anzubieten, und eine Verminderung oder eine Fristung der Kontributionen zu erbitten: sollte aber der Kaiser wieder zu neuen Unternehmungen abreisen, sich auf eine anständige Art zu entfernen. Nimmt der K. unter den gegenwärtigen Umständen, wo wir ihm nützlich sein können, diese unsere Anerbietungen nicht an, so beweist er, daß er entschieden ist, uns zu vernichten; daß wir Alles erwarten müssen.

Die Erbitterung nimmt in Deutschland zu, und es ist rathsam, sie zu nähren, und auf die Menschen zu wirken. Ich wünsche sehr, daß die Verbindungen in Hessen und Westphalen erhalten würden, und daß man sich auf gewisse Fälle vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energischen gutgesinnten Männern erhalte, und diese wieder mit Anderen in Berührung setze. Sollten Euer Durchlaucht mir hierüber Eröffnung thun können, so bitte ich Sie, mir Herrn Koppe, oder sonst einen vertrauten Mann, wieder herzuschicken.

Die Spanischen Angelegenheiten machen einen sehr lebhaften Eindruck, und beweisen handgreiflich, was wir längst hätten vermuthen sollen. Es wird sehr nützlich sein, sie möglichst auf eine vorsichtige Art zu verbreiten. — Man sieht hier den Krieg mit Oesterreich als unausbleiblich an! Dieser Kampf würde über das Schicksal von Europa entscheiden, und auch über unseres.

Welchen Erfolg erwarten Euer Durchlaucht? Es ließen sich Plane, die man im Frühjahre 1807 hatte, jetzt realisiren. — Wo ist Herr v. Meuring? Der Graf v. Vinc... wird mich bald besuchen und eine Zeitlang hier bleiben.

Der Kurfürst wird bei den jetzigen unruhigen Verhältnissen Gefahr laufen, daß man ihn und sein Eigenthum festhält! Das eine und das andere sollte er wenigstens sicher stellen, und fürchte ich sehr, er wird das Opfer seiner Unentschlossenheit und seiner Habsucht. Noch ist Herr von Jacobi hier nicht angekommen; man erwartet ihn heute. Seine Reise war langweilig und beschwerlich.

Man hat endlich den Entschluß gefaßt, Ancillon zum Erzieher des Kronprinzen zu wählen; mit der Ausführung wird noch einige Zeit hingehen. Unterdessen ist doch ein Schritt geschehen, welches bei unserer Unentschlossenheit viel ist.

Daß die Frau von U. ganz ihrer ersten Idee entsagt hat, ist nicht gut, und würde der K. der Umgang mit einer gebildeten und durch Erfahrung und Leiden erprobten Dame von großem Nutzen gewesen sein.

Die Finanzen des Hauses müssen schlecht stehen, denn man zahlt mir die 13,000 Gulden nicht, die man mir für einen Hof schuldig ist, den ich vor einigen Jahren an dasselbe verkaufte, und wünschte ich sehr, daß das Geld mir wieder zukäme, da die jetzigen Zeiten meinen Reichthum auch nicht vermehren, und ich mein Einkommen zu Rathe halten muß.

Ich vernehme, daß ein Theil Ihrer Freunde aus Holstein abgeht. Der General Blüch'er ist sehr hinfällig; ihn zu unterstützen, hat man den Oberst Bülow nach Kolberg geschickt.

Mit den bekannten Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung verbleibe ich

Euer Durchlaucht

unterthänigster Diener

Stein.

344. J. G. Jacobi an seinen Bruder.

An wen sollte ich in meiner Trauer um Pfeffel mich eher wenden, als an Dich, mein Lieber, mit dem ich seit den Kinderjahren so manchen gemeinschaftlichen Verlust beweinte, und der in meinem eigenen Leiden mir oft so tröstend die Hand bot? Du sahest ihn nie, den brüderlichen Freund unseres verewigten Schlosser, und den meinigen; aber Du liebtest ihn, wie er Dich liebte, redetest von ihm mit eben der Empfindung, mit welcher er über jeden kleinen, Dich betreffenden, Umstand mich befragte; und selbst seine ehrenvolle Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, deren Vorsteher Du bist, war ihm als Erfüllung eines, zuerst von Dir öffentlich ausgesprochenen, Wunsches doppelt theuer. Wer also weiß besser, als Du, was ich verlor? Ach, und seitdem Schlosser diese Gegend verließ, war er von meinen älteren Freunden der Einzige, der in meiner Nähe lebte! In wenigen Stunden konnten wir am diesseitigen Rheinufer zusammentreffen, wo wir einander wechselweise nach Freiburg, oder nach Kolmar abholten. Welch ein Augenblick dann, wenn

vor dem Gasthofe der Wagen des früher angekommenen Freundes schon da stand, und die Deichsel, zu der meinigen hingekehrt, mich die ganze Seligkeit eines solchen freundlichen Begegnens auf dem Wege durchs Leben fühlen ließ! Und nun, wenn ich seinen Brudergruß hörte, in seinen Armen war! Nicht minder beglückten mich die folgenden Tage unseres Beisammenseins; die Morgenstunden, in denen Pfeffel, mit einer Bescheidenheit, welche zwar gern mit großen Talenten sich vereinbart, aber doch, in dem Grade, selten ist, mir seine neuesten Gedichte mittheilte, meine Bemerkungen darüber, und Vorschläge zu Verbesserungen forderte; die heiteren Mittagsmahle, stets ergiebig an ernsten und launigen Erzählungen; und die Abende, welchen ein vertrautes Gespräch zwischen uns Beiden eine Art von Weihe gab, oder die, in einem auserlesenen Cirkel, unter dem gewinnreichsten Ideentausche nur zu schnell vorübereilten. Jede Minute wurde benutzt, bis auf die letzte, da wir bei dem Lebewohl zugleich einen künftigen Besuch verabredeten. So schieden wir voll Hoffnung von einander, und es blieb uns ein herrlicher Nachgenuß. — Alles das ist nun für mich dahin! Jedoch nicht auf lange; denn in meinem Alter hat man ja von dem Grabe des entschlafenen Freundes zum eigenen Grabe nicht weit. Darum waren die Thränen, die ich um meinen Pfeffel vergoß, Thränen der stillen Wehmuth, nicht des bitteren Schmerzes; und darum schreibe ich auch Dir, lieber Bruder, keinen Klagebrief, sondern nur Erinnerungen an den Trefflichen, der, weil ihm, wie dem blinden Homerischen Sänger, Gutes und Böses verliehen ward, das Gute freudig genoß, und gelassen das Böse duldete. In diesen Erinnerungen finde ich Trost, weil sie mir bezeugen, daß der von großen und mannigfaltigen Leiden gedrückte Mann eben so große und mannigfaltige Vergütungen hatte, daß sein Leben, so bedauernswerth es auch, aus der Ferne betrachtet, erschien, mit vielen seligen Stunden und Tagen durchwebt war. — Ehe ich Pfeffel näher kam, dachte ich niemals an ihn, ohne die innigste Betrübniß. Ich versetzte mich in die Lage des Unglücklichen, der, im jugendlichen Alter schon des Lichtes beraubt, nie wieder, auch nur den schwächsten Schimmer eines Sonnenstrahles, hoffen durfte; der im Finstern entschlief, und im Finstern erwachte; kein menschliches Antlitz mehr sah, kein Lächeln, keine Thräne mehr; für den, wenn der Frühling ihm seinen Blüthenduft zuwehte, über den Blüthen selbst ein nächtlicher Schleier lag, und dem jeder frohe Laut der Natur Entbehrungen ankündigte. Auf der mütterlichen Erde, welcher er nicht trauen konnte, ging er, auf seinen Stab und seinen Führer gestützt, ihren tausend und tausend Schönheiten so nah, und dennoch ausgeschlossen aus dem Paradiese der Schöpfung. Wenn es dem Blinden genug ist, Mensch zu sein, um ein heiliges Recht an das allgemeine Mitleid zu

haben; wie viel härter muß ein solches Schicksal uns dünken, wenn es den Mann von feineren Sinnen trifft, weil diesem die sichtbare Welt überall Quellen einer höheren Lust öffnet, die dem großen Haufen verborgen sind! Mit schwerem Herzen also machte ich dem guten Pfeffel meinen ersten Besuch, und bei dem ersten Drucke seiner Hand hätte ich weinen mögen. Aber die heitere Stirn über den erloschenen Augen, wo kein Wölkchen von Kummer sich zeigte, der muntere Ton, mit dem er mich willkommen hieß, und nicht bloße Zufriedenheit, sondern Fröhlichkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, beruhigten mich bald. Nach einem kurzen Gespräche mit ihm bestätigte sich, was Andere vorausgesagt hatten; ich vergaß allmälig seinen Zustand, wie er selbst ihn zu vergessen schien. Kein Wunder, mein Lieber! Denn er drückte sich über sichtbare Gegenstände aus, wie ein Sehender, nahm eben denselben Antheil an ihnen, wußte sie mit eben der Genauigkeit und Lebhaftigkeit darzustellen. Je länger ich mit ihm umging, desto mehr überzeugte ich mich, daß er nicht allein, als Dichter, die in seiner Jugend aufgefaßten Farben und Gestalten in seine Phantasie zurückzauberte; sondern daß ihm dieselben immer gegenwärtig waren. Das einst Gesehene hatte sich so unvertilgbar in sein Gedächtniß geprägt, daß dem Greise noch manche von ihm, als Jüngling, durchreisete Landschaft mit allen ihren Theilen vorschwebte. Sonderbar überraschte mich's, als ich mit ihm durch eine solche Gegend fuhr, und er unweit einer Brücke — denn er pflegte sich dann und wann durch Fragen zu orientiren — mich auf ein vorzüglich schönes Thal aufmerksam machte. Was die Bergkette da für ein Amphitheater bildet! sagte er, und siehest du dort — indem er mit dem Finger hinwies — ganz in der Ferne den Berg, der über die anderen hervorragt, mit dem alten Kastell? u. s. w. — So trug Pfeffel überall eine Welt, reich an Wundern, mit sich, an welcher sein inneres Auge sich weidete. Auch gab es in dieser Welt der neuen Erscheinungen genug, weil er, um mit den Sehenden fortzuleben, sich jeden, auf irgend eine Art interessanten, Gegenstand, dessen man gegen ihn erwähnte, beschreiben ließ. Da wurde es denn einer Einbildungskraft, wie der seinigen, nicht schwer, das oft nur Angedeutete sich auszumalen, und wieder Anderen, die es nicht kannten, durch die Beschreibung desselben Freude zu machen. Ich hörte ihn mit der Kunst, die er besaß, Alles zu versinnlichen und zu vergegenwärtigen, von den neuen Anlagen um Kolmar, von neuen Münzen, Gemälden, Prachtausgaben; von Uniformen der Regimenter; sogar von ausgezeichneten Frauenzimmermoden sprechen, und zwar von den letzteren mit einem ganz eigenen Wohlgefallen am Farbenhimmel. — Du begreifst, lieber Bruder, wie dieses schon unserem guten Pfeffel zu einiger Entschädigung gereichte. Hierzu kam seine Fertigkeit, Stimmen zu unterscheiden, und

im Gedächtnisse zu behalten, so daß er nach Jahren noch Personen, mit denen er ein paar Mal geredet hatte, gleich an der Stimme wieder erkannte. Das Organ der Sprechenden war für ihn, was für uns Physiognomie ist, in sofern nämlich diese oder jene Gesichtsbildung uns auf den ersten Blick anzieht oder zurückstößt. Eine wohlklingende Stimme lenkte sein Herz zu sich hin; so wie die kreischende ihm in einem hohen Grade weh that, und es ihm Ueberwindung kostete, sich in ein Gespräch mit ihr einzulassen. Er erzählte mir, daß einst, beim Eintritt in eine große Abendgesellschaft, eine Dame im Vorbeigehen ihn angeredet, und nichts weiter gesagt hätte, als: guten Abend, Herr Pfeffel, wie befinden Sie sich? Im Tone der Grüßenden aber wäre eine so liebliche Melodie gewesen, eine so zärtliche Theilnahme, daß es ihn bis zu Thränen gerührt, und er, leider umsonst, Alles angewendet hätte, um die süßeste Stimme, die er jemals gehört, wieder aufzufinden. Indessen bliebe sie ihm unvergeßlich. — Da es eine bekannte Streitfrage ist: Ob Blindheit oder Taubheit ein größeres Uebel sei, und man fast durchgängig den Blinden für den Unglücklicheren hält, so war mir Pfeffels Meinung hierüber von Wichtigkeit. Diese Saite aber mußte auf das zarteste berührt, und die Veranlassung eines günstigen Augenblickes dazu erwartet werden. Lange hielt ich meine Frage zurück, bis endlich, an einem traulichen Morgen, eine Unterredung mit meinem Freunde über sein Schicksal sie ganz natürlich herbeiführte. — Was du mich fragst, gab er zur Antwort, ist mir ehemals öfter eingefallen, und die Entscheidung war immer eben dieselbe. Jetzt brauche ich mich keine Minute mehr zu besinnen; ich weiß es, viel lieber ohne Gesicht, als ohne Gehör! Der Taube ist ja wie verbannt aus der menschlichen Gesellschaft, da ich hingegen mit allen Menschen in Verbindung bleibe; von den Besseren so manches köstliche Wort vernehme, und jedes gesellige Vergnügen genießen kann. Was hilft dem Tauben die Ansicht der Natur, bei der Todtenstille, die ihn umgiebt? Wie viele heitere Stunden verdanke ich der Musik, wie viele dem Schauspiel! Ich entbehre weit weniger, als du glaubst, und bin wirklich an dem Mangel des Gesichts dermaßen gewöhnt, daß, wenn ich die Wahl hätte, sehend zu werden, oder meinen Gichtschmerz zu verlieren, ich das letztere vorziehen würde. — Allerdings waren für den armen Pfeffel seine rheumatischen Zufälle, die Krämpfe des Kopfes und in den benachbarten Theilen, die er, wenn sie heftig wurden, gleich einem fest aufgedrückten glühenden Eisen, empfand, eine schreckliche Qual! Dennoch unterbrach auch dieses Leiden seinen Frohsinn nur selten auf längere Zeit. Wie es mich jammerte, wenn er oft unter solchen Schmerzen an seine Frohnarbeit gehen, und als Secrétaire interprète französische Verordnungen, Konskriptionslisten, Verfügungen wegen feierlicher Aufzüge u. dgl. m.

verdeutschen mußte! Er schätzte, nachdem die Revolution sein Erziehungsinstitut zu Grunde gerichtet, und sein Vermögen verringert hatte, jene Anstellung für eine Wohlthat; denn das sauerste Geschäft wurde ihm leicht, das gemeinste veredelte sich, wenn er es als Opfer ansah, seiner Familie gebracht. — Pfeffels Biograph wird Dir, mein Lieber, die vielfachen harten Prüfungen erzählen, denen die Geduld des trefflichen Mannes ausgesetzt war; die blutigen Thränen, um so manchen seiner Lieblinge geweint; die bangen Erwartungen in der Schreckensperiode; nach ihr das sorgenvolle Ringen und Streben, mit den Ueberbleibseln seines kleinen Glückes sich wieder aufzuhelfen; alle die mühseligen Tage, die schlaflosen Nächte; und auf dem letzten Krankenlager die unaussprechlichen Schmerzen, unter denen er sein Leben endete. Wenn Du es liesest, so wirst Du gestehen, daß Pfeffel Recht hatte, die Beraubung des Augenlichts nicht für sein größtes Unglück zu achten. Du wirst voller Verwunderung vor dem Bilde Desjenigen verweilen, der nicht allein im Gedränge so vieler Widerwärtigkeiten sich aufrecht hielt, sondern unter Gesang und Scherz auf dem bedornten Wege fortging, und die frohe Laune der Jugend mit in sein Alter hinüber nahm. Der Kummer hatte nicht seine Stirn gefurcht, nicht seinen Nacken gebeugt, und der oft wiederkehrende Schmerz nur den Wangen einige leichte Spuren eingedrückt. Freilich war jener Frohsinn, wie er selber es rühmt, ihm von der unsichtbaren Hand, „die Sonnen wie Goldstaub in den Raum gesäet," zur Erleichterung seines traurigen Looses, in die Wiege gelegt worden. Auch gab ihm eben diese Hand, zu Gefährten auf seiner Wallfahrt durch's Leben, einen zärtlich für ihn sorgenden Bruder, eine treue Gattin, Kinder, deren liebkosender Laut ihm erfreulich tönte in seiner immerwährenden Nacht, und Freunde, an deren Arm er, mit geschlossenen Augen, ruhig und sicher wandelte. Wie Vieles, das den müden Pilger stärken, die rauheste Bahn ihm ebenen konnte! Noch ward ihm, als mächtige Trösterin, eine der gefälligsten Musen zugesellt, die mit hohem Ernste Sokratischen Witz vereinigte, ihm die Erde lieber machte, und wenn er hienieden sich fremd fühlte, seinen Geist hinschauen ließ in ein besseres Land. Der verzagt nicht, der die Muse zur Begleiterin hat. Lieder zertheilen die Nebel, die unsere Tage trüben wollen, und vor dem Witze floh schon manches drohende Gespenst. Aber alle diese Geschenke des Himmels, diese verschwenderischen Gaben der Natur, hätten meinem Freunde nicht die Ruhe, die Heiterkeit, den bleibenden Muth zu erwecken vermocht, ohne das Herz, das in ihm wohnte, geübt im Ausharren und Verleugnen, der Wahrheit getreu, die ihm theurer war, als das Leben; ohne das Wohlwollen gegen Alles, was neben ihm athmete, und den unverrückten Glauben an einen Vater der menschlichen Schicksale, an eine künftige Heimath jenseit des

Grabes. Mit einem solchen Herzen durfte ihn nicht grauen auf dem Boden, über den Gottes Lüfte wehen. Mit solch einer Liebe, solch einem Frieden im Innern, vertraut man dem Menschen und der ganzen Schöpfung! Seines Genius konnte er sich freuen, weil er durch keinen Gesang ihn entehrt hatte, weil seine Begeisterung nur höheres heiliges Gefühl des Guten und Schönen war. So wie er in der Gesellschaft mit dem Tone des edlen Mannes, und des feurigen Patrioten gegen Tyrannei, Sklavensinn, Lüge und Trug eiferte, ohne Gallsucht und Schadenfreude, und so wie sein Scherz immer das Zeichen der Gutmüthigkeit an sich trug; eben so in seinen Strafgedichten, und in denen, wo er über die Thorheiten seiner Zeitgenossen spottete. Bei jeder Fabel und jedem Sinngedichte scheint er den Spruch Jean Paul's in Gedanken gehabt zu haben: „Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie recht herzlich liebt."

Du, mein Bester, kennst die Würde des Berufes, ein Lehrer der Menschheit zu sein; kennst die Seligkeit dessen, der auf seine Werke mit dem Bewußtsein hinblickt, daß kein Ankläger gegen sie auftreten wird. Du stimmst mir bei, daß Pfeffel ein glücklicher Mann war. Und er war es bis an sein Ende. „Hätten Sie meinen Vater noch den Tag vor seinem Abschiede gesehen!" schrieb seine jüngste Tochter an einen ihrer hiesigen Freunde. „Ich las ihm Aussichten in die Zukunft vor. Wie er die zitternden Hände faltete und in die Höhe hob! Sein ehrwürdiges Haupt umstrahlte himmlische Freude. Ich sah einen Heiligen in ihm; er gehörte schon dem Himmel an."

J. G. Jacobi.

345. Gellert an N.

L., den 13. December 1759.

Liebster Herr Lieutenant!

Auch wenn Sie fehlen, fehlen Sie noch fromm; und so wenig ich die Größe Ihres Fehltritts verringern will; so ist doch die Größe der Reue, die Sie empfinden, eben so gewiß ein untrüglicher Beweis eines guten Herzens, als die That ein Beweis Ihrer Schwachheit ist. Ja, liebster Freund, ein bewilligter Duell ist eine Empörung wider Gott, und der Ihrige ist es nicht weniger; allein er hat doch in Ansehung seines Ursprungs etwas, das ihn vielleicht von allen Duellen in der Welt unterscheidet. Sie geriethen in eine gewisse Heftigkeit, weil man Sie in dem Gottesdienste ohne dringende Noth störte; und dieser Eifer, der im Grunde nichts, als rühmliche Tugend ist, verleitete Sie, hitziger zu reden, als Sie gegen einen Vorgesetzten hätten reden sollen; eine Uebereilung, deren nur die besten Menschen fähig sind.

Hätte der Major, wer er auch seinem Karakter nach ist, die Quelle Ihrer Hitze sehen können: so würde er Sie bewundert und heimlich geliebt, nicht aber beschimpft und bis zum Duelle gehaßt haben. Diese Ursache Ihres bezeugten Unwillens und des daraus entstandenen Duells macht mir Sie mitten auf dem mörderischen Kampfplatze, den das Gewissen und die Religion verabscheut, bald bedauernswürdig, bald ehrwürdig. Genug, ich preise Gott mit Ihnen, daß er Sie so barmherzig bewahret und Ihnen das Leben zum zweiten Male und selbst in dem Augenblicke, da Sie es verachteten und so gefährlich verwundet wurden, geschenkt hat. So hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten, auch in der Stunde, wenn sie fallen. Erfreuen Sie sich nunmehr Ihres neuen Lebens, mein frommer Freund, und stehen Sie von Ihrem Falle mit neuer Stärke und größerer Wachsamkeit auf, und danken Sie Gott durch Demuth und Liebe. Ich weiß es gewiß, Sie werden nie an Ihr verscherztes Leben denken, ohne zu wünschen, daß Sie sich seiner durch immer neue und größere Tugenden möchten würdig machen können; und wenn Sie es dereinst für die Ehre Gottes und das Vaterland aufopfern sollen: so erinnern Sie sich, daß es Ihnen der Herr des Lebens zu diesem rühmlichen Opfer gefristet hat. Im Duelle sterben — — Gott, welcher schrecklicher Gedanke! Aber in seiner Pflicht christlich sterben, o das ist Ehre und Leben und Seligkeit. Bitten Sie nicht von neuem um meine Liebe und Freundschaft; ich liebe Sie noch eben so sehr, als ehedem; ja, ich liebe Sie nur desto mehr, je mehr ich bei der so schrecklichen Begebenheit die Aufrichtigkeit Ihres Herzens und die Empfindlichkeit Ihres Gewissens habe kennen lernen. Du und viele Andere, so dachte ich bei mir selbst, als ich an das Ende Ihres Briefes kam, du und viele Andere, die nie duellirt haben, noch duelliren werden, seid dennoch nicht so fromm, als dieser Soldat. Ihr Brief, mein guter —, ist so vortrefflich, daß ich ihn größtentheils meinen Zuhörern in dem Kollegio, wo ich von den Briefen rede, vorgelesen habe. Erschrecken Sie nicht über diese Nachricht, sondern lassen Sie sich dieselbe vielmehr lieb sein. Sie sind durch Ihren Brief und durch Ihr Beispiel vielleicht vielen jungen Herren ein unvergeßlicher Lehrer geworden und vielleicht sollte Ihre böse Sache diesen glücklichen Erfolg nach sich ziehen. Sie können mir's leicht zutrauen, daß ich Ihren Namen und den Ort Ihres Aufenthaltes verschwiegen habe.

Nun sollte ich nach Ihrem Verlangen noch von mir selber reden; aber ich will es in diesem Briefe nicht thun. Es soll der Inhalt des künftigen sein. Genug, ich bin nicht so krank, daß ich nicht meine gewöhnlichen Arbeiten verrichten könnte; aber auch nicht so gesund, daß ich sie glücklich und willig genug verrichten könnte. Allein, wie auch meine Um-

stände beschaffen sein mögen: so habe ich doch Ursache vor tausend Anderen zufrieden und dankbar zu sein; denn wie viel Unglückliche macht nicht der Krieg allein, dessen Last ich doch nur wenig fühle! Leben Sie wohl, liebster Freund, und treten Sie vollkommen hergestellt in das neue Jahr und durchleben Sie es ruhig und wie Sie vor Anderen thun, fromm. Ich umarme Sie freundschaftlich und bin zeitlebens der Ihrige.

Elrt.

346. Schubart, der Vater, an Posselt.

Stuttgart, den 6. September 1787.

Wie hoch haben Sie mich beschenkt! trefflicher Posselt — mit köstlichem Wein; und einem neuen, meisterhaften Geistesprodukte von Ihnen! dies wär' also Labsal für Leib und Seele. So soll denn heute noch im besten Weine des thatenstrebenden, innig deutschen, herzigen Posselts Gesundheit beim lärmenden Tusch meines Fortepiano ausgebracht werden — und dies sei einstweilen der Dank für Ihre — so ganz unverdiente Güte.

Ihre Rede auf Friedrich den Großen habe ich heißhungrig verschlungen, und beinahe kann ich sie schon auswendig. Sie würden nicht auf so große Gegenstände mit dieser Begeisterung fallen, wenn Sie nicht selbst die entschiedenste Anlage zu einem großen Manne hätten. Die Rede verräth einen feuervollen jungen Mann, dem man's gar gern verzeiht, wenn er zuweilen aus der Grenze der Beredtsamkeit in die hehren Regionen der Dichtkunst hinüber fleugt. Indeß ist der Stil sehr korrekt, oft neu an Wendung und Ausdruck, wodurch sich eben der genialische Mann ankündigt. Aber nur Großheit in der Gesinnung, sagt Aristoteles und Hugo Blair, macht den großen Dichter und Redner — so wie überhaupt den großen Mann. Friedrich der Große! Vaterland! deutsche Freiheit! durchblitzender Zorn gegen die Karle, Ferdinande und all' die Tyrannen des Oesterreichischen Hauses! — Ha Posselt, das macht's, daß ich Sie liebe und bewundere.

Ich müßte mich sehr betrügen, oder ich sehe in Ihnen einen Geschichtschreiber emporstreben, der seine deutschen Vorgänger alle überglänzt. Erst Plinius als feuriger Lobredner; dann Tacitus als freier, tiefschauender gedrängter Geschichtschreiber! Gottes Schild flamm' über Ihnen, daß Sie Ihre ruhmvolle Laufbahn immer gesund und rüstig durchschreiten.

In meiner Chronik soll pflichtmäßig das Weitere gesagt werden. Das gebundene Exemplar Ihrer Meisterrede werde ich dem preußischen Gesandten verehren, weil er ein braver Preuße ist, und meinen Posselt lieb hat. Das ungebundene fleugt morgen zu meinem Sohn nach Berlin, der sich ganz wohl befindet, und Herzbergs Beifall hat.

Von Ihren Gelehrten zeichnen sich freilich nur Wenige

aus, doch möcht' ich das Wenige von ihnen sagen. Wann hört einmal ihre Magnetismusraserei auf? — Mich dünkt, so was entehre den Menschenverstand. O Posselt, in was für kindische Zeiten sind wir gefallen! Unsere großen Väter wenden zürnend ihr Antlitz von ihren entarteten Enkeln, mit der kindischen Klapper in der Hand und dem Schlözer im Munde. Hier sind dergleichen Puppen auch in Menge, verstümmelt durch Kriechsucht vor Fürsten und Pfaffen. Leute von Ihrem und — erlauben Sie mir, etwas stolz an Ihrer Seite zu thun — von meinem Schlage werden immer seltener. Bei einer Knackwurst und einer Flasche Wein vergessen die Meisten — daß sie Sklaven von Fürsten und Rathsherren sind.

Wenn ich nur zuweilen in Ihrer Gesellschaft frei aufathmen dürfte, und mich, — mit dem Zwergengenius der Zeit zu reden — an Ihren elektrischen Ausflüssen erlaben könnte. (So schrieb unlängst wörtlich ein junges Frauenzimmer aus Bremen an Lavater.)

Doch, ich muß mich losreißen
Von Dir, köstlicher Mann,
Dessen Mund den Donner der Rede spricht
Und dem die Geschichtsmuse bald
Den ewigen Lorber reicht.

Schubart.

347. Schubart an Posselt.

Stuttgart, den 19. November 1787.

Unter eben diesem Datum schrieb ich vor zwei Stunden einen Brief an Dich, den Dir ein junger Wanderer, welchen der Sturm des Lebens an unsere Küste verschlug, überreichen wird. Und nun steht ein Abgeordneter von Dir da, überreicht mir ein Schreiben von Dir, und trocknet den Schweiß von der Stirne, den die geistige Milch der wunderthätigen Frau ihm erpreßte. Tausend Dank für so zahllose Beweise der großmüthigsten Freundschaft, womit mich Dein Genius umstrahlt. Nur wisse, daß mir Dein Händedruck, Dein Beifall und Deine Liebe unendlich werther ist, als Wein, — (er tröpfle noch so köstlich aus den Brüsten der Mutter Gottes). Doch, ich will ihn trinken diesen Wein, und der letzten Flasche letzten Tropfen auf den Nagel meines linken Daumens drücken, und Dein Andenken mit dieser Libation vor dem Himmel feiern . . . . . .

. . Bruder Posselt, Gott hat Dich zu großen Dingen bestimmt. Ich kenne unter dem Wogendrange meiner weiten Bekanntschaften keinen, der sein Vaterland so heiß liebt, wie Du; der's unter Zwergen wagt, so kühn aufzufliegen, wie Du; der, mit Kopf und günstigen Glücksumständen, so viel Gelehrsamkeit und Fleiß einigt, wie Du; und der — o nun rinnt mir die Freudenzähre nieder — ein so gar deutsches, für alles Große, Schöne und Gute so rein gestimmtes Herz hat, wie Du.

O, dies Alles will ich nächstens so laut sagen, daß die Eisrinde um so manche gefrorne Seele bersten soll.

Mein Lebenslauf, so demüthig und wahr geschrieben, daß ihn ein Apostel hätte schreiben können, steht ganz in Deiner Hand. Er ist ein Gegenstück von Trenk's Renommistentone. Ich habe nur noch einige Zusätze zu machen; dann sollst ihn haben — wahrscheinlich bringe ich ihn selber — denn unwiderstehlich ist der Drang, den ich fühle, mein Leben vollends in Deinem Vaterlande, unter dem Schutze des liebenswürdigsten Fürsten zu verathmen. Dann wären wir bei einander, und nichts sollt' uns trennen, als — der Tod? — Possen, wie kann der Tod Geister trennen, die im Einklange der Gottes-, Vaterlands-, Freundes- und Menschenliebe so lieblich zusammentönen!

Indeß kann ich hier nicht klagen; denn meine Chronik trägt mir nun jährlich über 1000 Gulden und wächst mit jedem Tage; auch habe ich eine Summe edler Menschen um mich her, an denen ich mich reiben kann. Nur fällt es mir heiß auf's Herz, daß sich der Herzog um das Theater nichts bekümmert; darum bin ich gesonnen, mich zu skisiren, ehe denn die Tage kommen, von welchen man sagt: sie gefallen mir nicht.

Deinen Eifer für meine Ehre lohne Dir Gott! — Nur wirst Du immer im Kampfe mit den schneegekneteten, von Eiszapfen gezeugten Menschenseelen nicht viel ausrichten. Da das Vermögen der Darstellung jetzt immer mehr unter dem Schnee der Abstraktion begraben wird; so hat die Feuerseele gewaltig zu ringen, bis sie durch so viele Schneegebirge durchschmilzt, und über dem starren Gefilde schwebt.

Doch davon in meinem nächsten Briefe.

Deine deutsche Geschichte erwarten Menschen, die Mark haben, mit heißem Verlangen. Der Flügel der Geschichtsmuse schatte Dir, ihrem Liebling, — bis es dasteht das Werk der Unsterblichkeit, unten an der letzten Leiste des Fußgestelles — bezeichnet mit dem Namen Posselt.

Wenn Du mit B* sprichst, so sag' ihm doch, er soll für sein Kind in Geißlingen sorgen. Seine Abgeschiedene kam zu mir, mit dem Herzenskinde auf dem Arme und heulte mir ihren Jammer vor, daß es mir durch alle Glieder drang.

Ich muß mich losreißen von Dir, Seelenfreund; denn ich soll eben an den Herzog schreiben, daß eine Tänzerin, Sängerin und Aktrice dickbeleibt mit ihrem Galan zum Teufel gegangen.

In Dein Magazin will ich Dir nächstens Etwas über den Karakter der Reichsstädter einschicken, das Dir behagen soll.

Deinem Herrn Vater, und Jedem, der da bezeichnet mit Posselt's Namen — Empfehlung und schwäbische Biedergrüße!

Hier eine Tändelei von mir, und Dein mir gütigst zugeschickter Aufsatz, wofür ich danke.

Gott sei mit Dir und Deinem Geiste. —

Mein Gynäconit neigt sich vor Dir!!

Schubart.

348. Schubart an Posselt.

Stuttgart, den 29. November 1787.

Ich schreibe Dir, lieber Posselt, mit der Hand eines Deiner Blutsverwandten, weil mein Arm noch unthätig in der Schlinge ruht. Ja, mein Bester, das Schicksal hat mir wieder einen fürchterlichen Streich versetzt. Kaum, daß ich ein halbes Jahr mich im Aether der Freiheit sonnte, so liege ich angefesselt von den Schmerzen eines Armbruches auf meinem Bette, und benetze mein Hauptkissen mit Thränen, daß die zum Schreiben, Saitenspiel und warmen deutschen Händedruck geübte Rechte erlahmt ist. Nicht der eiserne Stoicismus eines Epiktet, der beim zerschmetterten Gebein Schmerzlosigkeit leugt; sondern die erhabenen Trostgründe der Religion, die das Menschengefühl nicht aufheben, nur veredeln, — sind mein Halt in so mannigfaltigen überhäuften Unglücksfällen, die Schlag auf Schlag mich treffen.

Deine Theilnehmung hat mich bis zu Thränen gerührt. Klopstock sagt gar schön: „Genie ohne Herz ist nur halbes Genie." — Du mußt also ein ganzer Mann sein, weil Du mit dem lichtvollsten Geiste, mit der feurigsten Strebsamkeit für das Große so viel Herzensgüte vereinigst. Menschengeist ist was Großes; Menschenherz noch was Größeres, denn nur Gott ist größer, als unser Herz. Inzwischen hüll' ich mich ein ins Nachtgewand meines Schicksales und harre schweigend und duldend der Hülfe des Herrn. Ich danke nur Gott, daß mein Kopf in soweit frei ist, meinen Amts-, Vaterlands- und Freundschaftspflichten einigermaßen nachleben zu können. Mein Amt verseh' ich vom Bette aus, und meine Chronik und Briefe diktire ich. — Für Dein Anerbieten, etwas zur Erleichterung meines trüben Schicksales beizutragen, danke ich Dir mit Herzenswärme. Schreibe mir nur oft, bester Posselt, denn Deine Briefe sind wie Balsam auf mein zerschmettertes Gebein.

Auch bitte ich Dich gar sehr, mir Stoff an die Hand zu geben, etwas von Deinem trefflichen Fürsten in meiner Chronik sagen zu können. Daß er wieder ein Weib genommen, ist mir zu geringfügig; lieber wünschte ich zu wissen, was er für Religion, Verbreitung guter Sitten, Volkserziehung, Wissenschaft und Kunst, Förderung der Industrie — durch alle Zweige der Menschenthätigkeit thut. Auch wünscht' ich zuweilen einen würdigen Mann aus Baden aufzustellen, und so dem stolzeren Auslande zu zeigen, daß Schwaben in allen Provinzen Männer hat.

Zur Vervollkommnung Deines Magazins wollt' ich, daß Du nächstens eine kräftige Biographie des tapferen Prinzen Ludwig von Baden, der sich bei Salankemen, und auf anderen Feldern Ungarns, aus Janitscharenschädeln und Spahiknochen so furchtbare Obelisken erthürmt hat, — einrücken möchtest. Es ist eine Schande für die Deutschen, daß ihre trefflichsten Fürsten noch unbeschrieben und unbesungen — folglich in unverdienter Ruhmlosigkeit — in ihren Grüften schlummern.

Mit dem Weibe Literatura, dieser faltigen, langkinnigen, spitznasigen, triefäugigen, grindigen und buckligen Hexe, so wie sie wirklich in Deutschland gestaltet ist, bin ich äußerst unzufrieden. Statt griechischer Grazie, römischer Majestät, altdeutscher Kraft, führt sie Unholde, verächtliche Krüppel und Mißgeburten unter uns ein. Die Religion ist, wie das apokalyptische Weib, in die Wüste verscheucht; die Philosophie wirft alle bisher mit so vielem Kosten- und Geistesaufwande gewundenen Systeme nieder, und beginnt aus dem Munde Kants das Sokratische: „Ich weiß es nicht," zu wiederholen; und in den schönen Wissenschaften reißt ein so geringfügiger, nervenschlaffer, geistloser Geschmack ein, daß man die süße Hoffnung aufgeben muß, auch für unsere Literatur ein goldenes Zeitalter zu erleben. Ich bitte Dich, trauter Bruder im Apoll, mir Deine geheimsten Gedanken über den Zustand unserer Literatur in Deinen künftigen Briefen fleißig mitzutheilen.

Als ich neulich nach Oberschwaben wallfahrtete, fand ich mit Entzücken, daß Dein Name allenthalben in gutem Geruche war. Wer denken, lesen, fühlen kann, fragte mich: ob Du nicht bald Deine Geschichte der Deutschen herausgeben würdest. — O, möchte dieser unverwelkliche Lorberkranz bald Deiner Stirn entkeimen! Schatten wird er Dir, so lange Deutschland einen Namen hat. Mich freut es, daß der deutsche Genius immer unzufriedener mit Schmidt's Geschichte der Deutschen wird. Was das für Schächer sind, die den kalt kompilirenden Schmidt unseren Livius nennen konnten.

Ich habe auf meiner Wallfahrt viele Namen kennen gelernt, aber ich schwör' es Dir, daß mir der Name Posselt vor tausend anderen heilig und ehrwürdig geworden. Gott bewahre Dich, Mann von massivem, deutschem Stoffe, zur Ehre unseres Biedervolkes, daß Du steuern helfest dem Kleinmeistergeschmacke, der Seelenlahmheit, der Herzensentkräftung unseres Zeitalters. — Liebe mich ferner mit Deinem biederen vollschlagenden Herzen; bin ich doch ewig, in Glück und Unglück, Leben und Tod, Dein

Schubart.

349. Schiller an Lottchen von Lengefeld in Weimar*).

Jena, den 23. August 1789.

Wie schön bin ich heute erweckt worden! Das Erste, worauf mein Auge fiel, waren Briefe von Dir. Mit dem Gedanken schlief ich ein, heute welche zu erhalten. An diesen periodischen Freuden werde ich künftig alle meine Zeit abzählen, bis uns endlich dieser dürftige Behelf nicht mehr nöthig ist. Aber wie ungenügsam sind doch unsere Wünsche! Wie viel hätte ich noch vor einem Monate um die bloße Hoffnung dessen gegeben, was jetzt schon in Erfüllung gegangen ist! um einen einzigen Blick in Deine Seele! Und jetzt, da ich Alles darin lese, was mein Herz sich so lange wünschte, eilt mein Verlangen der Zukunft vor, und ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll. Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blüthenzeit des Geistes! Und von diesem kurzen Frühling soll ich — Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe — und wenig sind der Tage des Lenzes!

In einer neuen schöneren Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß Du mein bist, theure liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir entgegen trugst. Mit bangen Zweifeln ließest Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang. Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegenkam. Ich habe Dir unrecht gethan, theure Lotte. Die stille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von Dir entfernen sollte. O, Du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unserer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich sie hören.

Es war ein schneller, und doch so sanfter Uebergang! Was wir einander gestanden, waren wir einander längst; aber jetzt erst genieße ich alle unsere vergangenen Stunden. Ich durchlebe sie noch einmal, und Alles zeigt sich mir jetzt in einem schöneren Lichte. Wie gut kommt mir der glückliche Wahnsinn jetzt zu statten, der mich so oft aus der Gegenwart entrückte! Die Gegenwart ist leer und traurig um mich herum — und in ungeborenen Fernen blühen meine Freuden. Ich kann mir die Resignation, die Genügsamkeit nicht geben, die eine Stärke weiblicher Seelen ist. Ungeduldig strebt die meinige, Alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht. Aber

*) Schiller hatte im Bade zu Lauchstädt mit der Frau von Lengefeld und ihren beiden Töchtern nähere Bekanntschaft gemacht, und die Jüngere zu seiner Geliebten gewählt.

Aber mündlich davon mehr. Wie viel werden wir dieſen Herbſt noch mit einander zu berichtigen haben! Ich will Alles thun, um ihn zu beſchleunigen. Wolzogens Brief folgt hier zurück. Er macht mir ſehr viele Freude. Seine Anhänglichkeit iſt ſo innig, und nichts Fremdes hat ſich noch in ſein Weſen gemiſcht. Er iſt ein gar guter Menſch; ich wünſchte, daß er um uns leben könnte.

Lebe wohl, theure liebe Lotte, und denke, daß für mich keine Freude iſt, als bis ich wieder Briefe von Dir ſehe. Adieu! meine Liebe.

S.

250. Schiller an Lottchen von Lengefeld.

Donnerstag Abends, den 12. September 1789.

Wieder ein Tag überſtanden, um den ich Dir näher bin. — Wie langſam ſchleicht jetzt die Zeit, und wie unerbittlich ſchnell wird ſie mir bei Dir vorübereilen! Wäre indeſſen die Periode nur da, wo wir uns bloß über die Flüchtigkeit des Lebens zu beklagen hätten! O meine Theure! Wie ſo anders iſt jetzt Alles um mich her, ſeitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Dein Bild begegnet. Wie eine Glorie ſchwebt Deine Liebe um mich, wie ein ſchöner Duft hat ſie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergange zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einſamen Zimmer — es iſt immer derſelbe Aether, in dem ich mich bewege, und die ſchönſte Landſchaft iſt ein ſchönerer Spiegel der immer bleibenden Geſtalt. Nie hab' ich es ſo ſehr empfunden, wie frei unſere Seele mit der ganzen Schöpfung ſchaltet — wie wenig ſie doch für ſich ſelbſt zu geben im Stande iſt, und Alles, Alles von der Seele empfängt. Nur durch das, was wir ihr leihen, reizt und entzückt uns die Natur. Die Anmuth, in die ſie ſich kleidet, iſt nur der Wiederſchein der inneren Anmuth in der Seele ihres Beſchauers, und großmüthig küſſen wir den Spiegel, der uns mit unſerem eigenen Bilde überraſcht. Wer würde auch ſonſt das ewige Einerlei ihrer Erſcheinungen ertragen, die ewige Nachahmung ihrer ſelbſt! Nur durch den Menſchen wird ſie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird ſie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantaſie ihr Sprache und Seele geliehen! aber nie, nie, als jetzt, hab' ich in ihr meine Liebe geleſen. Bewundernswerth iſt mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derſelbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verſchieden geſehen von Millionen Geſchöpfen, und von demſelben Geſchöpf wieder tauſendfach anders. Er darf ruhen, weil der menſchliche Geiſt ſich ſtatt ſeiner bewegt — und ſo liegt Alles in todter Ruhe um uns

herum, und nichts lebt, als unsere Seele. Und wie wohlthätig ist uns doch wieder diese Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir *sie* immer als die nämliche wieder, und *uns* in *ihr*. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unseres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir, die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserem Eigenthum zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei dieser unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! Unsere ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu verdanken; denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wieder suchen. Aber ich lasse mich von meinen Träumereien fortreißen, da ich Dir doch weit bessere Dinge sagen könnte. Die Erinnerung an Dich führt mich auf Alles, weil Alles wieder mich an Dich erinnert. Auch hab' ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich immer wieder finde. Meine Seele ist gar oft mit den Scenen der Zukunft beschäftigt; unser Leben hat angefangen; ich schreibe vielleicht auch, wie jetzt; aber ich weiß Dich in meinem Zimmer; *Karoline* ist bei uns, sie ist am Klavier beschäftigt, und Du arbeitest neben ihr, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, seh' ich euch Beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Deinem schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Dich habe, daß nichts, nichts Dich mir wieder entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich Dich finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich Dich morgen wieder finde, schlummere ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen, und süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar, verfliegt unser goldenes Leben!

351. Schiller an Frau von Lengefeld.
Bewerbung um die Hand ihrer Tochter.

Jena, den 18. December 1789.

Wie lange und wie oft, seit mehr als einem Jahre, gnädige Frau, habe ich mit mir selbst gestritten, ob ich es wagen soll, Ihnen zu gestehen, was ich jetzt nicht mehr zurückhalten kann. Ich muß Sie bitten, verehrungswürdigste Freundin, sich jetzt Alles gegenwärtig zu machen, was je in Ihrem Herzen für mich sprach; ich selbst muß mir jedes Ihrer Worte

zurückrufen, worin ich Wohlwollen für mich zu erkennen glaubte, um in diesem Augenblicke Muth und Hoffnung zu fassen. Es gab Augenblicke — unvergeßlich sind sie meinem Herzen — wo Sie mich vergessen ließen, daß ich ein Fremdling in Ihrem Hause sei, ja, wo Sie unter Ihre Kinder auch mich zu zählen schienen. Was Sie damals ohne Bedeutung sagten, was nur eine vorübergehende Bewegung Ihres Herzens Ihnen eingab — wie tief ergriff es mein Herz, wo lange schon kein anderer Wunsch mehr lebte, als Ihr Sohn genannt zu werden! Sie haben es in Ihrer Gewalt, jene Aeußerungen in volle selige Wahrheit für mich zu verwandeln.

Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieses Geständniß auf meinen Lippen; es kann Ihnen nicht entgangen sein. Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Gestalt nicht mehr verlassen. Ihr schönes edles Herz hab' ich durchschaut. In so vielen froh durchlebten Stunden hat sich ihre zarte sanfte Seele in allen Gestalten mir gezeigt. Im stillen innigen Umgang, wovon Sie selbst so oft Zeugin waren, knüpfte sich das unzerreißbare Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann. Hätte ich diesen Eindruck vielleicht bekämpfen sollen, da ich noch nicht vorhersehen konnte, ob Lottchen auch die Meine werden kann? Ich hab' es versucht; ich habe mir einen Zwang vorgeschrieben, der mir viele Leiden gekostet hat; aber es ist nicht möglich, seine höchste Glückseligkeit zu fliehen, gegen die laute Stimme des Herzens zu streiten. Alles, was meine Hoffnung niederschlagen könnte, habe ich in diesem langen Jahre, wo diese Leidenschaft in mir kämpfte, geprüft und gewogen; aber mein Herz hat es widerlegt. Kann Lottchen glücklich werden durch meine innige ewige Liebe, und kann ich Sie, Verehrungswürdigste, lebendig davon überzeugen, so ist nichts mehr, was gegen das höchste Glück meines Lebens in Anschlag kommen kann. Ich habe nichts zu fürchten, als die zärtliche Betrübniß der Mutter um das Glück ihrer Tochter; und glücklich wird sie durch mich sein, wenn Liebe sie glücklich machen kann. Und daß dieses ist, habe ich in Lottchens Herzen gelesen.

Wollen Sie, theuerste Mutter, — o lassen Sie mich bei diesem Namen Sie nennen, der die Gefühle meines Herzens und meine Hoffnungen gegen Sie ausspricht — wollen Sie das Theuerste, was Sie haben, meiner Liebe anvertrauen? meine Wünsche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünsche Ihrer Tochter sind, wenn wir uns Beide in dieser Bitte vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menschen danken kann. Sie werden glücklich sein in der Glückseligkeit Ihrer Kinder.

Unsere Dankbarkeit wird geschäftig sein, Ihr Leben zu verschönern, und Ihnen das Geschenk der Liebe durch Liebe zu erstatten.

Ich erlaube mir keine weitere Erklärung, bis Sie über die Wünsche meines Herzens entschieden haben werden. Steht nur in Ihrer Seele meinem Glücke nichts entgegen, so werden keine Hindernisse von Außen ihm im Wege stehen. Mit welcher Unruhe und Sehnsucht erwarte ich von Ihnen den Ausspruch über mein ganzes Glück! Aber Liebe allein wird Sie leiten, und darauf gründe ich frohe Hoffnungen. Ewig der Ihrige mit der innigsten Ehrfurcht und Liebe.

Schiller.

352. Napoleon an Madame Beauharnois.*).

Paris 1796. - Morgens 7 Uhr.

Ich erwache voll von dem Gedanken an Dich, Dein Bildniß und der bezaubernde Abend von gestern haben mir keine Ruhe gelassen. Liebe, unvergleichliche Josephine, welch einen seltsamen Eindruck machen Sie auf mein Herz! Sind Sie böse, betrübt oder besorgt? . . . . Meine Seele ist schmerzlich aufgeregt; es giebt keine Ruhe mehr für Ihren Freund . . . Allein ist es denn anders mit mir, wenn Sie das Gefühl, das mich beherrscht, theilen, wenn ich auf Ihren Lippen, an Ihrem Herzen eine Flamme einsauge, die mich verzehrt? Ach! in dieser Nacht habe ich wohl gefühlt, daß ich mit Ihrem Bildniß nicht Sie selbst habe. Du reisest um Mittag ab, und ich werde Dich in drei Stunden sehen. Einstweilen, mio dolce amor, empfange tausend Küsse, aber erwiedere sie nicht, denn sie verzehren mich. B.

353. Napoleon an die Bürgerin Buonaparte.

Port-Maurice, den 14. Germinal.

Ich habe alle Deine Briefe erhalten, aber keiner hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht, wie Dein letzter.

---

*) Als Befehlshaber der Armeen des Innern lernte Buonaparte die Frau von Beauharnois kennen, die Tochter eines reichen Edelmanns, Tascher de la Pagerie, auf Martinique geb. den 24. Juni 1768, seit 1794 Wittwe des hingerichteten Generals von Beauharnois. Sie ward selbst als verdächtige Person verhaftet, bis zur allgemeinen Befreiung, die der Revolution vom 9ten Thermidor folgte. Bei Vollziehung einer allgemeinen Bewaffnung von Paris erschien vor der Kommandantschaft Eugen Beauharnois, Sohn der genannten Wittwe, und bat inständigst, ihm den Degen seines Vaters, der General der Republik gewesen war, zurückzugeben. Buonaparte, gewonnen durch die Anmuth und den Gegenstand der Bitte dieses etwa 16jährigen Jünglings, gab ihm den Degen zurück, bei dessen Anblick Beauharnois weinte. Der General hatte ihm so viel Wohlwollen gezeigt, daß die Frau von Beauharnois es für schicklich fand, den Tag darauf zu ihm zu gehen, und ihm dafür zu danken. Es gab keine Frau die so viel Anmuth, so viel zartes einnehmendes Wesen in sich vereinigt

Wohin denkst Du, meine anbetungswürdige Freundin, mir in solchen Ausdrücken zu schreiben! Glaubst Du denn, meine Lage wäre nicht an und für sich schon grausam genug, ohne daß man nöthig hatte, meine Betrübniß noch zu vermehren und meine Seele in Aufruhr zu bringen? Welch' ein Stil! Welche Gefühle malst Du mir! Sie sind Feuer; sie verzehren mein armes Herz. Meine einzige Josephine, entfernt von Dir kenne ich keine Fröhlichkeit; entfernt von Dir ist die Welt eine Einöde, in der ich einzeln dastehe, ohne die Süßigkeit zu empfinden, mich zu ergießen. Du hast mir mehr als meine Seele genommen. Du bist der einzige Gedanke meines Lebens. Wenn ich von dem Wirrwarr der Geschäfte gelangweilt bin, wenn ich deren Ausgang fürchte, wenn die Menschen mich anekeln, wenn ich nahe daran bin, das Leben zu verwünschen, dann lege ich die Hand auf mein Herz, Dein Bild lebt darin, ich betrachte es, und die Liebe ist für mich ein nicht zu entbehrendes Glück, und Alles lacht mich an, die Zeit ausgenommen, die ich mich abwesend von meiner Geliebten sehe. Durch welche Kunst ist es Dir gelungen, alle meine Fähigkeiten gefangen zu nehmen und mein ganzes moralisches Dasein in Dich zusammenzufassen? Es ist ein Zauber, meine Süße, der erst mit meinem Leben aufhören wird. Für Josephine zu leben — das ist die Geschichte meines Lebens. Ich sterbe, Dich zu erreichen — ich vergehe, wenn ich nicht Dir nahe bin. Thor, der ich bin, weil ich nicht gewahre, daß ich die Entfernung zwischen uns vergrößere. Welche Länder, welche Städte trennen uns! Wie viele Zeit vergeht, bevor Du diese schwachen Ausdrücke eines Gemüthes lesen wirst, in welchem Du herrschest! Ach, meine verehrte Gattin, ich weiß nicht, welches Schicksal meiner harret, allein wenn es mich länger von Dir trennt, so wird es unerträglich sein; mein Muth wird so weit nicht ausreichen. Es gab eine Zeit, wo ich stolz war auf meinen Muth, und bisweilen, wenn ich so das Böse erwog, das Menschen mir zufügen könnten, oder den Ergebnissen nachdachte, die das Schicksal über mich verhängen dürfte, heftete ich unerschüttert den Blick ohne Verdruß, ohne Unruhe auf das unerhörteste Leiden; allein jetzt? Der Gedanke, daß meine Josephine unwohl, ja krank sei, und vor Allem der böse Gedanke, daß sie mich minder liebt, macht meine Seele erschlaffen, hemmt den Lauf meines Blutes, macht mich traurig, niedergeschlagen, und läßt mir nicht einmal den Muth des Zornes

---

hätte. Bald entstand zwischen Beiden ein innigeres Verhältniß und endlich die zärtlichste Zuneigung, wie die nachfolgenden Briefe bezeugen. Den 9. März 1796 ward sie seine Gattin, worauf er als Obergeneral zur italienischen Armee abging. — Diese leidenschaftlichen Briefe sind übrigens merkwürdig, weil sie der junge Eroberer Italiens in Mitte seiner Siege schrieb.

oder der Verzweiflung. Vormals pflegte ich oft zu mir selbst zu sagen: die Menschen vermögen nichts über Denjenigen, der gelassen zum Tode zu gehen versteht; allein jetzt zum Tode zu gehen, ohne von Dir geliebt zu sein, mit solcher Ueberzeugung zum Tode gehen zu sollen, ist Höllenqual, ist das lebendige, sprechend ähnliche Bild gänzlicher Vernichtung. Ich fühle mich, als ob ich ersticken müßte. O, meine unvergleichliche Lebensgefährtin, Du, deren Geschick Dich bestimmt, die mühevolle Lebensreise mit mir zurückzulegen: der Tag, an welchem ich aufhören werde, Dein Herz zu besitzen, wird der Tag sein, an welchem die ausgedörrte Natur für mich ohne Wärme und Treibekraft sein wird.

Ich halte inne, meine Süße, meine Seele ist betrübt; mein Leib ermüdet — mein Kopf schwer — die Menschen mißfallen mir — ich sollte sie hassen — sie trennen mich von meiner Geliebten.

Ich bin zu Port-Maurice, bei Oneille, morgen werde ich zu Albenga sein; beide Armeen sind in Bewegung. Wir bemühen uns, uns einander zu täuschen. Sieg dem Geschicktesten! Ich bin ziemlich wohl mit Beaulieu*) zufrieden. — Wenn er mich brav aufjagt, ist er ein besserer Mann als sein Vorgänger. Ich gedenke, ihn tüchtig zu schlagen. Sei nicht mißgelaunt — liebe mich wie Deine Augen — doch das ist noch nicht genug — wie Dich selbst — mehr als Dich selbst; mehr als Deine Denkkraft, Deine Seele, Deinen Anblick, Dein ganzes Wesen, süße Geliebte, vergieb mir — ich erliege. Die Natur ist schwach bei dem, der stark fühlt; bei dem, den Du liebst! B.

Barras, Sussy, Mad. Tallien aufrichtige Freundschaft. Mad. Chateaurenaud, was die Höflichkeit verlangt. Eugen und Hortensie wahre Liebe. Leb' wohl, leb' wohl! Ich lege mich ohne Dich zu Bette, ich werde ohne Dich schlafen. Ich bitte Dich, laß mich schlafen. Ich schließe Dich oft in meine Arme; glücklicher Traum! Allein Du bist es nicht.

354. Napoleon an die Bürgerin Buonaparte.

Albenga, am 16. Germinal.

Es ist ein Uhr nach Mitternacht; man bringt mir einen Brief, einen traurigen, der meine Seele ergreift; Chauvet ist todt. Er war Oberstkriegskommissair der Armee. Du hast ihn, meine Freundin, zuweilen bei Barras gesehen; ich bedarf des Trostes; ich muß Dir schreiben, Dir, die Du so viel über mich vermagst, meinen Kummer offenbaren. Was ist die Zukunft? Was die Vergangenheit? Was sind wir? welche magische Flüssigkeit umgiebt uns und verbirgt uns die Dinge, die wir am liebsten wissen möchten. Wir werden ge-

*) Oesterreichischer General.

boren, wir leben, wir sterben mitten unter Wundern. Ist es zu verwundern, daß Priester, Astrologen, Quacksalber diesen sonderbaren Umstand benutzt haben, um unsere Idee nach Gefallen und nach den Eingebungen ihres Eigennutzes zu beherrschen und zu lenken? Chauvet ist todt; er war mir ergeben; er hätte dem Vaterlande die wesentlichsten Dienste geleistet. Sein letztes Wort war, er verreise, um sich zu mir zu begeben; je nun, ich sehe seinen Schatten. Er ist überall, er haust in der Luft, seine Seele ist in den Wolken. Aber Unsinniger, der ich bin, ich vergieße Thränen der Freundschaft, und wer sagt mir, daß ich nicht noch andere zu weinen habe. Seele meines Daseins, schreibe mir mit jedem Kourier, ich kann sonst gar nicht leben.

Ich bin hier sehr beschäftigt. Beaulieu setzt seine Armee in Bewegung, und wir stehen einander gegenüber. Ich bin ein wenig ermüdet und täglich zu Pferde. Lebe wohl, leb' wohl, ich gehe schlafen, denn der Schlaf tröstet mich, indem er Dich an meine Seite versetzt und ich Dich in meine Arme schließe . . . Aber ach, beim Erwachen befinde ich mich 300 Stunden von Dir entfernt. Viel Schönes an Barras, an Tallien und seine Frau. B.

355. Napoleon an die Bürgerin Buonaparte.

Albenga, den 18. Germinal.

Ich erhalte einen Brief, den Du unterbrichst, um, wie Du sagst, auf's Land zu gehen; und hernach nimmst Du den Ton an, eifersüchtig auf mich zu sein, der ich von Geschäften und Mühseligkeiten ganz erschöpft bin. Ach, meine gute Freundin . . . Es ist wahr, ich habe Unrecht. Im Frühling ist das Land schön, und dann der 19jährige Liebhaber befand sich gewiß dort. Die Ursache, einen Augenblick mehr zu verlieren, um an den zu schreiben, der 300 Stunden entfernt von Dir, nicht lebt, nicht genießt, nicht existirt, als durch Dein Andenken, der Deine Briefe liest, wie man nach sechsstündigem Jagen sein Lieblingsgericht verschlingt! Ich bin nicht zufrieden; Dein letzter Brief ist kalt wie die Freundschaft; ich habe nicht das Feuer darin gefunden, das Deine Blicke zeigen und das ich zuweilen darin zu erblicken glaubte; aber wie groß ist meine Bizarrerie! Ich habe gefunden, daß Deine vorhergehenden Briefe meine Seele zu sehr herabdrückten; der Aufruhr, den sie darin erregten, griff meine Ruhe an und schadete meiner Gesundheit. Ich wünschte Deine Briefe kälter, allein sie durchdringen mich mit der Kälte des Todes. Die Furcht, von Josephinen nicht geliebt zu sein, der Gedanke, sie unbeständig zu sehen, von . . . aber ich schaffe mir Leiden; es giebt der wahren so viele, muß man sich deren noch machen!!! Du kannst mir keine Liebe ohne Grenzen eingeflößt haben, ohne sie zu theilen; und mit Deiner Seele, Deinem Denken, Deiner Vernunft kann man

nicht zur Vergeltung und zur Hingebung den Todesstreich versetzen.

Ich habe den Brief der Madame Chateaurenaud erhalten. Ich habe an den Minister geschrieben, um .... Ich werde morgen an Erstere schreiben, der Du die gebräuchlichen Komplimente machen wirst. Wahre Freundschaft an Madame Tallien und an Barras.

Du sagst mir nichts von Deinem schlechten Wagen. Ich verwünsche Dich. Lebe wohl bis morgen, mio dolce amor. Ein Andenken an meine einzige Frau, einen Sieg vom Geschick, dies sind meine Wünsche; ein einziges vollständiges Andenken, würdig dessen, der jeden Augenblick an Dich denkt.

Mein Bruder ist hier, er hat meine Heirath mit Vergnügen erfahren, er brennt vor Begierde, Dich zu kennen. Seine Frau ist niedergekommen, sie hat ein Mädchen geboren. Er schickt Dir eine Büchse genuesischer Bonbons zum Geschenk; Du wirst Orangen, Parfüms und Orangenblüthenwasser erhalten, was ich Dir schicke.

Junot und Murat lassen sich Dir empfehlen.

356. Napoleon: „An meine süße Freundin.“

Im Hauptquartier Carrü, den 5. Floreal (24. April).

Mein Bruder wird Dir diesen Brief zustellen; ich habe die lebhafteste Freundschaft für ihn; er wird, wie ich hoffe, die Deinige erhalten; er verdient sie. Die Natur hat ihn mit einem sanften, sich immer gleich bleibenden, unwandelbaren und guten Karakter begabt; er ist voll guter Eigenschaften. Ich schreibe an Barras, daß man ihn zum Konsul in irgend einem Hafen Italiens ernenne. Er wünscht, mit seiner kleinen Frau entfernt vom großen Wirbel und großen Geschäften zu leben. Ich empfehle ihn Dir.

Ich habe Deine Briefe vom 16ten und 21sten erhalten Du hast mehrere Tage hingehen lassen, ohne mir zu schreiben. Was machst Du denn? Ja, meine gute, gute Freundin, ich bin nicht eifersüchtig, aber zuweilen unruhig. Komme geschwind; ich sage es Dir vorher, wenn Du zögerst, wirst Du mich krank finden. Die Strapazen und Deine Abwesenheit, dies ist zu viel auf einmal. Deine Briefe machen das Vergnügen meiner Tage, und unsere glücklichen Tage sind nicht sehr häufig. Junot bringt 22 Fahnen nach Paris. Du sollst mit ihm zurückkommen, hörst Du? Unglück ohne Heilmittel, Schmerz ohne Trost, fortwährende Leiden, wenn ich das Unglück hätte, ihn allein kommen zu sehen. Meine anbetungswürdige Freundin, er wird Dich sehen, er wird in Deinem Tempel athmen, vielleicht gewährst Du ihm sogar die einzige unschätzbare Gunst, Deine Wange zu küssen; und ich, ich werde allein, entfernt, sehr entfernt von Dir sein. Aber Du wirst mit ihm kommen, nicht wahr? Du wirst hier an meiner Seite sein, an meinem Herzen, in meinen Armen. Nimm

Flügel! Komm, komm! aber reise gemächlich; der Weg ist lang, schlecht, ermüdend. Wenn Du umwürfest, oder Dir sonst ein Uebel zustieße, wenn die Ermüdung . . . reise langsam, meine anbetungswürdige Freundin, aber sei oft und häufig in Gedanken bei mir.

Ich habe einen Brief von Hortensie erhalten; sie ist sehr liebenswürdig. Ich will ihr schreiben; ich liebe sie sehr und werde ihr bald die Parfüms, die sie wünscht, schicken.

Lies, ich wünsche es, das Kapitel von Carthon und sei entfernt von Deinem Freunde und denke ohne Unruhe und Vorwürfe an ihn.

Einen Kuß dem Herzen . . . B.

Ich weiß nicht, ob Du Geld nöthig hast, denn Du hast mit mir nie von Deinen Angelegenheiten gesprochen; wenn dies der Fall wäre, so verlange welches von meinem Bruder, der 200 Louisd'or von mir hat. Wenn Du Jemand anzustellen hast, kannst Du ihn hierher senden, ich werde ihn anstellen. Chateaurenaud könnte ebenfalls kommen.

357. Napoleon an Josephine.

Hauptquartier Tortona,
Mittags, den 27. Prairial im Jahre IV.

Mein Leben ist ein immerwährendes Alpdrücken. Eine furchtbare Ahnung hemmt mir den Athem. Ich lebe nicht mehr. Ich habe mehr als mein Leben, als mein Glück, als meine Ruhe verloren. Ich bin beinahe ohne Hoffnung. Ich schicke dir einen Kourier; er wird nur 4 Stunden in Paris bleiben, und mir dann Deine Antwort zurückbringen. Schreibe mir zehn Seiten, dies kann mich ein wenig trösten . . Du bist krank, Du liebst mich, ich habe Dich betrübt, Du bist guter Hoffnung, und ich werde Dich nicht sehen? Dieser Gedanke verwirrt mich. Ich habe Dir so viel Unrecht gethan, daß ich gar nicht weiß, wie es gut zu machen? Ich klage Dich an, daß Du in Paris bleibst, und Du bist dort krank. Verzeih' nur, meine liebe Freundin, die Liebe, die Du mir eingeflößt hast, hat mir den Verstand genommen. Ich werde ihn nie wiederfinden, von diesem Uebel wird man niemals geheilt. Meine Ahnungen sind so fürchterlich, daß ich mich verbindlich machen würde, Dich zu sehen, Dich zwei Stunden lang an mein Herz zu drücken, und dann mit Dir zu sterben! Wer trägt Sorge für Dich? Ich denke mir, Du hast Hortensien rufen lassen. Ich liebe dieses liebenswürdige Kind tausendmal mehr, seit ich denke, daß sie Dich ein wenig trösten kann. Was mich betrifft, habe ich keinen Trost, keine Ruhe, keine Hoffnung, bis der an Dich geschickte Kourier zurückgekehrt ist, und Du mir in einem langen Briefe auseinandergesetzt hast, was an Deiner Krankheit, und wie lange ihre Dauer sein kann. Wenn sie gefährlich ist, so werde ich, ich sage es Dir vorher, nach Paris reisen, meine Ankunft

wird Deine Krankheit besiegen. Ich bin immer glücklich gewesen. Nie hat das Schicksal meinem Willen widerstanden, und nun bin ich erstaunt über das, was mich einzig berührt. Josephine, wie kannst Du es so lange anstehen lassen, mir zu schreiben? Dein letzter Brief, solltest Du es glauben, ist vom 3ten dieses Monates; noch betrübt er mich. Dennoch trage ich ihn immer bei mir. Dein Bild, Deine Briefe sind immer vor meinen Augen. Ich bin nichts ohne Dich; ich begreife kaum, wie ich leben konnte, ohne Dich zu kennen. Ach, Josephine! wenn Du mein Herz gekannt hättest, hättest Du vom 29sten bis 16ten mit Deiner Abreise gezögert? Hättest Du Dein Ohr treulosen Freunden geliehen, die Dich vielleicht von mir entfernt halten wollten? Ich habe die ganze Welt im Verdacht, ich meine damit Alles, was Dich umgiebt. Ich berechnete, daß Du am 5ten abreisen und am 15ten in Mailand eintreffen würdest.

Josephine, wenn Du mich liebst, wenn Du glaubst, daß von Deiner Erhaltung Alles abhängt, so schone Dich; ich wage nicht, Dir zu sagen, eine so lange Reise, und dazu noch in der Hitze, zu unternehmen. Wenigstens mache kleine Tagereisen, wenn Du im Stande bist, den Weg zu machen, schreibe mir in jedem Nachtlager und schicke mir Deine Briefe voraus.

Alle meine Gedanken vereinigen sich in Deinem Alkov, in Deinem Bett, an Deinem Herzen. Deine Krankheit ist es, die mich Tag und Nacht beschäftigt . . . Ohne Eßlust, ohne Schlaf, ohne Sinn für die Freundschaft, für den Ruhm, für das Vaterland! Du, Du, und die übrige Welt ist nicht mehr für mich vorhanden, als wäre sie vernichtet. Es liegt mir an der Ehre, weil Dir daran liegt, an dem Siege, weil Dir dies Vergnügen macht; ohne dies hätte ich Alles verlassen, um mich Dir zu Füßen zu werfen. Zuweilen sag' ich mir wohl: ich beunruhige mich ohne Ursach, schon ist sie wieder hergestellt, sie reist ab, sie ist schon abgereist, sie ist vielleicht schon in Lyon. Eitle Einbildung! Du bist in Deinem Bette, leidend, doch schöner, interessanter, anbetungswürdiger, Du bist blaß und Deine Augen sind schmachtender; aber wann wirst Du hergestellt sein? Wenn ja eins von uns Beiden krank sein muß, sollte ich es nicht sein? Stärker und muthiger, hätte ich die Krankheit leichter ertragen. Das Verhängniß ist grausam, es trifft mich in Dir. Was mich zuweilen tröstet, ist der Gedanke, daß es vom Schicksal abhängt, Dich krank zu machen, aber von Niemand, mich zu nöthigen, Dich zu überleben.

In Deinem Briefe, liebe Freundin, trage Sorge, mir zu sagen, daß Du überzeugt bist, daß ich Dich über Alles, was sich nur denken läßt, liebe; daß alle meine Augenblicke Dir geweiht sind; daß nie eine Stunde vergeht, in der ich nicht an Dich denke; daß es mir nie in den Sinn gekommen, an eine andere Frau zu denken; daß in meinen

Augen alle ohne Grazie, Schönheit und Geist sind; daß Du, Du, ganz Du, so wie ich Dich sehe, so wie Du bist, mir gefallen und alle Fähigkeiten meiner Seele einsaugen kannst; daß Du sie in ihrem ganzen Umfange berührt hast; daß mein Herz keine Falte hat, die Du nicht siehst, keinen Gedanken, der Dir nicht untergeordnet ist; daß meine Kräfte, mein Geist, meine Arme ganz Dir gehören, daß meine Seele in Deinem Körper ist, und daß der Tag, wo Du Dich ändern, oder gar aufhören würdest zu leben, mein Sterbetag wäre. Die Natur, die Erde, sind in meinen Augen nur schön, weil Du sie bewohnst. Wenn Du dies Alles nicht glaubst, wenn Deine Seele nicht davon überzeugt ist, so betrübst Du mich, so liebst Du mich nicht. Es ist ein magnetischer Strom zwischen Personen, die sich lieben. Du fühlst wohl, daß ich Dich nie Einen lieben sehen, noch weniger Einem anbieten könnte; ihn sehen und ihn vernichten, wäre das Werk eines Augenblicks; und hernach, wenn ich es wagte, die Hand an Deine geheiligte Person zu legen . . . Nein, ich würde es nie wagen, aber eine Welt würde ich verlassen, wo das tugendhafteste Geschöpf derselben mich getäuscht hätte.

Aber ich bin Deiner Liebe gewiß und stolz darauf. Das Unglück ist der Probirstein, der uns gegenseitig die Stärke unserer Leidenschaften offenbart. Ein Kind, liebenswürdig wie seine Mutter, wird das Licht erblicken und mehrere Jahre in Deinen Armen zubringen können. Unglücklicher! Ich würde mich mit einem Tage begnügen. Tausend Küsse auf Deine Augen, Deine Lippen, Deine Zunge, auf Dein Herz, anbetungswürdige Frau! In welchem Planeten bist Du geboren! Ich bin an Deiner Krankheit sehr krank. Ich habe noch ein brennendes Fieber . . . Halte Lesimple*) nicht länger als sechs Stunden auf, damit er sogleich zurückkehre, mir den theuren Brief meiner Geliebten zu überbringen.

Erinnerst Du Dich noch des Traumes, in welchem ich Dir Deine Schuhe, Dein Gewand wegnahm, und Dich ganz in mein Herz eingehen ließ? Warum hat die Natur dies nicht wie jenes geordnet? Es sind noch viele Sachen anders zu machen.

358. Napoleon an Josephine.

Hauptquartier Pistoia in Toskana,
den 8. Messidor im Jahre VIII.

Seit einem Monate habe ich von meiner Freundin nur drei Billets, jedes von drei Zeilen, erhalten. Hat sie Geschäfte? An ihren guten Freund zu schreiben, ist also kein Bedürfniß für sie? Und weiter, das an ihn zu denken . . . Leben, ohne an Josephine zu denken, wäre der Tod für Deinen Freund und seine Nichtexistenz. Dein Bild verschö-

*) Sein Kourier.

nert meine Gedanken, und erheitert die finstern und schwarzen Bilder der Melancholie und des Schmerzes . . . Es kommt vielleicht ein Tag, wo ich Dich sehen werde, denn ich zweifle nicht, daß Du noch in Paris bist. Wohlan, an diesem Tage werde ich Dir meine Taschen voll von Briefen zeigen, die ich Dir nicht sandte, weil sie dumm waren; dumm, das ist der rechte Ausdruck dafür. Guter Gott! sage mir, der Du, ohne selbst Liebe zu fühlen, Andere so lieben machen kannst, weißt Du wohl, wie man von der Liebe geheilt wird? Ich würde diese Arzenei sehr theuer zahlen. Du hättest den 15. Prairial abreisen sollen. Gut, wie ich bin, erwarte ich Dich den 13ten, als ob eine hübsche Frau ihre Gewohnheiten, ihre Freunde, und Mad. Tallien, ein Mittagessen bei Barras, die Vorstellung eines neuen Stückes, und Fortunée *), ja Fortunée zurücklassen könnte. Du liebst Alles mehr als Deinen Gatten, Du hast nur ein wenig Achtung, und einen Theil von jenem Wohlwollen für ihn, an welchem Dein Herz so reich ist.

Höre Josephine, rekapituliren wir Dein Unrecht, Deine Fehler. Ich will mich überreden, Dich nicht mehr zu lieben. Bah! da zeigt es sich, daß ich Dich noch mehr liebe. Endlich, meine unvergleichliche kleine Mutter, will ich Dir mein Geheimniß entdecken, mache Dich lustig über mich, bleibe in Paris, habe Liebhaber, daß es Jedermann weiß, schreibe niemals, wohlan, ich werde Dich zehnmal mehr lieben. Wenn das nicht Narrheit, Fieber, Wahnwitz ist! Und ich werde nie davon genesen? Doch ja, bei Gott, ich werde genesen, aber sage mir nicht, daß Du krank seist, unternimm es nicht, Dich zu rechtfertigen. Guter Gott, ich habe Dir verziehen; ich liebe Dich bis zur Narrheit, und nie wird mein armes Herz aufhören, seine Freundin anzubeten. Wenn Du mich nicht liebtest, so wäre mein Schicksal sehr seltsam. Du hast mir nicht geschrieben, Du warst krank, Du bist nicht gekommen, das Schicksal wollte es nicht, und dann Deine Krankheit, und das kleine Kind, das sich so stark regte, daß es Dir wehe that! Aber Du hast Lyon passirt, Du wirst den 10ten in Turin, den 12ten in Mailand sein, wo Du mich erwarten wirst. Du wirst in Italien sein, und ich werde trotz dem doch noch weit von Dir entfernt sein! Lebe wohl, meine Vielgeliebte, einen Kuß auf Deinen Mund, einen anderen auf Dein Herz, und einen anderen Deinem kleinen Kinde.

Wir haben mit Rom, von welchem wir Geld erhalten, Frieden geschlossen. Wir werden morgen in Livorno sein, und sobald ich kann, in Deinen Armen, zu Deinen Füßen, an Deinem Herzen.

*) Josephinens Hündchen

359. Napoleon an Josephine in Mailand.

Marmirolo, den 29. Messidor (17. Juli 1796).
9 Uhr Abends.

Ich erhalte Deinen Brief, meine angebetete Freundin, und er erfüllt mein Herz mit Freude. Ich bin Dir für die Mühe verpflichtet, die Du Dir gegeben hast, mir Nachrichten über Dich mitzutheilen. Deine Gesundheit muß heute besser sein; ich bin gewiß, daß Du genesen bist. Ich möchte Dich sehr bitten, zu reiten, was Dir gewiß wohlthätig sein wird.

Seit ich Dich verlassen habe, bin ich immer traurig gewesen. Mein Glück ist, bei Dir zu sein. Ohne Unterlaß wiederhole ich mir in meinem Gedächtniß Deine Küsse, Deine Thränen, Deine liebenswürdige Eifersucht, und die Reize der unvergleichlichen Josephine entzünden unaufhörlich eine lebhafte und lohe Flamme in meinem Herzen und in meinen Sinnen. Wann werd' ich, frei von aller Unruhe, von allen Geschäften, jeden Augenblick bei Dir zubringen dürfen, wann werd' ich nichts Anderes thun dürfen, als Dich lieben und nur an das Glück denken, es Dir zu sagen und zu bewähren? Ich werde Dir Dein Pferd schicken, aber ich hoffe, daß Du bald wirst zu mir kommen können. Vor einigen Tagen glaubte ich, Dich zu lieben, aber seitdem ich Dich gesehen habe, fühle ich, daß ich Dich noch tausend Mal mehr liebe. Seit ich Dich kenne, bete ich Dich täglich mehr an; ein Beweis, wie falsch La Bruyères Maxime ist, daß die Liebe plötzlich kommt. Alles in der Natur hat seinen Verlauf und verschiedene Stufen des Wachsthums. Ich bitte Dich, laß mich einige Deiner Fehler sehen; sei minder schön, minder anmuthig, minder zärtlich, vor allen Dingen minder gut; besonders sei niemals eifersüchtig, weine nie; Deine Thränen rauben mir den Verstand, verbrennen mir das Blut. Glaube mir, daß es nicht mehr in meiner Macht steht, einen Gedanken zu hegen, der Dir nicht gehört, und eine Idee, die Dir nicht unterworfen sei.

Ruhe Dich nur aus. Werde schnell gesund. Komm zu mir, damit wir mindestens vor dem Sterben sagen dürfen: Wir waren so viele Tage glücklich!!

Tausend Küsse, sogar Fortunée, trotz seiner Bissigkeit.

Buonaparte.

360. Napoleon an Josephine in Mailand.

Marmirolo, den 13. Messidor (18. Juli).

Ich bin die ganze Nacht unter den Waffen gewesen. Ich hätte Mantua durch einen kecken und glücklichen Streich nehmen müssen; aber das Wasser im See ist plötzlich so sehr gefallen, daß meine schon eingeschiffte Kolonne nicht landen konnte. Diesen Abend fange ich's auf eine andere Art an; doch wird dies nicht so befriedigende Resultate geben.

Ich erhalte einen Brief von Eugen, den ich Dir schicke; ich bitte Dich, meinerseits diesen liebenswürdigen Kindern zu schreiben und ihnen einige Schmucksachen zu schicken. Versichere sie nur, daß ich sie wie meine Kinder liebe. Was Dir oder mir gehört, wird in meinem Herzen so sehr eins, daß ich gar keinen Unterschied mehr kenne.

Ich bin sehr unruhig, zu wissen, wie es Dir geht. Ich war in dem Dorfe Virgils, an den Ufern des Sees, im Silberschein des Mondes, und nicht einen Augenblick, ohne an Josephine zu denken!

Der Feind hat am 28sten einen allgemeinen Ausfall gethan; er hat uns zweihundert Menschen getödtet oder verwundet; fünfhundert hat er verloren, als er mit Eil wieder zurückwich.

Ich bin wohl. Ich gehöre ganz Josephinen und habe keine Lust und kein Glück als in ihrer Gesellschaft.

Drei Neapolitanische Regimenter sind in Brescia angekommen; sie haben sich in Folge der Uebereinkunft, die ich mit Pignatelli abgeschlossen habe, von dem Oesterreichischen Heere getrennt.

Ich habe meine Dose verloren. Ich bitte Dich, mir eine recht flache auszuwählen und etwas recht Hübsches darauf schreiben zu lassen, mit Deinen Haaren.

Tausend Küsse, so brennend als Du kalt bist. Ueberg renzte Liebe und Treue, die jede Probe besteht. Bevor Joseph abreist, wünsche ich ihn zu sprechen.

361. Napoleon an Josephine in Mailand.

Marmirolo, den 19. Juli.

Seit zwei Tagen bin ich ohne Briefe von Dir. O, wohl dreißig Mal habe ich mir das heute vorgesagt; Du fühlst, wie traurig das ist; Du kannst doch nicht an der zärtlichen und besorgten Liebe zweifeln, die Du mir einflößest.

Wir haben gestern Mantua angegriffen; wir haben der Stadt mit glühenden Kugeln aus zwei Batterieen und aus Mörsern eingeheizt. Die ganze Nacht hat diese elende Stadt gebrannt. Dies Schauspiel war fürchterlich und imponirend. Wir haben uns mehrerer Außenwerke bemächtigt, wir eröffnen diese Nacht die Laufgräben. Ich will morgen mit dem Hauptquartier nach Castiglione abgehen und denke dort zu schlafen.

Ich habe einen Kourier von Paris erhalten. Zwei Briefe für Dich waren dabei, ich habe sie gelesen. Und doch, obgleich mir dies Verfahren ganz einfach zu sein scheint und Du selbst mir die Erlaubniß gegeben hast, so fürchte ich doch den anderen Tag, daß es Dir nicht recht ist, und das betrübt mich sehr. Ich wollte sie erst wieder zusiegeln. Pfui! Das wäre ja eine Schmach (horreur). Bin ich schuldig, so bitte ich bei Dir um Gnade; ich schwöre Dir, daß es nicht Eifer-

sucht ist, nein, gewiß nicht. Ich habe von meiner anbetungswerthen Freundin eine zu große Meinung. Doch möchte ich, daß Du mir vollkommene Erlaubniß giebst, alle Deine Briefe zu lesen; in diesem Falle würde von Furcht und Vorwürfen nicht mehr die Rede sein.

Achille kommt als Kourier von Mailand; keine Briefe von meiner anbetungswerthen Freundin! Lebe wohl, mein einziges Gut. Wann wirst Du zu mir kommen können? Ich werde Dich selbst in Mailand holen.

Tausend Küsse, so brennend als mein Herz, so rein als Du.

Ich lasse den Kourier rufen; er sagt mir, er sei bei Dir vorgewesen, und Du habest ihm gesagt, daß Du ihm nichts aufzutragen hast. Pfui! Boshafte, Häßliche, Grausame, Tyrannin, kleines, hübsches Ungeheuer! Du verspottest meine Drohungen! Ah, Du weißt es ja, wenn ich Dich in mein Herz einschließen könnte, ich würde Dich dort gefangen setzen. Laß mich wissen, daß Du heiter bist, wohl und sehr liebevoll.

Buonaparte.

362. Napoleon an Josephine in Mailand.

Brescia, den 31. August.

Ich reise sogleich nach Verona ab. Ich hatte auf einen Brief von Dir gehofft; das setzt mich in eine fürchterliche Unruhe. Du warst nicht ganz wohl seit meiner Abreise; bitte, laß mich nicht in einer solchen Unruhe. Du hattest mir mehr Pünktlichkeit versprochen, und damals war Deine Zunge doch eins mit Deinem Herzen. Du, der die Natur Sanftmuth, Liebenswürdigkeit, und was ihr gefällt, verliehen hat, wie kannst Du Den vergessen, der Dich so heiß liebt? Drei Tage ohne Briefe von Dir! Ich habe Dir doch oft seitdem geschrieben. Die Abwesenheit ist schrecklich, die Nächte lang, ennuyant und fade, der Tag eintönig.

Allein mit Gedanken, Arbeiten, Schriften, mit den Menschen und ihren hoffährtigen Projekten, habe ich nicht einmal ein Billet von Dir, das ich an mein Herz drücken könnte.

Das Hauptquartier ist fort; ich reise in einer Stunde ab. Diese Nacht habe ich einen Eilboten aus Paris erhalten, für Dich war nichts dabei als der beiliegende Brief, der Dir Freude machen wird.

Denke an mich. Lebe für mich, sei häufig bei Deinem Geliebten und glaube, daß es für ihn nur ein einziges Unglück giebt, das ihn erschreckt, nicht mehr geliebt zu sein von seiner Josephine. Tausend Grüße, sehr süß, sehr zärtlich und sehr ausschließlich.

363. Napoleon an Josephine in Mailand.

Modena, den 17. Oktober. 9 Uhr Abends.

Ich war vorgestern den ganzen Tag im Felde; gestern habe ich das Bett gehütet. Das Fieber und ein heftiger Kopf-

schmerz — alles dies hat mich abgehalten, meiner angebeteten Freundin zu schreiben; aber ich habe ihre Briefe empfangen und habe sie an mein Herz und meine Lippen gedrückt, und der Schmerz der Abwesenheit, hundert Meilen der Ferne waren verschwunden. In diesem Augenblick habe ich Dich neben mir gesehen, nicht eigensinnig und schmollend, nein, sanft und zärtlich, mit jener Salbung von Güte, die so ausschließlich der Antheil meiner Josephine ist. Es war ein Traum; urtheile, ob mich das vom Fieber befreit hat. Deine Briefe sind kalt wie funfzig Jahre, sie sehen aus wie funfzehn Jahre Ehe. Man nimmt darin die Freundschaft und die Empfindungen dieses Lebenswinters wahr. Pfui, Josephine! Das ist recht boshaft, recht schlecht, recht verrätherisch an Dir selbst. Was bleibt Dir übrig, mich beklagenswerth zu machen? Mich nicht mehr lieben? Ach, das ist ja schon geschehen. Mich hassen? Wohl, ich wünsche es. Alles Andere ist erniedrigend, nur der Haß nicht, aber die Gleichgültigkeit mit dem Marmorpuls, mit dem stieren Blick, mit dem eintönigen Schritt!... Tausend, tausend Küsse, zärtlich wie mein Herz.

Ich befinde mich ein wenig besser, ich reise morgen ab. Die Engländer räumen das Mittelländische Meer aus. Korsika gehört uns. Gute Zeitung für Frankreich und das Heer.

Buonaparte.

364. Napoleon an Josephine in Mailand.

Verona, den 13. November.

Ich liebe Dich gar nicht mehr; im Gegentheil, ich verabscheue Dich. Du bist recht häßlich, linkisch, dumm. Du schreibst nicht, Du liebst Deinen Mann nicht. Du kennst die Freude, die er an Deinen Briefen hat, und nicht einmal sechs hingeworfene Zeilen!

Was haben Sie denn den ganzen Tag zu thun, Madame? Welches wichtige Geschäft raubt Ihnen die Zeit, Ihrem Freunde zu schreiben? Welche Empfindung erstickt oder beseitigt die Liebe, die zärtliche beständige Liebe, die Sie ihm versprachen? Wer kann dieser Wundermann, dieser neue Liebhaber sein, der alle Ihre Augenblicke in Anspruch nimmt, der Ihre Tage tyrannisirt und Sie hindert, sich mit Ihrem Manne zu beschäftigen? Josephine, nehmen Sie sich in Acht, eine schöne Nacht, die Thüren werden gestürmt und — ich bin da.

Aber in vollem Ernst, ich bin unruhig, keine Nachricht von Dir zu haben. Schreibe mir sogleich vier Seiten und zwar von jenen liebenswürdigen Dingen, die mein Herz mit Empfindung und Lust erfüllen.

Ich hoffe, Dich in kurzer Zeit in meine Arme schließen zu können; ich werde Dich mit tausend Küssen bedecken, brennend wie unter dem Aequator.

Buonaparte.

365. Na-

365. Napoleon an Josephine in Mailand.

Mailand, den 27. November.

Ich komm' in Mailand an, ich stürze mich in Dein Gemach, ich habe Alles verlassen, Dich zu sehen, Dich an mein Herz zu drücken; . . . Du warst nicht da; Du reisest umher nach Feten, Du entfernst Dich von mir, wenn ich komme, Du bekümmerst Dich nicht mehr um Deinen lieben Napoleon. Eine Grille, daß Du ihn liebtest, Unbeständigkeit macht Dir ihn gleichgültig.

Gewöhnt an Gefahren, kenne ich das Mittel gegen die Langeweile und das Leiden des Lebens. Das Unglück, das ich empfinde, ist unberechenbar; ich hatte ein Recht, es nicht zu erfahren.

Ich werde bis zum 9ten hier sein. Genire Dich nicht; gehe dem Vergnügen nach, Dein Glück ist gemacht. Die ganze Welt ist überglücklich, wenn sie Dir gefallen kann, und Dein Mann allein ist sehr, sehr unglücklich.

Buonaparte.

366. Napoleon an Josephine in Genua.

Mailand, den 28. November.

Ich erhalte den Kourier, den Berthier in Genua für mich ausgefertigt hat. Du hattest die Zeit nicht, mir zu schreiben, ich fühle das wohl. Von Freuden und Spielen umgeben, hättest Du Unrecht, mir das geringste Opfer zu bringen.

Berthier hat mir den Brief gezeigt, den Du ihm geschrieben hast. Meine Absicht ist nicht, daß Du irgend etwas in Deinen Plänen änderst, oder in den Lustpartieen, die Dir angeboten worden sind; ich bin nicht der Mühe werth, und Glück oder Unglück eines Mannes, den Du nicht liebst, hat nicht das Recht, Dich zu interessiren.

Was mich betrifft — Dich allein zu lieben, Dich glücklich zu machen, nichts zu thun, was Dir zuwider sein könnte — dies ist die Bestimmung und das Ziel meines Lebens.

Sei glücklich, wirf mir nichts vor, bekümmere Dich nicht um die Glückseligkeit eines Mannes, der nur lebt von Deinem Leben, dem nur Deine Freude und Dein Glück Genuß ist. Wenn ich von Dir eine der meinigen gleiche Liebe fordere, so habe ich Unrecht; warum verlangen, daß leichter Putz eben so viel wiege als Gold? Wenn ich Dir alle meine Begierden, alle meine Gedanken, alle Augenblicke meines Lebens opfere, so gehorche ich dem Einfluß, den Deine Reize, Dein Karakter, Deine ganze Person über mein unglückliches Herz zu gewinnen wußten. Ich habe Unrecht, wenn die Natur mir die Reize versagt hat, Dich zu fesseln, aber was ich von Josephinens Seite verdiene, das sind Rücksichten, Achtung, denn ich liebe sie bis zur Raserei und einzig.

Lebe wohl, angebetete Frau, leb' wohl, meine Josephine. Möge das Schicksal in meinem Herzen allen Kummer und

alle Leiden vereinigen, aber möge es meiner Josephine glückliche Tage geben. Wer verdient sie mehr als sie? Wenn es gewiß sein wird, daß sie nicht mehr lieben kann, werde ich meinen tiefen Schmerz in mich verschließen und werde mich damit begnügen, ihr in irgend etwas nützlich sein zu dürfen.

Ich breche meinen Brief wieder auf, um Dir einen Kuß zu geben. Ach, Josephine, Josephine! Buonaparte.

367. Napoleon an Josephine in Bologna.

Ankona, den 22. Pluviose im Jahre V.
(10. Februar 1797.)

Seit zwei Tagen sind wir in Ankona. Nach einer kleinen Füsilade haben wir die Citadelle eingenommen und zwölfhundert Gefangene gemacht. Die funfzig Officiere habe ich wieder zu ihnen zurückgeschickt.

Ich bin immer in Ankona, lass' Dich aber nicht zu mir kommen, weil Alles noch nicht beendigt ist, was aber, wie ich hoffe, in einigen Tagen der Fall sein wird. Uebrigens ist dieses Land sehr widerwärtig und Alle fürchten sich.

Morgen reise ich in die Gebirge. Du schreibst mir gar nicht, Du solltest mir alle Tage Nachricht von Dir geben.

Ich bitte Dich, alle Tage spazieren zu gehen, das wird Dir gut thun.

Ich gebe Dir Millionen Küsse. Ich habe mich noch niemals so gelangweilt, als in diesem abscheulichen Kriege hier.

Adieu, meine süße Freundin, denk' an mich.

Buonaparte.

368. Napoleon an Josephine in den Bädern von Plombières.

Malmaison, den 8. Messidor XI (1803).

Dein Brief, meine gute kleine Frau, benachrichtigt mich, daß Du unwohl bist. Corvisart hat mir gesagt, dies sei ein gutes Zeichen; die Bäder würden den gewünschten Effekt nicht verfehlen und Dich in einen guten Zustand versetzen. Gleichwohl, wissen, daß Du leidest, ist für mein Herz eine empfindliche Pein. — Ich habe gestern die Manufaktur von Sèvres und Saint-Cloud gesehen. — Tausend Liebes für Alle. — Ewig Dein Buonaparte.

369. Napoleon an Josephine in Straßburg.

München, 1805.

Ich habe durch Lemarois Deinen Brief erhalten. Es hat mir leid gethan, daß Du Dich zu sehr geängstigt hast. Man hat mir Dinge erzählt, die mir Deine ganze Liebe bewähren. Ich hatte überdies ja vorausgesehen, daß ich in sechs Tagen Dir nicht schreiben würde. — Morgen erwarte ich den Kurfürsten. Mittags reise ich ab, um meine Bewegung gegen den Inn zu sichern. Meine Gesundheit ist ziemlich gut. Du darfst nicht daran denken, vor funfzehn oder zwanzig Tagen über den Rhein zu gehen; Du mußt heiter

sein, Dich amüsiren und hoffen, daß wir uns vor Ende des Monates sehen werden. Ich rücke vor gegen die Russische Armee, in einigen Tagen werde ich den Inn passirt haben. Lebe wohl, meine liebe Freundin; tausend Grüße an Hortensia, Eugen und die beiden Napoleon. — Ich habe gestern den Damen dieses Hofes ein Koncert gegeben; der Kapellmeister ist ein Mann von Verdienst. Ich habe in einer Fasanerie des Kurfürsten gejagt; Du siehst, daß ich nicht so gar ermüdet bin. Herr von Talleyrand ist angekommen.

Napoleon.

370. Napoleon an Josephine.

Wien, den 25. Brumaire XIV.

— — Bringe etwas mit, um die Damen und die Officiere, die den Dienst bei Dir haben werden, zu beschenken. Sei freundlich (honnête), aber nimm alle Huldigungen an; es gebührt Dir Alles, und Du hast nichts zu gewähren, als aus Freundlichkeit. Die Kurfürstin von Würtemberg ist die Tochter des Königs von England. Sie ist eine gute Frau; Du mußt sie gut behandeln, aber ohne Affektation. — Ich werde sehr froh sein, Dich zu sehen, sobald es meine Geschäfte erlauben. Ich reise zu meiner Avantgarde ab. Es ist entsetzliches Wetter; es schneit viel; sonst gehen meine Angelegenheiten gut von statten. Lebe wohl, meine liebe Freundin.

N.

371. Napoleon an Josephine.

Den 28. Frimaire XIV.

Große Kaiserin! Auch nicht einen Brief von Ihnen seit Ihrer Abreise von Straßburg? Sie sind durch Baden, Stuttgart, München gereist, ohne uns ein Wort zu schreiben. Das ist nicht liebenswürdig, nicht zärtlich! Ich bin noch immer in Brünn. Die Russen sind fort; ich habe Waffenstillstand. In einigen Tagen will ich sehen, was aus mir werden wird. Lassen Sie sich herab, sich vom Gipfel Ihrer Größe ein wenig mit Ihrem Sklaven zu beschäftigen. N.

372. Napoleon an Josephine in Mainz.

Berlin, den 6. November 1806, 9 Uhr Abends.

Ich habe Deinen Brief erhalten, in welchem Du erzürnt scheinst über das Böse, was ich von den Frauen sage;*) es ist wahr, ich hasse die intriganten Weiber über Alles. Ich bin an gute, sanfte, versöhnende Frauen gewöhnt; die habe ich gern. Haben sie mich verzogen, so ists nicht meine Schuld, wohl aber die Deinige. Uebrigens wirst Du sehen, daß ich sehr gütig gegen eine gewesen bin, die sich gefühlvoll und gut

*) In dem Schreiben, worauf sich hier bezogen wird, hatte die Kaiserin ihr Bedauern darüber ausgedrückt, daß die Königin von Preußen in den Bulletins der großen Armee mit so wenig Rücksicht behandelt werde.

gezeigt hat, gegen Frau von Hatzfeld. Als ich ihr das Schreiben ihres Mannes zeigte, sagte sie schluchzend, mit tiefer Empfindung und ganz unbefangen: „Ach, wohl ist es seine Handschrift!" Der Ton, mit dem sie den Brief las, ging mir zu Herzen; sie dauerte mich. Ich sagte ihr: „Wohlan, Madame, werfen Sie diesen Brief in's Feuer, ich bin dann nicht mehr mächtig genug, Ihren Mann bestrafen zu lassen." Sie verbrannte den Brief und schien mir höchst glücklich zu sein. Ihr Mann ist seitdem sehr ruhig: zwei Stunden später, und er war verloren. Du siehst also, ich liebe die guten, natürlichen und sanften Frauen, und das kommt daher, weil diese allein Dir ähnlich sind. Adieu, meine Freundin, ich bin wohl.

373. Napoleon an Josephine.

Den 3. December 1806, Mittags.

Ich habe Deinen Brief vom 26. November (aus Mainz) erhalten, woraus ich zweierlei ersehe. Du sagst mir, daß ich Deine Briefe nicht lese; das heißt schlecht von mir denken. Ich weiß Dir schlimmen Dank für so schlimme Meinung. Du sagst zwar, an Deinem Argwohn sei vielleicht nur ein böser Traum Schuld, und fügst hinzu, daß Du nicht eifersüchtig bist. Ich habe seit langer Zeit die Bemerkung gemacht, daß zornige Leute stets behaupten, nicht zornig zu sein, und Furchtsame sehr oft wiederholen, daß sie keine Furcht haben. Du bist also Deiner Eifersucht überführt, und ich bin entzückt darüber! Uebrigens hast Du Unrecht; ich denke an nichts weniger, und in den Einöden Polens bekümmert man sich wenig um Schönheiten .... Gestern hat mir der Adel der Provinz einen Ball gegeben; ziemlich schöne Frauen, ziemlich reich, ziemlich schlechte Toilette, obgleich nach Pariser Mode. — Lebe wohl, meine Freundin; ich bin gesund. Ganz der Deinige N.

374. Napoleon an Josephine in Mainz.

Posen, den 3. December 1806, Abends 6 Uhr.

Ich erhalte Deinen Brief vom 27. November, woraus ich sehe, daß Dein kleiner Kopf widerspänstig geworden ist. Ich habe mich des Verses erinnert:

Verlangen einer Frau ist zehrend Feuer.

Du mußt Dich beruhigen. Ich habe Dir geschrieben, daß ich in Polen bin und daß Du zu mir kommen kannst, sobald die Winterquartiere eingerichtet sein werden; Du mußt Dich daher noch einige Tage gedulden. Je größer wir sind, desto weniger dürfen wir eigenen Willen haben; man hängt von den Begebenheiten und Umständen ab. Du kannst nach Frankfurt oder nach Darmstadt gehen. Ich hoffe, Dich in einigen Tagen zu berufen; aber die Ereignisse müssen es wollen. Die Wärme Deines Briefes beweist mir, daß ihr hübsche Frauen gar keine Schranken kennt; was ihr wollt, muß

geschehen; aber ich, ich erkläre, daß ich der größte Sklav unter den Menschen bin; mein Herr und Meister hat keine Eingeweide, und dieser Herr ist die Nothwendigkeit (la nature des choses). Lebe wohl, meine Freundin. — — N.

375. Napoleon an Josephine.

Pultusk, den 31. December 1806.

Ich habe recht über Deine letzten Briefe gelacht. Du machst Dir von den Polnischen Schönen eine Idee, die sie nicht verdienen. Ich habe zwei oder drei Tage das Vergnügen gehabt, Paer und zwei Sängerinnen zu hören, die mir sehr gute Musik gemacht haben. Ich habe Deinen Brief in einer elenden Scheune gelesen, wo ich Koth, Wind und Stroh zum Lager habe. Morgen werd' ich in Warschau sein. Ich glaube, daß Alles für dieses Jahr geendigt ist: die Armee wird die Winterquartiere beziehen. Ich zucke die Achseln über die Dummheit der Frau von L...; Du solltest so etwas übelnehmen und ihr rathen, nicht eine solche Närrin zu sein. Das dringt ins Publikum und empört die Leute. — Was mich betrifft, ich verachte Undankbarkeit als das häßlichste Laster des Herzens. Ich weiß, anstatt Dich zu trösten, haben sie Dich gepeinigt.

376. Napoleon an Josephine.

Warschau, den 7. Januar 1807.

Meine Liebe, ich bin gerührt von Allem, was Du mir da gesagt hast; aber die Witterung ist kalt, die Wege sehr schlecht, unsicher, ich kann daher nicht darin einstimmen, daß Du Dich so vielen Mühseligkeiten und Gefahren aussetzest. Geh' nach Paris zurück, um den Winter dort zuzubringen. Gehe nach den Tuilerieen; empfange Besuch und lebe ganz so, wie Du zu leben gewohnt bist, wenn ich dort bin, das ist mein Wille. Vielleicht säume ich nicht, Dich dort aufzusuchen; aber Du mußt durchaus darauf verzichten, dreihundert Lieu's in dieser Jahreszeit durch feindliche Länder und im Rücken der Armee zu machen. Glaube, daß es mir mehr kostet als Dir, das Glück des Wiedersehens um einige Wochen zu verzögern, doch also gebieten es die Angelegenheiten und das Heil der Geschäfte. — Lebe wohl, meine Liebe, sei heiter und zeige Karakter. N.

377. Napoleon an die Kaiserin Josephine.

Zärtliche Sorgfalt für den von Gefahren umringten Gemahl, nicht minder aber auch das Vorgefühl der Katastrophe, die ihr bevorstand, scheint Josephine schon damals beunruhigt und ihr den Wunsch eingegeben zu haben, immer um den Kaiser zu sein; eine Reihe der folgenden Briefe enthält nichts weiter als die beharrliche Weigerung Napoleons.

a.

Warschau, den 16. Januar 1807.

— — Warum Thränen, Kummer? Hast Du keinen Muth mehr? Ich werde Dich bald sehen. Zweifle nie an

meinen Gesinnungen, und willst Du mir noch theurer sein, zeige Karakter und Seelenstärke. Es demüthigt mich, zu denken, daß meine Frau so sehr meinem Schicksale mißtrauen kann. N.

b. Den 18. Januar 1807.

— — Ich verlange mehr Kraft von Dir. Man sagt mir, daß Du immer weinst. Pfui, wie das häßlich ist! Dein Brief vom 7. Januar hat mir Kummer gemacht. Sei meiner würdig und nimm mehr Karakter an. Vernachlässige in Paris nicht die passende Repräsentation (sie ist noch immer in Mainz), und vor allen Dingen sei zufrieden. — Ich befinde mich wohl und liebe Dich sehr; aber wenn Du immer weinst, so muß ich glauben, daß Du ohne Muth und Karakter bist; ich liebe die Feigen nicht, eine Kaiserin muß Muth haben. N.

c.

— — Ich verbiete Dir zu weinen, bekümmert und ängstlich zu sein, ich will, daß Du heiter, liebenswürdig und glücklich seist. N.

d.

— — Ich habe recht über Dich gelacht, wenn Du mir sagst, daß Du einen Mann genommen hast, um in seiner Gesellschaft zu sein; ich habe in meiner Dummheit mir eingebildet, die Frau sei für den Mann gemacht, der Mann für das Vaterland, die Familie, den Ruhm. Verzeihung meiner Unwissenheit; man lernt immer bei unseren schönen Damen. — Lebe wohl, meine Liebe, glaube, daß es mir Ueberwindung kostet, Dich nicht kommen zu lassen. Sage Dir selbst: das ist ein Beweis wie theuer ich ihm bin. N.

e. Anfangs Februar 1807.

— — Meine Liebe, Dein Brief vom 20. Januar hat mir Kummer gemacht. Es ist doch ein Unglück, wenn man nicht ein bischen fromm ist! Du sagst mir, daß Dein Glück Deinen Ruhm ausmacht; das ist nicht hochherzig, man muß sagen: das Glück Anderer macht meinen Ruhm aus. Das ist wieder nicht gesprochen wie eine Ehefrau, man muß sagen: das Glück meines Mannes macht meinen Ruhm aus. Das ist wieder nicht mütterlich, man müßte sagen: das Glück meiner Kinder macht meinen Ruhm aus. Oder, wie die Völker, kann Dein Mann und Deine Kinder nur mit einem wenig Ruhm glücklich sein. Man muß davon nicht so viel Wesen machen. Pfui, Josephine, Dein Herz ist vortrefflich, Dein Urtheil schwach, Du empfindest sehr richtig, aber Du urtheilst weniger gut. Doch genug des Streites, ich will, daß Du heiter, zufrieden mit Deinem Schicksale seist, und daß Du gehorchst, aber nicht mit Schmollen und Thränen, sondern mit Herzensheiterkeit und mit etwas Glück. N.

f. Den 25. März 1807.

— — Wenn Du mir gefallen willst, mußt Du durchaus in Allem so leben, wie Du lebtest, als ich in Paris war.

Damals gingst Du nicht in die kleinen Theater oder an andere Oerter der Art. Du mußt immer in die große Loge gehen. Was die Lebensweise in Deinem Hause betrifft — dort Besuch empfangen und einen regelmäßig eingerichteten Cirkel haben, dies, meine Freundin, ist das einzige Mittel, meine Zustimmung zu erhalten. Die Größe hat ihre Unbequemlichkeiten; eine Kaiserin darf sich nicht an Orten blicken lassen, wo eine Bürgersfrau hingeht. N.

g.

Osterode, den 27. März 1807, Abends 7 Uhr.

— — Dein Brief hat mich bekümmert. Du mußt nicht sterben; Du befindest Dich wohl und kannst keinen vernünftigen Grund zum Kummer haben. Ich denke, Du gehst den Mai nach St. Cloud, aber den April mußt Du ganz in Paris bleiben. — Meine Gesundheit ist gut, die Geschäfte gehen gut. Du darfst diesen Sommer nicht ans Reisen denken; das ist Alles unmöglich, denn Du kannst nicht in Wirthshäusern und auf Feldern kampiren. Ich wünsche so gut als Du, Dich zu sehen und selbst ruhig zu leben. Ich kann andere Dinge thun als Krieg führen, aber die Pflicht geht voran. Mein ganzes Leben hindurch habe ich Alles geopfert, Ruhe, Interesse, Glück — meinem Schicksal. Lebe wohl, meine Liebe. Geh' nicht viel um mit dieser Mad. de P...; sie ist eine Frau von schlechter Gesellschaft; das ist zu niedrig und gemein. N.

h.

— — Wie gewöhnlich wird Dein kreolisches Köpfchen auf der Stelle widerspänstig und betrübt sich. Sprechen wir nicht mehr davon. N.

i.

— — Ich erhalte Deinen Brief. Ich weiß nicht, was Du mir von den Damen sagst, die mit mir in Briefwechsel stehen sollen. Ich liebe nur meine kleine, gute, mürrische, launenhafte Josephine, die einen Streit mit Anmuth zu führen weiß, wie Alles, was sie thut; denn sie ist immer liebenswürdig, außer wenn sie eifersüchtig ist, dann wird sie ganz und gar ein Teufel. Aber, um auf die Damen zurückzukommen: wenn ich mich mit einer von ihnen beschäftigen sollte, so versichere ich Dich, ich wünschte, sie wären hübsche Rosenknospen. Nun, sind die besagten etwa von dieser Art? — Ich wünsche, daß Du nie mit Leuten speisest, die nicht mit mir gespeist haben; daß Deine Liste für Deine Cirkel die nämliche sei, daß Du zu Malmaison, für Deinen vertrauteren Umgang, Gesandte und Fremde nicht annimmst. Thätest Du anders, so würdest Du mir mißfallen; umgieb Dich auch nicht zu viel mit Personen, die ich nicht kenne, und die nicht hinkommen würden, wenn ich da wäre. Lebe wohl, meine Freundin. Ganz der Deinige

N.

k.

— — Ich begreife den ganzen Umfang des Schmerzes, den Dir der Tod des jungen Napoleon *) verursachen muß: Du kannst Dir den Kummer denken, den ich empfinde. Ich wollte, ich könnte in Deiner Nähe sein, damit Du gemäßigt und weise in Deinem Schmerze seist. Du hast das Glück gehabt, nie Kinder zu verlieren; aber das ist eine von den Bedingungen und Mühsalen, die zu unserem menschlichen Elende gehören. Möchte ich erfahren, daß Du verständig bist und Dich wohl befindest. Wolltest Du meinen Kummer noch steigern? N.

378. Napoleon an die Königin von Holland.

Finkenstein, den 20. Mai 1807.

Meine Tochter! Alle Berichte, die mir aus dem Haag zukommen, sagen mir, daß Sie nicht verständig sind. Wie rechtmäßig Ihr Schmerz sei, er muß seine Grenzen haben. Treten Sie Ihrer Gesundheit nicht zu nahe, suchen Sie sich zu zerstreuen, und wissen Sie: das Leben ist so klippenvoll, es ist vielleicht die Quelle so vielen Unglücks, daß der Tod nicht das größte ist. Ihr liebender Vater N.

379. Napoleon an die Kaiserin Josephine in Laeken.

— — Ich bin recht betrübt über das, was Du mir von der Art von Erstarrung schreibst, in der Hortensia sich noch befindet. Sie muß mehr Muth haben und sich mehr zusammennehmen. Ich weiß nicht, warum sie nach den Bädern soll; sie würde sich weit besser in Paris zerstreuen und dort mehr Trost finden.

380. Napoleon an die Königin von Holland.

Den 2 Juni 1807.

Meine Tochter, Sie haben mir in Ihrem großen und gerechten Schmerze nicht ein Wort geschrieben. Sie haben Alles vergessen, als hätten Sie nichts mehr zu verlieren. Man sagt mir, daß Sie nichts mehr lieben, daß Sie gegen Alles gleichgültig sind; ich bemerke dies an Ihrem Stillschweigen. Das ist nicht gut, Hortensia! Das war es nicht, was Sie uns versprochen haben. Ihr Sohn war Alles für Sie. Ihre Mutter und ich, wir sind Ihnen also nichts. Wenn ich in Malmaison gewesen wäre, ich hätte Ihren Kummer getheilt; aber ich hätte auch verlangt, daß Sie sich Ihren besten Freunden nicht entziehen. Leben Sie wohl, meine Tochter, sein Sie heiter; man muß entsagen. Sein Sie wohl auf, um alle Ihre Pflichten zu erfüllen. Meine Frau ist ganz traurig über Ihren Zustand; machen Sie Ihren Freunden keinen Kummer mehr. N.

---

*) Charles Napoleon, Kronprinz von Holland. Gest. im Haag am 5. Mai 1807.

381. Napoleon an die Königin von Holland.

Den 16. Juni 1807.

Meine Tochter, ich habe Ihren Brief aus Orleans erhalten; Ihr Kummer rührt mich, aber ich wollte doch, daß Sie mehr Muth hätten. Leben ist Leiden, und der tüchtige Mensch kämpft immer, um Herr seiner selbst zu bleiben. — Ich habe am 14. Juni einen großen Sieg gewonnen. Ich bin wohl und liebe Sie sehr. N.

382. Napoleon an die Kaiserin Josephine in St. Cloud.

Friedland, den 15. Juni 1807.

Meine Freundin, ich schreibe Dir nur ein Wort, denn ich bin sehr ermüdet; ich bivouakire nun schon mehrere Tage. Meine Kinder haben den Jahrestag von Marengo würdig gefeiert. — Die Schlacht bei Friedland wird eben so berühmt sein und eben so glorreich für mein Volk. Die ganze Russische Armee in wirrer Flucht; 80 Kanonen genommen, 30,000 Mann gefangen oder getödtet; 25 Russische Generale getödtet, verwundet oder gefangen; die Russische Garde vernichtet; es ist eine würdige Schwester von Marengo, Austerlitz, Jena. Das Bulletin wird Dir das Uebrige sagen. — — Man kann diese Neuigkeit als eine Notiz geben, wenn sie vor dem Bulletin ankommt; man kann auch die Kanonen lösen lassen. Cambacérès wird die Notiz machen. N.

383. Napoleon an die Kaiserin Josephine in St. Cloud.

Bayonne, den 17. April 1808.

— — Ich habe über Deine Erinnerungen gelacht. Ihr Frauen, ihr habt ein Gedächtniß! — Ich wünsche, daß Du in Bordeaux gegen Jedermann freundlich bist; meine Geschäfte haben mir nicht erlaubt, es gegen irgend Jemand zu sein. — N.

384. Napoleon an die Kaiserin Josephine in St. Cloud.

Benavente, den 31. December 1808.

— — Lefèvre ist gefangen worden. Er hat mir mit 300 Jägern einen unbesonnenen Ausfall gethan; diese Waghälse sind durch einen Fluß geschwommen und haben sich mitten in die Englische Kavallerie gestürzt. Sie haben Viele getödtet, aber bei der Rückkehr war Lefèvre's Pferd verwundet und ertrank; der Strom hat ihn auf das Englische Ufer getragen, so ist er gefangen worden. Tröste seine Frau. Aller Welt ein gutes Neujahr. N.

385. Napoleon an die Kaiserin Josephine in St. Cloud.

Den 9. Januar 1809.

Moustache bringt mir Deinen Brief vom 31. December. Ich sehe, meine Liebe, Du bist traurig und hast sehr schwarze Besorgnisse. Oesterreich wird nicht Krieg gegen mich führen. Führt es ihn, so habe ich 150,000 Mann in Deutschland, eben so viel am Rhein und 400,000 Deutsche, um ihm

man aussprengt, macht Dir Sorge; das heißt nicht, mich kennen, Josephine. Ich verlange es von Dir, und wenn ich nicht erfahre, daß Du heiter und zufrieden bist, so komme ich und schelte Dich tüchtig aus. N.

h.

— — Meine Liebe, ich habe Deinen Brief erhalten. Ich verlange danach, Dich zu sehen; aber die Reflexionen, die Du machst, können wahr sein. Es ist vielleicht einiges Unschickliche darin, daß wir uns während des ersten Jahres unter demselben Dache befinden. Gleichwohl ist Bessières Landgut zu weit, um dahin zurückkehren zu können; von der anderen Seite bin ich ein wenig enrhümirt und bin daher noch nicht gewiß, ob ich hinkommen kann. Lebe wohl, meine Theure. N.

i.

Den 12. März 1810 *).

Ich hoffe, meine Freundin, daß Du mit dem zufrieden gewesen bist, was ich für Navarre gethan habe. Du hast darin einen neuen Beweis meines Verlangens, Dir angenehm zu sein. Laß von Navarre Besitz nehmen. Du wirst am 25. März hingehen können, um den April dort zuzubringen. Lebe wohl, meine Liebe. N.

389. Die Kaiserin Josephine an den Kaiser Napoleon.

Navarre, den 19. April 1810.

Sire! Ich erhalte durch meinen Sohn die Zusicherung, daß Ew. Majestät in meine Rückkehr nach Malmaison einstimmt, und daß sie mir die Vortheile zugestehen will, die ich von ihr erbeten habe, um das Schloß Navarre bewohnbar zu machen.

Diese doppelte Gunst, Sire, zerstreut großentheils die Ungewißheiten, und selbst die Befürchtungen, die das lange Stillschweigen Ew. Majestät mir eingeflößt hatte. Ich fürchtete, gänzlich aus seinem Gedächtniß verbannt zu sein; ich sehe, daß ich es nicht bin. Ich bin daher heute weniger unglücklich, ja, ich bin selbst so glücklich, als es mir jetzt möglich ist, zu sein.

Ich werde Ende des Monates nach Malmaison ziehen, wofern Ew. Majestät kein Hinderniß dagegen sehen. Aber ich mag es Ihnen nicht verhehlen, Sire, daß ich nicht sobald von der Freiheit, die Ew. Majestät in dieser Hinsicht mir lassen, Gebrauch gemacht haben würde, wenn nicht das Haus Navarre für meine und meiner Umgebungen Gesundheit dringende Reparaturen erforderte. Mein Vorsatz ist, nur sehr kurze Zeit in Malmaison zu bleiben; ich werde mich bald von dort aus entfernen, um in die Bäder zu gehen. Aber Ew. Majestät kann gewiß sein, daß ich während mei-

*) Am 11. März 1810 hatte die Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise stattgefunden.

nes Aufenthaltes in Malmaison leben werde, als ob ich tausend Meilen von Paris entfernt wäre. Ich habe ein großes Opfer gebracht, Sire, und täglich fühle ich mehr die ganze Ausdehnung desselben. Gleichwohl wird dieses Opfer, was es sein muß, von meiner Seite vollkommen sein. Ew. Majestät wird in Ihrem Glücke durch keinen Ausdruck meiner Vorwürfe gestört werden.

Ich werde unaufhörlich den Wunsch hegen, Ew. Majestät möge glücklich sein; vielleicht auch den anderen, sie wieder zu sehen; aber, Ew. Majestät möge sich überzeugt halten, ich werde stets seine neue Lage achten, ich werde sie durch mein Stillschweigen achten. Den Gesinnungen vertrauend, die sie ehemals zu mir hegte, werde ich keinen neuen Beweis derselben veranlassen; ich werde Alles von seiner Gerechtigkeit und seinem Herzen erwarten.

Ich beschränke mich darauf, Ew. Majestät um eine Gnade zu bitten: mög' es ihr gefallen, selbst ein Mittel zu ersinnen, um sowohl mich selbst als auch meine Umgebungen zuweilen zu überzeugen, daß ich immer noch einen kleinen Platz in seinem Gedächtniß und einen großen in seiner Achtung und Freundschaft einnehme. Dies Mittel, sei es wie es sei, wird meinen Kummer lindern, ohne, nach meinem Dafürhalten, was mir vor allen Dingen wichtig ist, das Glück Ew. Majestät kompromittiren zu können. Josephine.

390. Napoleon an die Kaiserin Josephine in Navarre.

Compiegne, den 21. April 1810.

Meine Liebe, ich erhalte Deinen Brief vom 19. April; er ist in einem recht schlechten Stil geschrieben. Ich bin immer der nämliche; meines Gleichen wechseln nicht. Ich weiß nicht, was Eugen Dir sagen konnte. Ich habe Dir nicht geschrieben, weil Du es nicht gethan hast, und weil ich nur zu thun gewünscht habe, was Dir angenehm sein kann. Ich sehe mit Vergnügen, daß Du nach Malmaison gehst, und daß Du zufrieden bist. Ich werde es sein, Nachrichten von Dir zu erhalten und Dir von mir zu geben. Ich sage nichts mehr, bis Du diesen Brief mit dem Deinigen verglichen hast; dann überlasse ich Dir das Urtheil, welcher besser, welcher freundschaftlicher ist. Lebe wohl, meine Liebe, sei gesund, und sei gerecht gegen Dich und mich. N.

391. Antwort der Kaiserin.

Tausend, tausend zärtlichen Dank, daß Du mich nicht vergessen hast. Mein Sohn bringt mir eben Deinen Brief. Mit welcher Hast habe ich ihn gelesen, und doch habe ich ziemlich lange darauf zugebracht; denn es ist kein Wort darin, das mich nicht weinen machte; aber wie süß waren sie, diese Thränen! Ich habe mein ganzes Herz wiedergefunden, und so, wie es von nun an ewig bleiben wird. Es giebt Empfindungen, die das Leben selbst sind, und die nur mit dem Le-

ben aufhören können. — Ich wäre in Verzweiflung, wenn mein Brief vom 19ten Dir mißfallen hätte; ich erinnere mich der Ausdrücke nicht mehr genau, aber noch weiß ich, welch ein peinliches Gefühl ihn diktirt hatte — es war der Kummer, so gar keine Nachricht von Dir zu haben. — Ich hatte Dir bei meiner Abreise von Malmaison geschrieben; und seitdem, wie oft habe ich Dir schreiben wollen! Aber ich fühlte wohl die Gründe Deines Stillschweigens, und ich fürchtete, durch einen Brief lästig zu fallen. Der Deinige ist ein Balsam für mich gewesen. Sei glücklich, sei es so sehr als Du es verdienst, mein ganzes Herz spricht zu Dir. Du giebst mir auch mein Theil von Glück, und einen recht lebhaft empfundenen Theil; nichts kann für mich ein Zeichen Deines Andenkens aufwiegen. Lebe wohl, mein Freund. Ich danke Dir so zärtlich, wie ich Dich ewig lieben werde.

392. **Napoleon** an die Kaiserin **Josephine** in den Bädern von Aix in Savoyen.

Rambouillet, den 8. Juli 1810.

Meine Liebe, ich habe Deinen Brief vom 3. Juli erhalten. Du wirst **Eugen** gesehen haben, und seine Gegenwart hat Dir gewiß wohlgethan. Mit Vergnügen habe ich gehört, daß das Bad Dir wohlbekömmt. Der König von Holland entsagt der Krone und überläßt die Regentschaft, der Konstitution zufolge, der Königin. — Ich habe Holland mit Frankreich vereinigt; dieser Akt wird dies Gute haben, daß er die Königin emancipirt, und diese unglückliche Tochter wird mit ihrem Sohne, dem Großherzog von Berg, nach Paris kommen; das wird sie vollkommen glücklich machen. — Meine Gesundheit ist gut. Ich bin hierhergegangen, um einige Tage hier zu jagen. Ich werde Dich diesen Herbst mit Vergnügen sehen. Zweifle nicht an meiner Freundschaft; ich wechsele niemals. Sei wohlauf, heiter und glaube an die Wahrheit meiner Empfindungen. N.

393. **Napoleon** an die Kaiserin **Josephine** in Genf.

Fontainebleau, den 1. Oktober 1810.

Ich habe Deinen Brief erhalten *). **Hortensia**, die ich deshalb gesprochen habe, wird Dir sagen, was ich darüber denke. Besuche diesen Winter Deinen Sohn (in Mailand), kehre das nächste Jahr nach den Bädern von Aix zurück, oder bleibe den Frühling in Navarre. Ich würde Dir rathen, sogleich nach Navarre zu gehen, wenn ich nicht fürchtete, daß Du Dich dort langweilst. Meine Ansicht ist, daß Du den Winter über schicklicher Weise nur in Mailand oder in Navarre sein kannst; nachher billige ich Alles, was Du thun wirst, denn ich will Dir in nichts Zwang anthun. Lebe wohl, meine

*) Untergeordnete dienstbare Geister hatten **Josephine** den Rath gegeben, freiwillig und auf immer Frankreich zu verlassen, indem es der Kaiser doch in kurzer Zeit von ihr verlangen würde.

Liebe; die Kaiserin ist im vierten Monate der Schwangerschaft. Ich ernenne Frau von Montesquiou zur Gouvernante der Kinder von Frankreich. Sei zufrieden und nicht gleich eigensinnig. Zweifle niemals an meinen Empfindungen. N.

394. Napoleon an die Kaiserin Josephine in Navarre.

Paris, den 24. März 1811.

Meine Liebe, ich habe Deinen Brief erhalten und danke Dir. Mein Sohn ist stark und gesund. Ich hoffe, daß er gedeihen wird. Er hat meine Brust, meinen Mund und meine Augen. Ich hoffe, daß er sein Schicksal erfüllen wird. — Ich bin immer sehr zufrieden mit Eugen; er hat mir nie Grund zum Kummer gegeben. N.

395. Napoleon an die Kaiserin Josephine in Malmaison.

Trianon, den 25. August 1811.

Ich habe Deinen Brief erhalten. Ich sehe mit Vergnügen, daß Du Dich wohlbefindest. Ich bin auf einige Tage in Trianon. Ich denke, nach Compiegne zu gehen. Meine Gesundheit ist gut. — Bringe Deine Geschäfte in Ordnung; gieb nicht mehr als 1,500,000 Fr. aus, und lege jährlich eben so viel zurück; das macht in zehn Jahren eine Reserve von 15,000,000 für Deine Enkel. Es ist so süß, ihnen etwas geben zu können und ihnen nützlich zu sein. Statt dessen sagt man mir, daß Du Schulden hast; das wäre recht häßlich. Beschäftige Dich mit Deinen Angelegenheiten und gieb nicht Jedem, der nehmen will. Wenn Du mir gefallen willst, so laß mich wissen, daß Du einen tüchtigen Schatz hast. Denke, welch' eine schlechte Meinung ich von Dir hätte, wenn ich Dich mit 3 Mill. Fr. jährlicher Einnahme verschuldet wüßte. Lebe wohl, meine Liebe; sei wohlauf. N.

396. Napoleon an die Kaiserin Josephine in Malmaison.

Freitag, acht Uhr Abends, 1813.

Ich schicke zu Dir, um zu wissen, wie Du Dich befindest; denn Hortensia hat mir gesagt, daß Du gestern im Bett gewesen bist. Ich war Deiner Schulden wegen böse auf Dich; ich will nicht, daß Du verschuldet seist. Ich hoffe vielmehr, daß Du jährlich eine Million für Deine Enkel bei Seite legen wirst, wenn sie sich verheirathen. Jedenfalls zweifle nie an meiner Freundschaft für Dich, und mache Dir nur keine Sorgen deshalb. Lebe wohl, meine Liebe, laß mich wissen, wie Du Dich befindest. Man sagt mir, daß Du zunimmst, wie eine derbe Pächterin aus der Normandie.

Napoleon.

397. Göthe an Zelter.

Weimar, den 4. Januar 1831.

Heute producirt sich Fallstaff und Alles ist im Schauspielhause. Die Weimaraner sind billig und hospital, und

verdienen auch alles Gute, was ihnen geboten wird. Devrient hat den Vortheil, daß er ein merkwürdiges Individuum ist; freilich jetzt in Trümmern, doch immer noch respektabel; und so läßt er die Ahnung, was er war, entstehen, anzüglich für einen Jeden, der etwas dergleichen noch fühlen kann. Was haben wir nicht um alte Burgen herumgesessen, um ihnen künstlerische Ansichten abzugewinnen!

Felix, dessen glücklichen Aufenthalt in Rom Du meldest, muß überall günstig aufgenommen werden. Ein so großes Talent, ausgeübt von einer so liebenswürdigen Jugend!

Und daß auch Du von Deiner Wirkung vernimmst, ist wohl kein Wunder. Ottilie liest mir die Abende unsere Korrespondenz vor. Es ist doch in uns Beiden eine ruhig-stetige-ernst-leidenschaftliche Thätigkeit, immer in gleicher Richtung. Nach außen wird wenig gefragt, Jeder geht seinen Gang und läßt das Uebrige werden. Gestern lasen wir gar tröstliche Stellen über die natürliche Tochter.

In einiger Zeit langt auch Dein Exemplar der letzten Sendung meiner Werke bei Dir an. Ich dacht' es nicht zu erleben. Man darf übrigens nur Spargelbeete pflanzen und im dritten Jahre liegen die Pfeifen in der Schüssel.

Die zwei ersten Akte von Faust sind fertig. Die Exklamation des Kardinals von Este, womit er den Ariost zu ehren glaubte, möchte wohl hier am Orte sein. Genug! Helena tritt zu Anfang des dritten Akts, nicht als Zwischenspielerin, sondern als Heroin, ohne Weiteres auf. Der Dekurs dieser dritten Abtheilung ist bekannt; in wiefern mir die Götter im vierten Akte helfen, steht dahin. Der fünfte bis zum Ende des Endes, steht auch schon auf dem Papiere. Ich möchte diesen zweiten Theil des Faust, von Anfang bis zum Bachanal, wohl einmal der Reihe nach weglesen. Vor dergleichen pflege ich mich aber zu hüten; in der Folge mögen es Andere thun, die mit frischen Organen dazu kommen und sie werden etwas aufzurathen finden.

Noch ein bedeutendes Wörtchen zum Schluß. Ottilie sagt: unsere Korrespondenz sei für den Leser noch unterhaltender als die Schiller'sche. Wie sie das meint und sich's auslegt, wo möglich nächstens zu guter Stunde und so fernerhin

J. W. v. Göthe.

398. Göthe an Zelter.

Weimar, den 17ten Januar 1831.

Von dem unschätzbaren Niebuhr erhielt ich, vor ungefähr drei Wochen, einen schönen Brief, zu Begleitung seines zweiten Theils der römischen Geschichte; er war geschrieben in dem vollen Vertrauen, daß ich ihn kenne, daß ich sein Verdienst anerkenne. Das wichtige Buch traf mich gerade zu guter Stunde, wo ich auf alle Zeitungen Verzicht gethan hatte.

hatte. Ich begab mich daher sehr gern wieder in jene alten Zeiten und las mich in das Werk anhaltend hinein, welches denn freilich nöthig ist, um von einer solchen Existenz umfangen zu werden.

Eigentlich ist es nicht mein Bestreben, in den düsteren Regionen der Geschichte bis auf einen gewissen Grad deutlicher und klarer zu sehen; aber um des Mannes willen, nachdem ich sein Verfahren, seine Absichten, seine Studien erkannte, wurden seine Interessen auch die meinigen. Niebuhr war es eigentlich, und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte. So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehen mich im Grunde gar nichts an, aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die komplicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren.

Er erscheint von jeher als ein Skeptiker eigener Art, nicht von der Sorte, die aus Widersprechungsgeist verfahren, sondern als ein Mann, der einen ganz besonderen Sinn hat, das Falsche zu entdecken, da ihm das Wahre selbst noch nicht bekannt ist.

Auf diese Weise leb' ich nun beinahe einen Monat mit ihm als einem Lebenden. Ich habe das wirklich furchtbar anzuschauende Werk durchgelesen und mich durch das Labyrinth von Seyn und Nicht-Seyn, von Legenden und Ueberlieferungen, von Mährchen und Zeugnissen, von Gesetzen und Revolutionen, von Staatsämtern und deren Metamorphosen, und von tausend anderen Gegensätzen und Widersprüchen durchgeschlungen, und hatte mich wirklich bereitet, ihm eine freundliche Erwiderung zu senden, die er von keinem nahen oder fernen Kollegen, von keinem Einsichtigen irgend einer Klasse zu erwarten hatte.

Denn so wie ich um seinetwillen sein Buch las und studirte, so konnt' ich auch am besten sagen und ausdrücken, was er mir geleistet hatte, und das war gerade das, was er leisten wollte; denn mir genügte, was er bejahte, da die Herren vom Fach, nach ihrer Art, nothwendig wieder da anfangen zu zweifeln, wo er abgeschlossen zu haben dachte.

Dieses unerwartete Fehlgeschick ist mir bei dem Uebrigen, was mich betrifft und bedrängt, höchst widerwärtig; ich wüßte nun keine liebe leidige Seele, mit der ich darüber konferiren möchte. Alle gemachten Leute haben ihr eigenes Wesen und sehen dieselbigen Dinge wenigstens als anders verbunden und verknüpft an; die liebe Jugend tastet und tappt umher und möchte wohl auch auf ihre eigene Weise finden, was recht ist; der Wille ist gut, aber das Vermögen reicht nicht aus; zu meinen eigenen Ueberzeugungen find' ich keine Gesellen, wie sollte ich zu fremden Gedanken Einstimmung hoffen können?

In diesem Zustande muß es mich trösten, mich, den es gar nichts angeht, wie es mit Rom und Latinum, den Volskern und Sabinern, dem Senat, Volk und Plebes jemals ausgesehen, doch dabei ein höchst bedeutendes allgemein Menschliches zu sicherer Auferbauung gewonnen zu haben, worin das Andenken des würdigsten Mannes aufs innigste verschlungen ist.

Am wenigsten würde Dich der wichtigste Theil des Werkes, von den Ackermessungen handelnd, interessiren können, da Du mit sämmtlichen Musikern Gott zu danken hast, durch eine gleich schwebende, dort nie zu erreichende Temperatur, auf Deinen Acker zu ruhiger wirthschaftlicher Benutzung gekommen zu sein.

Und so fortan!

Göthe.

399. Zelter an Göthe.

Berlin, den 15. Juli 1803.

Herr Geheime Rath von Wolzogen ist so willfährig gewesen, durch einen Bekannten sechs Exemplare meiner Lieder für Sie mit abgehen zu lassen. Eins davon war für Schillern und eins für den guten Ehlers bestimmt, die übrigen sollen Ihrer Disposition unterworfen sein.

Seit meiner Zurückkunft von Weimar und Dresden hat sich ein neuer Zustand in mir eingefunden. Ich habe Ihren Cellini gelesen, den ich, theils aus Zeitmangel und anderer unerheblicher Ursachen wegen, unverantwortlicher Weise noch nicht gelesen hatte, obschon ich wußte, daß der Cellini in den Horen schon vor Jahren erschienen ist. Ich habe das Buch mit unnennbarem Antheil gelesen und bin davon durch und durch erschüttert. Alle Gedanken an die Dinge der Welt sind mir davon vergangen, und die Sehnsucht nach Italien hat sich meiner wieder so bemeistert, daß ich nichts als weinen möchte. Herr von Wolzogen hat mit mir über die Thunlichkeit gesprochen, mich in dies Vaterland der Musen zu führen. Ich habe seine wohlmeinende Absicht erkannt, woher sie kömmt. Was für Talente und Produkte könnte ich vorzeigen, um mich einer für mich so kostbaren Unternehmung würdig zu beweisen? da Alles noch in mir wie im Schoße der Mutter ruht und auf eine Zeit hofft, die wohl niemals erscheint. Jeder Nerv meines Geistes fängt erst jetzt an, sich nach und nach loszumachen von den Bändern und Schienen, die Zufall und Gehorsam ihm angelegt hatten, und nun, da ich immer verständiger und zahmer werden sollte, fühle ich mich wie ein junges Pferd, das zum ersten Male seine Freiheit ahnet.

Beinahe dreißig Jahre habe ich die Last und den Druck getragen, die mich auf dem flachen Boden halten, indem mich eine unbekannte Macht nach oben zieht, und ich lebe noch und kann noch ruhig scheinen, wo die höchste Anstrengung meines Leibes und Gemüthes nicht sichtbar werden soll.

Hätte ich doch das Glück zwanzig Jahre eher gehabt, in Ihren Kreis zu gerathen! Alles um mich her in dieser großen Stadt lebt von dem, was es liebt, und ihm ist wohl bei dem, was es treibt. Ich darf nicht einmal dreist sagen, was ich liebe, und was ich bin, soll ich nicht sein. Was ich so machen kann, wie es keiner macht, verlangt keiner, und was die meisten wenigstens eben so gut als ich können, giebt mir ein saures Brot, das ich, ohne Freude über vergossenen Schweiß, genieße.

Aus dieser Darstellung sollen Sie, mein ehrwürdiger Freund, beurtheilen, was Sie mir werth sind, indem Sie mich werth achten. So viele Jahre habe ich mit Anstrengung mein Innerstes meinen nächsten Nachbarn verhehlt, und Sie haben in der Ferne den Schleier hinweggezogen. Von meiner Ergebenheit gegen Sie sage ich Ihnen nichts, denn was sollte ich wohl sagen? Nur zeigen möchte ich Ihnen, was ich durch Sie sein könnte.

Wie mich manchmal die ungeheure Leidenschaft zur Kunst anpackt und mich nicht loslassen will, bis ich meine Kleinen ansehe. Dann giebt sich's wieder und ich bin wieder der alte.

Ich hätte billig vorher daran denken sollen, meinen äußeren Zustand zu verändern. Die Furcht, ein unzulängliches Talent zu kultiviren, so wie der Mangel aller Ermunterung, haben mich fast erdrückt. Bei dem allen bin ich dahin gekommen, in der Kunst das Bessere vom Guten zu unterscheiden; in der Kunst, die eben so wie ich unter dem Drucke einer populairen Sensation erstickt.

Ihre „natürliche Tochter" ist bis heute zweimal gegeben worden. Was soll ich Ihnen davon sagen? Alle hier, thun was Sie können und Jeder das Seinige, wie er nun ist. Daß wir hier zu Lande dahin kommen, etwas Natürliches natürlich zu finden und zu gebrauchen, dazu ist vor der Hand keine Aussicht, doch kann es besser werden. Die Hoffnung ist schwach, aber nicht unmöglich. Eine totale Geschmacksfinsterniß, die nicht von der Stelle rückt; in die sich Alles einfugt, dem das Denken sauer wird; die ihren höchsten Genuß in der Mäkelei, Vergleichungssucht, kurz die Lust in der Unlust zu finden meint, kann nur durch eine gewaltsame Explosion aus der stinkenden Ruhe in einen anderen Zustand übergehen, und was dann daraus wird, muß man wieder hinnehmen. Wer von dem Undanke unserer Kunstwelt will zu erzählen haben, darf sich nur um sie bemühen.

Brockmann aus Wien ist jetzt hier und hat im „Clavigo" den Beaumarchais gespielt. Er ist mit jauchzendem Beifall empfangen worden. Meines Urtheils über sein Spiel enthalte ich mich, da er ein Mann ist, der einen großen Ruf für sich hat. Gut hat er in jedem Falle gespielt, doch nun verstehe ich erst ganz, was der brave Fleck, der nichts recht machen konnte, für ein Mann gewesen ist.

Zelter.

400. Zelter an Göthe.

Berlin, den 4. Februar 1831.

Gestern Abend spät nach Hause gekommen, fand ich die eben angelangten letzten Bände (die neueste Ausgabe Göthescher Werke). Sogleich zu Bette und in bequemster Lage die Gemälde Philostrats nach einander durchgemustert, wo denn der alte Freund Herakles mich zu ruhigem Schlafe bereitet hat. So nur kann man sich hier bei alten guten Ehren bewahren und nach Tages Saus und Braus den zertheilten Sinn wieder zu Hofe sammeln. Jene Perlustrationen sind wie ein mythischer Syntax, den ich mir auf meinen Boden trage und den alten Begriff festige, daß es nur Eine Kunst giebt.

So manchmal habe schon gewünscht, mit Dir zu wechseln und einen Theil Deiner Einsamkeit gegen unser Treiben auszutauschen, das nicht immer absolut freudlos ist. Vorigen Sonntag hatte ich einen längst ersehnten Wunsch zu erfüllen, den angenehmsten Mädchen, Matronen und Jünglingen meines Kreises einen Ball in meinem Saale zu geben, wo Du den alten Narren noch einmal als Grazioso gesehen hättest und die allerschönsten Küsse allerschönster Lippen theilen können, denn ich gesteh's: für Einen allein war es fast des Guten zu viel.

Uebersieh' ich nun von hieraus mein freilich einfaches Leben, so müßte ich grämeln, daß nicht mehr, und wundere mich, daß doch manches geschehen. Seit 25 Jahren bin ich zum zweiten Mal Wittwer und hätte mich wieder verheirathen können. Ich war zweimal glücklich gewesen, das ist Viel; man soll Gott nicht versuchen. Ich hatte drei Söhne wie die Kegel; sie sollten mir Handwerker werden. Karl war schon in Lehrjahren ein tüchtiger Maurer; ich durfte ihm einen Eckpfeiler anvertrauen; er war stets sieben bis acht Schichten voran, er zeichnete allerliebst und schnell und kündete einen Architekten an. Georg sollte Zimmermann sein; Adolf Tischler, Schlosser und dergl. Ich selbst bin kein Hexenmeister, das weißt Du, aber ich habe viel Geld erworben. In meinem Hause gings bürgerlich zu und offen, doch meine zwei Gerichte und mein Wein schmeckten solchen Leuten, von denen ich lernen konnte. Da kommt der Tod und der Krieg und holt mir die Mutter meiner Söhne und diese dazu und man hatte sich wieder zu rappeln. Diese Unbilden alle haben mir aber das Herz erworben, das kein Verdienst in mir hätte gewinnen können, und dieses Herz bist Du!

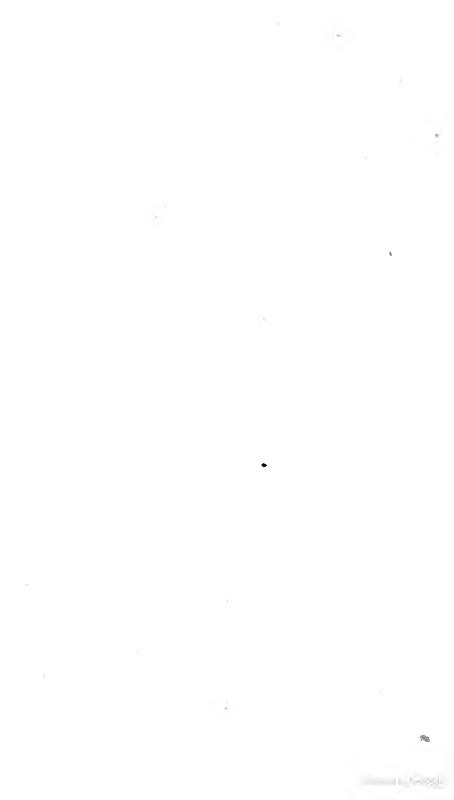
Lebe wohl und halte Dich Deinem

Zelter.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.










HDI
HW 1ZBR Y

